BD. REVERE GESCHICHTE I-V

Karl Friedrich Becker, Adolf Schmidt, Karl Arnd

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

GIFT

City U.S. Library

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

GIFT

Cliff U.C. Library

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Achte neu bearbeitete, bis auf die Gegenwart fortgeführte Ausgabe.

Herausgegeben

von

Adolf Schmidt,
ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Jena.

Mit der Fortsetzung

von

Eduard Arnd.

Zwölfter Band.

Neuere Geschichte IV.

Berlin,
Verlag von Duncker und Humblot.
1863.

Digitized by Google

gitized by Google

D20
B38w
1860
v.12-13

Inhalt des zwölften Bandes.

Neuere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Dritter Abschnitt. Der spanische Erbfolgekrieg und Ludwig's XIV. Ausgang.

	Seite
1. Die Thronbewerbung	1
2. Oesterreich eröffnet den Krieg; Prinz Eugen von Savoyen (1701)	5
3. Das große Bündniß gegen Frankreich	11
4. Die Baiern in Tyrol (1703)	15
5. Die Schlacht bei Höchstädt (13. Aug. 1704)	18
6. Ausbruch des Krieges in Spanien selbst (1704—1707)	23
7. Die Schlachten bei Ramillies und Turin (1706)	30
8. Züge nach Neapel und Toulon (1707)	37
9. Die Schlacht bei Oudenarde (11. Juli 1708)	40
10. Friedensversuche (1709)	43
11. Schlacht bei Malplaquet (11. Sept. 1709)	46
12. Marlborough's Sturz (1710)	48
13. Joseph's I. Tod	50
14. Der Utrechter Friede (11. April 1713)	54
15. Friede zu Rastadt und Baden (1714)	59
16. Die letzten Tage Ludwig's XIV.	64

Vierter Abschnitt. Der Norden und Osten Europa's bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges.

1. Schweden unter Christina's Regierung	68
2. Die polnische Republik und Karl X. von Schweden	79
3. Dänemark unter Friedrich III.	87

591128
Digitized by Google

Seite
4. Schweden unter Karl XI. und Dänemark unter Chriſtian V. . . . 98
5. Polen bis auf Sobieski's Tod und Auguſt's II. Thronbeſteigung . 102
6. Das ruſſiſche Reich und Peter's I. Emporkommen 109
7. Die Türkei 119

Fünfter Abſchnitt. Der Nordiſche Krieg und der Ausgang Karl's XII. und Peter's I.

1. Die Anläſſe des Krieges 124
2. Karl's XII. erſte Thaten 126
3. Kampf in Polen um Auguſt's II. Entthronung (1701—1704) . . 130
4. Peter in Ingermanland (1701—1704) 139
5. Karl's Züge nach Litthauen und Volhynien 141
6. Karl XII. in Sachſen (1706—1707) 143
7. Karl XII. in Rußland (1708—1709) 147
8. Karl XII. in der Türkei (1709—1714) 152
9. Peter's des Großen Vergnügungen 164
10. Karl's XII. letzte Thaten (1715—1718) 167
11. Friedensſchlüſſe (1719—1721) 173
12. Peter's I. letzte Lebensjahre (1716—1725) 175

Neuere Geſchichte. Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordiſchen Krieges bis zum Beginn der franzöſiſchen Revolution (1721—1789).

Erſter Abſchnitt. Die Lage Europa's vom Tode Ludwig's XIV. und Peter's I. bis auf den Regierungsantritt Friedrich's des Großen.

1. Einleitung 180
2. Frankreich unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans (1715—1723) 181
3. Spanien unter Alberoni's Leitung 188
4. England bis auf Georg 192
5. Kaiſer Karl VI. (1711—1740) 199
6. Das deutſche Reich 211
7. Frankreich unter Fleury's Verwaltung 216
8. Rußland unter Katharina I., Peter II. und Anna I. (1725—1740) . 220
9. Krieg Rußland's mit den Türken (1736—1739) 225
10. Thronveränderungen nach dem Tode der Kaiſerin Anna 228

Digitized by Google

Seite

11. Polen unter Auguſt II. und Auguſt III. 232
12. Schweden nach Karl XII. 249
13. Der preußiſche Staat unter Friedrich I. (1688—1713) 253
14. Friedrich Wilhelm I. (1713—1740) 259

Zweiter Abſchnitt. Friedrich der Große bis zum Hubertsburger Frieden.

1. Friedrich's II. Jugendjahre 270
2. Friedrich's II. Regierungsantritt 290
3. Die Anfänge des erſten ſchleſiſchen Krieges (1740—1741) 293
4. Ausbruch des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges 302
5. Ausgang des erſten ſchleſiſchen Krieges (1741—1742) 307
6. Kaiſer Karl VII. (1742—1745) 312
7. Der zweite ſchleſiſche Krieg (1744—1745) 315
8. Ausgang des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges 326
9. Gleichzeitiger Krieg zwiſchen England, Spanien u. Frankreich (1739—1748) 327
10. Friedrich's II. Privatleben (1746—1756) 333
11. Veranlaſſung und Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges (1756) . . 340
12. Die Schlachten bei Prag und Kollin (1757) 347
13. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen (1757) 355
14. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße (1758) . . . 363
15. Kay, Kunersdorf, Maxen (1759) 372
16. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau (1760) . . . 379
17. Schweidnitz und Kolberg verloren (1761) 389
18. Friede mit Rußland und Schweden, Rücktritt Frankreich's (1762) . 394
19. Der Hubertsburger Friede (1763) 399
20. Der gleichzeitige Kampf auf dem Meere u. in den Colonien (1756—1762) 401

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Dritter Abschnitt.

Der spanische Erbfolgekrieg und Ludwig's XIV. Ausgang.

1. Die Thronbewerbung.

Noch war in Spanien König Karl II. am Leben, der letzte männliche Sproß seines Hauses, als sich schon, wie wir sahen, zwischen anderen Mächten ein Wettkampf um den Thron entspann, dessen Erledigung bevorstand. Blicken wir noch einmal und näher auf die Begründung der Ansprüche, welche die mit der spanischen Dynastie verwandten Fürsten geltend machten! Der Dauphin von Frankreich, Ludwig's XIV. Sohn, war allerdings Sohn der älteren Tochter Philipp's IV. und Enkel der älteren Tochter Philipp's III.; Kaiser Leopold konnte sich nur darauf stützen, daß seine Mutter die jüngere Tochter Philipp's III., seine Gemahlin die jüngere Tochter Philipp's IV. war. Dagegen aber machte Oesterreich die gemeinschaftliche Abstammung beider Häuser von zwei Brüdern (Karl V. und Ferdinand I.) geltend, und die Entsagung Ludwig's XIV. bei seiner Heirath mit der spanischen Infantin; worauf französischer Seits erwiedert ward, diese Entsagung gelte nicht für die männliche Nachkommenschaft der Königin. Um der Furcht der anderen Staaten zu begegnen, daß in beiden Fällen ungeheure Ländermassen unter Ein Haupt kommen würden, wollte Kaiser Leopold seinen zweiten

Digitized by Google

Sohn Karl (aus einer dritten Ehe) zum Könige von Spanien bestimmen, und Ludwig XIV. den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou. Beiden gegenüber hatte auch Joseph Ferdinand, Kurprinz von Baiern, nahe Ansprüche, da seine Mutter Maria Antonia eine Tochter Leopold's von dessen spanischer Gemahlin war.

Wilhelm III., der große Vorfechter für die Freiheit und die Sicherstellung Europa's vor der drückenden Uebermacht Eines Staates, hatte, als Haupt der Seemächte (England's und Holland's), bei diesem wichtigen Handel vor Allem die Erhaltung des politischen Gleichgewichts und der Ruhe vor Augen; und auch Ludwig XIV. war, bei Frankreich's großer Erschöpfung, einem gütlichen Vergleiche nicht abgeneigt. In der That kam es zu einem Theilungsvertrage, der am 11. October 1698 zwischen Frankreich und den Seemächten abgeschlossen ward, vermöge dessen der Dauphin bloß Neapel mit Sicilien und Guipuzcoa, Oesterreich das Herzogthum Mailand, und der Kurprinz von Baiern die ganze übrige spanische Monarchie bekommen sollte. Aber Karl II. selbst wollte von einer Theilung seines großen Reiches nichts wissen, und ließ sich deshalb zu einem Testamente bewegen, worin er dem baierschen Kurprinzen allein das Ganze vermachte.

Aber dieser Prinz starb wenige Monate nachher, in seinem siebenten Lebensjahre (8. Febr. 1699), und die alten Schwierigkeiten traten wieder hervor. Zwischen den Seemächten und Ludwig kam bald ein zweiter Theilungsplan zu Stande (13. und 25. März 1700), nach welchem der Dauphin außer dem Königreich beider Sicilien und Guipuzcoa noch Lothringen erhalten, der Herzog von Lothringen durch Mailand entschädigt, und Spanien nebst Indien und den spanischen Niederlanden dem Erzherzog Karl anheimfallen sollte. Der Kaiser Leopold I. wurde von Ludwig eingeladen diesem Vertrage beizutreten, lehnte aber nach einigem Bedenken den Vorschlag ab.

Entschiedener noch blieb Karl II. jeder Theilung abgeneigt; hätte daher der österreichische Hof seine Sache mit mehr Eifer betrieben, so wäre es ihm wohl leicht gewesen, den Erzherzog Karl zum alleinigen Erben der ganzen Monarchie eingesetzt zu sehen. Denn der König von Spanien war bei der Nachricht von dem zweiten Theilungsvertrage dazu schon so gut wie entschlossen, und drang in Leopold, den Erzherzog nach Spanien zu schicken. Dazu war der Kaiser aber nicht zu bewegen, und sein Gesandter zu Madrid verstand sich schlecht darauf, den Künsten des französischen, des Marquis von Harcourt, entgegen zu arbeiten, der durch gefälliges und einschmeichelndes Betragen die Spanier entzückte

Digitized by Google

und Bestechungen nicht sparte. Von Tage zu Tage wuchs das Ansehn und die Partei des feinen Franzosen, und bald hatte er auch den vorzüglichsten Rathgeber des Königs, den Cardinal Portocarrero, Erzbischof von Toledo, auf seine Seite gebracht. Selbst ein Gutachten des gleichfalls für Frankreich gewonnenen Papstes, Innocenz XII., mußte helfen, den unschlüssigen Karl zu bestimmen. Und als dieser am 1. November 1700 im neununddreißigsten Lebensjahre starb, fand man wirklich in seinem Testamente den Herzog Philipp von Anjou zum alleinigen Erben der gesammten spanischen Monarchie erklärt.

Auf diese Weise war Ludwig XIV. zu einem Ziele gelangt, hinter welchem alle Vortheile, die der Theilungsvertrag verheißen hatte, weit zurück standen. Nur blieb der vorauszusehende Unwille Oesterreich's und der Seemächte so bedenklich, und der erschöpfte Zustand Frankreich's schien dem drohenden Kriege so wenig gewachsen, daß Ludwig dennoch in Ueberlegung zog, oder doch die Miene annahm, in Ueberlegung zu ziehen, ob er das Testament annehmen solle oder nicht. Im Staatsrathe waren die Meinungen getheilt; Ludwig entschied sich für die Annahme, und erklärte am 16. November 1700 seinen Enkel Philipp von Anjou mit vieler Feierlichkeit zum Könige von Spanien. Der siebzehnjährige Philipp, der Fünfte genannt, verließ bald darauf Versailles, um sich in sein neues Königreich zu begeben, und hielt am 18. Februar 1701 zu Madrid seinen Einzug. Damit begann der französische Einfluß auf den dortigen Hof; aber die Regierung wurde damit um nichts besser, als unter den letzten Habsburgischen Königen; vielmehr nahm die Leitung der Angelegenheiten, durch die Eifersucht der spanischen Großen auf die französischen Rathgeber Philipp's, ein noch verwirrteres Gepräge an.

Damals war Maximilian Emanuel, Kurfürst von Baiern, ein kriegskundiger und ehrgeiziger Mann, Statthalter der spanischen Niederlande. Ihn, der durch seinen Sohn das baierische Haus dem höchsten Glanze nahe gesehen hatte, durfte Ludwig nicht vernachlässigen, wenn er nicht dem Kaiser einen Bundesgenossen mehr zuführen wollte. Er erkannte ihm daher in einem schon am 7. November in Madrid geschlossenen geheimen Vertrage den Besitz dieser Niederlande für sich und seine Nachkommen zu; und dafür war denn der Kurfürst der erste von allen auswärtigen Fürsten, der seinem Vetter Philipp Glück wünschte, und in allen erforderlichen Fällen seine Dienste anbot. Sein Bruder Joseph Clemens, Kurfürst von Köln, den man gleichfalls mit glänzenden Verheißungen köderte, ermangelte nicht der neuen Freundschaft beizutreten.

Digitized by Google

Beide Verbündete konnten Frankreich sehr nützlich werden. Ludwig ließ in aller Stille französische Truppen in die spanischen Niederlande einrücken, und diesen wußte der Kurfürst von Baiern geschickt und heimlich in einer Nacht eine Anzahl von Festungen zu eröffnen, in welchen die Generalstaaten seit einigen Jahren dreiundzwanzig Bataillone ihrer besten Truppen zu ihrer Sicherheit liegen hatten. Auch der Kurfürst von Köln nahm gegen gewisse Hülfsgelder französische Regimenter in sein Land auf, „zum Besten und zur Erhaltung der Ruhe des deutschen Reichs," wie in den Manifesten zu lesen war.

Jene holländischen Besatzungen sahen sich durch die Ueberrumpelung in der Gewalt der Franzosen, und Ludwig ließ sie nicht eher nach Hause ziehen, als bis die Generalstaaten Philipp V. als König von Spanien anerkannt hatten. Auch das englische Parlament war gerade damals so sehr zum Frieden geneigt, daß Wilhelm III. sich zu demselben Schritte entschließen mußte. Doch geschah es nur, um Zeit zu gewinnen und in Sicherheit den Entschluß des Kaisers abzuwarten. Denn ruhig konnten beide Seemächte, deren größter Wohlstand auf dem Handel mit Spanien und dessen Colonien beruhte, es unmöglich ansehen, daß alle diese Handelsvortheile nun durch die Vereinigung Spanien's mit Frankreich dem letzteren Lande zufließen sollten. Sie rüsteten sich daher im Stillen, um dem Kaiser, sobald er den Krieg beginnen würde, beistehen zu können, nicht ohne die Absicht, dadurch ebensowohl ihre Macht in Amerika auf Kosten Spanien's auszubreiten, als das Gleichgewicht in Europa zu erhalten. In England hatte zwar König Wilhelm, den die Tories haßten, und dem die Whigs durch Undank lohnten, mit dem seine Absichten durchkreuzenden Widerwillen des Parlaments zu kämpfen; doch da die Volksstimme grundsätzlich einer gegen Frankreich nachgiebigen Politik zuwider war, so konnte eine solche auch vom Parlamente nicht auf die Dauer vertreten werden.

Digitized by

2. Oesterreich eröffnet den Krieg; Prinz Eugen von Savoyen. (1701.)

Kaiser Leopold I. war in der That entschlossen, das, was er für sein Haus auf dem Wege der Unterhandlung nicht hatte erreichen können, mit Waffengewalt in Anspruch zu nehmen; er bot, trotz der Erschöpfung seiner Staaten, Alles auf, um ein Heer von siebzigtausend Mann ins Feld zu stellen. Zwanzigtausend sollten zur Bedeckung der Erbstaaten zurückbleiben; mit ebenso vielen sollte der Prinz Ludwig von Baden, der im Türkenkriege versuchte Feldherr, die Rheinpässe vertheidigen; und dreißigtausend sollten unter seinem größern Schüler, dem berühmten Prinzen Franz Eugen von Savoyen, über die Alpen gehen, und sich der spanischen Besitzungen in Italien (Mailand's, Neapel's und der toscanischen Seehäfen) so schnell als möglich versichern.

Hier kam es nun darauf an, sich recht viele Freunde und Bundesgenossen zu verschaffen; und da sah man denn einen eifrigen Wettstreit zwischen den beiden Gegnern, einander zuvorzukommen. Die Herzoge von Savoyen und Mantua und der mailändische Statthalter, Prinz von Vaudemont, waren schon für die Franzosen gewonnen. Der Erste, geschmeichelt durch die Verheirathung einer seiner Töchter mit dem neuen Könige von Spanien und durch die Uebertragung der Oberbefehlshaberstelle über die französisch-spanischen Truppen in Italien, hatte sich anheischig gemacht, zehntausend Mann mit diesem Heere zu vereinigen; der Herzog von Mantua nahm eine französische Besatzung in seine feste Hauptstadt auf (April 1701). Umsonst forderte der Kaiser sie beide bei Strafe der Reichsacht auf, ihrer Verbindung mit dem Reichsfeinde zu entsagen; und umsonst gebot er dem mailändischen Statthalter, ihm das Herzogthum, als ein dem Reiche anheimgefallenes Lehen, zu überantworten. Vaudemont erwiederte sehr höflich: er glaube Seiner Kaiserlichen Majestät keinen größern Beweis davon geben zu können, wie sehr er deren Achtung zu verdienen wünsche, als wenn er seiner Pflicht getreu bleibe und seinem neuen Könige mit demselben Eifer diene, den er dem alten bewiesen habe; der letztere habe, laut seines Testaments, ihm den Auftrag hinterlassen, Philipp V. als seinen Nachfolger anzuerkennen; für diesen also sei er auch bereit Gut und Leben zu opfern.

Im nördlichen Deutschland fand Leopold dagegen zwei treue Freunde, den neuen Kurfürsten von Hannover und den noch neueren König Friedrich I. von Preußen. Beide waren durch das Band der

Digitized by Google

Dankbarkeit und gegenseitigen Verbindlichkeit an das Kaiserhaus gefesselt. Beiden nämlich hatte Leopold ihre neuen Würden nur aus Rücksicht auf die wesentlichen Dienstleistungen bestätigt, die sie ihm dafür versprochen hatten. Wie sehr der Erstere mit der Eifersucht seiner Mitstände zu kämpfen gehabt, ist schon früher erzählt worden; noch jetzt waren die deshalb im Fürstenrath entstandenen Streitigkeiten nicht alle beigelegt. Der zweite, vorher Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und Herzog von Preußen, der Nachfolger des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, hatte mit vieler politischer Klugheit einen Zusammenfluß günstiger Umstände benutzt, um seiner nur erst im Werden begriffenen Macht durch die Erhöhung des Titels größere Ansprüche auf die Achtung der Nachbarn zu verschaffen; und fast möchte man glauben, er habe eine Ahnung davon gehabt, welch' ein glänzendes Gebäude einst ein Größerer nach ihm auf diesem Grunde errichten werde. Ihn selbst befeuerte zu diesem Schritte das allgemeine Streben seiner Zeitgenossen nach Erweiterung ihrer Macht: des sächsischen August, den die Polen, Wilhelm's von Oranien, den die Engländer zu ihrem Könige angenommen hatten, und des kühn emporstrebenden Peter's von Rußland. Auch Friedrich III. wollte nicht zurückbleiben; und wenn es gleich nicht in seiner Macht stand, die Größe anderer Könige zu erreichen, so wollte er sich wenigstens überall von dem Glanze der Majestät umringt sehen; eine Eitelkeit (wenn man ein auf die Zukunft berechnetes Handeln so nennen kann), die allerdings seinen Hof zu einem der prächtigsten in Europa machte. In jenen bedenklichen Zeitläuften mußte dieser Fürst manchem größeren als Bundesgenosse wichtig sein: und da ihn als solchen jeder für sich zu gewinnen suchte, so zögerten die meisten nicht, ihm in der gewünschten Anerkennung eines Titels zu willfahren. Kaiser Leopold gab seine Zustimmung am 16. November 1700; und damit Ludwig XIV. ihn nicht für sich gewönne, eilten England und Holland ihn anzuerkennen, und ihm mit Glückwünschungsschreiben zu schmeicheln (31. Jan. und 5. Febr. 1701). August II. von Polen, Friedrich IV. von Dänemark, der Zar Peter, die Schweiz und die meisten deutschen Fürsten thaten dasselbe; Karl XII. von Schweden folgte 1704 nach, Frankreich und Spanien erkannten ihn erst im Utrechter Frieden an. Der für jeden Preußen festliche Tag, an welchem sich Friedrich III. (als König der Erste) zu Königsberg unter großen Feierlichkeiten die Krone selber aufsetzte, war der 18. Januar 1701.

Dafür nun fochten die tapferen preußischen und brandenburgischen Krieger für die Sache des Kaisers gegen Ludwig XIV.; und zwar in

Digitized by Google

einer Zahl, die über die vom König übernommene, auf zehntausend Mann lautende Verpflichtung weit hinausging. Auch der neue Kurfürst von Hannover sandte eine beträchtliche Anzahl von Truppen. August von Sachsen war als König von Polen um diese Zeit von Karl XII. zu sehr bedrängt, um noch Anderen beistehen zu können. Die übrigen Reichsfürsten fanden für jetzt keinen Beruf, an einem Kriege Theil zu nehmen, dessen Lasten und Schmerzen doch am meisten auf sie selbst fallen mußten, sobald die französischen Heere, wie zu erwarten stand, über den Rhein her in das stets uneinige und eben dadurch fast wehrlose Deutschland einbrachen. Der fränkische, schwäbische und baierische sowie die beiden rheinischen Kreise traten zwar am 31. August 1701 für sich in ein Bündniß zusammen, kraft dessen sie den Feind von ihren Grenzen abhalten und ihre Neutralität im Nothfall mit Gewalt behaupten wollten; aber eine Verbindung mit dem Kaiser wiesen sie durchaus von der Hand, um so mehr, da er ihnen unlängst durch die Begünstigung des Kurfürsten von Hannover, und durch die Vorladung der italienischen Lehnsträger ohne ihre Zuziehung, neuen Stoff zum Mißvergnügen gegeben hatte. Der Kurfürst von Baiern erwiederte dem Kaiser, auf eine an ihn gerichtete Aufforderung zur Theilnahme am Kriege gegen Frankreich, noch besonders und ausdrücklich, daß er neutral bleiben wolle; und doch stand er schon seit dem 9. März 1701 im geheimen Bündniß mit Frankreich.

Was indeß den Kaiser mehr als die Kopfzahl der Krieger einen glücklichen Erfolg seines Unternehmens hoffen ließ, war der günstige Umstand, daß er einen Feldherrn an die Spitze seiner Truppen zu stellen vermochte, der zu den ausgezeichnetsten kriegerischen Talenten seiner und aller Zeiten gehört, den Prinzen Eugen von Savoyen. Dieser Held war der jüngste von fünf Söhnen des aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses stammenden Titulargrafen von Soissons Eugen Moritz, der als General der Schweizer und Statthalter der Champagne in französischen Diensten stand, und einer Nichte Mazarin's, Olimpia Mancini*). Wegen seines schwächlichen Körpers ward der kleine Eugen (geb. zu Paris den 18. October 1663) zum geistlichen Stande bestimmt, lernte auch früh und mit großem Eifer Griechisch und Latein, und ward schon im Scherz von Ludwig XIV., der ihn zuweilen sah, das Aebtchen genannt. Aber mit jedem Jahre fand er sich zur Theologie weniger

*) Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, Wien 1858.

Digitized by Google

aufgelegt, und von allen Büchern, die ihm vorgelegt wurden, las er keine lieber als die alten Geschichtschreiber, besonders solche, welche die Kriegsthaten großer Helden beschrieben. Noch unerwachsen verlor er seinen Vater, und dies nöthigte seine Mutter, den Hof zu verlassen, und in den Niederlanden ihren Witwensitz aufzuschlagen. Ihre älteren Söhne hatten bereits Regimenter. Auch Eugen erbat sich eins; aber der König, der ihn wegen seiner Kleinheit verachtete, fand den Einfall wunderlich, und empfahl ihm, beim geistlichen Stande zu verbleiben.

Er war im zwanzigsten Jahre, als die Nachricht von dem neu ausgebrochenen Türkenkriege erscholl (1683). Mehrere mißvergnügte Officiere glaubten mit Recht, daß man selbst dem Feinde gegen die Ungläubigen beistehen dürfe, und baten um Erlaubniß, nach Wien zu gehen. Auch Eugen und einer seiner Brüder folgten diesem Zuge. Je kälter Ludwig XIV. die Ritter entließ, desto freudiger empfing sie Kaiser Leopold. Sie wurden nach Raab in Ungarn geschickt. Eugen, glücklicher als sein Bruder, der im ersten Gefecht erschlagen wurde, lernte den Dienst mit Ernst und Eifer, und gab schon bei dem berühmten Entsatz von Wien durch Sobieski Proben von großer persönlicher Tapferkeit, die auch der Kaiser mit einem Dragonerregimente belohnte. Dennoch veranlaßte seine schwächliche Figur und sein grauer Obermantel, in dem er öfters auszureiten pflegte, die kaiserlichen Soldaten noch lange zu dem Scherze: der kleine Capuziner werde auch nicht vielen Türken den Bart ausraufen. Aber er wußte sich bald mehr Ansehn zu verschaffen. In den folgenden Türkenkriegen, die er mitmachte, ging er dem kriegserfahrenen Prinzen Ludwig von Baden, und dem noch berühmtern Herzog von Lothringen (Karl V.) nicht von der Seite, beobachtete alle ihre Plane, und richtete ihre schwierigsten Aufträge aus, so daß der letztere ihn bei seiner Rückkehr nach Wien dem Kaiser mit der Versicherung vorstellte, in diesem jungen Helden blühe der erste Feldherr seines Jahrhunderts auf. Leopold, dieser Empfehlung eingedenk, bediente sich des Prinzen nach dem Ausbruche des dritten Raubkrieges Ludwig's XIV. 1688 in Italien gegen Catinat, ernannte ihn 1691 zum Commandanten von Turin, und 1693 zum Generalfeldmarschall. Nach Eugen's glorreichem Siege bei Zenta gab sich der stolze Ludwig alle erfinnliche Mühe, einen so begabten und glücklichen Feldherrn wieder zu gewinnen. Er ließ ihm die Statthalterschaft der Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich und ein jährliches Gehalt von 2000 Louisd'or anbieten, wenn er zu ihm zurückkehren wollte. Aber Eugen betrachtete das Land, das ihn liebreich aufgenommen, als sein wahres Vaterland, und ant-

Digitized by Google

wortete dem Abgesandten mit der Würde eines Fabricius: „Sagen Sie Ihrem Könige, daß ich kaiserlicher Feldmarschall bin, welches ebenso viel werth ist, als der französische Marschallsstab. Geld brauche ich nicht. So lange ich meinem Herrn pflichtmäßig diene, werde ich dessen genug haben.“ Und höchst musterhaft ist die Dankbarkeit, mit der er dem Hause Oesterreich ergeben blieb. Alle drei Kaiser, denen er diente, kamen ihm an Geist nicht gleich, und mußten seiner Einsicht unbedingt huldigen; dennoch fiel ihm nie ein, etwas mehr als ihr Diener sein zu wollen, und in seinen späteren Jahren hörte man ihn oft sagen: „Leopold war mein Vater, Joseph mein Bruder, und Karl ist mein Herr.“ Er erkannte sich selbst so richtig, und war so vollendet in sich, daß man nie eine Bemühung bei ihm wahrnahm, sich über Andere erheben zu wollen; eine Gemüthsbeschaffenheit, die ihn mit dem Epaminondas, du Guesclin und Bayard in eine Reihe stellt. Seine amtlichen Berichte stellen selbst die glücklichsten Anordnungen, die seine Klugheit entworfen und seine Thätigkeit ausgeführt hatte, als nothwendige und natürliche Maßregeln vor, die sich von selbst verständen, und alle Zufälle, des Feindes Fehler, und was sonst ohne seine Berechnung zum glücklichen Ausgange einer Schlacht beigetragen, sind aufrichtig mitgenannt. Seine Aufmerksamkeit erstreckte sich auf die unbedeutendsten Dinge, und seine Officiere fürchteten ebenso sehr seinen Falkenblick, als sein ungeheures Gedächtniß. Mitten in der Verwirrung der Schlacht blieb er besonnen und ruhig, Furcht war ihm fremd. Wunderbar rastlos erschien seine Thätigkeit. In den Jahren der Kraft brauchte er nur drei Stunden zum Schlaf. Seine Erholung waren die Studien der Mathematik und der Geschichte, auch wohl der Philosophie. Noch in seinem Alter wußte er aus den alten Geschichtschreibern ganze Seiten auswendig. Alle Anordnungen zu Angriffen und Belagerungen entwarf er mit eigener Hand. Zum Vergnügen und zur Uebung sann er auf mögliche Fälle, und überlegte, was in jedem derselben zu thun sein würde. Der Soldat ehrte seinen Eifer und seinen Ernst, bewunderte seine Klugheit und Geistesgegenwart, und liebte ihn wegen seiner väterlichen Sorgfalt. Zum großen Verdrusse manches Verwegenen unter seinen Officieren war er so bedacht auf Schonung seiner Leute, daß er auch nicht einen einzigen ohne Noth verloren gab. Für die Kranken und Verwundeten trug er die eifrigste Sorge. Ueberhaupt lag ihm die Verpflegung des Heeres, besonders in den Winterquartieren, über Alles am Herzen, und wenn Mangel eintrat, so schoß er lieber von dem Seinigen vor, ehe er es an den bestimmten Zahlungstagen am Solde fehlen ließ. Dafür verlangte

Digitized by Google

er aber auch Pünktlichkeit im Dienste und strengen Gehorsam. Ausreißer schoß er oft mit eigener Hand im Fliehen nieder.

Das Aeußere dieses großen Mannes fiel nicht sehr ins Auge. Doch gewann sein kleiner, leichter und sehr gewandter Körper durch die Beschwerden des Krieges bald eine gewisse Festigkeit, und die bleiche Farbe seines länglichen Gesichts verwandelte sich in eine männliche Bräune. Er hielt den Körper sehr gerade, und faßte Jeden, der mit ihm redete, scharf ins Auge. Seine Stimme war beim Commandiren stark, lebhaft und vernehmlich, außerdem sprach er für einen Franzosen sehr bedächtig und langsam. Die Nase war lang, die Augen schwarz und feurig. Den Mund mußte er beständig offen halten, weil er (wie Friedrich der Große) die Nase unaufhörlich voll spanischen Tabaks stopfte, womit auch Weste und Busenstreif reichlich bedeckt waren. Sein schwarzes Haar ergraute früh, und machte darauf einer gewaltigen Wolkenperücke nach damaliger Sitte Platz.

Nie hat sich ein Ausländer, und zumal ein Franzose, so glücklich in den deutschen Charakter zu schicken gewußt, wie Eugen. Das sah man auch bei Roveredo (im März 1701), wo sich das Heer versammelte. Mit blindem Vertrauen folgten ihm die Truppen auf die Alpengipfel. Aber hier boten sich seiner Kühnheit die ersten Schwierigkeiten dar. Alle Pässe waren schon jenseits von den Franzosen besetzt, und der Marschall Catinat hatte gute Hoffnung, daß Eugen wohl genöthigt sein würde, wieder nach Hause zu kehren. Allein diesem zweiten Hannibal war kein Gebirge unübersteiglich. Ein Berg, Namens Balbi, verschloß einen Ausweg, an den kein Franzose gedacht hatte. Eugen bewaffnete einige Regimenter mit Hacken, Bohrern und Pulver, und in wenigen Tagen war durch die vereinte rastlose Arbeit so vieler Hände ein Weg von sechs Meilen in der Länge und neun Fuß in der Breite durch den Felsen gebrochen, auf dem man mit Geschütz und Gepäck ohne Schaden hinüber kam. Wo den Pferden das Ziehen zu schwer ward, legten die willigen Soldaten mit Hand an, und mit Erstaunen sah Catinat den ganzen Zug von den Bergen herabkommen, und ehe er es verhindern konnte, die Ebene von Verona bis an die Etsch besetzen (28. Mai bis 5. Juni). Bald täuschte Eugen ihn nun durch unerwartete Wendungen, bald verschanzte er sich so klug, daß er nicht anzugreifen war, und zuletzt (9. Juli) überfiel er ihn bei Carpi und schlug ihn aufs Haupt*). Da mußte Catinat sich über den Mincio und Oglio zurück-

*) Arneth, a. a. O. Bd. I. S. 138 ff

ziehen, und Eugen nahm eine treffliche Stellung bei Chiari, wo er sein Lager meisterhaft verschanzte.

Dieser erste ungünstige Erfolg für die Franzosen verursachte am Hofe von Versailles große Unzufriedenheit. Die Maintenon hatte das Vertrauen, daß unter ihrem Liebling, dem Marschall von Villeroi, die Sachen besser gehen würden. Dieser erhielt daher den Oberbefehl, und traf am 22. August bei dem Heere ein, sich brüstend: er werde die Kaiserlichen rascher hinausschlagen aus Italien, als man sie habe eintreten lassen. So ging er denn über den Oglio, und griff Eugen in seinem verschanzten Lager bei Chiari an (1. Sept.), wurde aber so völlig geschlagen, daß drei- bis viertausend Franzosen gegen verhältnißmäßig wenige Deutsche auf dem Wahlplatz blieben, und ein allgemeiner Rückzug erfolgte. Beide Feldherren beobachteten sich noch zwei Monate und gingen dann in die Winterquartiere; die Franzosen ins Mailändische, die Deutschen in das Gebiet von Mantua, Guastalla und Mirandola. Aber selbst im Winter ließ Eugen Cremona überfallen (1. Febr. 1702), und obschon die Oesterreicher die Stadt noch an demselben Abend wieder räumen mußten, so führten sie doch den französischen Oberfeldherrn gefangen mit sich fort nach Wien, worüber die alte Frau von Maintenon untröstlich war.

---

3. Das große Bündniß gegen Frankreich.

Bisher hatten die Seemächte noch immer mit Frankreich unterhandelt; sie hatten eine billige Genugthuung für den Kaiser, die Räumung der Niederlande von französischen Truppen, Schifffahrt und Handel nach allen spanischen Staaten mit denselben Vortheilen und Rechten wie die Franzosen verlangt. Aber Ludwig XIV. glaubte jetzt Meister zu bleiben, auch wenn er alle diese Forderungen abschlüge. Unter solchen Umständen war es für Wilhelm III. eine politische Nothwendigkeit, sich des Kaisers anzunehmen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, und man beschloß von Seiten der Seemächte, Oesterreich's Ansprüche mit gewaffneter Hand zu unterstützen. Eugen's guter Anfang hatte Allen Muth gemacht. Am 7. September 1701 ward ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Oesterreich, England und den Niederlanden geschlossen, welches das große Bündniß genannt wurde. Man wollte dem

Digitized by Google

Kaiser Genugthuung für seine Ansprüche verschaffen, die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien erobern, und nicht eher Frieden machen, als bis Sicherheit vorhanden sei, daß Frankreich und Spanien nie unter Einem Scepter vereinigt werden könnten; was die Seemächte im Laufe des Krieges von den spanischen Besitzungen in Amerika erobern würden, das sollten sie behalten.

Noch hatte das englische Parlament dem Könige nicht mehr als zehntausend Mann zur Kriegführung bewilligt. Ein Glücksfall wollte, daß die öffentliche Meinung sich plötzlich zu weit größerer Begünstigung des Unternehmens wendete. Der frühere König, Jakob II., der sich nach seiner Entthronung dreizehn Jahre in St. Germain aufgehalten hatte, starb daselbst am 16. September 1701, und hinterließ einen Sohn, der nun als Jakob III. den Anspruch machte, der einzige rechtmäßige Erbe der englischen Krone zu sein; und Ludwig XIV. glaubte nichts Klügeres thun zu können, als wenn er durch Anerkennung dieses Prätendenten im Innern England's Zwietracht säe. Allein das Verderbliche dieser Maßregel fiel ganz auf ihn selbst zurück. Die Engländer wurden über Ludwig's Anmaßung, einen Prinzen, dessen Geschlecht sie vertrieben, als ihren rechtmäßigen König zu betrachten, so erbittert, daß Wilhelm es wagen durfte, ein neues Parlament zusammenzurufen, das ihm denn auch ohne Weiteres Subsidien für vierzigtausend Mann Landtruppen und eben so viele Matrosen bewilligte.

Für die Führung des Landheeres hatte das Kennerauge Wilhelm's, der damals an einer schweren Krankheit litt, einen Mann gefunden, welcher dieser Stelle vollkommen gewachsen war; nämlich den durch seine Thaten so berühmt gewordenen John Churchill, Grafen (nachmals Herzog) von Marlborough. Derselbe, geboren im Juni 1650, war zuerst Kammerpage bei Jakob II., damaligem Herzog von York, gewesen. In den Jahren 1672 und 1673, da die Engländer Frankreich's Verbündete gegen Holland waren, machte er seine erste Schule unter dem großen Turenne, der ihn sehr auszeichnete. Im Lager desselben hieß er nur der schöne Engländer; und in der That soll die außerordentliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit seines Körpers, verbunden mit der Lebhaftigkeit seines Geistes, ihn unwiderstehlich gemacht haben. Späterhin hatte er unter Wilhelm III. selbst Gelegenheit gefunden, seine großen Anlagen für den Krieg noch weiter auszubilden. Marlborough schiffte sich im März 1702 als Oberbefehlshaber der englischen und holländischen Landmacht nach den Niederlanden ein, und um dieselbe Zeit erfolgte die Kriegserklärung der Seemächte gegen Frankreich.

Digitized by Google

Aber die engliſchen Truppen waren noch nicht lange in Holland gelandet, als die unerwartete Nachricht einlief, Wilhelm III. ſei am 19. März an den Folgen eines unglücklichen Sturzes mit dem Pferde geſtorben, und ſeine Schwägerin Anna, Jakob's II. Tochter und Gemahlin des däniſchen Prinzen Georg, habe, gemäß der bei der Staatsveränderung von 1689 angenommenen Erbfolgeordnung, die Regierung angetreten. Zum Glück veränderte dies nichts in den getroffenen Maßregeln. Wilhelm hatte ſeiner Nachfolgerin noch auf dem Sterbebette den Grafen von Marlborough als den vorzüglichſten Heerführer im ganzen Königreiche empfohlen, und dieſer erhielt darauf ſogleich von ihr den Auftrag, den Generalſtaaten zu verſichern, daß ſie ganz nach den Grundſätzen ihres preiswürdigen Vorgängers regieren werde.

Preußen ließ zuerſt eine anſehnliche Truppenabtheilung zu Marlborough's Heere ſtoßen, nachdem es vorher dem großen Bündniſſe beigetreten war; ein Schritt, den nunmehr auch vier Reichskreiſe thaten, der fränkiſche, der ſchwäbiſche und die beiden rheiniſchen, ſowie insbeſondere noch der Kurfürſt von Trier. Holländiſche und preußiſche Truppen rückten in das kölniſche Gebiet ein, um die Franzoſen, die der unpatriotiſche Kurfürſt auf Grund eines Geheimbundes mit Ludwig XIV. (vom 13. Februar 1701) darin aufgenommen hatte, zu vertreiben, und eroberten die Stadt Kaiſerswerth. Um dieſelbe Zeit ward das undeutſche Benehmen zweier anderen deutſchen Fürſten, der beiden Herzöge von Braunſchweig-Wolfenbüttel, geſtraft. Dieſe, noch erfüllt von heftigem Haſſe gegen ihren Nachbarn, den Kurfürſten Georg Ludwig von Braunſchweig-Lüneburg (Hannover), hatten auch ihrerſeits mit Frankreich am 1. Mai 1701 ein Bündniß geſchloſſen, und ſich verpflichtet, ein Heer zu deſſen Verfügung zu ſtellen, wogegen ihnen Hülfsgelder verſprochen wurden. Sie vermehrten deswegen ihre Kriegsmacht bis auf zwölftauſend Mann, indem ſie vielleicht noch eine andere Abſicht, gegen jenen Nachbar gerichtet, im Schilde führten. Umſonſt mahnten der Kaiſer, England, Kurbrandenburg und der niederſächſiſche Kreis ſie ab; ſie beharrten bei ihren Umtrieben. So wurde denn beſchloſſen, Gewalt zu brauchen. Mit Freuden übernahm der gleich entflammte Nachbar Georg Ludwig im Namen des Kaiſers das Strafamt. Ganz plötzlich, in der Nacht vom 19. zum 20. März 1702, brachen hannoveriſche Truppen ins Braunſchweigiſche ein, beſetzten alle Städte und Dörfer, entwaffneten die Einwohner und zogen einen Gränzcordon ringsumher. Der Streit wurde dadurch erledigt, daß der Kaiſer beide Brüder trennte und den jüngern von aller Mitregierung ausſchloß, worauf der ältere von

Digitized by Google

dem französischen Bündnisse abtrat und den größten Theil der Truppen, die er geworben, dem Kaiser zu überlassen versprach.

Der Beitritt mehrerer Kreise zum großen Bündnisse wider Frankreich hatte deutlich gezeigt, daß die meisten Reichsstände über die Kriegsfrage umgestimmt waren. Sie gaben daher nun auch dem Verlangen des Kaisers, daß das gesammte Reich sich wider Ludwig XIV. erklären möge, Gehör. Am 6. October 1702 erfolgte die förmliche Kriegserklärung des deutschen Reichs, und der französische Gesandte zu Regensburg erhielt die Weisung, sich binnen drei Tagen aus der Stadt zu entfernen.

Nicht wenig hatten wohl zu dieser Entschließung die glücklichen Erfolge Eugen's mitgewirkt; aber was ganz zuletzt noch den Ausschlag gab, war das Betragen Maximilian Emanuel's, Kurfürsten von Baiern. Ihn hatte nichts bewegen können, die französische Partei zu verlassen; vielmehr hatte er noch am 17. Juni 1702 einen geheimen Vertrag mit Ludwig XIV. und Philipp V. geschlossen, worin ihm die erbliche Statthalterschaft der spanischen Niederlande in aller Form zugesichert ward. Trotz seiner angeblichen Neutralität wußte man, daß er eine ansehnliche Kriegsmacht versammelt hatte; und plötzlich lief die Nachricht ein, er habe am 8. September in der Nacht die reiche und feste Stadt Ulm durch List überrumpelt und besetzt. Das erregte allgemeinen Unwillen. Leider hatte der Kaiser kein Heer mehr übrig, um gegen den Kurfürsten Gewalt zu brauchen; und das Reichsheer unter dem Prinzen Ludwig von Baden war am Rheine unentbehrlich, wo der letztere bereits die Festung Landau erobert hatte (9. Sept.), und nun den Marschall von Villars aufzuhalten suchte. Dieser setzte kurz darauf ein starkes französisches Heer mit großer Geschicklichkeit bei Hüningen über den Rhein, und griff die Deutschen am 14. October bei Friedlingen mit überlegener Macht an. Ungeachtet der Verlust in dieser Schlacht auf beiden Seiten ziemlich gleich war, mußte sich Villars doch wieder über den Rhein zurückziehen, und konnte sich nicht, wie er gewünscht hatte, mit dem Kurfürsten von Baiern vereinigen. An der Maas behielt Marlborough gegen die Franzosen die Oberhand. Eugen hatte in diesem Jahre in Italien nur vertheidigungsweise verfahren können, weil die französische Macht der seinigen weit überlegen war, und nach Villeroi's Abgang von einem Feldherrn angeführt wurde, der als ein würdiger Gegner Eugen erschien, von dem Herzog von Vendome. Beide maßen sich fast nur mit den Augen; bloß einmal schlugen sie sich, bei Luzzara am 15. August 1702, doch ohne Entscheidung. Dagegen nahm im October die

Digitized by Google

verbündete Flotte, unter dem Befehle des Herzogs von Ormond, im Hafen von Vigo in Galicien die spanische Silberflotte weg und zerstörte einen großen Theil der spanischen Seemacht.

---

4. Die Baiern in Tyrol.

(1703.)

Im folgenden Jahre (1703) erhielt das große Bündniß noch zwei neue Genossen, den König Peter II. von Portugal und den Herzog Victor Amadeus von Savoyen. Jenen bewog der Kaiser dadurch zum Beitritt, daß der Erzherzog Karl ihm in einem geheimen Artikel die Abtretung einer Anzahl spanischer Städte versprach, sobald er in den Besitz des Reiches gekommen sein würde. Dem Herzog von Savoyen war theils das vornehme, gebieterische Betragen der französischen Generale, die ihn wie einen untergeordneten Fürsten behandelten, unerträglich; theils neigte seine Staatskunst immer nach der Seite hin, die ihm die größeren Vortheile verhieß; und da ihm nun die Seemächte Geldhülfe und der Kaiser Landabtretungen zusagte, so trat er ihnen am 25. October förmlich bei. Aber dieser Schritt kam seinem armen Lande theuer zu stehen. Die Franzosen überschwemmten es in kurzer Zeit, und erlaubten sich aus Rachsucht die größten Ausschweifungen und Erpressungen. Vendome hatte schon vorher, als der französische Hof von den geheimen Unterhandlungen des Herzogs Nachricht erhielt, die savoyischen Hülfstruppen in seinem Heere unter seine eigenen Regimenter gesteckt, und die Officiere zu Gefangenen gemacht. Eugen war zu Anfang des Jahres nach Wien gereist, um den schlechten Zustand seiner Truppen vorzustellen, und sein Stellvertreter, Graf von Stahremberg, durfte nur vertheidigungsweise verfahren.

Besser war der jetzt zum Herzog ernannte Marlborough versehen. Er brachte das Jahr mit der Belagerung fester Plätze in den spanischen Niederlanden und im Kölnischen zu; und eroberte Bonn (15. Mai), Huy (25. August), Limburg (27. September) und Geldern (15. December). Zum Gegner hatte er den wieder ausgelösten Marschall von Villeroi, der jede Schlacht sorgfältig vermied.

Das war aber auch die einzige Gegend, in der die Verbündeten in diesem Jahre Glück hatten. Mitten im deutschen Reiche loderten

Digitized

jetzt die Kriegsflammen schrecklich auf, durch Schuld des unpatriotischen Kurfürsten von Baiern. Ihn zu züchtigen, hatte der Kaiser dessen Land durch zwei Heeresabtheilungen schon im März von zwei verschiedenen Seiten überfallen lassen; allein der Kurfürst hatte die eine glücklich wieder hinausgeschlagen, schützte sich gegen die andere, und besetzte unter großem Geschrei aller Gesandten sogar Regensburg. Um sich mit ihm zu vereinigen, war Villars schon früher zweimal über den Rhein gesetzt, jetzt geschah es abermals. Zwar griff er die deutschen Linien bei Stollhofen vergeblich an; aber vermittelst eines geschickten Marsches durch den Schwarzwald und das Kinzinger Thal rückte er über Donaueschingen nach Dutlingen in Schwaben vor, wohin der Kurfürst ihm entgegengekommen war, so daß die Vereinigung am 12. Mai erfolgte. Nun entstand aber Streit zwischen Villars und dem Kurfürsten, wohin man sich wenden solle. Villars meinte, nach Wien; Maximilian wollte in Tyrol einfallen, und dem Herzog von Vendome den Weg ins Oesterreichische bahnen. Ludwig XIV. mußte endlich entscheiden und stimmte für das letztere. Villars blieb zur Deckung Baiern's zurück, und der Kurfürst trat mit etwa sechszehntausend Mann den Zug in das Tyrolische an. Am 17. Juni forderte er Kufstein auf, sich zu ergeben. Der tapfere Befehlshaber dieser Bergfestung gab eine entschlossene Antwort, und ließ, um die Stadt besser vertheidigen zu können, die Vorstädte in Brand stecken. Aber zum Unglück warf ein plötzlich entstehender Sturmwind die Flamme auf die Stadt selbst, das Pulvermagazin sammt allen Bomben und Granaten flog in die Luft, und während die Besatzung in größter Verwirrung zum Löschen und Retten Hand anlegte, erstiegen die Baiern das Schloß. Im ersten Schrecken über diese Begebenheit ergaben sich auch die nächstgelegenen Plätze Rattenberg, Hall u. s. w. leicht, und am 25. Juni sogar das so wichtige Innspruck. Von hier aus ging der Zug weiter nach der bekannten Ehrenberger Klause. Auch dieser Paß wurde glücklich erobert, und nun zog man auf den Brenner los, den Gipfel der Tridentinischen Alpen, zwischen dem Inn, der Eysach und Etsch.

Aber hier war den Eroberern ihr Ziel gesteckt. Die tapferen Tyroler erhoben sich und griffen zu den Waffen, zur Vertheidigung ihres Landes und zum Verderben der Angreifer. In den nur ihnen bekannten und zugänglichen Schlupfwinkeln neben und über den gefährlichen Felsenwegen versteckt, warfen und schossen sie alle Vorübergehenden nieder. Ein Hülfshaufen österreichischer Truppen, den ihnen der Kaiser unter dem General Guttenstein zuschickte, machte ihnen noch mehr Muth; und

Digitized by Google

so kamen sie bewaffnet, unter der Anführung des wackern Beamten von Landeck Martin Sterzinger, zu Tausenden herbei, besetzten alle Höhen über jenen engen Pässen, durch welche die Baiern ziehen mußten, und gaben ein denkwürdiges Beispiel von aufopfernder Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, wie ihre Nachkommen im neunzehnten Jahrhundert es auf dieselbe Weise und gleichfalls gegen Baiern und Franzosen gegeben haben. Von allen Felsenspitzen rollten Steine und Baumstämme, flogen Kugeln auf die Feinde herunter, die, dicht zusammengedrängt, unkundig der Gegend, und ohne ihr Geschütz brauchen zu können, ein sicherer Raub des Todes wurden. In einem Hohlwege lauerte ein tyrolischer Jäger mit seiner Büchse dem Kurfürsten selber auf, schoß aber statt seiner den Grafen von Arco nieder, irre geführt durch dessen reiche Kleidung. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt, konnten überdies die Bedrängten in diesen öden Klüften weder aus dem Vaterlande noch von Vendome die geringste Nachricht erhalten. Da beschloß man denn bei so schlimmer Lage den Vereinigungsplan ganz aufzugeben und den Rückzug anzutreten. Dieser war aber noch unglücklicher als die bisherige Bewegung; denn die immer mehr ermuthigten Bergbewohner tödteten eine große Menge; wofür sich die Baiern ihrerseits in den durchzogenen Dörfern und Städten an Weibern und Kindern barbarisch genug rächten. Alle eroberten Städte und Schlösser mußten indeß, bis auf Kufstein, wieder verlassen werden; und so kam der Kurfürst sehr kleinmüthig, und nur etwa mit der Hälfte der Mannschaft, womit er vor zwei Monaten ausgezogen war, im Anfang des August wieder in Baiern an. Vendome war bis Trient gekommen, und nachdem er jenen dort lange vergebens erwartet hatte, mußte er gleichfalls wieder umkehren, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden*).

Maximilian Emanuel fand seinen Verbündeten, den Marschall von Villars, zwischen Lauingen und Dillingen, den österreichischen General Styrum aber bei Haunsheim fest verschanzt; eben rückte auch Ludwig von Baden mit dem Rheinheere herbei, und warf sich nach Augsburg und Friedberg. Dadurch ward den Franzosen und Baiern alle Zufuhr abgeschnitten, und nur ein glückliches Treffen konnte sie retten. Dies bedachte Styrum nicht, sondern in der Hoffnung, sie noch näher einzuschließen, verließ er sein festes Lager, um bei Donauwörth über die Donau

*) Vgl. Jäger, Tyrol und der baierisch-französische Einfall im J. 1703, Innspruck 1844, bes. S. 146 ff., 335 ff.

Digitized by Google

zu gehen. Aber ehe er diese Stadt erreicht hatte, holten Villars und der Kurfürst ihn ein, und lieferten ihm am 20. September zwischen Oberklau und Höchstädt eine Schlacht, in der er, trotz allem Widerstande, der überlegenen Macht weichen mußte. Dadurch erhielten die Franzosen und Baiern wieder Luft; doch verrichteten sie vor der Hand nichts weiter, weil die Häupter in beständigem Zwiste waren. Dafür aber nahmen zwei andere französische Heere, unter dem Herzoge von Bourgogne und dem Marschall von Tallard, die wichtigen Festungen Breisach (7. Sept.) und Landau (17. Nov.) weg; und am 13. December mußte sich auch das reiche Augsburg an die Baiern und den Grafen von Marsin ergeben, den Ludwig XIV. an die Stelle des wegen seiner steten Zwistigkeiten mit dem Kurfürsten von Baiern abgerufenen Villars nach Schwaben gesandt hatte. So endete der Feldzug von 1703 dennoch nachtheilig für die Verbündeten.

---

5. Die Schlacht bei Höchstädt.

(13. Aug. 1704.)

Ehe sich der Kurfürst in die Winterquartiere begab, hatte er noch am 7. und 8. Januar 1704 Passau, den Schlüssel von Oesterreich, beschossen und durch Vertrag eingenommen. Eugen brachte, wie gewöhnlich, den Winter in Wien zu; und hier berathschlagte man ernstlich, wie man das Mißgeschick des letzten Feldzugs wieder gut machen wolle. Was die Noth vergrößerte, war, daß im Jahre vorher ein Aufruhr in Ungarn ausgebrochen war, und daß man einen großen Theil der in Deutschland so nöthigen Truppen dorthin hatte schicken müssen. Die Ungarn hatten von Neuem Anlaß zu großen Beschwerden. Sie klagten über Verachtung der Nation, während Ausländer in Aemtern und Würden seien, über schwere Steuern, Unfug der Soldaten, verweigerte und willkürliche Rechtspflege; die Protestanten noch besonders über Gewissenszwang *). Die Unzufriedenen fanden ein Haupt an dem Fürsten Franz Ragoczy, den der Kaiser auf einen bloßen Verdacht hin hatte einkerkern lassen, der aber Mittel gefunden hatte, sich durch die Flucht zu retten. Sein Anhang wuchs von Tage zu Tage, und die österreichische Herrschaft in dem schönen Königreich wankte.

*) Mailath, Geschichte der Magyaren, Bd. V. S. 68.

Digitized by Google

In Betreff des Feldzugs in Deutschland ward beschlossen, daß Eugen diesmal gleichfalls dorthin gehen und mit Ludwig von Baden und Marlborough vereinigt an der Vertreibung des innern und äußern Feindes arbeiten sollte. Von den Generalstaaten war nicht zu erwarten, daß sie in Marlborough's so weite Entfernung willigen würden. Er selbst theilte ihnen daher nur die Hälfte des Plans mit, und bat blos um die Erlaubniß, bis an die Mosel vorrücken zu dürfen, was nur nach langem Widerspruch zugegeben ward. Er versammelte darauf im Frühjahr sein verbündetes Heer zu Mastricht, rückte nach Köln, und von da den Rhein hinauf nach Koblenz (im Mai). Dann ging er zum Schein nach Trier die Mosel hinauf, um die Franzosen zu täuschen, wandte sich aber plötzlich nach Mainz, und stand in Kurzem, wo ihn Niemand vermuthet hatte, am Neckar. Dieser Marsch ist eine von Marborough's glänzendsten Thaten. Er hatte es nicht bloß mit einem wachsamen und vorsichtigen Feinde zu thun, den er irre führen mußte; auch hatte er nicht bloß vor den Holländern, deren Feldherren durch Eifersucht und Unentschlossenheit seine Thätigkeit schon früher gelähmt, seine eigentliche Absicht zu verheimlichen; sogar dem englischen Ministerium, und selbst seiner Königin scheint er nicht sein ganzes Vorhaben enthüllt zu haben, weil seine Feinde im Cabinet, die heftigen Tories, schon damals gegen alle weitaussehenden Kriegsplane ankämpften, und nur eine laue Theilnahme wünschten*). Am Neckar, bei Heilbronn, kamen Ludwig von Baden und Eugen zu ihm ins Hauptquartier (im Juni). Die Feldherren überhäuften sich gegenseitig mit Höflichkeit. Ludwig nannte Marlborough den Retter Deutschland's; der Herzog erwiederte darauf, nur von ihm könne er lernen, wie man das Reich retten möge. Eugen rühmte die Schönheit der Marlborough'schen Truppen und den ungemeinen kriegerischen Muth, der jedem Einzelnen aus den Augen blitze, und desgleichen er nie gesehen habe; worauf der Engländer entgegnete, wenn dem so sei, wie er sage, so habe einzig die Gegenwart Seiner Hoheit ihnen dies Feuer eingeflößt.

Die drei Feldherren hielten nun Kriegsrath mit einander, und wurden darin einig, daß Eugen an den Rhein rücken solle, die Linien bei Stollhofen zu vertheidigen. Marlborough und der Prinz von Baden hingegen sollten gemeinschaftlich in Baiern eindringen; und damit nie ein Streit unter ihnen entstehe, solle jeder von ihnen beiden einen

*) S. Coxe, Memoirs of John Duk of Marlborough, T. I. pag. 234. Ed. in 4to.

Digitized by Google

Tag um den andern den Befehl führen. Marlborough zog hierauf von Heilbronn nach Ulm, wo Ludwig's Reichsheer stand (22. Juni), und beide beschlossen, mit vereinigter Macht auf die Franzosen und Baiern loszugehen.

Diese standen in einem festen Lager zwischen Lauingen und Dillingen verschanzt. Um aber den Verbündeten den Uebergang über die Donau zu erschweren, sandten sie einen Theil ihrer Truppen, unter dem Grafen von Arco, auf den Schellenberg bei Donauwörth, damit er sich dort gleichfalls verschanze. Aber dies glaubten die Verbündeten, die es zeitig genug erfuhren, nicht zugeben zu dürfen. Sie rückten den Abgezogenen schnell nach, setzten über die Wernitz, und erschienen am 2. Juli am Schellenberge, auf welchem jene mit ihren Verschanzungen noch lange nicht fertig waren. Marlborough, der an diesem Tage den Oberbefehl führte, wollte sich die Ehre des Angriffs nicht nehmen lassen, und so begann noch spät, gegen sechs Uhr des Abends die Schlacht. Marlborough führte seine Engländer und Holländer auf dem linken Flügel, Ludwig von Baden seine Reichstruppen auf dem rechten, dem Feinde entgegen. Die Wuth der Fechtenden von beiden Seiten war fürchterlich, aber schon in der ersten Stunde mußten die Baiern weichen. Die Kaiserlichen erstiegen die Verschanzungen zuerst; dann drangen auch die Engländer und Holländer hindurch, und den Angegriffenen blieb nichts übrig, als über die Donau nach Lauingen zu fliehen, auf welchem Wege jedoch Viele theils unter den Hieben der nachsetzenden Reiter fielen, theils in den Fluß gesprengt wurden. Der Verlust an Mannschaft war auf beiden Seiten zwar ungefähr gleich groß; allein den Verbündeten fiel doch das ganze Gepäck sammt allen Zelten der Feinde, einige trefflich gefüllte Magazine in Donauwörth und sechszehn Kanonen in die Hände. Das reiche Silberzeug des Grafen von Arco ward unter die Soldaten zur Belohnung ihrer Tapferkeit vertheilt.

Der Kurfürst und der Graf von Marsin hielten sich nun auch in ihrem Lager bei Lauingen nicht mehr sicher, und zogen sich daher unter die Kanonen von Augsburg zurück, wo sie eine Verstärkung erwarten wollten, mit welcher der Marschall von Tallard bereits auf dem Wege war. Marlborough forderte jetzt den Kurfürsten dringend auf, von dem französischen Bündniß abzugehen, und der Kaiser fügte noch die billigsten Versprechungen hinzu; doch umsonst. Man bediente sich hierauf des Mittels, das Baierland schrecklich zu verwüsten und auszuplündern; und das Jammergeschrei der Unglücklichen ward in der That so laut, daß der Kurfürst von seinen Räthen auf das dringendste gebeten ward,

Digitized by Google

ſich mit dem Kaiſer zu verſöhnen. Weinend kam ſelbſt die Kurfürſtin und flehte ihn an, daß er ſein Haus und Land nicht der unglückſeligen Treue für Frankreich opfere. Aber die Gegenvorſtellungen Marſin's und zweier bairiſchen von Frankreich gewonnenen Generale*) hatten bei dem Kurfürſten größeres Gewicht. Kurze Zeit ſchwankte er; als indeß Tallard mit achtundvierzig Bataillonen Fußvolk und ſechszig Schwadronen Reiterei wirklich herbeikam und ſich am 3. Auguſt mit dem Kurfürſten bei Augsburg vereinigte, waren alle Beſorgniſſe des Letztern verſchwunden, und Leopold's Friedensvorſchläge wurden völlig verworfen. Aber wie Tallard's böſer Geiſt kam der lauernde Eugen mit achtzehntauſend Mann aus den Linien bei Stollhofen hinter ihm her gezogen, und ſtand um eben dieſe Zeit in der Gegend von Donauwörth, wo ſich Marlborough ſo ſchnell als möglich mit ihm vereinigte (11. Aug.). Den alten mürriſchen und bedächtigen Prinzen von Baden hatte der Letztere ſchon vorher liſtig genug fortgeſchickt, indem er ihm die Nothwendigkeit vorgeſtellt hatte, Ingolſtadt zu belagern, wozu ſich derſelbe aus einer beſondern Vorliebe für Belagerungen willig verſtanden hatte. Mit Eugen allein wurde der ſtolze Herzog ſehr gut fertig, weil dieſer vermöge ſeiner ſeltenen Beſcheidenheit, um des allgemeinen Beſten willen, jede eigene Anmaßung gern unterdrückte und dem ältern Feldherrn keinen Vorſchlag aufzudringen verſuchte, deſſen Nothwendigkeit er ihm nicht durch die bloße Darlegung der Gründe einleuchtend machen konnte. Beide rückten nun gemeinſchaftlich am Dienſtag (12. Aug.) auf den Flecken Höchſtädt zu, da ſie Nachricht hatten, daß der Feind bereits in der vorigen Woche bei Lauingen über die Donau gegangen ſei. Beim Recognosciren fanden ſie ihn ſchon in der Gegend von Höchſtädt aufgeſtellt, und beſchloſſen ſogleich, ihm eine entſcheidende Schlacht zu liefern.

Am Mittwoch den 13. Auguſt rückten ſie früh um halb vier Uhr aus dem Lager, und um ſechs Uhr bekamen ſie den Feind zu Geſicht. Die Kanonade begann gegen halb neun Uhr; aber da man noch einige Moräſte umgehen und über einige Bäche ſetzen mußte, ſo fing die eigentliche Schlacht erſt um ein Uhr Nachmittags an. Die Franzoſen hatten den Vortheil der beſſern Stellung und der weit größern Truppenzahl für ſich, und nur die höchſte Nothwendigkeit konnte die verbündeten Feldherren bewegen, ſie anzugreifen. Aber was nur irgend die vereinte Klugheit zweier trefflicher Männer und das Vertrauen ihrer Mannſchaft auf ſie bewirken konnte, das ward bewirkt. Marlborough führte den rechten

*) Zſchokke, baieriſche Geſchichte, Bd. III. S. 490.

Digitized by Google

Flügel, heimlich betend, gegen Tallard an (er selbst gestand nachher, er habe nie so viel gebetet, als an diesem Tage); Eugen drang mit dem linken auf die Baiern ein. Mehrmals wurden sie zurückgeworfen, aber immer setzten sie sich wieder und gingen aufs Neue in das fürchterlichste Feuer. Ein englischer General, dessen Reiterregiment schon zweimal geschlagen war, lenkte zur Flucht um. Marlborough holte ihn ein, und rief: „Mein Herr, Sie sind im Irrthum, dort steht der Feind, und Sie dürfen ihm nur das Gesicht zukehren, so gehört der Tag Ihnen." Beschämt that jener seine Schuldigkeit und erhielt so einen Antheil an dem gemeinschaftlichen Siege; denn nach Sonnenuntergang ward die Flucht der Feinde allgemein. Zwanzigtausend Franzosen und Baiern lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde; 15,220 Mann, und unter diesen der Marschall von Tallard selbst nebst seinem Sohne und achthundertundachtzehn Officieren waren gefangen. Mit dem Reste setzten der Kurfürst und der Graf von Marsin über die Donau, um sich unter die Kanonen von Ulm und Memmingen zu flüchten. Die Beute der Sieger war außerordentlich. Die reiche Kriegskasse, 5300 Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf, 3600 Zelte, zwei Schiffbrücken, hundertundsiebzehn Kanonen, vierundzwanzig Mörser, hundertundneunundzwanzig Fahnen, hundertundeinundsiebzig Standarten und siebzehn Pauken fielen in ihre Hände. Das französische Heer war so gut als vernichtet, ganz Baiern und Schwaben vom Feinde gesäubert, und der bisher so hartnäckige Kurfürst von Baiern nun durchaus zu Grunde gerichtet. Von diesem glorreichen Tage an tönte der Name Marlborough in tausend Liedern wieder, und der Kaiser voll gerechten Dankgefühls gegen den Retter seiner Ehre und den Ueberwinder seiner Feinde, ernannte ihn auf der Stelle zum Reichsfürsten. Er selbst krönte seinen Ruhm noch durch menschenfreundliche Sorgfalt für die Verwundeten und durch höfliches Benehmen gegen die Gefangenen. Dem tiefgebeugten Marschall von Tallard sagte er über seinen vortrefflichen Charakter verbindliche Dinge; und als dieser äußerte, er (Marlborough) habe die bravsten Truppen von der Welt geschlagen, erwiederte er lächelnd: „Ich hoffe, Ew. Gnaden werden diejenigen ausnehmen, welche die Ehre gehabt haben, dieselben zu schlagen."

Dem Kurfürsten von Baiern blieb nun nichts übrig, als mit seinen Bundesgenossen über den Rhein zu ziehen. Sein Land, wie auch die Reichsstädte Regensburg, Augsburg und Ulm, wurde sogleich von den Kaiserlichen besetzt, die, wie man denken kann, nicht glimpflich damit verfuhren; und sein Abgeordneter auf dem Regensburger Reichstage

Digitized by Google

ward bedeutet, in drei Tagen die Stadt zu verlassen. Vermöge eines am 11. November zu Ilbesheim bei Landau mit dem römischen König geschlossenen Vertrages behielt die Kurfürstin bloß die Stadt und das Rentamt München; das ganze übrige Land erhielt einen kaiserlichen Statthalter*). Die Feldherren zogen inzwischen an den Rhein; Ludwig von Baden, um abermals Landau zu belagern, das am 24. Nov. überging; Eugen und Marlborough nach Kronweißenburg, um den Marschall von Villeroi abzuhalten. Trier ward von den Franzosen freiwillig verlassen, Trarbach ergab sich an den Erbprinzen von Hessen-Kassel (18. December). Im Spätherbst ging Eugen nach Wien, und Marlborough über Berlin und Hannover nach London. Für Ludwig XIV. begann jetzt eine Reihe von Unglücksfällen und Demüthigungen, die um so schwerer wogen, als Frankreich auch in seinem Innern durch den verzweifelten Aufstand der Camisards und dessen Bekämpfung in schwere Leiden verstrickt worden war.

---

6. Ausbruch des Krieges in Spanien selbst.

(1704—1707.)

Schon König Wilhelm von England hatte den Plan zu einem Angriffe auf Cadix entworfen; nach seinem Tode wurde er ausgeführt. Am 22. August 1702 langte eine zahlreiche englisch-holländische Flotte an der spanischen Küste an. Cadix wurde zwar wegen der Uneinigkeit der Anführer und wegen ihrer schlechten Anstalten nicht genommen; aber bei ihrer Rückkehr drangen die verbündeten Schiffe in den Hafen von Vigo, wo eine außerordentlich reich beladene, aus Amerika nach Spanien gekommene Flotte lag, zerstörten viele Schiffe, bemächtigten sich anderer, und führten große Beute von dannen. Es war ein harter Schlag für die spanische Regierung; ihre Seemacht war fast vernichtet. Auch sonst stellte sich der Zustand Spanien's als ein sehr trauriger dar. Der schwache Philipp V. hatte sich mit einer savoyischen Prinzessin vermählt;

---

*) Arneth, a. a. O. Bd. I. S. 286. Das Zustandekommen des Vertrages wird oft schon vom 7. Nov. datirt. Vgl. Theatrum Europ. vom J. 1704 S. 104. Schäffler, Zur Geschichte der oberbaierischen Landeserhebung im J. 1705, in Sybel's histor. Zeitschr. Jahrg. 1861, Heft 4, S. 251.

Digitized by Google

diese brachte eine ränkevolle Oberhofmeisterin, die Prinzessin Ursini, mit; ein verhaßtes Weiberregiment verdrängte und erbitterte mehrere Große von Spanien, die bisher Alles gegolten hatten; einige wandten sich nach Portugal. Die Mißvergnügten fingen an, mit den Verbündeten zu unterhandeln; sie versprachen den österreichischen Erzherzog Karl als König anzuerkennen, wenn er nur persönlich nach Spanien kommen und sich an ihre Spitze stellen wollte. Auf diese persönliche Einwirkung Karl's drang auch der König von Portugal, indem er dem großen Bündnisse beitrat. Der Erzherzog ging daher wirklich im September 1703 von Wien ab, brachte aber erst den Winter in England und Holland zu, und landete Anfangs März 1704 mit zwölftausend Engländern und Holländern an der portugiesischen Küste.

In Portugal sammelte sich noch ein Heer, an dessen Spitze König Peter II. selbst nach Spanien rückte. In einem Manifest vom 9. März legte Karl die Gerechtigkeit seiner Ansprüche und seines Krieges gegen Philipp von Anjou dar. Aber beide Fürsten, Karl und Peter, waren schlechte Helden, und ihre Truppen waren schlecht geschult. Indeß war das französisch-spanische Heer, welches der Herzog von Berwick führte, auch nicht eben thatkräftig. Man unternahm von beiden Seiten wenig, und ging frühzeitig in die Winterquartiere. Hätte nicht die vereinigte Flotte das für England so wichtige Gibraltar weggenommen (4. August 1704), so wäre in diesem ganzen Jahre fast nichts geschehen.

Im folgenden (1705) ward mehr ausgerichtet. Die Verbündeten hatten beschlossen, sich zuerst der Catalonier und Valencier zu versichern, unter denen die Unzufriedenheit über die schweren Steuern am größten war. Sie setzten zu dem Ende am 8. August einen Valencier, Namens Basset, ans Land, der die Geschicklichkeit eines Volksaufwieglers im höchsten Grade besaß. Nachdem er mit seiner Schaar zuerst die Stadt Denia überfallen und erobert hatte, ließ er Karl von Oesterreich daselbst als Karl III. zum König von Spanien, und sich selbst zum Vicekönig und Befehlshaber aller Truppen in Valencia ausrufen, und verkündigte eine allgemeine Befreiung von den verhaßten Abgaben. Dagegen sammelte er Kriegssteuern ein, und erhielt mehr, als die Abgaben betragen haben würden. Barcelona ward von seinem Statthalter gegen die verbündete Flotte eine Zeit lang vertheidigt, ergab sich aber endlich auch (9. October), und die Bürger erklärten sich, wie allmählich fast in allen übrigen Städten von Catalonien, Valencia und Aragonien, für Karl von Oesterreich. Basset benutzte die allgemeine Unentschlossenheit und Verwirrung mit großer Klugheit. An der Spitze eines kleinen Haufens

ſetzte er ſich ſogar in den Beſitz der Hauptſtadt von Valencia, wo er den Grafen von Cardonne zum Vicekönig ernannte, während ſeine eigene Mutter, eine bisher unbekannte Frau, von Karl zur Marquiſin von Cullera erhoben und mit den Gütern dieſes Namens beſchenkt wurde. So war denn ein heftiger Bürgerkrieg in Spanien zur Reife gebracht. Parteien kämpften gegen Parteien, und jeder überließ ſich ſeinen perſönlichen Leidenſchaften, der Raubgier und Rachſucht, ſo lange die öffentliche Gerechtigkeit gehemmt war, und Niemand wußte, welcher von den beiden Königen die Oberhand behalten würde. Daß man die Engländer, Holländer und Deutſche als Ketzer verabſcheute, verſtärkte noch das Gift des Parteihaſſes. Auch die uralte Nationalfeindſchaft der Caſtilier und Aragonier kam wieder zum Vorſchein; Frevel und Grauſamkeiten aller Art und ohne Zahl wurden jetzt in dem unglücklichen, völlig zerſetzten Lande verübt.

Da indeß von den beiden Häuptern, die ſich dergeſtalt um die Krone ſtritten, keiner von ausgezeichneter Geiſteskraft war: ſo ſchien es, als ſollte nur der Zufall zuletzt einen Ausſchlag geben. Karl, der ſchon Alles gewonnen hatte, zauderte furchtſam, und anſtatt raſch auf Madrid loszugehen, hielt er ſich zur Unzeit lange in Barcelona und in Aragonien auf. Aber freilich, abgeſehen von der Furchtſamkeit, zu der ihn allenfalls die Natur der Sache und die Fremdheit des Schauplatzes berechtigen konnte, war er auch zu wenig Herr ſeiner Truppen, um ſich ihnen kühn anvertrauen und viel mit ihnen wagen zu dürfen. Namentlich ließ der Graf Peterborough, Anführer des engliſchen Heeres und der Flotte, ſich nichts vorſchreiben. In ähnlicher Lage war Philipp von Anjou, der ſich gern den Wünſchen ſeiner Spanier gefügt hätte, wäre ihm nicht jeder Schritt im Cabinet zu Verſailles vorgezeichnet worden, und hätte nicht der franzöſiſche Geſandte, Graf von Amelot, mit der ſeinem Volke eigenen Anmaßung immer ſtatt ſeiner das Wort geführt und die ſpaniſchen Granden mit Verachtung behandelt.

Zwei franzöſiſche und zwei verbündete Heere ſtanden in verſchiedenen Gegenden Spanien's, ohne nach einem beſtimmten Plane zu handeln. Da die beiden Könige nicht über die Truppen ihrer Helfer gebieten durften, ſo erlaubten ſich dieſe alle Arten von Ausſchweifungen, zu denen ſich der Soldat in Kriegszeiten vermöge der Unſicherheit ſeines Lebens berechtigt glaubt. Wer in Barcelona den Soldaten nicht Haus und Hof, Weiber und Töchter Preis gab, ward für einen Feind des öſterreichiſchen Hauſes erklärt, und als ein ſolcher behandelt. Ebenſo mußte in Caſtilien jede Verweigerung des Eigenthums gleich ein Beweis

Digitized by Google

der heimlichen Abneigung gegen Philipp ſein. Im Mai 1706 rückten 30,000 Portugieſen ſowie 12,000 Engländer und Holländer in Eſtremadura ein, jene von dem Marquis Las Minas, dieſe von dem Grafen Galloway angeführt. Sie nahmen eine Beſatzung von 5000 Mann gefangen, die der franzöſiſche Marſchall von Berwick nach Alcantara gelegt hatte, und nöthigten dadurch den letztern, ſich mit dem Reſte ſeiner Mannſchaft zurückzuziehen. Nach der Wegnahme von Espinar zeigten ſich die Portugieſen auf den Höhen vor Madrid. Viel zu ſchwach um den Feind abzuwehren, obwohl die Portugieſen den Spaniern vermöge der Nationaleiferſucht doppelt verhaßter waren wie jeder andere Gegner, dachte man in Madrid nur darauf, den Hof in Sicherheit zu bringen. Die Königin zog mit ihren Damen nach Burgos, und der Adel folgte theils ihr, theils dem Könige in Berwick's Lager, theils aber auch begab er ſich auf ſeine Güter. Alle Gerichtshöfe wurden geſchloſſen. Las Minas ſandte hierauf zweitauſend Reiter nach Madrid, die in der That ohne Widerſtand, wiewohl mit allen Zeichen des Unwillens und Nationalabſcheus, eingelaſſen wurden (25. Juni). Zwei Tage darauf hielt er ſelbſt mit dem Grafen von Galloway ſeinen Einzug, und beide ſtiegen in dem königlichen Luſtſchloſſe Pardo ab. Ihre Truppen lagerten ſich außerhalb der Stadt, längs dem Manzanares. Alles war ſtill, auf allen Geſichtern las man einen Ingrimm, den nur die Furcht zum Schweigen brachte. Man ſtellte die Gerichtshöfe wieder her; aber viele der Richter waren abweſend. Man erwartete Nachricht von Karl, und lud ihn ein, ſchnell mit dem Heere herbeizukommen; aber alle dahin abgeſandten Eilboten wurden von den Spaniern aufgefangen, und Karl, der ganz unthätig bei Saragoſſa ſtand, erfuhr nicht das geringſte davon, daß die Hauptſtadt von Spanien in ſeiner Gewalt ſei. Dagegen verbreiteten die Spanier in Madrid das Gerücht, Karl ſei in Aragonien geſtorben; und dies machte ſeine Anhänger ſowie das portugieſiſche Heer unentſchloſſen und muthlos. Das letztere, anſtatt auf Berwick's ſchwachen Heerhaufen loszugehen, und ihn ſammt dem König Philipp über die Pyrenäen zum Lande hinaus zu treiben, ergab ſich ſorglos in Madrid der Trägheit und allen Ausſchweifungen; ſo weit aber ging ſelbſt hierbei der ſpaniſche Haß, daß die liederlichen Weibsperſonen der Stadt es planmäßig darauf anlegten, die Portugieſen durch Anſteckung zu Grunde zu richten. Mehr als ſechstauſend ſtarben daſelbſt in den Hospitälern.

Endlich ſpät im Juli drang die Nachricht von der Einnahme Madrid's auch nach Aragonien zum Erzherzog Karl, der nun ſogleich mit dem

Heere des Grafen von Peterborough aufbrach. Aber indem der Marquis Las Minas, der langen Unthätigkeit müde und der Verstärkung bedürftig, die Stadt verließ, um ihm entgegen zu gehen, schnitt ihn plötzlich der Marschall von Berwick, der mit vermehrter Macht heranzog, ganz von der Stadt ab, und ließ die im Pardo zurückgebliebenen zweihundert Mann durch fünfhundert Reiter gefangen nehmen. Am 3. August ging Madrid für Karl wieder verloren, und am 22. September zog Philipp V. unter außerordentlichen Freudenbezeigungen der Bevölkerung wieder ein. Um Geld zu erhalten, wurden jetzt von ihm viele Anhänger Karl's ihrer Güter beraubt. Nach vielen Umwegen und ungewissen Märschen hatte sich endlich Las Minas mit dem Erzherzog an der Grenze von Castilien vereinigt; aber beider Heere waren so geschwächt, daß man gar nicht mehr daran dachte, auf die Hauptstadt loszugehen. Vielmehr ward nach langem Streite der verschiedenen Häupter beschlossen, nach dem getreuen Valencia zurückzukehren, wo sie auch — schon aus Haß gegen die Castilianer — so freudig aufgenommen wurden, daß selbst die Franziscaner und Capuciner aus den verschiedenen Klöstern ihnen entgegenzogen, um sie zu bewillkommnen. Der Graf Peterborough war übrigens des vielen planlosen Hin- und Herziehens so satt, daß er seinen Hof um Erlaubniß bat, nach England zurückkehren zu dürfen, da er doch, wie er schrieb, deutlich voraussehe, daß der Erzherzog Karl nimmermehr zur Herrschaft über die Castilier gelangen werde. Es ward ihm bewilligt. Karl kehrte gegen den Winter, auf Bitten der Catalonier, nach Barcelona zurück. Das Ende dieses Feldzuges war, daß die verschiedenen Heerführer der Verbündeten einander gegenseitig bei ihren Höfen verklagten; wobei natürlich Jeder die Schuld von sich abwälzte, und alle fruchtlosen Erfolge dem Umstande zuschrieb, daß man nicht ihm gefolgt sei.

Kriegerische Auftritte — schon an sich ein trauriger Anblick für den Menschenfreund — können nur dann ein Interesse gewähren, wenn sie als Wirkung ungewöhnlicher Anstrengungen erscheinen und die Vielseitigkeit des menschlichen Geistes bis zur Bewunderung vor Augen legen. Wer verfolgt nicht mit einer eigenen Theilnahme die Kriegsthaten großer Helden! Aber ein Krieg wie der bisher erzählte spanische ist nicht bloß eine elende Plage für die Zeitgenossen, sondern noch ein Aerger für die Nachwelt. Vielerlei Wille, gebrochene Kräfte, Unentschlossenheit aus Mangel an Einsicht, verkehrte Maßregeln und schlechtes Benehmen selbst im Glücke — wer kann das schon im Leben eines Privatmanns ohne Unwillen erblicken? Und nun gar die Erringung eines Königreichs, dies an sich so großartige Schauspiel, in den Händen so geringer Talente!

Digitized by Google

Das Jahr 1707 verfloß den bedrängten Spaniern nicht minder unglücklich wie die beiden vorigen. Die uralte Feindschaft zwischen dem ehemaligen aragonischen und dem castilischen Reiche zeigte sich immer greller; Karl und Philipp gaben zu dem eifersüchtigen Streite nur die Namen und den Vorwand her. Da der letztere Verstärkung aus Frankreich erhielt, so neigte sich das Glück auf die Seite der Castilier, und was ihnen noch an Macht fehlte, das ersetzte die stete Uneinigkeit der Verbündeten. Zuerst rückte der Marschall von Berwick in die Provinz Valencia ein, welche seine Truppen verwüsteten. Ein anderes Heer Philipp's fiel von Navarra aus in Aragonien ein, und eroberte die Stadt Egea mit Sturm. Der Anführer, Marquis von Saluzzo, ließ sie schrecklich behandeln. Alle Einwohner männlichen Geschlechts wurden niedergemacht, und die Stadt selbst, nachdem sie rein ausgeplündert war, bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört. Auf gleiche Weise verfuhr der Graf d'Ayanz mit Luesia und einigen anderen Flecken. Der Marschall von Berwick hörte unterdessen von der Ankunft des Herzogs von Orleans in Madrid (10. April), der ihn aufzulösen gekommen war, und wünschte den Feinden eine Schlacht zu liefern, ehe derselbe im Lager käme und die Ehre des Sieges mit ihm theilte. Der Marquis Las Minas und Galloway kamen seinen Wünschen entgegen, indem sie am 25. April in der Ebene bei Almanza in Schlachtordnung gegen die Castilier und Franzosen anrückten. Es erfolgte ein hartnäckiges Treffen, in welchem das Heer der Verbündeten, zum Theil durch die Ungeschicklichkeit der Anführer, fast ganz aufgerieben ward. Mit Recht ließ Philipp V. diese Begebenheit durch eine Pyramide verewigen; denn sie war es eigentlich, welche die Krone auf seinem Haupte befestigte. Auf den hundert erbeuteten Fahnen, die der Graf Pinto nach Madrid brachte, um sie in der Kirche Unsrer lieben Frauen von Atocha aufzuhängen, sah man die Wappen der Könige von England, Portugal und Preußen, der Republik Holland, des Kurfürsten von der Pfalz, des Herzogs von Lüneburg und mehrerer Reichsfürsten, woraus man sich einen Begriff von der bunten Mischung des verbündeten Heeres machen kann. Der Marquis Las Minas hatte nichts mehr anzuführen, als eine kleine Schaar Reiterei, die er nach Barcelona schickte; ganze portugiesische Regimenter sah man reihenweise auf dem Schlachtfelde hingestreckt liegen.

Man eroberte nun die Städte in Valencia größten Theils mit leichter Mühe. Die Hauptstadt der Provinz übergab am 8. Mai ihre Schlüssel dem Herzoge von Orleans. Auf Leben und Tod vertheidigte sich die kleine Stadt Xativa, die der Ritter Asfeld belagerte. Die Bürger

Digitized by Google

wollten lieber sterben, als sich den Castiliern ergeben, und verwarfen mit Verachtung die ihnen angebotene Verzeihung. Und als nun endlich die Sieger im Sturm hereinbrachen, und voll Wuth Alles niedermetzelten, eilten jene freiwillig dem Tode entgegen, und steckten mit den Feinden um die Wette ihre eigenen Häuser in Brand*). Nicht einmal entrinnen wollte einer, und so kamen sie Alle um. Die Stadt brannte bis auf den Grund aus, und ward dem Erdboden gleich gemacht; auch nicht ihr Name blieb übrig. Ebenso ging es den gleich beharrlichen Städten Alcira und Alcoi. Der Ritter Asfeld war recht der Mann für solche Strafgerichte. Auf sein Verbot, daß kein Bewohner der Provinz Valencia eine Waffe behalten solle, hielt er mit einer so blutigen Strenge, daß man zuweilen wegen eines gefundenen Dolches einige hundert Menschen zum Richtplatz schleppen sah. Unter seinen Händen ward die herrliche Landschaft, deren paradiesische Anmuth berühmt ist, ein Schauplatz der Verheerungen, Erpressungen und Grausamkeiten. Philipp V. erfuhr davon nichts; denn man ließ den Besiegten nicht einmal den Trost, sich beklagen zu können. „Wir verschweigen," sagt ein Zeitgenosse**), „aus Schonung die Namen derjenigen, die sich die Reichthümer des Landes zueigneten, und wagen die Summen, die man wegschickte, nicht anzuzeigen, aus Furcht, man möchte unseren Worten nicht glauben."

Nachdem endlich auch Saragossa und Lerida (11. Nov. 1707) gefallen waren, ward für Valencia, Aragonien und Catalonien die Aufhebung der bisher bestandenen Vorrechte dieser Provinzen bekannt gemacht, und daß sie künftig nach den castilischen Gesetzen regiert werden sollten. Dieß schien ihnen unerträglicher als der Tod. Indessen gebot die Nothwendigkeit Schweigen; denn es bedurfte nur des geringsten Ungehorsams, um als Rebell am nächsten Baume zu hangen.

---

*) Es ist sehr merkwürdig, daß großartige Schauspiele dieser Art in der Geschichte Spanien's so häufig und zu den verschiedensten Zeiten vorkommen, in den Zeiten der Römer, wie Napoleon's, unter den celtischen und germanischen Stämmen, unter dem Einflusse des Heidenthums, wie des Christenthums.

**) San Felipe, Th. II. S. 106 der deutschen Uebersetzung.

7. Die Schlachten bei Ramillies und Turin.

(1706.)

Das Jahr 1705 war in Deutſchland mehr mit verdrießlichen Zänkereien als mit großen Thaten erfüllt worden. Am 5. Mai ſtarb Kaiſer Leopold I. an der Bruſtwaſſerſucht, und hinterließ die Kaiſerwürde ſeinem älteren Sohne, Joſeph I. Manche zweifelten wohl, ob dieſer für ſeinen Bruder einen ſo weitſchichtigen, koſtbaren und blutigen Streit ausfechten würde, wie ihn vorher der Vater für den Sohn unternommen; allein mit Unrecht. Joſeph erklärte vielmehr, daß er den Krieg mit allem Ernſte fortſetzen werde. Eugen erhielt den Oberbefehl in Italien, und zwar, was ſehr nothwendig und löblich war, mit unumſchränkter Vollmacht in Kriegsſachen; doch ließ ihn Vendome mit ſeiner überlegenen Macht nicht weiter als bis an die Adda vordringen. Malborough hatte ſich am Rhein eingefunden und wollte, in Vereinigung mit dem Reichsheere, den Marſchall von Villars zurücktreiben; aber zu dieſer Vereinigung ließ ſich der alte Prinz von Baden, der nicht Willens war, einem Anderen Lorbeeren zu erfechten, ſo viel Zeit, daß die ſchönſte Gelegenheit, die Franzoſen bei Sirk anzugreifen, für den engliſchen Feldherrn vorüber ging. Da nun aus den Niederlanden Nachricht kam, daß Villeroi unterdeſſen mit einem anderen Heere die Maas hinuntergerückt ſei, Huy weggenommen habe und Lüttich belagere, ſo konnte Malborough nicht länger an der Saar auf das Reichsheer warten, ſondern kehrte ſchleunig nach Maſtricht zurück und ſchrieb dem Kaiſer ſeine ſehr triftigen Entſchuldigungsgründe. Kaum war er fort, ſo kam Villars aus ſeinen Verſchanzungen hervor, und ſchreckte das kleine Reichsheer dergeſtalt, daß der Befehlshaber von Saarbrück ſeine Feſtungswerke von ſelbſt in die Luft ſprengte, und der von Trier ſeine koſtbaren Magazine in Brand ſteckte, ehe ſich noch ein Franzoſe ſehen ließ. Beide Städte nahmen bald darauf die Feinde auf; Villars vereinigte ſich mit Marſin und beide trieben nun auch das Reichsheer aus ſeinen Linien bei Kronweißenburg (4. Juli 1705).

Marlborough wollte wenigſtens in den Niederlanden ſeine Schuldigkeit thun, wo Villeroi und der Kurfürſt von Baiern mit einer weit überlegenen Truppenzahl bei Tirlemont hinter ſehr feſten Linien verſchanzt ſtanden. Der Anfang verſprach ihm Glück, denn bei ſeiner bloßen Annäherung an Lüttich verließen die Franzoſen nicht nur dieſe Stadt, ſondern auch das ſchon genommene Huy (10. Juli 1705). Mit ſeiner gewohnten Schnelligkeit rückte er nun auch vor Tirlemont, erſtieg am 18. Juli

wirklich die Linien, und verursachte dem Feinde einen Verlust von sieben bis acht tausend Mann. Bestürzt zogen die übrigen sich unter die Kanonen von Löwen zurück. Von seinem Waffenglück begeistert wollte er sie auch dahin verfolgen, als er sich auf einmal durch Mißgunst des holländischen Generals Schlangenburg gehemmt sah. Dieser hatte an allen Planen des Herzogs etwas zu tadeln, und wollte zu einem Angriffe auf Löwen durchaus nicht seine Regimenter hergeben. Voll Verdruß schrieb Marlborough deshalb an die Generalstaaten, aber ehe ihre Antwort zurückkam, hatten sich die Feinde schon viel zu gut verschanzt, und die schöne Gelegenheit war abermals vorüber.

Während der Kurfürst von Baiern mit dem Reste seines bei Höchstädt geschlagenen Heeres Villerois' Fahnen folgte, litt sein armes Land unter dem Druck der österreichischen Commissarien unaussprechliches Elend. Nicht genug, daß man alles baare Geld mit unerbittlicher Raubsucht herauspreßte; man hob auch so viele Recruten zum kaiserlichen Dienste aus, daß an manchen Orten nicht Hände genug übrig blieben, den Acker zu bestellen. Je treuer der redliche Bürger seinem rechtmäßigen Landesherrn anhing, desto sicherer war er ein Gegenstand der feindlichen Mißhandlung. Die Erbitterung war zuletzt im ganzen Lande so groß, daß sich zu Anfang des Jahres 1705 eine Verschwörung bildete, die nichts Geringeres bezweckte, als eine sicilische Vesper. Man trug sich mit dem Plane, an einem und demselben Tage (Himmelfahrt) die ganze österreichische Besatzung niederzumachen, sich der Städte im Lande und eines Passes an der Donau zu bemächtigen und dort sich zu halten, bis ein französisches Heer zur Unterstützung herbeikäme*). Wirklich wurden auch, durch Verrath, große Waffen- und Pulvervorräthe entdeckt, die heimlich gesammelt wurden. Die Folge dieser Entdeckungen war, daß sie zum Vorwand genommen wurden, um den beklagenswerthen Baiern nur eine desto strengere Behandlung widerfahren zu lassen. Bisher hatte man noch die Hauptstadt und das Rentamt München verschont; jetzt (16. Mai) rückten auch in jene zwei Regimenter ein. Die Festungswerke wurden niedergerissen, alle Bürger entwaffnet, das Zeughaus ausgeleert, die Güter des Kurfürsten und seiner Anhänger eingezogen, die junge Mannschaft gewaltsam zum österreichischen Dienste gezwungen. Der Einquartierungen und Kriegssteuern war kein Ende.

Aber der härtere Druck reizte nun zu offenem Widerstande. Durch

*) Schäffler, zur Geschichte der oberbairischen Landeserhebung im Jahre 1705, a. a. O. S. 253 ff.

Digitized by Google

das Land erscholl der Ruf: „Lieber baierisch sterben, als in des Kaisers Unfug verderben!“ Zuerst rotteten sich die Bauern zusammen, um den herumziehenden Werbehaufen die ausgehobene junge Mannschaft wieder zu entreißen. Nachdem dieß mehrmals mit Glück geschehen war, bildeten sich ansehnliche Schaaren, die einzelnen österreichischen Abtheilungen auflauerten, um sie niederzumachen. Ja in der kleinen Stadt Burghausen tödteten sie den Commandanten, und zwangen die Besatzung sich auf Capitulation zu ergeben. Ihr Glück vergrößerte ihren Zug. Am 27. November vertrieben sie die Oesterreicher aus Braunau, am 4. December aus Schärding. Jetzt waren ihrer dreißigtausend beisammen. Muthvolle Männer traten an ihre Spitze, besonders zeichneten sich einige jüngere aus, die eben erst die Universität verlassen hatten, Meindl und Plinganser. Der kaiserliche Administrator sah sich genöthigt, mit ihnen in dem Dorfe Anzing, drei Meilen von München, zu unterhandeln. Sie bewilligten einen Waffenstillstand von zehn Tagen, und dieß verschaffte den Oesterreichern Zeit, ein kleines Reichsheer aus den benachbarten Kreisen herbeizurufen, mit Hülfe desselben wurden die undisciplinirten Bauern, welche München bedrängten und kaum 3000 Köpfe zählten, bei Sendling fast völlig aufgerieben (25. Dec. 1705). Eine Stadt nach der andern ging den Aufständischen wieder verloren, die Sieger aber machten sich für ihre Mühen überall durch zügellose Ausschweifungen und Plünderungen bezahlt. An Hinrichtungen fehlte es nun ebenfalls nicht. Aber dennoch konnte der patriotische Geist der Baiern nicht ganz erstickt werden, und immer noch kam es zwischen ihnen und den Oesterreichern zu blutigen Auftritten. Selbst in der Hauptstadt spann sich noch einmal unter den Soldaten, Bürgern und Bauern eine Verschwörung an, deren Zweck war, die Besatzung zu ermorden. Aber die Entdeckung derselben hatte nur eine neue Entwaffnung zur Folge. Dennoch währten die einzelnen blutigen Auftritte, besonders auf dem platten Lande, bis zum Ende des Krieges fort.

Die letzte Verschwörung in München hatte den Kaiser Joseph I. so aufgebracht, daß er die schon seit längerer Zeit eingeleitete Achtserklärung des Kurfürsten Maximilian Emanuel und seines Bruders Joseph Clemens von Köln, trotz des Widerspruchs mehrerer Reichsfürsten, öffentlich bekannt machte. Ein kaiserlicher Herold verkündete den darüber ausgefertigten Beschluß am 29. April 1706 zu Wien und am 11. Mai zu München. In demselben hieß es: „der Kurfürst verfalle von nun an mit seinem unglückseligen Leibe dergestalten aus des Kaisers und Reiches Schutz in den Unfrieden und die Unsicherheit, daß sich Niemand weiter an ihm solle

Digitized by Google

vergreifen oder verfreveln können." Um dieselbe Zeit ließ der Kaiser die vier ältesten Prinzen des Kurfürsten mit bewaffneter Bedeckung von München nach Klagenfurt abführen, wo sie bloß als Grafen von Wittelsbach behandelt wurden. Er schritt sogar zu einer Zerstückelung der kurfürstlichen Lande, indem er einerseits die Herrschaft Mindelheim, in ein Reichsfürstenthum verwandelt, dem um ihn so verdienten Herzog von Marlborough schenkte (1706); andererseits dem Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, die von dessen Vorfahren besessene Oberpfalz sammt dem Vorrange im Kurfürstencollegium auf dringendes Ansuchen wieder einräumte, wodurch die Erwerbungen Baiern's aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges rückgängig gemacht wurden*). Ueberdies verschenkte der Kaiser mehrere kleinere bairische Herrschaften an seine Günstlinge in Wien, und eignete sich selbst einen Bezirk zwischen Passau und Salzburg zu; das aber erschien sämmtlichen Reichsfürsten so bedenklich, daß sie fortan mit ihren Beiträgen zum Kriege immer mehr zurückhielten und in der Stellung ihrer Mannschaften äußerst saumselig wurden; zu dem Feldzug von 1706 war selbst im Juni noch nicht der fünfte Theil der Reichstruppen beisammen.

Der Anführer des französischen Rheinheeres, Marschall von Villars, hätte also dem fast unbeschützten Reiche sehr viel Schaden zufügen können, wenn er nicht zum Glück einen Theil seiner Truppen an das Nordheer hätte abgeben müssen, das in diesem Jahre von Marlborough sehr hart mitgenommen wurde. Dieses schöne Heer, 75,000 Mann stark, sollte sich, nach Ludwig's XIV. Plan, wo möglich durch eine glückliche Schlacht den Weg nach Holland bahnen und durch die Besitznehmung dieser reichen Goldgrube die Mittel zur Führung der folgenden Feldzüge herbeischaffen. Nur vergaß der Calcül die Hauptsache, daß ein Villeroi an der Spitze des Heeres, und ein Malborough ihm gegenüber stand! Dieser lockte es durch eine Kriegslist aus den festen Linien bei Löwen heraus in eine Ebene bei dem Dorfe Ramillies unweit Judoigne. Hier traf er es am 22. Mai. (1706), und nahm von einem höchst günstig gelegenen Terrain Besitz. Am folgenden Morgen (23. Mai) gegen sechs Uhr breiteten sich beide Heere in der schönsten Schlachtordnung aus. Villeroi's Terrain war so unverständig gewählt, daß der beste Theil der

*) Die Belehnung geschah erst am 23. Juni 1708. Kurpfalz gab nun den Erzschatzmeistertitel an Hannover ab; um der religiösen Stimmengleichheit willen ward Böhmen jetzt unter die den Reichstag beschickenden Stände aufgenommen, während es bis dahin bloß auf Wahltagen seine Kurstimme geführt hatte.

Digitized by Google

französischen Truppen gar nichts thun konnte. Marlborough's Adlerauge schwebte dagegen spähend und leitend über den ganzen weiten Raum des Schlachtfeldes hin, erhielt überall Ordnung und Fassung, bemerkte jede Nothdurft, und half ihr schnell ab. So konnte ihm, obgleich sein Heer um 8000 Mann schwächer war, der Sieg nicht fehlen. Keine Tapferkeit der französischen Soldaten konnte gut machen, was ihr unweiser Feldherr verdorben hatte; und so erfolgte eine mörderische Schlacht, jener bei Höchstädt gleich; denn mehr als 20,000 Franzosen wurden theils getödtet, theils verwundet, theils gefangen oder zerstreut; ihr ganzes Geschütz (achtundachtzig Kanonen), sämmtliches Gepäck, die Kriegskasse, achtzig Fahnen und selbst die Pauken und Standarten der königlichen Leibwache fielen den Verbündeten in die Hände; mehr als zwei Monate vergingen, ehe sich das zerstreute Heer der Feinde wieder sammeln und im Felde aufstellen ließ.

Villeroi selbst hatte sich mit dem Kurfürsten von Baiern nach Löwen geflüchtet; aber von hier verjagte sie Marlborough schon am folgenden Tage nach Brüssel, und von da bald noch weiter zurück, hinter die Schelde. Raschen Laufes durchzog der freudige Sieger die Städte Brabant's und Flandern's, und schreckte sie durch sein bloßes Wort zur Uebergabe. Löwen, Mecheln, Brüssel, Gent, Antwerpen, Brügge, Oudenarde und viele andere Städte unterwarfen sich ohne Schwertstreich. Ostende, Ath und Dendermonde folgten nach kurzer Belagerung. Ganz Brabant, das spanische Flandern und ein Theil von Hennegau mußten Karl III. als ihrem Landesherrn schwören, in dessen Namen zu Brüssel ein Staatsrath errichtet ward.

Begeistert von dem glänzenden Waffenglücke Marlborough's, arbeitete Eugen aus allen Kräften, auch seinerseits dies Jahr durch eine große Kriegsthat zu verherrlichen. Er hatte den Winter in Wien zugebracht, und reiste gegen Ende April nach Italien ab. Hier begegnete ihm die unangenehme Nachricht, daß Vendome seinen Stellvertreter, den Grafen Reventlow, am 19. April (1706) bei Calcinato mit überlegener Macht angegriffen und mit großem Verluste über die Etsch zurückgetrieben habe. Er traf die Flüchtigen in Gavardo, sammelte sie, und verschanzte sich mit ihnen in einem trefflichen Lager bei S. Martino, unweit Verona, wo er die neuen Hilfsvölker aus dem Reiche erwarten wollte. Indem er dort still lag, erfuhr er, daß sein Gegner Vendome abgerufen worden sei, um das von Marlborough geschlagene Heer in den Niederlanden statt Villeroi's zu befehligen, und daß an seiner Stelle der Herzog von Orleans und der Graf von Marsin für Italien bestimmt seien. Dies machte ihn so kühn,

Digitized by Google

einen Marsch zu unternehmen, den man als die unbesonnenste Handlung würde verschrien haben, wäre er nicht zum Erstaunen der Welt glücklich gelungen. Der Herzog von Savoyen, der Unglücklichste unter den Verbündeten, besaß nur noch die einzige Stadt Turin; und auch diese wurde seit Anfang Juli durch 38,000 Franzosen unter dem Herzog von La Feuillade belagert. Er überließ ihre Vertheidigung dem kaiserlichen Feldmarschall von Daun, um sein persönliches Heil an der Spitze seiner Truppen zu versuchen, mit denen er sich nach Asti zog. Mit ihm nun sich zu vereinigen, war Eugen's kühner Gedanke. Es handelte sich um einen Weg von beinahe funfzig Meilen, mitten durch feindliche Posten und durch ein Land, das von drei schiffbaren Strömen und vielen kleineren Gewässern durchschnitten wird; und doch hatte er nicht mehr als 24,000 Mann zur Verfügung. Die Feinde erstaunten über sein Erscheinen; und ehe sie noch eins werden konnten, ob und wie sie ihn von dem Eindringen in Piemont abhalten sollten, hatte er sich schon (1. Sept.) mit dem ängstlich harrenden Herzog von Savoyen vereinigt und rückte zum Entsatz von Turin herbei. Aber der Herzog hatte auch nicht mehr als 13,000 Mann, so daß die ganze Truppenmacht nur 37,000 Mann betrug; also nicht einmal so viel wie La Feuillade's Belagerungscorps, ganz ungerechnet das damit nunmehr sich vereinigende und noch stärkere Heer des Herzogs von Orleans und Marsin's.

Daß Eugen mit jener Truppenzahl einen Angriff machen würde, glaubte Niemand; aber er wagte ihn dennoch im Vertrauen auf die Unkunde der feindlichen Heerführer. Zum Erstaunen derselben rückte er am 7. Sept. früh um vier Uhr in voller Schlachtordnung gegen ihre Linie an. Als er beim Recognosciren von einer Anhöhe herab die unordentliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, sagte er zum Herzoge von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen.“ Die Franzosen empfingen ihn mit einer heftigen Kanonade; die Deutschen rückten immer schweigend weiter. Auf einmal erdonnerten alle ihre Kanonen zu gleicher Zeit, und immer hinter einander wiederholte sich dies entsetzliche Krachen, bis man dicht vor den Linien stand. Jetzt stürmte Leopold von Dessau zuerst auf dem linken Flügel mit den Preußen auf die Verschanzungen los; dann folgten die Würtemberger und Pfälzer in der Mitte, und die Gothaer auf dem rechten Flügel. Zu gleicher Zeit machte der Graf Daun mit zwölf Bataillonen einen Ausfall aus der Festung. Es kam zu einem fürchterlichen Handgemenge. Zweimal wurden die Preußen zurückgetrieben; aber zum dritten Mal erstiegen sie glücklich, die ersten von allen, die Linien, und ihnen folgten die Uebrigen nach. Die Gothaer hatten

Digitized by Google

den härtesten Stand, doch zuletzt warfen auch sie den Feind zurück, und innerhalb zweier Stunden war der blutige Kampf entschieden. Fünftausend Todte und noch mehr Verwundete lagen auf dem Platze; unter den letzteren auch der Marschall von Marsin, der gefangen nach Turin gebracht wurde, wo er am folgenden Tage starb. Man fand bei ihm einen versiegelten Befehl, wonach er das eroberte Turin den Soldaten zur Plünderung überlassen, die Festungswerke schleifen, ganz Piemont und Savoyen durch Auflagen erschöpft werden sollte. Die meisten der Entronnenen nahmen die Flucht über Pignerol nach Frankreich. Von dem ganzen großen Heere von 80,000 Mann blieben nicht 1600 beisammen. Alle die außerordentlichen Vorräthe, welche der Herzog von La Feuillade zur Belagerung Turin's mit sich geführt hatte, hundertachtundfunfzig Kanonen, achtzigtausend Fässer Pulver, fünfundfunfzig Mörser nebst einer großen Menge Bomben, Kugeln und Granaten, desgleichen die reiche Kriegskasse, zweitausend Ochsen, fünftausend Maulesel und die Pferde von dreizehn Regimentern abgestiegener Dragoner gingen verloren.

So brach von allen Seiten das Unglück über Ludwig XIV. herein, und über Frankreich, das er willenlos in seine Geschicke mit fortriß *). Wie im Norden Brabant und Flandern, so war nun im Süden fast ganz Italien durch einen einzigen Schlag vom Feinde gereinigt, und der vorher länderlose Herzog von Savoyen in alle seine Staaten wieder eingesetzt. Eugen's Name ward, wie kurz vorher noch Marlborough's, das Gespräch der ganzen Welt. Die allgemeine Begeisterung für diese große Begebenheit äußerte sich hie und da auf seltsame Weise. Ein unverheirathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette zwölftausend Thaler, mit der Bedingung, daß sie ihm ohne Unkosten zugeschickt würden; und ein sterbender Gärtner verschrieb ihm die Hälfte seines Vermögens, sechshundert Thaler. Die Dichter besangen seinen Ruhm Lateinisch und Deutsch. Vom Kaiser Joseph erhielt er zum Dank einen prächtigen Degen, und ward zum Oberstatthalter in Mailand ernannt. Er brachte noch einige Monate damit zu, mehrere mailändische Festungen von den Franzosen zu befreien, und legte dann seine Truppen in die Winterquartiere. Während des Winters trieb er ansehnliche Kriegssteuern von den italienischen Fürsten, selbst vom Papste ein, und unterhandelte mit Ludwig XIV. Dieser versprach in einer sogenannten Generalcapitulation, die am 13. März 1707 unterschrieben ward, alle Plätze der Lombardei, welche die bourbonischen

*) Martin, a. a. O. T. XIV. p. 455. 468.

Digitized by Google

Truppen noch inne hatten, zu räumen, wogegen diesen Truppen freier Abzug mit ihren Waffen gestattet wurde. Ludwig, der nach allen Seiten hin Heere brauchte, bekam dadurch die Besatzungen völlig abgeschnittener Festungen frei; weshalb auch die Seemächte mit diesem Vertrage, der nur dem Kaiser Vortheile brachte, sehr unzufrieden waren.

---

8. Züge nach Neapel und Toulon.

(1707.)

Zwei Provinzen der großen spanischen Monarchie, die Niederlande und Mailand, hatte das Haus Oesterreich nunmehr den Franzosen glücklich abgerungen. Von dem letztern nahm Eugen im Namen Karl's III. am 16. April 1707 in der Hauptstadt des Landes die Huldigung an. Jetzt streckte man auch die Hände nach der dritten Provinz, dem Königreich Neapel aus. Diese Eroberung war so leicht, daß man dem Grafen Daun, dem man sie übertrug, nur achttausend Mann dazu gab, und diese wurden von den Neapolitanern, welche die französische Herrschaft verabscheuten, mit Freuden aufgenommen. In dem einzigen Gaeta, in das sich der spanische Vicekönig, Herzog von Ascalona, geworfen hatte, fanden sie Widerstand, und mußten Sturm laufen. Auch auf neapolitanischem Boden zeigte sich übrigens der Nationalhaß der Aragonier und Castilier. Diejenigen Befehlshaber, die zu den ersteren gehörten, blieben im Lande; die castilischen schifften sich nach Spanien ein, oder begaben sich zum Vicekönig nach Gaeta. Schon am 7. Juli hielten der Graf Daun und der zum österreichischen Statthalter bestimmte Graf von Martiniz mit dem Heere ihren Einzug in die Hauptstadt Neapel. Die Einwohner bezeugten ihre Freude durch ausgelassene Freigebigkeit, die Weiber warfen den Soldaten Blumenkränze zu, oder reichten ihnen im Vorbeigehen Früchte und große Becher Weins; und überall in der Stadt hörte man ein unabläſſiges Jauchzen. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen; die Menge durchlärmte die Straßen, riß in leidenschaftlichem Muthwillen die 1702 auf dem Jesuiterplatz errichtete metallene Reiterstatue Philipp's V. von ihrem Fußgestell herab, zerhackte und entstellte sie aus aller Kraft, und endigte mit der Plünderung aller Häuser französischer Kaufleute.

Digitized by Google

Außer dieser nur dem Kaiser frommenden Erwerbschaft wollten die Seemächte in diesem Sommer auch zu ihrem Besten etwas unternommen wissen; und da sie doch die wirksamsten Hülfsmittel zum Kriege hergaben, so mußte ihnen gewillfahrt werden. Sie bestanden namentlich auf die Eroberung der französischen Seehäfen am Mittelländischen Meere und verlangten, daß Eugen selbst mit dem Herzog von Savoyen gegen Toulon ziehen solle. Beide brachen denn auch zu Anfang Juli mit 31,000 Mann von Turin nach Nizza auf, setzten über den Varo, drangen so in die Provence ein, und umschlossen Toulon von der Landseite, während eine englisch-holländische Flotte unter dem Admiral Shovel die Seeseite sperrte. Allein die Stadt war viel zu fest, das zum Entsatz herbeirückende französische Heer des Marschalls von Tessé viel zu überlegen, und der Mangel an Zufuhr zu groß, als daß nicht der vorsichtige Eugen diesmal den Rückzug für das Beste hätte halten sollen; er wurde am 22. August angetreten. Viele schrieben das Mißlingen der Unternehmung dem Herzog von Savoyen zu, der aus unedler und unkluger Rachsucht die Einwohner der Provence beim Durchzug von seinen Soldaten sehr hart hatte mitnehmen lassen. Der einzige Vortheil der ganzen Expedition war der, daß Eugen auf dem Rückwege die Festung Susa, den Schlüssel zu Piemont von Frankreich aus, am 3. October eroberte.

Marlborough hatte dieses Jahr theils mit Reisen zugebracht, theils war aber auch Vendome so geschickt zu Werke gegangen, daß nichts Bedeutendes hatte unternommen werden können. Jene Reisen hatten die Absicht gehabt, die Könige von Polen und Preußen in ihren günstigen Gesinnungen gegen die Verbündeten zu erhalten und zu verhindern, daß der damals auf der Höhe seiner Macht stehende Schwedenkönig Karl XII. nicht den Lockungen Frankreich's Gehör gebe, die ihn zur Erneuerung der alten Verbindung beider Staaten bewegen sollten. Karl XII. hatte eben, wie in der Folge erzählt werden wird, August von Sachsen vom polnischen Thron gestoßen und stand im Lager bei Altranstädt. Hier erschien Marlborough in den letzten Tagen des April vor dem nordischen Eroberer, und ward freundlich aufgenommen. Da sich August von Sachsen ganz in der Nähe, in Leipzig, befand, und er auch diesen nicht vernachlässigen durfte, so erforderte es seine ganze Klugheit und Gewandtheit, bei keinem der beiden Gegner anzustoßen *).

Das deutsche Reich litt in diesem Jahre durch den Krieg am mei-

*) Coxe, Memoirs of Marlborough. Vol. II. pag. 197.

Digitized by Google

sten. Am 4. Januar war der Prinz Ludwig von Baden, zweiundfunfzig Jahr alt, gestorben, und an seine Stelle war der alte Markgraf Christian Ernst von Baireuth gerückt, ein kränklicher, unentschlossener Mann, der wohl nicht zum Feldherrn geboren war. Aber wäre er auch ein Eugen gewesen, der elende Zustand des Heeres, das er zu führen, und der Festungen, die er zu vertheidigen vorfand, hätte ihn muthlos machen müssen. Und er sollte es mit einem Villars aufnehmen! Dieser Feldherr eröffnete den Feldzug recht im französischen Geiste. Er traf in der Mitte des Mai bei dem zu Straßburg versammelten Heere ein, stellte sich höchst sorglos, gab seinen Officieren und den schönen Straßburgerinnen noch am 20. Mai einen glänzenden Ball, und stand am 22. mit dem ganzen Heere auf deutschem Grund und Boden. Der Markgraf von Baireuth zog sich in größter Eile zurück, und mit leichter Mühe bemächtigte sich Villars der Stollhofer Linien, deren Errichtung so viel Arbeit und Geld gekostet hatte, sowie des ganzen Vorraths an Kanonen und Schießbedarf, wodurch sie noch lange hätten beschützt werden können. Selbst verwundert, so wenig Widerstand zu finden, drangen nun die Franzosen unaufhaltsam in Franken und Schwaben ein, trieben barbarischen Muthwillen mit dem wehrlosen Landmann, der sich vor Angst in den Wäldern verbarg, preßten den kleinen Städten ungeheure Brandschatzungen ab, und rächten die Verweigerung mit Feuer und Mord. Man berechnete die Summe dessen, was sie in den zwei Monaten auf deutschem Boden zusammengebracht, auf neun Millionen Gulden.

Der Markgraf erhielt unterdessen Verstärkung, und hätte aus seiner vortheilhaften Stellung zwischen Gmünd und Aalen dem französischen Feldherrn den Rückzug abschneiden können; aber er war eben nicht der Mann dazu. Ueberhäuft mit Vorwürfen vom ganzen Reiche, tief gekränkt durch die Geringschätzung und Verdrossenheit seiner Officiere, legte er endlich den Oberbefehl nieder, und machte dem weit thätigern Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover Platz. Dieser nahm den Auftrag nicht eher an, als bis man ihm eine Anzahl nöthiger Bedingungen zugestanden hatte, und fing sein neues Amt (Ende September) damit an, daß er die fast verwilderten Reichsvölker strengen Gesetzen unterwarf. Dann zog er neue Linien, von Daxlanden bis nach Ettlingen. Im französischen Lager wurde durch die Stellung des Reichsheeres der Mangel an Lebensmitteln bald so groß, daß die Deutschen die Freude hatten, Villars ohne Schwertstreich über den Rhein zurückkehren zu sehen.

Digitized by Google

9. Die Schlacht bei Oudenarde.

(11. Juli 1708.)

Sieben Jahre hatte der unselige Krieg schon gedauert, und Ludwig XIV., der einst so sieggewohnte stolze Monarch, hatte den Schmerz sein großes Reich so erschöpft zu sehen, als es sein eigener von der Last des Alters geschwächter Körper war. Kaum konnte er noch Menschen genug aufbringen, um seine überall geschlagenen Heere wieder zu ergänzen; sein Silbergeschirr sogar war längst in die Münze gegangen. Den Seehandel seiner Nation vernichteten die stets umherkreuzenden englischen und holländischen Flotten; Manufacturen und Fabriken lagen darnieder, weil es an Geld und an Absatz fehlte; die ungeheuren Auflagen hatten das Volk aufs Aeußerste erschöpft. Ludwig selbst fühlte das Unstatthafte der Bestrebung, unter diesen Umständen die ganze spanische Monarchie zu behaupten, und war entschlossen, den Frieden mit großen Aufopferungen zu erkaufen. Aber seine Feinde kamen ihm dabei keineswegs entgegen. Sie glaubten, jetzt sei der glückliche Zeitpunkt gekommen, wo man dem frechen Länderräuber seine drei barbarischen Raubkriege, seine unverschämten Reunionen, seine hinterlistigen Friedensschlüsse und seine übermüthige Behandlung schwächerer Nachbarn vergelten, und seine Macht möglichst herabdrücken müsse. Eugen und Marlborough waren es, von denen nach der Meinung Vieler, diese Ansicht besonders ausging *). Da nun Eugen in Wien und Marlborough in England Meister aller Entschlüsse waren, so konnte Ludwig nur auf die Republik Holland seine Hoffnung setzen. Hier hatte er schon nach dem unglücklichen Feldzuge von 1704 insgeheim bei einigen der einflußreichsten Männer forschen lassen, ob sich nicht eine Unterhandlung anknüpfen ließe. Aber sowohl damals als in den beiden nächsten Jahren blieben diese Versuche ohne Erfolg. Die Holländer waren vielmehr so gut wie ihre Verbündeten entschlossen, zur Erkämpfung größerer Vortheile den Krieg mit aller Lebhaftigkeit fortzusetzen.

So ward eben jetzt für den Feldzug von 1708 in den Niederlanden ein ganz vorzüglicher Entwurf gemacht. Eugen, der seit der Gene-

*) Coxe will seinen Helden von der gewöhnlich gegen ihn vorgebrachten Beschuldigung, daß er, um Reichthümer zu sammeln und seinen Einfluß zu erhalten, den Krieg zu verlängern gesucht, gänzlich freisprechen; die Beweise dafür sind aber nicht genügend.

Digitized by Google

ralcapitulation über Italien in diesem Lande überflüssig war, sollte sich wieder mit Marlborough vereinigen, und an der Mosel den Befehl führen. Mit Recht veranstaltete man gerade hier den stärksten Widerstand; denn Ludwig XIV., der kein näheres Interesse haben konnte, als die flandrischen Festungen wieder zu gewinnen, stellte in diesem Frühling ein treffliches Heer von 80,000 Mann an der Grenze von Flandern auf, das den Herzog von Marlborough, mit dem sich Eugen wegen des langen Ausbleibens der Reichsmannschaften erst spät vereinigen konnte, sehr verlegen machte. Anführer der Franzosen war der fünfundzwanzigjährige Herzog von Bourgogne, des Dauphins ältester Sohn, für welchen Ludwig eine besondere Vorliebe hatte. Der kluge Vendome war ihm zwar als Rathgeber zugeordnet; allein zwischen beiden herrschte eine bedenkliche Ungleichheit der Gesinnungen, die kein gutes Omen für das Schicksal des Heeres und den Ausgang des Feldzugs war.

Der Anfang verlief indessen noch ziemlich glücklich. Die Franzosen rückten über Steenkerken nach Nivelle vor, und bewogen den Herzog von Marlborough durch einen verstellten Marsch, sich nach Löwen zurückzuziehen. Dadurch öffnete er ihnen den Weg nach Gent und Brügge, welche beiden Städte sie nun durch zwei abgesandte Heerhaufen schnell wegnehmen ließen (5. und 6. Juli). Zugleich eroberten sie auch die Festung Plassendaal mit Sturm. Jetzt war es die höchste Zeit, daß Eugen ankam, sonst hätten sie sich leicht in den Stand setzen können, über ganz Flandern zu gebieten. Schon standen sie zwischen Aelst und der Schelde gelagert, und der Herzog von Vendome ließ Oudenarde berennen. Dieser Platz, meinte Eugen, müsse nothwendig durch eine Schlacht entsetzt werden. Marlborough und der holländische General Ouverkerk stimmten bei, und so setzte das verbündete Heer bei Lessines glücklich über die Dender, und rückte gegen Oudenarde vor.

Vendome errieth ihr Vorhaben, und wollte sich in die nöthige Verfassung setzen, so lange die Wahl der Stellung und des Orts noch von ihm abhing. Da zeigten sich aber recht deutlich die unseligen Wirkungen der Doppelherrschaft. Der Herzog von Bourgogne bestand darauf, daß man ein Treffen vermeiden müsse, so sehr ihm Vendome auch vorstellte, wie ungleich stärker man sei als der Feind. So ließ man denn diesen ruhig über die Schelde gehen und die vortheilhaftesten Posten besetzen, bis man sich zuletzt durch die geschickten Wendungen desselben dennoch zu schlagen genöthigt sah. Nun kamen natürlich alle Anstalten zum nachdrücklichen Empfange zu spät. In der schönsten Schlachtordnung rückten die Verbündeten an (11. Juli). Das Gefecht begann auf dem rechten

Digitized by Google

Flügel, den Eugen anführte. Die Franzosen schlugen sich mit großer Tapferkeit; aber mitten in der Schlacht durchkreuzten sich Vendome's und des Prinzen Befehle. So mußte wohl Verwirrung auch in das willigste Heer kommen, und das weit schwächere siegen, das nach einem Plane vortrefflich geleitet ward. Die Unordnung unter den Franzosen ward so groß, daß sich schließlich ganze Regimenter ergeben mußten, und die Zahl der Gefangenen über achttausend Mann betrug. Der Todten und Verwundeten waren nicht weniger. Vendome sicherte indessen seinen alten Ruhm durch einen sehr geschickten Rückzug hinter den Canal zwischen Gent und Brügge.

Die Verbündeten hatten durch diesen Sieg weiter nichts gewonnen, als daß sie den Franzosen für dies Jahr das weitere Vordringen unmöglich gemacht hatten. Einen positiven Vortheil wollte Eugen noch durch die Eroberung der französischen Festung Ryssel (Lille) erringen, gegen die er mit 33,000 Mann und einen furchtbaren Artilleriezug im August anrückte. Marlborough stand ihm dabei in einer wohlgewählten Stellung treulich zur Seite. Vendome hielt den Entsatz des wichtigen Platzes für ebenso nothwendig als ausführbar; allein dem Herzog von Bourgogne gefiel es, das Gegentheil zu behaupten. Nach langem Streiten beschloß man, den König zum Schiedsrichter zu machen; indeß ehe der Bescheid von Paris anlangte, hatten sich die Verbündeten schon so fest verschanzt, daß Vendome sie jetzt, da der König es wollte, nicht mehr vertreiben konnte. Die Belagerung dieser Festung, die für Vauban's Meisterwerk galt, war auch für Eugen ein kühnes und schwieriges Unternehmen; aber die Uneinigkeit der Feinde half ihm glücklich zum Ziele. Auf vieles Bitten der ausgehungerten Einwohner übergab der französische Befehlshaber auf ehrenvolle Bedingungen die Stadt am 22. October, und am 9. December die Citadelle*). Auch Brügge und Gent fielen wieder in die Hände der Verbündeten. Hätte man sich in jenen Tagen schon zu dem Kriegssystem erhoben, dessen bewundernswürdige Entwickelung erst in unserm Jahrhundert erlebt wurde, so wäre man nun ohne Weiteres in das Herz von Frankreich eingedrungen, und hätte in der stolzen Hauptstadt oder vor deren Thoren die Friedensbedingungen vorgeschrieben. Damals hielten dies aber selbst die kühnsten Feldherren für ein verderbliches Wagniß, so lange auch nur noch Eine auf dem Wege oder zur Seite liegende Festung von den Feinden besetzt blieb.

*) Arneth, a. a. O. Bd. II. S. 39. 43.

Digitized by Google

10. Friedensverſuche.

(1709.)

Gleich nach der Beendigung des Feldzuges trat ein außerordentlicher Froſt ein, der das Wild in den Wäldern, die Vögel in der Luft erſtarren ließ und jenen Winter berühmt gemacht hat. Er trug das Seinige dazu bei, den ſchon ganz niedergeſchlagenen Ludwig XIV. noch muthloſer zu machen. Der ungeheure Schade, den die Feldfrüchte, Weinſtöcke und Obſtbäume litten, brachte den ausgepreßten Landmann vollends an den Bettelſtab. Die Schwierigkeit für den nächſten Feldzug die Vorrathshäuſer zu füllen und das nöthige Geld aufzutreiben, war ſo groß, daß der König ſich genöthigt ſah, den Frieden dringender als bisher zu ſuchen. Er fing abermals bei den Niederlanden an. Ein holſteiniſcher Reſident im Haag, Herr von Pettekum, und der Graf von Bergheik zu Mons erhielten den geheimen Auftrag, die Hochmögenden Herren einzeln zu erforſchen.

Aber mit Erſtaunen vernahm der letztere von dem Penſionär von Gouda, van der Duſſen, durch den er ſeinen Antrag an den Großpenſionär Heinſius hatte gelangen laſſen, die ſtolze Antwort: wenn er nicht bevollmächtigt ſei, Spanien, Indien, Mailand und die Niederlande abzutreten, und einen für Holland vortheilhaften Handelsvertrag einzugehen, ſo dürfe er ſich keine Hoffnung machen, daß man über andere Präliminarpunkte ſich mit ihm einlaſſen werde.

Solche Sprache mußte jetzt der ſtolze Herrſcher anhören, der vormals nur Bedingungen vorzuſchreiben gewohnt geweſen war, und das von den Beamten eines kleinen Völkchens, das nicht ſo viel Dörfer im Lande zählte, als er Städte in dem ſeinigen. Noch mehr aber, er geſtand dieſe Forderungen zu, und mußte ſich dafür noch verhöhnt ſehen. Denn als ſich Heinſius darüber mit Marlborough und dem kaiſerlichen Geſandten beſprach, verwarfen beide den Antrag geradezu, nannten Ludwig's Anerbietungen franzöſiſche Verſtellung und äußerten, wenn es dem König mit dem Frieden Ernſt wäre, ſo würde er wohl eine förmlich bevollmächtigte Perſon ſenden, und nicht Alles auf verſtohlenem Wege betreiben laſſen.

Ludwig kam geſchmeidig auch dieſem Verlangen nach, und ſandte den Präſidenten Rouillé als Friedensunterhändler nach Holland. Die Republik ſtellte dagegen aus ihrer Mitte van der Duſſen und den kriegeriſcher geſinnten Penſionär von Amſterdam, Buys, auf. Es wurden

einige geheime Zuſammenkünfte gehalten (März 1709). Rouillé hatte den Auftrag, der ganzen übrigen ſpaniſchen Monarchie zu entſagen, wofern man nur an Philipp Neapel und Sicilien überlaſſen, und Frankreich's Verbündeten, den vertriebenen Kurfürſten von Baiern, in ſeine Staaten wiedereinſetzen wolle. Man fragte hierauf, ob auch Philipp V. ſo gutwillig Spanien mit Neapel vertauſchen werde. Da erbot ſich Ludwig, alle ſeine Truppen aus Spanien zu ziehen, und ſchlug vor, die Holländer ſollten Spanien einſtweilen beſetzen und ſelbſt den König Philipp zu Schiffe nach Neapel führen. Aber den Holländern war das noch nicht genug! Sie brachten nun ihre eigenen Forderungen und die der übrigen Verbündeten vor: und kaum ſahen ſie einen Punkt zugeſtanden, als ſie, angelockt durch die leichte Gewährung, ſchon wieder einige neue auf die Bahn brachten.

Endlich glaubte Rouillé das Schwerſte überſtanden zu haben, als plötzlich Eugen und Marlborough im Haag eintrafen (7. und 9. April 1709), und über die Unterhandlungen ihre Unzufriedenheit bezeigten. Eugen ſagte ausdrücklich, der Kaiſer beſtehe darauf, daß ſeinem Hauſe nicht das geringſte Stück von der ganzen ſpaniſchen Monarchie entzogen, und im Uebrigen, daß der Münſter'ſche Friede ohne Einſchränkung hergeſtellt werde. Auch die holländiſchen Abgeordneten, die doch bisher wenigſtens noch höflich geweſen waren, ſagten jetzt in einem groben Tone, Philipp von Anjou ſolle ſich keine Rechnung darauf machen, auch nur einen Fuß breit Landes von der ſpaniſchen Monarchie zu behalten. Als der franzöſiſche Bevollmächtigte ſie hierauf erinnerte, daß ſie ſelbſt ihm ja ſchon das Königreich Neapel zugeſtanden hätten, antwörteten ſie, das ſei nur vom Titel zu verſtehen geweſen. Da indeß der franzöſiſche Finanzminiſter die Aufbringung der Koſten eines neuen Feldzugs für unmöglich erklärte, ſo beſchloß Ludwig trotz aller erlittenen Demüthigungen die Unterhandlungen fortzuſetzen. Der Rathspenſionär Heinſius war ſehr verwundert, als am 6. Mai ganz unerwartet ein fremder Herr bei ihm eingeführt ward, der ſich als den Marquis von Torcy, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten des Königs von Frankreich, zu erkennen gab. Er verwies ihn an die beiden Abgeordneten Buys und van der Duſſen, und die Unterhandlungen nahmen wieder ihren Anfang. Torcy glaubte die Holländer nicht beſſer von dem großen Bündniſſe trennen zu können, als wenn er ihnen manche beſondere Vortheile verſpräche; da ſie nun gern viele Barrierepläße (Feſtungen, worin ſie das Beſatzungsrecht hätten) gegen Frankreich haben wollten, ſo bot er ihnen, außer den ſchon von Rouillé zugeſtandenen Städten, noch Maubeuge

Digitized by Google

und dann das noch wichtigere Dornick an; und als sie auch damit noch nicht zufrieden waren, sogar noch Ryssel, die stärkste Festung in den ganzen französischen Niederlanden. Nach solchen Opfern glaubte der Marquis die Bundesgenossentreue der Holländer doch endlich zu besiegen; aber die Abgeordneten erklärten standhaft, ohne Zuziehung des Kaisers und der Königin von England nichts beschließen zu können; man müsse daher nothwendig die Bevollmächtigten beider erst wieder zu Rathe ziehen.

Wirklich kamen auch Marlborough und Eugen schnell genug wieder nach dem Haag zurück (12. Mai 1709), und jeder brachte noch einen Beistand mit. Kaum hörten sie, wie viel der Marquis schon zugestanden habe, als sie ihre Forderungen noch weit höher spannten. Marlborough sprach auch von der Abtretung Neufundland's in Amerika, und bestand auf eine ansehnliche Barriere für Holland, Deutschland und Savoyen, sowie auf Abtretung der ganzen spanischen Monarchie. In der Hoffnung, daß die Bewilligung der letzten Forderung allem Streit ein Ende machen werde, ging Torcy bis an die äußerste Grenze seiner Vollmacht und eröffnete dem Herzog von Marlborough, daß sein Monarch bereit sei, wenn es nicht anders sein könne, die ganze spanische Monarchie fahren zu lassen. Aber selbst nach dieser ungeheuren Aufopferung sah sich der Marquis noch immer nicht am Ziele; denn jetzt fing erst Eugen an zu fordern. Für den Herzog von Savoyen verlangte er eine Barriere von mehreren Festungen, und für den Kaiser den ganzen Elsaß; ja man erfuhr durch Petkum, daß der zweite kaiserliche Bevollmächtigte, Graf von Sinzendorf, sogar noch den Auftrag habe, Bourgogne und die Franche Comté zu verlangen. Kurz, es war kein Ende von diesen Unterhandlungen abzusehen, die französischen Gesandten gaben daher endlich alle Hoffnung auf, und machten schon Abschiedsbesuche.

Da hielt der Rathspensionär Heinsius sie noch einmal auf. Man sann von Neuem auf einen Vereinigungspunkt, und Torcy schlug vor, die Verbündeten möchten alle ihre Forderungen schriftlich aufsetzen, damit man sie in ihrer Gesammtheit übersehen könne. Das ward angenommen, und schon am 28. Mai stellte man ihm einen Aufsatz zu, der in vierzig Punkten alle Forderungen sämmtlicher Verbündeten enthielt. Aber einige dieser Punkte schienen Torcy so hart und übermäßig, daß er sich weigerte, zu unterschreiben, indem er erklärte, er müsse dem König die Entscheidung überlassen. Diesem aber rieth er selbst, nachdem er den Haag schon verlassen hatte, in einem Schreiben von Rotterdam

Digitized by Google

aus, die Artikel zu verwerfen. Einer derselben, der vierte, mußte den Franzosen allerdings entehrend erscheinen. Er enthielt nämlich die Bestimmung, daß der König von Frankreich es dahin bringen solle, daß Philipp von Anjou binnen zwei Monaten die spanische Monarchie räume; geschehe dies dennoch nicht, so solle er in Vereinigung mit den Verbündeten die erforderlichen Maßregeln zur Vollziehung des Artikels ergreifen. Das hieß mit anderen Worten, er selbst solle seinen Enkel bekriegen und aus Spanien verjagen. Die Unterhandlungen wurden in der That abgebrochen, und Ludwig machte das französische Volk durch öffentliche Bekanntmachungen mit dem Nachweis, daß die Schuld der Fortdauer des Krieges nicht an ihm liege, zu neuen Anstrengungen willig. Die Heere wurden wieder ergänzt, und um den Unfällen des letzten Feldzuges diesmal zu entgehen, rief man beide Anführer des Nordheeres zurück, und schickte den Marschall von Villars an ihrer Statt nach den Niederlanden.

---

11. Schlacht bei Malplaquet.

(11. Sept. 1709.)

In Deutschland brach der Marschall von Harcourt mit vierzigtausend Mann ein, und plünderte das Kinzinger Thal; denn die Reichsfürsten nach ihrer Gewohnheit schickten nicht eher Truppen, als bis die Gefahr vor ihrer eigenen Thür war. Nur mit vieler Mühe konnte der wackere Kurfürst von Hannover beredet werden, noch einmal mit dem elenden Reichsheere zu Felde zu ziehen; nachdem er sich aber dazu entschlossen, vereitelte ihm ein ungeschickter Unterbefehlshaber, Graf von Mercy, seinen besten Plan dadurch, daß er sich ohne alle Noth mit einer Abtheilung von sechstausend Mann dem Kampf aussetzte und schlagen ließ (26. August), nach welchem Verluste im ganzen Feldzuge nichts weiter ausgerichtet werden konnte.

Villars stand um dieselbe Zeit in einem sehr festen Lager zwischen Lens und Besser verschanzt. Sein Heer betrug 110,000 Mann, die schon aus bloßem Hunger zu schlagen wünschten; denn man konnte ihnen auf die Länge nur die Hälfte, ja zuletzt nur den vierten Theil ihrer Brotportionen reichen, und viele verkauften ihre Kleider, um sich nur Lebensmittel verschaffen zu können. Die Verbündeten, 120,000

Digitized by Google

Mann ſtark und auch an Geſchütz den Franzoſen weit überlegen, kamen unter Eugen's und Marlborough's Anführung, täuſchten den Gegner durch einen verſtellten Marſch, und warfen ſich dann plötzlich auf das von Mannſchaft entblößte Dornick. Marlborough leitete die Belagerung des Orts, Eugen deckte ihn mit ſeinem Heere durch eine trefflich gewählte Stellung zwiſchen Pont-Treſſin und St. Amand. So ging die Feſtung über (3. September), ohne daß Villars den Verſuch des Entſatzes hätte wagen dürfen. Jetzt kam es darauf an, ob er auch der Eroberung von Mons ſo ruhig zuſehen würde. Ihn zu locken, überrumpelte der Erbprinz von Heſſen-Kaſſel mit der Vorhut die franzöſiſchen Linien in dieſer Gegend (5. September), und hierauf rückten Eugen und Marlborough mit dem ganzen Heere nach. Sie fanden den Feind in einer ſehr vortheilhaften Stellung zwiſchen den Dörfern Malplaquet und Blangies vor Mons feſt verſchanzt. Dieß drohte die Schlacht, die man ihm liefern mußte, ſehr langwierig und blutig zu machen. Dennoch beſchloſſen die beiden Feldherren, die ja noch nie ein Treffen verloren hatten, den Angriff. Er geſchah den 11. September Morgens um acht, und bis gegen drei Uhr Nachmittags dauerte das entſetzliche Gemetzel, das mörderiſchſte in dem ganzen Kriege; denn es koſtete beiden Theilen zuſammen 33,000 Menſchen. Die Holländer beſonders, die unter dem braven Prinzen von Naſſau den Preis der Tapferkeit davon trugen, wurden ſchaarenweiſe von den franzöſiſchen Kartätſchen niedergeſtreckt. Eugen ſelbſt, der den rechten Flügel zuerſt ins Feuer führte, erhielt gleich zu Anfang einen Streifſchuß am Kopf, ließ ſich aber dadurch nicht irre machen, ſondern ſteckte ruhig ſein Schnupftuch unter den Hut, und führte den Befehl fort. Durch die entſetzliche Heftigkeit ſeines Angriffs ſah Villars ſich genöthigt, einige Regimenter aus dem Mittelpunkte abzurufen und ſeinem linken Flügel zur Verſtärkung zuzuſenden. Dies bemerkte Marlborough, der auf ſeinem linken Flügel ſchon 12,000 Mann verloren hatte, und ſchnell in die geſchwächte Stellung einbrechend, trennte er die ganze feindliche Schlachtordnung, und entſchied dadurch den Sieg. Gegen das Ende der Entſcheidung mußte ſich der franzöſiſche Feldherr, am Knie verwundet, aus dem Treffen tragen laſſen, worauf der Marſchall von Boufflers den Rückzug nach Valenciennes anordnete. Die Sieger wagten nicht, ihn zu ſtören. Sie hatten in der That gegen 3000 Mann mehr als die Franzoſen verloren. Der Weg nach Mons ſtand ihnen indeß nun offen, und am 21. October ergab ſich auch dieſe Stadt.

Digitized by Google

12. Marlborough's Sturz.

(1710.)

So war denn wieder ein Feldzug für Ludwig XIV. verloren, und es schien, als habe das unerbittliche Glück ihm auf immer den Rücken gekehrt. Er mußte sich dazu verstehen, die im Frühling abgerissenen Friedensunterhandlungen im Herbste noch einmal anzuknüpfen. Aber mit seiner Hülflosigkeit war auch der Uebermuth seiner Gegner gewachsen. Die Holländer, mit rühmlicher Treue dem gemeinsamen Vortheil sämmtlicher Verbündeten anhangend, ließen sich durch keine Versprechungen verführen, einen besonderen Frieden einzugehen. Vielmehr erhoben sie so viele neue Schwierigkeiten, daß man die Berathungen nicht eher als am 9. März 1710 anfangen konnte. Diese wurden auf einer Jacht im sogenannten Moerdyk bei Gertruydenberg, dann in dem letztern Orte selbst gehalten. Die Pensionäre Buys und van der Dussen waren noch immer nicht nachgiebiger geworden. Die französischen Bevollmächtigten zogen die oben erwähnten vierzig Artikel hervor, und erboten sich, sie alle bis auf den zu unterschreiben, worin Ludwig dem XIV. die gewaltsame Vertreibung seines Enkels aus allen spanischen Ländern zugemuthet wurde. Man könnte ja, meinten sie, eine andere Auskunft suchen. Auf die Frage, welche? erboten sie sich zu der kaum minder unehrenhaften Auskunft, daß Ludwig den Verbündeten zu jenem Zwecke Hülfsgelder zahle. Ja, so sehr war es dem schwer bedrängten König mit dem Frieden Ernst, daß er bis auf eine Million Livres monatlich leisten wollte. Noch mehr! er versprach, dem Kaiser Valenciennes und den ganzen Elsaß abzutreten, wenn man seine Bundesgenossen, die Kurfürsten von Köln und Baiern, wieder in ihre Länder einsetzen wolle. Die Verbündeten beharrten aber darauf, daß es bei jenem Artikel bleiben, daß überhaupt Ludwig die sämmtlichen vierzig Präliminarpunkte nicht nur unterschreiben, sondern auch innerhalb zweier Monate wirklich vollziehen müsse, ehe man auf dieselben die eigentlichen Friedensverhandlungen gründen könne. Auf diese unerhörte Erklärung blieb den französischen Abgeordneten nichts übrig, als die Unterhandlungen (im Juli) zum zweitenmale abzubrechen. Und dieß hatten Eugen und Marlborough gar nicht einmal abgewartet, sondern bereits am 20. April den Feldzug wieder eröffnet, die französischen Linien zwischen der Scarpe und Dyle glücklich erstiegen, dann Douay belagert und erobert (25. Juni). Bethune, St. Venant und Aire folgten nach; Villars war zu

Digitized by Google

schwach, die feindlichen Unternehmungen zu hindern. Auch die Nachrichten aus Spanien lauteten für Ludwig schlecht. Philipp's Generale waren von dem österreichischen Grafen Stahremberg am 27. Juli bei Almenara, und am 20. August bei Saragossa entscheidend geschlagen worden, und Karl III. hatte am 28. September in Madrid seinen feierlichen Einzug gehalten. Blieb jetzt dem gedemüthigten Ludwig wohl noch ein Strahl von Hoffnung übrig?

Aber als ob den Völkern in Ludwig's Geschichte ein Beispiel gegeben werden sollte, wie verwerflich unter allen Umständen Rachsucht und Uebermuth sei, und wie leicht das Schicksal auch den Glücklichsten zu beugen vermöge, erfolgte plötzlich in der ganzen Lage der Dinge eine Veränderung, wie die Häupter der Verbündeten sie wohl nimmermehr geahnt. In London hatte bis jetzt der Herzog von Marlborough Alles gegolten; seine Gemahlin war die innigste Vertraute der Königin Anna; der Großschatzmeister, Graf Godolphin, war sein Schwiegersohn, und die übrigen Minister waren entweder seine Verwandte oder seine Geschöpfe. Sie Alle beherrschten die Königin unbeschränkt. Marlborough und Godolphin standen zwischen den Tories und Whigs gewissermaßen in der Mitte; aber die Herzogin, Marlborough's Gemahlin, eine von Leidenschaftlichkeit, Herrschsucht und Stolz ganz erfüllte Frau, durch die der Held sich nur allzusehr leiten ließ, bewirkte, daß er sich den Whigs näher anschloß, wodurch er es mit den heftigen Tories gänzlich verdarb und auch mit der Königin. Die Tories suchten sich dieser auf alle Weise gefällig zu machen; auch stifteten sie einen beredten Geistlichen an, die Gefährlichkeit der Grundsätze der Whigs und die Vortrefflichkeit der ihrigen auf der Kanzel durchzuführen. Den wirksamsten Bolzen jedoch schoß ein Weib ab, Mistres Masham, eine Kammerfrau der Königin. Wiewohl sie selbst der Herzogin ihre Beförderung zu danken hatte, suchte sie doch bald durch feine Ränke ihre frühere Gönnerin aus Anna's Gunst zu verdrängen; und die ungemäßigte Herrschsucht der Herzogin, ihr Hochmuth, der selbst gegen die Gebieterin ein beleidigendes Betragen annehmen zu dürfen glaubte, leisteten diesen Ränken ungemeinen Vorschub. Es kam zwischen der Königin und der Herzogin zu starken Erörterungen; die letztere allzu fest auf ihre Unentbehrlichkeit vertrauend, wollte die Gekränkte spielen; aber ihr Trotz verfehlte die beabsichtigte Wirkung so sehr, daß es nun zum völligen Bruch kam (April 1710). Zu spät eilte sie bittend zu den Füßen der beleidigten Königin zurück. Ihr ward der Hof verboten, und viele Anhänger Marlborough's wurden abgedankt oder zogen sich zuvorkommend selbst zurück. Ihre Stellen wurden mit Tories besetzt. Harlay, nachher zum Grafen

Digitized by Google

von Oxford, und St. John, zum Viscount Bolingbroke erhoben, waren die bedeutendſten Glieder des neuen Miniſteriums. So war die Marlborough'ſche Partei geſtürzt. Dem Herzoge ſelbſt ließ man zwar die Anführung des verbündeten Heeres, doch nicht mehr mit der uneingeſchränkten Vollmacht, wie er ſie bisher gehabt hatte.

Dieſe Miniſterveränderung am engliſchen Hofe rettete Frankreich aus ſeiner Noth. Marlborough hatte den Frieden verzögert um ſeines Ruhmes willen; ſeine Gegner wünſchten denſelben, um ihn ganz entbehrlich zu machen. Jetzt brauchte Ludwig von den Engländern nicht mehr ſo viel Hartnäckigkeit zu fürchten, wie die Holländer ihm bisher bewieſen hatten. Vielmehr widerfuhr ihm die Freude, zu Anfang des Jahres 1711 einen franzöſiſchen Geiſtlichen, Caplan der katholiſchen Gemahlin des Grafen von Jerſei, Namens Gauthier, an den ſich Torcy ſchon früher gewandt hatte, mit geheimen Aufträgen der engliſchen Miniſter in Paris erſcheinen zu ſehen. Sie ließen durch ihn mündlich verſichern, daß ſie zum Frieden geneigt wären; nur ſolle der König ſich zum Scheine noch einmal an Holland wenden, wo man dann dafür ſorgen werde, daß keine weiteren Schwierigkeiten gemacht würden.

---

13. Joſeph's I. Tod.

Schöpfte Ludwig XIV. ſchon bei jener Nachricht neuen Athem, ſo eröffnete ihm eine andere, die er gleich darauf empfing, eine noch weit glänzendere Ausſicht. Der Kaiſer Joſeph I. ſtarb nämlich im dreiunddreißigſten Lebensjahre an den Kinderblattern (17. April 1711). Da dieſer Monarch keinen männlichen Sprößling hinterließ, ſo war ſein Bruder, der Erzherzog Karl, der Erbe ſeiner Länder. Konnte man nun wohl glauben, daß die Verbündeten darauf beſtehen würden, dem mächtigen Beſitzer Oeſterreich's, Ungarn's und Böhmen's auch noch die ganze ſpaniſche Monarchie, ſammt den Schätzen Mexico's und Peru's, zu überlaſſen? An ein Vertreiben Philipp's V. war daher gar nicht mehr zu denken, und von allen den ſchimpflichen Bedingungen, die Ludwig noch im vorigen Jahre den Holländern ſchon zugeſtanden hatte, konnte keine Rede mehr ſein. Der günſtige Augenblick, Frankreich zu demüthigen, war unwiderruflich vorübergegangen; und die Glücksgöttin, erzürnt über den Mißbrauch ihrer Gunſt wandte den ſo lange Begünſtigten fortan völlig den Rücken.

Digitized by Google

Joseph I. nahm die Achtung und Neigung seiner Unterthanen mit ins Grab. An Thätigkeit, Einsicht und Güte übertraf er seinen Vorgänger wie seinen Nachfolger bei weitem. Auch in Ungarn hatte er das Bedrückungs- und Schreckenssystem seines Vorgängers verlassen, und dadurch wesentlich zur Beendigung des Ragoczy'schen Aufruhrs beigetragen. Einige entscheidende Siege seiner Truppen mißbrauchte er so wenig, daß er eine allgemeine Amnestie verkünden ließ. Eben als auf dieser Grundlage ein Friede abgeschlossen wurde, starb der Kaiser. Ragoczy nahm die auch ihm angebotene Verzeihung und Wiedereinsetzung in seine Güter nicht an, sondern ging nach Polen. Ob der Erzherzog Karl, damals in Spanien, auch die Kaiserkrone von Joseph erben würde, war Anfangs zweifelhaft. Mit Ludwig's XIV. Willen wäre es nie geschehen; denn dieser war auf das Haus Oesterreich so erbittert, daß er alle Mittel in Bewegung setzte, ihm die Kaiserwürde zu entziehen. Dem Könige von Preußen Friedrich I. soll er sogar zwei Millionen Gulden zur Bestreitung der Wahlkosten und 70,000 Mann zur Deckung der Wahlversammlung haben anbieten lassen, wenn er als Bewerber auftreten wolle*); allein dieser lehnte die Ehre ab, und erklärte sich zuerst für das Haus Oesterreich. Auch die Seemächte verwendeten sich für Karl, und die Kurfürsten selbst sahen keinen Grund, von der Habsburgischen Linie abzugehen. Kurmainz setzte die Wahlversammlung auf den 20. August zu Frankfurt an, und Eugen rückte mit seinem Heere den Rhein herauf, um sie gegen Villars zu decken. Am 12. October ward denn in der That der sogenannte König Karl III. von Spanien unter dem Namen Karl VI. zum römischen König und künftigen Kaiser gewählt. Derselbe war schon am 27. September unter Bedeckung einiger holländischen Kriegsschiffe von Barcelona nach Genua abgereist, und empfing am 30. October zu Mailand aus den Händen des Pfalzgrafen Karl Philipp von Neuburg das Wahldecret. Am 19. December hielt er zu Frankfurt mit großer Pracht seinen Einzug, beschwor seine Wahlcapitulation, und ward sodann am 22sten von dem Kurfürsten von Mainz mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten gekrönt.

Der Besitz aller Kronen seines Vaters diente ihm zur Entschädigung für die seit dem letzten Herbst (1710) erlittenen Unfälle. Sein

*) Martin, T. XIV. p. 542 f. erwähnt dies nicht, und behauptet vielmehr von Ludwig: il n'avait pas ne véritable intérêt à empêcher le prétendant, Charler d'Autriche, d'obtenir en Allemagne un titre qui serait le plus fort argument auprès des Anglais pour lui refuser l'Espagne.

Digitized by Google

Nebenbuhler Philipp V. hatte nämlich den berühmten Vendome in seine Dienste genommen, und Ludwig XIV. hatte um eben diese Zeit den Marschall von Noailles mit frischen Hülfsvölkern nach Spanien geschickt. Die Verbündeten waren nach zwei glänzenden Siegen Vendome's bei Brihuega am 9. December 1710 über den englischen General Stanhope, und am folgenden Tage bei Villaviciosa über den Grafen Stahremberg, so in die Enge getrieben worden, daß Karl sich fast ausschließlich auf Barcelona und Tarragona beschränkt sah.

Die Kriegsunternehmungen in den Niederlanden waren übrigens weder durch Joseph's Tod noch durch die neuen Friedensversuche unterbrochen worden. Marlborough that sein Möglichstes, um den klugen Villars zu überlisten, der sich auf die Festigkeit seiner Linien zwischen Arras und Bouchain so viel einbildete, daß er sie das Non plus ultra für die Feinde zu nennen pflegte. Wirklich täuschte er ihn durch bewundernswürdige Märsche so sehr, daß er zuletzt, nach fast zwanzigstündigem Hin- und Herziehen, in der Nacht vom 5. August 1711, die Linien gerade da erstieg, wo Villars sie gänzlich von Truppen entblößt hatte, und mit Erstaunen erblickte dieser am Morgen den Feind innerhalb seiner Verschanzungen, ohne daß es demselben einen Schwertstreich gekostet hatte. Marlborough, selbst im Glücke vorsichtig, störte den Rückzug des Feindes nicht, sondern belagerte Bouchain (10. August), das sich am 13. September auf Capitulation ergab. Jetzt wollte er die Franzosen auch noch aus Quesnoi vertreiben; allein die Holländer versagten ihre Einwilligung dazu, wahrscheinlich weil sie wußten, daß die geheimen Unterhandlungen zwischen England und Frankreich schon ziemlich weit gediehen waren.

Die neuen englischen Minister hatten sich nämlich immer mehr in dem Entschlusse befestigt, den Krieg zu beenden, der allerdings, weil er dem Lande ungeheure Summen gekostet hatte und dem Handel Eintrag that, auch sonst viele Stimmen wider sich hatte. Sie hielten es geradezu für unklug und verderblich, fremder Interessen halber noch länger einen Kampf fortzusetzen, der England's Blut und Geld verzehrte, ohne dem Lande selbst wesentliche Vortheile zu versprechen. Bei dieser theils aus dem Sonderinteresse, theils aus Parteihaß gegen das gestürzte Ministerium hervorgegangenen Friedensgesinnung England's kamen die Holländer am schlimmsten weg. Diese hatten zwar viel für sich gefordert, aber doch nicht weniger für die übrigen Verbündeten. Die Engländer hingegen nahmen ohne Anstand Ludwig's Präliminarien an, sobald diese nur für sie selbst günstig genug waren; der zahlreichen Festungen, die der

Digitized by Google

König den Holländern bereits bewilligt hatte, gedachten sie ihrerseits nicht mehr. Die Generalstaaten waren nicht wenig betroffen, als ihnen der im April 1711 abgefaßte französische Präliminarentwurf von den englischen Ministern vertraulich mitgetheilt wurde, und sie deutlich wahrnahmen, daß dieselben auf einer solchen Grundlage Frieden zu schließen wirklich Willens seien. Es hieß darin: der König von Frankreich werde der englischen Nation wirksame Sicherheit geben, daß ihr Handel in Spanien, Indien und den Seehäfen des Mittelländischen Meeres ungestört bleibe. Den Holländern verspreche er gleichfalls vollkommene Freiheit ihres Handels und eine nach dem Gutachten der Krone England hinlängliche Barriere zu ihrer Sicherheit. Man werde redlich und aufrichtig über billige Mittel übereinkommen, den Verbündeten England's und Holland's Genugthuung zu verschaffen, auch die Irrungen in Betreff der spanischen Monarchie beizulegen. Welch' eine vornehme Sprache im Verhältniß zu der demüthig bittenden, welche die französischen Gesandten noch unlängst zu Gertruydenberg geführt hatten! Die Holländer konnten nicht umhin, der Königin vorzustellen, wie schwankend und dunkel diese Präliminarien wären, und wie nöthig es sei, daß man noch zur rechten Zeit den französischen Hof vermöge, sich über dieselben deutlicher zu erklären. Sie beschlossen zugleich, den Engländern dadurch entgegenzuarbeiten, daß sie sich durch Petkum insgeheim an den Marquis von Torcy wandten, und ihm ihrerseits günstige Bedingungen anboten. Allein dieser ließ sie jetzt, nachdem er früher ihnen gegenüber eine so demüthige Rolle hatte spielen müssen, lange auf Antwort warten und erwiederte ihnen endlich (15. Juli 1711): „der allerchristlichste König habe zwar nur zu viele Ursache, gegen die Staaten aufgebracht zu sein, und sich nicht weiter mit ihnen einzulassen; wenn jedoch der Heer von Petkum einen Gedanken zu einem allgemeinen Frieden habe, und ihm denselben mittheilen wolle, so werde er sehen, ob er es wagen dürfe, ihn dem Könige, seinem Herrn, zu eröffnen. Uebrigens habe man gute Hoffnung, von einer andern Seite her zum Ziele zu gelangen."

Indeß hatten die Unterhandlungen zwischen Frankreich und England ihren Fortgang, und am 8. October wurden zu London die schließlich festgestellten Präliminarien unterzeichnet. Ludwig versprach, außer der Anerkennung der englischen Thronfolge und der Preisgebung der Stuarts, die Schleifung der Festungswerke von Dünkirchen und die Ausfüllung des dortigen Hafens, einen neuen Handelsvertrag und die Abtretung von Gibraltar, Port-Mahon, Neufundland und der Hudsonsbay, das Recht des Negerhandels im spanischen Amerika u. s. w.

Der Graf von Strafford wurde nun an die Generalstaaten gesandt, um ihnen anzudeuten, daß, wenn sie sich dem Abschlusse des Friedens widersetzten, England vielleicht genöthigt sein könnte, sich von dem Bündnisse zu trennen. So ward, durch die allzustarke Sehnsucht der englischen Minister nach Frieden, die Gelegenheit versäumt, dem ganzen Europa gegenüber dem habsüchtigen und übermüthigen Frankreich Gerechtigkeit zu verschaffen, und dem durch eine Reihe von Heldenthaten endlich ein Mal zu Boden gedrückten und erschöpften Ludwig die Herausgabe seines Raubes abzuzwingen.

14. Der Utrechter Friede.

(11. April 1713.)

Der Kaiser und die Generalstaaten versuchten ihr Aeußerstes, selbst nach dem Abschluß der Präliminarien, den eigentlichen Friedenscongreß noch zu hintertreiben. Eugen selbst reiste im Januar 1712 nach London, ward aber vom Hofe sehr kalt empfangen, und kehrte höchst unzufrieden (im März) zurück. Marlborough stand ihm jetzt im Felde nicht mehr zur Seite. Seine Gegner hatten eine Klage wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder wider ihn angebracht, welche die Stimmenmehrheit des Unterhauses als gegründet anerkannte; und obschon Marlborough zu beweisen suchte, daß die Einnahmen, die man als Unterschleif ansah, auch von früheren commandirenden Generalen zur Bestreitung mancher Ausgaben bezogen worden, oder freiwillige Geschenke gewesen wären*), so ward er dennoch von der Königin seiner Ehrenstellen entsetzt, und auch der durch so viele Siege verherrlichte Oberbefehl ihm genommen. Die Holländer ordneten ihre Truppen dem Prinzen Eugen unter, der sie mit den kaiserlichen vereinigt in die Gegend von Quesnoi führte, um wo möglich den dort verschanzten Villars zurückzudrängen.

Die Königin Anna hatte indessen die Generalstaaten nochmals erinnern lassen, sich bestimmt zu erklären, ob sie an den Friedensunterhandlungen Theil nehmen wollten, oder nicht. Sie mußten am Ende wohl einwilligen; und da man ihnen unter mehreren vorgeschlagenen Städten die Wahl überließ, bestimmten sie Utrecht dazu; worauf die

*) Coxe, Vol. III. p. 485.

Digitized by Google

Königin die Eröffnung der Verhandlungen auf den Januar 1712 ansetzte. Um unnütze Streitigkeiten und Förmlichkeiten zu vermeiden, ward ausgemacht, daß die Minister nur als Bevollmächtigte erscheinen und den Charakter als Gesandte nicht eher als am Tage der Unterzeichnung des Friedens annehmen sollten. Bei den Berathungen sollten sie ohne feste Ordnung unter einander sitzen, auch solle Niemand mit mehr als zwei Pferden nach dem Rathhause fahren. Aus Rücksicht für den Kaiser sollte weder von Philipp V. noch von den beiden geächteten Kurfürsten ein Gesandter zugelassen werden, bevor nicht die sie betreffenden Punkte entschieden wären. Nicht nur Preußen, Portugal und Savoyen, sondern auch der Kaiser selbst bequemte sich, wiewohl am spätesten, zur Theilnahme.

So wurden denn die höchst schwierigen und wichtigen Verhandlungen am 29. Januar eröffnet, und zwar damit, daß der vorsitzende Bischof von Bristol, das Haupt der englischen Gesandtschaft, die französischen Bevollmächtigten in einer kurzen Rede um eine bestimmte Erklärung über alle in der Versammlung abzuhandelnden Artikel ersuchte. Die Franzosen übergaben darauf in der zweiten Sitzung (11. Febr.) eine Schrift, welche die sämmtlichen Anerbietungen ihres Königs an die verbündeten Mächte enthielt; sie waren aber so unbedeutend, daß sie bei allen Gesandten, mit Ausnahme der Engländer, lebhaften Unwillen erregten. Die Verbündeten antworteten am 19. Februar durch Einreichung von Gegenvorschlägen, worin sie auch ihrerseits manches Unbillige verlangten; England stellte seine Forderungen für sich allein. Das, was eigentlich der Zankapfel des Krieges gewesen war, machte bei weitem nicht die größte Schwierigkeit; denn, wie schon angedeutet, ließen sich die Seemächte seit dem Tode des Kaisers Joseph die Idee einer Theilung der spanischen Monarchie gern gefallen; und so ward denn, trotz allem Widerspruch des Kaisers, Ludwig's Vorschlag, an Philipp Spanien und Indien, an Karl das Uebrige zu überlassen, schnell genehmigt. Nur darauf bestand England, daß Philipp V. feierlich allen seinen Ansprüchen an Frankreich entsage, damit nicht zu besorgen wäre, daß zwei so mächtige Kronen jemals auf Einem Haupte vereinigt würden. Gern hätten Ludwig und Philipp diese Bedingung abgewehrt; doch fügten sie sich endlich, und nach öffentlich abgelegtem feierlichen Schwure (5. Nov. 1712 zu Madrid) sandte Philipp die Entsagungsurkunde seinem Großvater zu.

Eugen brannte unterdessen vor Begierde, während die Engländer den Franzosen zu Utrecht auf alle Weise durchhalfen, den letzteren im Felde noch so vielen Schaden als möglich zuzufügen. Er vereinigte sich zu dem Ende (im Mai 1712) mit dem Herzog von Ormond, der an Marlborough's

Stelle den Oberbefehl über das englische Heer in den Niederlanden erhalten hatte, und führte mit seiner ganzen Kunst eine Gelegenheit herbei, den Marschall von Villars mit sicherm Erfolge anzugreifen. Als aber der Augenblick gekommen war, ließ Ormond sich durchaus nicht bewegen, den Angriff, der gewiß den Sieg zur Folge gehabt haben würde, mit seinen Leuten zu unterstützen. Vergebens drang Eugen mit den deutlichsten Gründen in ihn ein, vergebens ließ er ihn merken, daß sein Betragen Verdacht errege; der Herzog berief sich auf Briefe von seiner Monarchin, die er erst erwarten müsse, und Eugen erkannte nun wohl, daß zwischen England und Frankreich eine heimliche Verabredung bestehe, nichts Feindseliges mehr gegen einander im Felde zu unternehmen. Bald darauf (25. Juni) erklärte ihm Ormond gerade heraus, er habe den Auftrag, in drei Tagen einen viermonatlichen Waffenstillstand mit Frankreich bekannt zu machen, und es würde ihm lieb sein, wenn sich die Verbündeten mit in denselben wollten einschließen lassen, weil widrigenfalls den von den Engländern bisher bezahlten Truppen der Sold nicht ferner gereicht werden würde. Aber Eugen und die niederländischen Bevollmächtigten waren zu empört über diese Erklärung, um den Vorschlag anzunehmen. Sie trennten sich vielmehr völlig von den Engländern, belagerten und eroberten Quesnoi (4. Juli 1712) und rückten dann sofort vor Landrecy. Ormond wußte sich dafür zu rächen, indem er sich schnell auf Gent und Brügge warf, und in beide Städte englische Besatzung legte.

Jetzt war Villars dem Prinzen Eugen weit überlegen, und da er wußte, daß sich der letztere nicht einen Augenblick länger würde halten können, wenn es gelänge, ihm seine trefflichen Magazine in dem Dorfe Marchiennes wegzunehmen — zu deren Deckung der Graf von Albemarle mit einem nicht sehr starken Heerhaufen der Verbündeten bei Denain stand —, so benutzte er rasch die Gelegenheit, den leider sorglosen Hüter mit weit überlegener Macht zu überfallen; es gelang ihm, denselben in seinen Verschanzungen sammt seinem ganzen Heerhaufen, so weit er den französischen Bajonetten entrann, gefangen zu nehmen (24. Juli). Mancher große Sieg ist nicht von so wichtigen Folgen gewesen, als dieses kleine Ereigniß. Eugen, dem nach der Eroberung von Landrecy der Weg nach Paris offen gestanden hätte, war jetzt, nach dem Verlust seiner Magazine, nicht mehr im Stande, Landrecy ferner zu belagern; ja er mußte die schon eroberten Festungen Quesnoi, Douai und Bouchain wieder fahren lassen, und die Franzosen triumphirend in die Niederlande eindringen sehen.

Zum Uebermaaß des Unglücks kam dieser Schlag gerade in dem Augenblick, wo man auf der Versammlung zu Utrecht über die Forde-

Digitized by Google

rungen der Niederländer stritt. Hatte Ludwig diesen verhaßtesten aller Feinde schon von Anfang wenig Gutes gegönnt, so nahm er jetzt einen noch weit stolzern Ton gegen sie an, da Villars im Felde einen solchen Vortheil über sie gewonnen hatte. Dazu ereignete sich noch ein Vorfall, der ihm einen sehr erwünschten Anlaß gab, wieder einmal, freilich auf Kosten seiner innern Ehre, im vollen Glanze den König zu spielen.

An demselben Tage nämlich, als die Nachricht von der Niederlage der Verbündeten bei Denain in Utrecht eintraf (27. Juli), fuhr der Graf von Rechtern, einer der niederländischen Gesandten, vor der Thür des französischen Botschafters Menager vorüber. Vor der Hausthür des letztern standen die Bedienten desselben, und diese nahmen sich heraus, auf die Leute des Grafen höhnisch mit Fingern zu zeigen und hinter ihnen ein beleidigendes Gelächter aufzuschlagen. Das Nämliche wiederholten sie bei der Rückkehr der Kutsche. Der Graf von Rechtern verlangte hierauf von dem Herrn von Menager für diese Ungezogenheit Genugthuung: dieser versprach sie auch, allein man erfuhr nicht, daß etwas geschehen sei. Umsonst erinnerte der Graf den Franzosen noch einmal; dieser läugnete zuletzt die ganze Sache. Die gekränkten Bedienten beschlossen hierauf sich selbst Genugthuung zu verschaffen, und einer derselben gab bei nächster Gelegenheit dem einen jener Franzosen eine Ohrfeige. Diese wichtige Staatsbegebenheit berichtete der Herr von Menager ungesäumt nach Hofe und Ludwig XIV. befahl darauf sogleich, alle Friedensunterhandlungen mit dem niederländischen Gesandten auf der Stelle abzubrechen und nicht eher wieder aufzunehmen, als bis die Generalstaaten den Grafen von Rechtern für seine ruchlose Verletzung des Völkerrechts zurückberufen und öffentlich die Erklärung gegeben hätten: daß sie das Geschehene mißbilligten, und daß es ihnen sehr leid thun würde, wenn Se. Majestät glauben könnten, sie hätten es jemals an der ihm schuldigen Achtung wollen ermangeln lassen. Um den Generalstaaten eine Verlegenheit zu ersparen, bat der Graf von Rechtern selbst um seine Entlassung; worauf sich drei der anderen niederländischen Bevollmächtigten zu den französischen Ministern begaben, und die verlangte Erklärung in Gegenwart einer großen dazu geladenen Gesellschaft ablegten (30. Jan. 1713). Ueber diese Bedientensache wurde das Friedensgeschäft beinahe um ein halbes Jahr verzögert.

Die Engländer drangen nun so sehr auf die Beendigung der Unterhandlungen, daß die Holländer gezwungen waren, die erhaltenen Bedingungen gut zu heißen, wenn sie nicht von England ganz im Stich gelassen sein wollten. Sie unterzeichneten zunächst am 29. Januar 1713 einen Barrierevertrag, kraft dessen ihnen England das Besatzungsrecht in Furnes,

Digitized by Google

Fort Knocke, Ypern, Menin, Dornick, Mons, Charleroi, Namur und einigen Schlöſſern verbürgte. Für Savoyen hatte England den Franzoſen noch die beſten Bedingungen abgezwungen. Nur mit dem Kaiſer konnte man nicht auf's Reine kommen. Er hatte noch Truppen in Italien und Spanien, und ſeine Gemahlin war noch zu Barcelona, wie denn die Catalonier von keinem andern Könige wiſſen wollten als von ihm. Die Engländer ſuchten ihn aus allen Kräften zu bewegen, daß er Spanien räume. Endlich gab er nach, und unterzeichnete am 14. März 1713 einen ſogenannten Evacuations- und Neutralitätsvertrag. Im übrigen hatte ihm England für ſeine Anſprüche die ſpaniſchen Niederlande, Mailand, Neapel und Sardinien beſtimmt; und wenn die kaiſerlichen Geſandten zu Utrecht nur hätten unterhandeln wollen, ſo hätten ſie wohl noch größere Vortheile erhalten können, aber ſie waren mit den dort gemachten Vorſchlägen ſo unzufrieden, daß ſie die Unterhandlungen ihrerſeits abbrachen. Die Engländer überließen den Kaiſer daher ſeinem Schickſal und luden diejenigen Verbündeten, die ſich befriedigt glaubten, zur Unterzeichnung der Friedensacte auf den 11. April ein. Die verſchiedenen Geſandten erſchienen demnach an dieſem Tage in den Wohnungen der engliſchen Miniſter, und nachdem zuerſt die Engländer und Franzoſen unterzeichnet hatten, folgten Savoyen, Portugal, Preußen, und zuletzt, noch um Mitternacht, die Republik der vereinigten Niederlande nach.

Der Hauptinhalt dieſes berühmten Friedens war folgender. Philipp V. erhält das Königreich Spanien und deſſen außereuropäiſche Beſitzungen. Frankreich und Spanien bleiben auf ewig getrennt. Frankreich anerkennt die proteſtantiſche Thronfolge in England, und entzieht dem Prätendenten Jakob, Jakob's II. Sohn, fortan jeden Schutz. Die Feſtungswerke von Dünkirchen werden auf franzöſiſche Koſten geſchleift und der Hafen ausgefüllt.

Frankreich trat ferner an England die Hudſonsbai, Neuſchottland oder Acadien und Neufundland ab; an Portugal ſeine Anſprüche auf die ſüdamerikaniſche Küſte zwiſchen dem Amazonenſtrom und dem Fluſſe Oyapoc. Preußen erhielt das ſogenannte Oberquartier von Geldern nebſt einigen Aemtern, die Beſtätigung der Souveränetät über Neufchatel und Valengin, und die Anerkennung ſeiner Königswürde. Dagegen überließ es an Frankreich das Fürſtenthum Orange, worauf das preußiſche Haus als Erbe Wilhelm's III. gerechte Anſprüche hatte*). Savoyen erhielt eine

*) Friedrich I. hatte aus dieſer Erbſchaft ſchon früher, außer Neufchatel und Valengin, auch die Grafſchaft Lingen und das Fürſtenthum Meurs in Beſitz genommen.

Digitized by Google

treffliche Barriere von Festungen gegen Frankreich und für seine Ansprüche an die spanische Monarchie, außer den ihm schon 1702 vom Kaiser Leopold abgetretenen Bezirken in Italien, die Insel Sicilien als ein Königreich mit voller Souveränetät und die Anwartschaft auf die spanische Krone, falls Philipp's V. Nachkommenschaft aussterben sollte.

Die Holländer erhielten unter allen Verbündeten die geringste Entschädigung. Sie mußten die stärksten der eroberten Festungen wieder herausgeben, und behielten dafür die schon oben angeführte Barriere, die ihnen in der Folge gar keinen Nutzen gewährte. Der Handelsvertrag, der zugleich zwischen ihnen, England und Frankreich geschlossen ward, und in den auch die deutschen Hansestädte mit aufgenommen wurden, war zwar ein vortheilhafter; aber doch nicht in dem Grade, wie ihn die Engländer hätten erhalten können, wenn sie das ganze Gewicht ihrer Stellung hätten geltend machen wollen.

Mit Spanien schloß England einen sogenannten Assiento- oder Negerhandelstractat auf dreißig Jahre, kraft dessen eine englische Gesellschaft das ausschließliche Recht erhielt, jährlich 4800 Negersclaven gegen eine mäßige Abgabe nach dem spanischen Indien zu versenden. Desgleichen trat Spanien, indem es am 13. Juli einen besonderen Frieden mit England schloß, diesem die Festung Gibraltar und die Insel Minorca ab.

---

15. Friede zu Rastadt und Baden.

(1714.)

Der Kaiser, der nun allein dastand, beschloß in Verbindung mit dem deutschen Reiche den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Aber obschon zu Regensburg Vieles versprochen wurde, kamen die Truppencontingente doch so sparsam und unregelmäßig an, daß Eugen am Rheine mit dem besten Willen nicht einen Schritt thun konnte, sondern ruhig zusehen mußte, wie Villars mit seinem gewaltigen Heere sich am ganzen linken Rheinufer ausbreitete, das höchst wichtige Landau eroberte (20. August 1713), alle offenen Städte in dieser Gegend, Speier, Worms, Kaiserslautern, Kirn u. a. m., mit schweren Brandschatzungen belegte, dann sogar über den Rhein ging, um auch am rechten Ufer Alles zu verwüsten und die nächstgelegenen Reichskreise auszusaugen, ja endlich sich auf das schlecht versorgte

Digitized

Freiburg warf (20. Sept.) und es zur Uebergabe zwang (16. Nov.). Man sagte damals, die Saumseligkeit der Reichsglieder in der Unterstützung des von bitterm Schmerz durchdrungenen Eugen, der so gern die Ehre des Kaisers auch am Schlusse des Krieges noch gerettet hätte, habe zum Theil nicht sehr rühmliche geheime Ursachen gehabt. Mehrere von ihnen, namentlich Kurpfalz und Baden-Durlach, standen mit den Franzosen in besonderer Unterhandlung; Hessen-Cassel, Meklenburg und Anspach, deren Fürsten in Schlangenbad zusammentrafen, complottirten, wie Eugen annahm, zum Schaden des Kaisers und des Reiches; Preußen wollte sein Contingent nicht mit der Hauptarmee vereinigen und dem Oberfeldherrn unterordnen; Meklenburg hatte das seinige abberufen, und andere Fürsten verlangten ebenfalls die Rücksendung ihrer Truppen; Hessen-Cassel wollte seine Streitkräfte nicht weiter als bis zum Mittelrhein, Sachsen-Gotha die seinigen nur bis zum Neckar vorrücken lassen. Von der Mehrzahl der Contingente war gar nichts zu hören, und doch hatten die Fürsten eben damals so viel Kriegsvölker auf den Beinen, daß sie dieselben käuflich, gegen Subsidien und hohen Sold, dem Kaiser zu überlassen erbötig waren. „Es war merkwürdig zu sehen, wie diejenigen Reichsfürsten, welche überreich an Vorwänden waren, um die Stellung ihrer Contingente zu verzögern, sich eiligst herandrängten, wenn es sich darum handelte, ihre Truppen zu vermiethen.“ Auf diese Weise machte Würtemberg, Hessen-Cassel, Münster, Sachsen-Gotha, Trier, Hannover, Wolfenbüttel, Nassau und andere ihre Truppen zu Gelde. Unsäglich waren die Schwierigkeiten, welche Eigennutz und Selbstsucht der deutschen Fürsten dem Prinzen bereiteten. Und so ging denn ein Feldzug vorüber, in welchem das deutsche Reich nicht nur nichts gewann, sondern noch zwei Hauptfestungen dazu verlor. Konnte man da wohl von künftigen Anstrengungen bessere Erfolge hoffen, in einer Zeit wo Ludwig von allen Seiten Frieden hatte? Man mußte sich diese Frage verneinen; und es war daher nicht unwillkommen, daß Villars während der Belagerung von Freiburg bei Eugen anfragen ließ, ob es nicht möglich wäre, daß sie beide an irgend einem Orte zusammentreffen könnten, um sich über die Mittel zu einem endlichen Frieden zu unterreden. Nachdem sich Eugen die desfalls nöthige Vollmacht von Kaiser Karl VI. verschafft hatte, traf er am 26. Nov. 1713 mit dem Marschall von Villars im Schlosse zu Rastadt zusammen, von den Segenswünschen jedes braven Deutschen begleitet*).

Die meisten Schwierigkeiten bei den Unterhandlungen machte die

*) Arneth, a. a. O. Bd. II. S. 283 ff. Martin, a. a. O. T. XIV. p. 579 f.

Feſtung Landau, die Ludwig durchaus behalten wollte, ſowie die Forderung, daß der Kurfürſt von Baiern alle ſeine Länder und Würden wieder haben ſollte, mithin auch die, welche bereits anderen Reichsfürſten zugetheilt worden waren. Andererſeits verlangte Karl VI., Ludwig ſolle verſprechen, daß die braven Catalonier, die dem öſterreichiſchen Hauſe mit rührender Treue anhingen, in ihre ehemaligen Vorrechte wieder eingeſetzt würden; wie dies auch die Engländer in ihrem Frieden mit Philipp V. bedungen hatten. Dem Kaiſer, der für ſeine Perſon eine ganze Monarchie opfern mußte, gereicht dieſer Zug von Dankbarkeit um ſo mehr zur Ehre, als er offenbar aus einer weit reinern Quelle floß, wie Ludwig's Beſchützung eines Fürſten, der gegen das ganze übrige Deutſchland Partei genommen hatte.

Aber Frankreich's Uebergewicht war jetzt viel zu groß, um nicht entſcheidend zu wirken. Nach zweimonatlichem Streiten mußte Eugen doch endlich das Meiſte zugeben, weil er wohl einſah, daß, wenn es wieder zum Kriege kommen müßte, das deutſche Reich mehr als jemals leiden würde. So kam man denn mit einem Entwurfe zu Stande, dem nichts als die Billigung der Monarchen fehlte, zu deren Einholung derſelbe nach Wien und Verſailles geſchickt ward. Aber zu nicht geringem Erſtaunen der beiden Feldherren kam der Entwurf von Ludwig vielfach verändert und mit zwölf neuen Punkten vermehrt zurück, in welchen Forderungen vorgebracht waren, an die Niemand gedacht oder die man längſt ſchon zurückgenommen hatte. Eugen ward durch dies unredliche Benehmen des franzöſiſchen Hofes ſo aufgebracht, daß er im höchſten Unwillen am 7. Febr. 1714 Raſtadt verließ, und nach Stuttgart ging. Der darüber nicht minder beſtürzte Villars, den es ſchmerzte, ſeine ſiegreiche Feldherrnlaufbahn nicht mit der Stiftung des Friedens ſchließen zu dürfen, reiſte darauf nach Strasburg, und legte ſeinem Könige ſchriftlich die Nothwendigkeit des Friedens und das Ehrenvolle der bereits erlangten Bedingungen ſo eindringend ans Herz, daß dieſer ſeine Veränderungen und Zuſätze faſt ganz wieder zurücknahm. Mit dieſer Nachricht eilte nun Villars' Generalwachtmeiſter, Marquis von Contades, nach Stuttgart, um den Prinzen zur Rückkehr nach Raſtadt einzuladen. Noch an demſelben Tage (28. Febr.) ging er dahin ab, und die Unterhandlungen eilten nun raſch ihrer Beendigung entgegen. Am 6. März kam die Friedensurkunde zu Stande, und nachdem die Abſchreiber faſt die ganze Nacht daran geſchrieben hatten, unterzeichneten ſie die beiden Feldherren früh am Morgen, zwiſchen drei und vier Uhr (7. März), und fielen einander voll froher Begeiſterung in die Arme.

Digitized by Google

Der Hauptinhalt dieses Rastadter Friedens, in welchem der Kaiser noch schlechtere Bedingungen eingehen mußte, als Frankreich ihm vor einem Jahre hatte zugestehen wollen, war folgender: Der Kaiser erhält die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien, Mantua*) und die toscanischen Seehäfen an der westlichen Küste. Frankreich giebt alle seine Eroberungen am Rheine, bis auf Landau, heraus, und erkennt die hannoverische Kur an. Baiern und Köln werden der Reichsacht entledigt und in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt. In Betreff Baiern's hatte Ludwig ursprünglich nicht auf die Wiederherausgabe der Oberpfalz, wohl aber, als Entschädigung dafür, auf die Abtretung des Königreichs Sardinien bestanden; der Kaiser dagegen bewilligte die erstere, um die letztere versagen zu können. Dem Ehrgeiz des Kurfürsten von Baiern, dem dergestalt die Königswürde entging, wurde dafür von Ludwig XIV. ein noch glänzenderer Ersatz verheißen; durch einen geheimen Vertrag vom 20. Februar 1714 verpflichtete sich Frankreich, dafür Sorge zu tragen, daß die Kaiserwürde bei der nächsten Erledigung auf das Haus Baiern übertragen werde**).

Durch ein Decret vom 24. März 1714 gab Karl VI. dem Reiche von dem zu Rastadt geschlossenen Frieden Nachricht; er entschuldigte sich theils über den Frieden selbst damit, daß er von allen Verbündeten verlassen und vom Reiche so schlecht unterstützt worden sei, theils darüber, daß er ohne Zuziehung der Reichsstände habe verhandeln lassen, indem Alles geheim und schnell gegangen sei. Zugleich stellte er den Ständen anheim, ob sie ihren Frieden mit Frankreich selber abschließen, oder ihn dazu bevollmächtigen wollten. Sie wählten das Letztere, und Ludwig XIV. bestimmte zu diesen neuen Verhandlungen unter drei ihm vorgeschlagenen Städten Baden im Aargau.

Hier fanden sich demnach die französischen und kaiserlichen Bevollmächtigten nebst den Abgeordneten mehrerer deutschen Reichsfürsten ein. Auch Philipp V., die Königin von England, der Papst und einige andere Fürsten wollten vertreten sein; allein ihre Gesandten wurden nicht zugelassen, und am entschiedensten erklärte sich der Kaiser gegen die englischen, da er wohl Ursache hatte, diesem Hofe zu zürnen. Am 10. Juni 1714 wurden die Verhandlungen eröffnet. Eigentlich waren nur einige Punkte des Rastadter Friedens näher zu bestimmen; doch schmeichelte

*) Der letzte Herzog von Mantua, Karl IV., war wegen seiner Verbindung mit Frankreich in die Reichsacht erklärt worden und 1708 gestorben.

**) S. Martin, T. XIV. p. 576. 580.

Digitized by Google

man sich, auch manchen Wunsch noch zum Beschlusse durchbringen zu können. So z. B. verwandte sich der Kaiser hier noch einmal für die treuen Catalonier; aber die französischen Bevollmächtigten wiesen diese Angelegenheit, als nicht auf den Reichskrieg bezüglich, zurück. Ebenso vergeblich drangen die protestantischen Stände Deutschland's auf die Zurücknahme der berüchtigten Ryswicker Clausel. Es blieb daher am Ende wirklich nichts weiter übrig, als die Rastadter Friedensurkunde mit einigen unbedeutenden Veränderungen hier zu Baden, im Namen des Reichs, noch einmal zu unterzeichnen. Zu dem Ende fanden sich Eugen und Villars auch dort ein, und vollzogen das Werk am 7. Sept. 1714. Was noch zwistig war, ward nachher allmählich, nicht ohne manchen Hader, ausgeglichen; und so war denn endlich den Plagen ein Ziel gesetzt, womit das deutsche Reich durch Ludwig's XIV. Ländergier und durch seine mannigfaltigen Verwickelungen mit Oesterreich so lange heimgesucht worden war.

Während der Friedensverhandlungen hatten die Catalonier, obschon vom Kaiser, von England und aller Welt ihrem Schicksale überlassen, ihre Vertheidigung mit jener den Spaniern eigenen Tapferkeit und Hartnäckigkeit gegen die Heere Philipp's V. fortgesetzt. In ihrer Verlassenheit suchten sie sogar bei den Türken Hülfe. Die reichen Einwohner und die Geistlichkeit gaben Geld und Kostbarkeiten zur Landesvertheidigung her, viele Mönche ergriffen die Waffen, in Barcelona concentrirte sich der Widerstand. Gegen diese Stadt rückte Berwick mit dem Heere, dem er eine Verstärkung von 30,000 Mann zugeführt hatte, und schloß sie am 7. Juli 1714 ein. Er bot Verzeihung an; aber die Catalonier verlangten Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten, und davon wollte man nichts hören. Die Belagerung dauerte über zwei Monate; weder das feindliche Geschütz noch der Mangel konnte die unerschrockenen Einwohner zur Uebergabe vermögen. Mit unglaublichem Muthe vertheidigten sie die sehr beschädigten Wälle, als Berwick am 11. September stürmen ließ. Die Werke wurden erstiegen; nun aber begann erst in den Straßen, die den Eindringenden Schritt vor Schritt streitig gemacht wurden, ein furchtbarer Verzweiflungskampf. Am folgenden Tage dauerte er fort; da erst, als Alles mit Blut bedeckt war, ergaben sich die aufs Aeußerste gebrachten Bewohner, nachdem Leben und Güter ihnen zugesichert waren. Nun fielen auch die übrigen Städte der Provinz, die Philipp bisher noch nicht anerkannt hatten; und indem die Catalonier jetzt ebenfalls ihre Verfassung verloren, verschwanden die letzten Reste ständischer Rechte und Freiheiten in Spanien.

16. Die letzten Tage Ludwig's XIV.

Mit welchen Empfindungen mußte der ſterbende Ludwig wohl auf ſeine zweiundſiebzigjährige Regierung zurückſehen! Wie kräftig hatte er begonnen, und wie blühend hatte er ſein großes Reich in früheren Jahren geſehen! Und jetzt war dies Land das erſchöpfteſte von allen. Handel, Gewerbe und Ackerbau lagen darnieder. Aller innere Wohlſtand war verſchwunden. Viele Tauſende der kraftvollſten Arbeiter hatten die langen, blutigen Kriege hingerafft; nicht viel weniger hatte die Glaubenswuth aus ihrem Vaterlande getrieben. Eine Schuldenlaſt von neunhundert Millionen Thalern lag auf den Staatskaſſen.

Und gleich als ob das Schickſal den Urheber alles dieſes Elends perſönlich recht tief hätte beugen wollen, mußte er durch eine faſt beiſpielloſe Sterblichkeit ſeine ſo zahlreiche Nachkommenſchaft beinahe Haupt für Haupt vor ſich in das Grab ſinken ſehen. Noch während des Erbfolgekrieges ſtarb ſein Sohn, der Dauphin Ludwig, beinahe funfzig Jahre alt (14. April 1711). Er war im Jahre 1661 geboren, und als er zum Knaben heranwuchs, waren die außerordentlichſten Anſtrengungen gemacht worden, um ihn zum Muſter eines weiſen und kenntnißreichen Monarchen zu bilden. Von den berühmteſten Gelehrten Frankreich's über alle Zweige des Wiſſens belehrt, wurde allein zu ſeinem Unterrichte eine ganze Reihe von Ausgaben römiſcher Claſſiker auf königliche Koſten — man rechnet 200,000 Livres — veranſtaltet, die auf dem Titel die Worte in usum Delphini führen; auch ſchrieb für ihn zunächſt Boſſuet ſeine berühmt gewordene Einleitung in die allgemeine Geſchichte. Aber dennoch hatten alle dieſe Anſtrengungen keine lebhafte Neigung zu den Wiſſenſchaften im Gemüthe des Prinzen wecken können. Nach ſeinem Tode ſetzte die Nation ihre Hoffnung auf den Sohn deſſelben, den geiſtvollen Herzog von Bourgogne, und deſſen liebenswürdige Gemahlin. Allein das Jahr darauf (1712) raffte ein hitziges Fieber beide hin, ſie am 12., ihn am 18. Februar. Ihr älteſter Prinz, Ludwig, Herzog von Bretagne, ein fünfjähriger Knabe, war jetzt der nächſte Thronerbe. Allein auch dieſen ſollte ſein alter Urgroßvater noch vor ſich hinſterben ſehen; er folgte ſeinen Eltern an der gleichen Krankheit am 8. März. In ſeine Rechte trat ſein jüngerer Bruder, ein zweijähriges Kind (nachher Ludwig XV.), der einzige, der aus dieſer langen Reihe noch übrig blieb, aber in Folge der von ihm überſtandenen Krankheit ſo ſiech, daß man auch an ſeiner Erhaltung zweifelte.

Digitized by

Das Leben des alten Königs bewegte ſich indeß im Kreiſe des Hergebrachten. Alles drehte ſich nur um ſein eigenes Ich; und wie er ſelbſt ſich an die pünktliche Bewahrung einer beſtimmten äußerlichen Lebensordnung band, ſo verlangte er dies auch von Anderen in Bezug auf ſeine Perſönlichkeit in einem noch weit höheren Grade und mit der äußerſten Selbſtſucht. Es iſt ſchon erzählt worden, daß die Maintenon Alles aufbot, um Abwechſelung in ſein einförmiges Leben zu bringen. Und das war in der That eine ſchwere Aufgabe, da er für geiſtige Unterhaltung gar keinen Sinn hatte. Die gemeinſten Gegenſtände, elendes Privatgeklätſch, ſkandalöſe Familiengeſchichten, waren ihm der liebſte Unterhaltungsſtoff; ja er hatte, theils aus unwürdiger, lüſterner Neugier, theils aus Sucht alles zu überwachen und zu bevormunden, die Sitte eingeführt, daß man ihm alle Stadtgeſpräche, Privatumſtände einzelner Perſonen oder Familien, ſelbſt die geringſten Kleinigkeiten zutragen mußte; auch beſoldete er Kundſchafter, die ſeine eigenen Geſandten an fremden Höfen belauſchen mußten, und ſchämte ſich der Niederträchtigkeit nicht, alle mit der Poſt eingehenden Briefe erbrechen zu laſſen, wodurch Handel und Wandel geſtört und alles öffentliche Vertrauen vernichtet ward. Trotz alledem quälte ihn die Langeweile. Er las nichts und konnte es nicht einmal leiden, wenn jemand an ſeinem Hofe gelehrt ſcheinen wollte; ja er hatte es gern, wenn Witzlinge ſich über Gelehrte luſtig machten. Auch hatte er nie das Geringſte für Schulen in ſeinem Reiche gethan. Außer den religiöſen Beſchäftigungen, welche die Maintenon immer zu vermehren ſuchte, dachte ſie zuweilen auch auf anderweitige Zerſtreuungsmittel. Das Gewagteſte in dieſer Art war die erdichtete Erſcheinung eines perſiſchen Geſandten, wodurch noch wenige Monate vor des Königs Tode ſeiner Eitelkeit ein Feſt gegeben werden ſollte. Man überredete ihn, der Perſerſchach, von dem berühmten Namen Sr. Majeſtät unterrichtet, ſtrebe nach der Ehre, mit ihm ein freundſchaftliches Bündniß zu knüpfen. Ganz Frankreich gerieth in Bewegung bei dem Gerüchte; Ludwig befahl dem Baron von Breteuil, dem Geſandten zwei Meilen von Paris entgegen zu gehen und ihn mit größter Pracht zu empfangen. Er ſelber gab ihm bald nach gehaltenem Einzuge eine glänzende Audienz, bei welcher er alle Edelſteine der Krone an ſich trug. Er ließ dem Geſandten täglich hundert Louisd'or reichen, und ein Badezimmer für zweitauſendfünfhundert Thaler für ihn einrichten. Die Reiſekoſten von Marſeille bis Paris wurden ihm mit ſechstauſend Thalern vergütigt. Indeſſen verbreitete ſich bald das Gerücht, daß der angebliche Perſer ein portugieſiſcher Jeſuit ſei,

der die halbe Welt durchstrichen und von seinen Ordensbrüdern aus dem Gefängnisse in Konstantinopel befreit worden sei, um vor dem schwachen und eitlen Könige diese Posse zu spielen. Ludwig selber bemerkte den Betrug, und ließ den Gesandten ohne Abschiedsaudienz abreisen, sprach auch nie wieder von ihm; dagegen ließ er durch seine Minister ausstreuen, er sei ein wirklicher Gesandter gewesen. Niemand hat erfahren, wo er geblieben ist, doch ist er aus Frankreich glücklich entkommen.

Bald nach dieser Mystification verfiel die Gesundheit des Königs zusehends, und Jedermann erwartete seinen Tod. Die Maintenon, nachdem sie vergeblich Alles versucht hatte, um ihn zur lauten Erklärung ihrer geheimen Ehe zu bewegen, überredete ihn zuletzt, wenigstens ein Testament zu Gunsten ihres Lieblings, des Herzogs von Maine (ältesten Bastards von der Montespan), zu machen, in welchem demselben der Befehl über die Heere und die Erziehung des Dauphin übertragen ward. Er that es mit Widerwillen und um nur nicht in seinen letzten Tagen die einzige Gesellschafterin zu verlieren, die ihm bis dahin das öde Leben noch erträglich gemacht hatte. Aber die Verweigerung ihres ersten Wunsches kränkte das eitle Weib doch zu tief, als daß sie es ihn nicht bitter hätte fühlen lassen sollen. Wunderbar! dieser große Ludwig, vor dessen Winken einst Länder gezittert hatten, ging jetzt an dem Gängelbande eines alten Weibes einher; so unselbständig, und so sehr dessen sich bewußt, daß er zuweilen seine Rede mit den Worten begann: „als ich noch König war."

Er wurde zusehends immer schwächer. Am 25. August 1715 empfing er die letzte Oelung. Am 26. ließ er die Prinzen und vor allen den Dauphin vor sein Bett kommen, und gab ihnen rührende Ermahnungen. Den Dauphin warnte er vor leidenschaftlicher Kriegslust und Verschwendung; die Herren vom Hofe bat er um Verzeihung wegen des bösen Beispiels, das er ihnen gegeben. Mit bitterem Schmerze vernahm er am 29., daß die Maintenon Abends zuvor ihn heimlich verlassen habe und nach St. Cyr gegangen sei. Er fragte so oft nach ihr, daß man ihr einen Boten nachschicken und sie zurückrufen mußte. Sie gab vor, sie sei darum hingegangen, um mit ihren Mädchen für ihn zu beten. Ihre Furcht vor der Rache des neuen Regenten war aber so groß, daß sie am 30. August Abends wieder abreiste und ihren sterbenden Wohlthäter nicht mehr sah. Auch nach seinem Beichtvater, Pater Le Tellier, fragte der Kranke vergebens. Dieser stolze und heftige Priester erschien nicht, weil er es übelgenommen, daß der König nicht noch auf dem

Digitized by Google

Sterbebett eine Anzahl erledigter Pfründen hatte vertheilen wollen. Am 30. und 31. Auguſt hatte der Kranke nur wenige lichte Augenblicke. In dieſen betete er oft den Spruch: „Mein Gott, komm mir zu Hülfe; eile, mich zu erlöſen!“ Dann fiel er in den Todeskampf, der am 1. September Morgens um acht Uhr ſeinem Leben ein Ende machte.

Das Volk, das Ludwig nicht bloß arm gemacht, ſondern auch der Sittlichkeit und alles Vertrauens beraubt hatte, jubelte bei der Nachricht von ſeinem Tode, und verfolgte den Leichenzug nach St. Denis mit ſo pöbelhaftem Muthwillen, daß man genöthigt war, die Leiche auf Nebenwegen zu führen. Die Luft erſchallte von den abſcheulichſten Schimpfreden und Verwünſchungen; eine furchtbare Lehre für diejenigen, die zu Regenten, d. h. zu Führern ganzer Völker berufen ſind.

Digitized by

Neuere Geſchichte.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der engliſchen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Weſtphäliſchen Frieden bis zum Ausgang des Nordiſchen Krieges (1648—1721).

Vierter Abſchnitt.

Der Norden und Oſten Europa's bis zum Ausbruch des Nordiſchen Krieges.

1. Schweden unter Chriſtina's Regierung.

Zu derſelben Zeit, da die Nationen des Weſtens und Südens von Europa in dem ſpaniſchen Erbfolgekriege um die Intereſſen der Häuſer Bourbon und Habsburg wie um die Aufrechthaltung des bedrohten Gleichgewichts ſtritten, wüthete auch im Norden und Oſten ein blutiger Kampf um die Herrſchaft über die Oſtſee, der ſogenannte Nordiſche Krieg. Peter I. von Rußland und Karl XII. von Schweden bildeten die gegenſätzlichen Brennpunkte deſſelben. Um ſie, um den großen Rivalitätskampf Rußland's und Schweden's, ſchaarten ſich, mehr oder minder theilnehmend, auch Dänemark, Polen und die Türkei. Zum Verſtändniß der gewaltigen Begebenheiten, die dergeſtalt mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts auch die andere Halbſcheit des Welttheils in analoger Weiſe erfaßten, iſt es erforderlich, die damalige Lage aller jener Länder zu würdigen, und mithin auf ihre ſich vielfach kreuzenden Entwickelungen während der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts zurückzublicken.

Das ſchwediſche Reich hatte unter der glorreichen Regierung des

großen Gustav Adolf allerdings viele seiner kernhaftesten Söhne eingebüßt, und seine ohnehin schwachen Staatskräfte auf eine Zeitlang völlig erschöpft. Nichts desto weniger hatte durch ihn die Nation einen Schwung erhalten, der sie auch der innern Veredlung rasch entgegenführte, und einen Namen, den die stolzesten Völker des übrigen Europa's seitdem mit Achtung aussprachen. Der äußere Umfang des Reiches war bedeutend erweitert worden; die ganze Ostküste des Baltischen Meeres war unterworfen, Finnland, Karelien, Ingermanland, Esthland gehorchten der schwedischen Herrschaft, und der im Jahre 1629 mit Polen abgeschlossene und 1635 erneute Waffenstillstand hatte die Schweden auch in Besitz von Livland gelassen. Nach Gustav Adolf's Tode wurde seine sechsjährige Tochter Christina von den Ständen des Reichs als Thronfolgerin anerkannt (März 1633), und wir wissen bereits, mit welchem Ruhm und Nachdruck die auf seinen Wunsch angeordnete Regentschaft das Interesse des Staats zwölf Jahre hindurch verfolgt hat; sie bestand aus den fünf höchsten Reichsbeamten, dem Kanzler Axel Oxenstierna, dem Reichsdrost Gabriel Oxenstierna, einem jüngern Bruder Axel's, dem Reichsmarschall Jakob de la Gardie, dem Reichsadmiral Karl Karlsson Gyllenhielm und dem Reichsschatzmeister Gabriel Bengtson Oxenstierna, einem Neffen des Kanzlers. Die hierauf im westphälischen Frieden erfolgte Abtretung von Vorpommern und dem Herzogthum Bremen schien schließlich den Einfluß Schweden's in Deutschland für alle Zeiten gesichert zu haben.

Im Innern war die Herrschergewalt durch den Reichsrath beschränkt, den der König aus den angesehensten Adeligen ernannte. Die Zahl der Mitglieder wurde durch eine Verfassungsurkunde, die Gustav Adolf in Verbindung mit Oxenstierna entworfen, die aber erst nach seinem Tode den Ständen vorgelegt und von diesen am 29. Juli 1634 angenommen worden war, auf fünfundzwanzig festgestellt. Weniger einflußreich als in anderen Staaten waren die Versammlungen der Stände, auf denen nicht die Mehrheit der einzelnen Stimmen, sondern das Ueberwiegen der Gesammtstimmen der vier Stände gegen einander entschied. Auch hatte die Krone allein das Recht des Vorschlags; Gustav Adolf hatte den Gebrauch eingeführt, nur einen beliebig von ihm gewählten Ausschuß der Stände, eine Versammlung von Notablen, statt der allgemeinen Reichstage zu berufen; und die Stände sanctionirten dieses Verfahren selbst, indem sie die Bestimmung der neuen Verfassungsurkunde, daß nur bei wichtigen Angelegenheiten der Reichstag zusammentreten sollte, als gültig anerkannten. Alle hohen Aemter und Ehren-

Digitized by Google

ſtellen waren dem Adel ausſchließlich zugeſichert; die Abgaben, die er für ſeine Bauern bewilligte, durften nicht von Kronbeamten erhoben werden; die Jagd in ſeinen Wäldern, die Fiſcherei in den Gewäſſern ſeiner Güter gehörte ihm; er hatte das Recht mit den Producten ſeines Bodens ohne Zoll und Abgaben im In- und Auslande zu handeln, und war, ſelbſt wenn er ſeinen Wohnſitz in den Städten nahm, von Abgaben frei. Die Krone durfte adelige Güter weder durch Ankauf noch durch Pfandnahme gewinnen, indeß die Edelleute während Chriſtina's Minderjährigkeit gegen die Beſtimmungen der Geſetze ihre Gerechtſame auch auf neu erworbene bisher nicht adelige Güter ausdehnten. Von den übrigen Ständen aber ſchieden ſie ſich ſo ſtreng, daß die Vermählung eines Edelmanns mit einem Weibe aus dem Bürger- oder Bauerſtande den Verluſt des Adels nach ſich zog. Die gutshörigen Bauern wurden mit den härteſten Frohnen gedrückt, mit Rohheit und Gewaltthätigkeit behandelt, und ſelbſt ein ſo einſichtiger Staatsmann wie Axel Oxenſtierna hat ſich von dem Vorwurfe ſolcher Bedrückung nicht frei gehalten. Aber trotz dieſer Uebelſtände, trotz aller Unbill, welche die Bauern von durchmarſchirenden Truppen, zu deren Verpflegung ſie gehalten waren, und von reiſenden Adeligen erlitten, denen ſie ſowie dem ganzen Gefolge derſelben freie Fuhren und Lebensmittel ſtellen mußten, ruhte die Stärke Schweden's dennoch auf den Bauern, weil die einzige Nahrungs- und Erwerbsquelle des Landes der Ackerbau war. Die Geiſtlichkeit genoß keines allzu bedeutenden Einfluſſes, obſchon die höheren Kirchenbeamten es meiſt mit dem Adel hielten; die niederen waren arm und ſchwach beſoldet, da die Krone zwei Drittel von dem Zehnten erhielt, auf den ſie hauptſächlich angewieſen waren. Dieſes Vortheils ungeachtet waren die Einkünfte des Staats im Ganzen unbedeutend, das Finanzweſen ohne Ordnung, und erſt unter Guſtav Adolf wurden die Steuern, die bis dahin nur auf gewiſſe Zeiträume gebilligt worden waren, zu feſtſtehenden Abgaben. Dennoch reichte man bei weitem nicht aus und mußte fortwährend im ausgedehnteſten Sinne ſeine Zuflucht zur Verpfändung von Krongütern nehmen, die gewöhnlich an den Adel kamen, weil er der einzige Stand war, der ſich in Beſitz von baarem Gelde befand. Zu dieſer ſchlechten Beſchaffenheit des Finanzweſens ſtanden die Beſoldungen für die Inhaber der fünf hohen Reichswürden und für die Reichsräthe zur Zeit der vormundſchaftlichen Regierung in einem ganz unangemeſſenen Verhältniß, indem dieſelben zuſammen dreihundertfunfzigtauſend Thaler, eine für jene Zeit ungeheure Summe, betrugen. Das Gerichtsweſen war unter Guſtav Adolf bedeutend verbeſſert worden, er

Digitized by Google

hatte für den Abdruck der Stadtrechte gesorgt und das Proceßverfahren neu geordnet. Das ganze Land war in vierzehn Gerichtskreise getheilt, mit Untergerichten, welche die zweite Instanz für die Aussprüche der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit bildeten. In den Städten nahmen die Stadtgerichte diese Stelle ein; und die Appellation von den Untergerichten in dritter Instanz ging an die vier Ober- und Hofgerichte des Landes, welchen überdies allein der Adel unterworfen war. Die Armee wurde durch Werbungen und durch Aushebungen zusammengebracht, indem eine gewisse Anzahl bäuerlicher Haushaltungen je einen Mann stellen mußte *).

Inzwischen wurde die junge Christina mit Sorgfalt erzogen, und von gelehrten Männern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Aus den ungemeinen Fortschritten, die sie schon als Kind machte, aus ihrer unbezähmbaren Wildheit und einer nicht zu stillenden Wißbegierde sah man bald, daß sie ein eben so außerordentliches Weib werden würde, als ihr Vater ein ungewöhnlicher Mann gewesen war. Mit dem letztern hatte sie die Kühnheit und die brennende Ruhmbegierde sowie den glühenden Enthusiasmus für alles Große und Herrliche gemein; manche seiner Gesichtszüge waren in ihr wieder zu erkennen, ja ihr ganzes Wesen hatte mehr Männliches als Weibliches; sie saß zu Pferde und jagte wie eine Amazone, verachtete Weiberputz und weibliche Beschäftigungen, trug gern Mannskleider, und war am liebsten in männlicher Gesellschaft. Rastlos thätig, glich sie ebenfalls mehr einem Geschäftsmanne und arbeitsamen Gelehrten als dem ruhig wirkenden Weibe. Entbehrungen und Beschwerden verachtete sie, im täglichen Leben war sie höchst mäßig, in Gefahren unverzagt, Weichlichkeit schien ihr ein Laster. Uebrigens war sie von weniger als mittlerer Gestalt und trug eine Schulter etwas höher als die andere. Ihre Unterhaltung war stets sehr aufgeweckt, lebhaft und geistreich; eine gewisse natürliche Gutherzigkeit und Freundlichkeit machten ihren Umgang überdies höchst angenehm. Doch zeigte sie neben herrlichen Eigenschaften in der Entwickelung ihres Charakters auch bald bedeutende Fehler. Es mangelten ihr Ruhe und besonnene Kraft; von maßlosem Ehrgeiz und unruhiger Eitelkeit getrieben, gerieth sie gar bald in vielfache Uebertreibungen; ihre Selbständigkeit wurde zum Eigensinn, und ihre Reizbarkeit führte zu Jähzorn und heftigen Aufwallungen.

Schon im vierzehnten Jahre begann sie sich mit den Angelegen-

*) Vgl. Geijer, Gesch. Schweden's, Bd. III. S. 261 ff.

Digitized

heiten des Staats zu beschäftigen, und zwei Jahre darauf wurde sie von Oxenstierna in die Sitzungen des Reichsrathes eingeführt. Es wurde ihr Alles vorgetragen und nichts mehr entschieden, ohne daß man ihre Meinung gehört hätte. Bald darauf beschloß die allgemeine Ständeversammlung, die 1643 zu Stockholm gehalten wurde, daß Christine mit der Vollendung ihres achtzehnten Jahres wie ihr Vater die Regierung antreten solle. Dem gemäß ersuchte sie der Reichskanzler am 7. Dec. 1644, am Tage vor ihrem Geburtstag, in Gegenwart eines Ausschusses der Stände in feierlicher Rede, die Zügel der Herrschaft selbst zu ergreifen; worauf Christine der Regentschaft für die Treue und Weisheit, mit der sie in schwierigen Zeiten die Angelegenheiten des Staats verwaltet habe, dankte und den Eid als Königin von Schweden leistete. Von dieser Zeit an warf sie sich mit erhöhtem Eifer und noch größerer Thätigkeit als zuvor auf die Staatsgeschäfte, und setzte durch die Einsicht, womit sie dieselben behandelte, ihre Räthe und die fremden Gesandten in Erstaunen. An dem westphälischen Frieden hatte sie den bedeutendsten Antheil, da Oxenstierna und dessen Sohn, damals Gesandter zu Osnabrück, für den Abschluß nicht sehr günstig gestimmt waren. Niemals versäumte sie eine Sitzung des Reichsraths, stets verschaffte sie sich vorher die genauste Kenntniß von den Gegenständen, welche zum Vortrag kommen sollten; und bald wurde es offenbar, daß sich Alle getäuscht hatten, die sich als Mitglieder dieses Rathes oder der Staatsregierung großen Einfluß auf die junge Königin versprochen hatten.

Selbst das hochverdiente Haus der Oxenstierna mußte die Eifersucht Christinens auf Selbstherrschaft erfahren. Es war dies Geschlecht während der Minderjährigkeit fast das herrschende in Schweden geworden. Unter den fünf höchsten Würdenträgern waren drei Oxenstierna, unter den Reichsräthen saßen sechs Mitglieder dieser Familie. Aber es waren alles Männer von Verdienst und Einsicht, und der große Kanzler selbst, wenn er auch oft hart und gebieterisch gegen die unteren Stände auftrat, muß doch von unrechtmäßigem Ehrgeiz nach oben vollkommen freigesprochen werden. Jene Eifersucht war zum Theil der Grund gewesen, weshalb Christine den Frieden betrieben hatte, da sie wohl einsah, daß sie im Kriege ohne Oxenstierna nicht fertig werden könne; in ihm wollte sie zugleich den Reichsrath und die Aristokratie beugen, für deren Repräsentanten er nicht mit Unrecht galt. Je älter die Königin wurde, um so mehr fühlte sie sich überdies durch Umgang mit Gelehrten und gebildeten Männern Frankreich's zu der Gewandtheit und Glätte

Digitized by Google

des französischen Wesens hingezogen, während die rauhe Starrheit des alten schwedischen Adels sie in demselben Maße zurückstieß. So erhob sie denn zuerst, um eine Stütze gegen Oxenstierna zu haben, zu größeren Ansehn an ihrem Hofe den Grafen Magnus de la Gardie, den Sohn des obengenannten Reichsmarschalls, eingedenk der alten Feindschaft, die zwischen diesem aus Frankreich eingewanderten Hause und dem des Kanzlers herrschte, sowie den Sohn der Schwester Gustav Adolf's, den Pfalzgrafen Karl Gustav von Zweibrücken, der 1645 aus Deutschland, wo er seine ersten Lorbeeren erfochten hatte, zurückkam. In diplomatischer Beziehung hoffte sie Oxenstierna's Talente durch Johann Adler Salvius, den Sohn eines Bürgers zu Strengnäs, ersetzen zu können, der in der That große Kenntnisse und Geschäftsübung besaß und die äußerste Geschmeidigkeit des Hofmanns im Umgange zeigte. Bald sah sich der Reichskanzler in Gefahr seinen Einfluß zu verlieren, und äußerte laut, daß er sich von den Geschäften zurückziehen wolle, um anderen Leuten Platz zu machen; ja nach einem heftigen Wortwechsel mit der Königin bat er dieselbe um Erlaubniß auf seine Güter zu gehen, die sie ihm in der Hitze auch ertheilte, indeß bald wieder zurücknahm. Um die Macht des Adels zu schwächen, beförderte Christine auch Männer aus geringerem Stande zu Staatsämtern, machte gegen fünfhundert Bürgerliche zu Edelleuten, und verbot den letzteren ihre Bauern von ihren Höfen zu treiben, wie oftmals geschah, oder die Schatzungen derselben willkürlich zu erhöhen. Den Besitzungen der Geistlichkeit ertheilte sie alle Vorrechte adeliger Territorien, und vermehrte die Zahl der Mitglieder des Reichsrathes bis auf vierzig, in welche Stellen sie ihr ergebene und durch sie emporgekommene Männer brachte. Ueberhaupt soll sie so unumschränkt wie niemals ein Herrscher über Schweden gewaltet haben. Aber dennoch sah sie sich bald wieder genöthigt, zu Oxenstierna's Erfahrenheit ihre Zuflucht zu nehmen; auf einige Zeit hintangesetzt, gelangte er um 1651 wieder zum vollen Genuß der königlichen Gnade, wogegen de la Gardie sich bald darauf die Ungunst Christinen's zuzog.

Wie hingebend und eifrig sich die Königin aber auch den Angelegenheiten der Regierung widmen mochte, so vernachlässigte sie darüber doch die Wissenschaften nicht, von denen sie sich mit einem unwiderstehlichen Reize angezogen fühlte. Seltene Fähigkeiten erleichterten ihr die gelehrten Beschäftigungen und setzten sie bald in Besitz der umfassendsten Kenntnisse. Sie verstand sechs Sprachen, las den Thucydides und Polybius in der Urschrift, schrieb und redete Französisch und Italienisch wie ihre Muttersprache, auch Deutsch und Latein ziemlich

Digitized by Google

richtig. Tacitus und Plato ſtudirte ſie mit dem größten Eifer. Mit den vorzüglichſten Gelehrten des Auslandes ſetzte ſie ſich durch eigenhändige Briefe in Verbindung und lud ſie ein, nach Schweden zu kommen oder ihr wenigſtens Nachricht von ihren Arbeiten zu geben. Viele folgten dieſem Rufe und erfuhren die Größe ihrer Freigebigkeit. Es erſchien Claudius Saumaiſe (geb. 1588, geſt. 1653), ein Mann von außerordentlicher antiquariſcher Gelehrſamkeit, der ſich wegen anſtößiger religiöſer Meinungen aus ſeinem Vaterlande Frankreich hatte entfernen müſſen und darauf längere Zeit in Holland gelebt hatte; Freinsheim aus Strasburg, wenn auch an Kenntniſſen dem Saumaiſe untergeordnet, ſo doch an Charakter und Würde dieſem bedeutend überlegen; Hermann Conring aus Helmſtädt, ebenſo berühmt als Arzt wie als Rechtsgelehrter; Johann Loccenius aus Holſtein, ein ausgezeichneter Juriſt und Hiſtoriker; und Iſaak Voſſius, deſſen wir ſchon oben gedacht haben. Außer dieſen berief ſie den bekannten Philologen Meibom, den franzöſiſchen Arzt Naudé, der mit ſeinen mediciniſchen Einſichten große literariſche Kenntniſſe verband, und Nicolaus Heinſius, den Sohn des berühmten Daniel Heinſius, an ihren Hof. Auch der ehrwürdige Des Cartes ſtarb in Stockholm; Gaſſendi ſchickte ihr ſeine mathematiſchen Werke. Selbſt von Chemikern und Aſtronomen wollte ſie lernen. „Ihr Geiſt iſt außerordentlich, ſchreibt Naudé an Gaſſendi, ſie hat Alles geſehen, Alles gehört, Alles geleſen.“ Bücher, Gemälde, Antiken ſammelte ſie mit Geſchmack und auf königliche Weiſe. Dabei war ſie von jeder Pedanterei weit entfernt und haßte dieſelbe auch bei den Gelehrten ihrer Umgebung, ſo daß dieſe zuweilen ihren Spott ertragen mußten. Den Salmaſius nannte ſie ſehr paſſend omnium fatuorum doctissimum. Auf das Eingeben ihres witzigen Arztes Bourdelot, befahl ſie einmal, daß Meibom und Naudé, von denen der eine über die Muſik, der andere über den Tanz der Alten geſchrieben hatte, auf antike Weiſe ſingen und tanzen ſollten, zum unauslöſchlichen Gelächter des ganzen Hofes.

Aber Chriſtinen's Freigebigkeit gegen die Fremden, die ſie reichlich beſoldete und mit großen Summen belohnte, ſowie die Feſte und Luſtbarkeiten, die ſie ſehr liebte und nicht nur häufiger, ſondern auch koſtbarer als je zuvor anſtellen ließ, vermehrten die ohnehin ſchon große Finanznoth des armen Staates auf empfindliche Weiſe. Die Klagen hierüber verletzten ſie tief; noch unangenehmer war ihr das beſtändige Drängen des Reichsrathes, ſie möge ſich vermählen, damit das Haus Waſa auf dem ſchwediſchen Throne nicht ausſtürbe. Indeß blieb ſie in dieſem Punkte unbeweglich, da ihr, wie der engliſchen Eliſabeth, das Gefühl

Digitized by Google

der Freiheit über Alles ging, wiewohl sie, gleich jener, die Männer gar nicht haßte. Allmählig begann auch das ewige Einerlei der Staatsgeschäfte, das Ermüdende der Ceremonien ihrem lebhaften, unruhigen und stets nach Neuem begierigen Geiste großes Mißbehagen zu erregen. Es erfüllte sie mit Schmerz, daß der Unwille des Volkes über die dem Staate so viel kostenden fremden Künstler und Gelehrten immer höher stieg, und doch konnte sie sich nicht entschließen, ihre Neigungen der Behauptung ihres Ansehns und dem Wohle des Staats zu opfern. Alle Betrachtungen, die sie darüber anstellte, die Armuth der Schatzkammer, welche so ausgeleert war, daß oft die täglichen Bedürfnisse des königlichen Haushalts nicht bestritten werden konnten, der lockende Ruhm eine Krone zu verschmähen, die wachsende Abneigung gegen das Treiben ihrer Landsleute, die unüberwindliche Liebe zu ungewöhnlichen und ihrer Meinung nach genialen Thaten, und endlich jene unruhige Gespanntheit und Ueberhitzung, die sowohl ihren wissenschaftlichen wie ihren politischen Anstrengungen zu Grunde lag, brachten sie am Ende zu dem großartigen Entschlusse, in der Blüthe ihrer Jugend den Thron zu verlassen, um ein völlig unabhängiges, den Freuden und den feineren Genüssen der Wissenschaften und Künste gewidmetes Leben zu führen. Sie machte ihren Vorsatz bereits 1651 dem Reichsrath bekannt, und wollte die Krone ihrem Vetter übergeben, dem erwähnten Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, den die Stände auf ihr Verlangen schon früher zu ihrem Nachfolger ernannt hatten. Jedermann suchte sie von dem Entschlusse zurückzubringen, und die Beredtsamkeit Oxenstierna's brachte es wirklich dahin, daß sie diesmal noch nachgab. Aber es war ein Sieg, den nur die Gewalt des Augenblickes davon getragen hatte; die Sehnsucht nach der Lebensweise, die sie sich für die Zukunft mit den glänzendsten Farben ausgemalt hatte, blieb nur desto glühender in ihrer Seele zurück. Im Jahre 1654 führte sie denn auch ihren Entschluß aus, trotz aller erneuerten Bitten des Reichsraths, ja ihres Vetters selbst, der lieber ihre Hand angenommen hätte, um die er häufig gebeten, die ihm aber ebenso oft versagt worden war. Am 6./16. Juni übergab sie feierlich in der Versammlung der Reichsstände zu Upsala dem Prinzen Karl Gustav die Regierung, und behielt sich nichts weiter vor als eine jährliche Rente von 200,000 Thalern und die Gerichtsbarkeit über ihre Hausbedienten. Nicht ohne Thränen hörte man hier ihre letzten Reden an. An demselben Tage noch ward der neue König Karl X. Gustav gekrönt, und fünf Tage nachher reiste sie in Männerkleidern durch Dänemark nach Hamburg.

Digitized by Google

Es gab indeß noch einen geheimen Grund, der die Königin zur Niederlegung der Krone getrieben hatte, ihre Hinneigung zum Katholicismus. Schon früh war sie durch die weitläufigen Reden ihrer Lutherischen Geistlichen ermüdet worden; zu dem Glauben der römischen Kirche, von dem sie nur eine dunkle Vorstellung hatte, fühlte sie sich dagegen mehr und mehr hingezogen. Zuerst gab sie diesen Wunsch dem Jesuiten Antonio Macedo, dem Beichtvater des portugiesischen Gesandten Pinto Pereira, zu erkennen; mehrere der Gelehrten ihres Hofes bestärkten sie in dieser Richtung, vor allen der Franzose Bourdelot, ihr Arzt, der sie aus einer schweren Krankheit glücklich gerettet hatte. Nach solchen Vorbereitungen erschienen im Januar 1652 zwei Jesuiten unter der Maske italienischer Edelleute im Palaste Gustav Adolf's, um seine Tochter in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Es gelang ihnen die Königin in der schon begonnenen Bekehrung weiter zu bringen; und es scheint, daß der unruhig umherschwärmende, nirgend Befriedigung findende Geist Christinen's willig zu dem andern Extrem flüchtete, zu einem Glauben, dessen erste Forderung das unverrückte Festhalten gewisser mit großer Bestimmtheit gegebenen Lehren und Formen ist, und der in dieser Anerkennung einer als göttlich verehrten Autorität die vollste Beruhigung verheißt. Sie fragte die Jesuiten, ob ihr der Papst nicht die Erlaubniß geben könne, das Abendmahl alle Jahre einmal nach Lutherischem Brauch zu nehmen, und als jene dies verneinten, sprach sie: „dann ist keine Hülfe, ich muß die Krone aufgeben"*). Den gefaßten Entschluß in ihrem Gemüthe zu befestigen, trug in der letzten Zeit besonders Christinen's Umgang mit dem spanischen Gesandten Don Antonio Pimentel bei, der sich ausschließlich ihrer Gunst erfreute, oftmals ganze Wochen im Landhause der Königin zubrachte und auch zuweilen des Nachts über in ihrer Gesellschaft war. Nachdem sie ihr Vaterland und den Thron verlassen, hatte sich Christine Italien, die Heimath der Künste und des Katholicismus, zu ihrem künftigen Aufenthalte ausersehen. Sie nahm den Weg durch die Niederlande und durch Deutschland. Zu Brüssel, wo sie sich fast ein Jahr aufhielt, legte sie heimlich, in Gegenwart des Erherzogs Albrecht und einiger vornehmen Spanier, das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände eines Dominikaners nieder (24. Dec. 1654). Von dort ging sie mit einem prächtigen Gefolge über Augsburg nach Inspruck, wo der Uebertritt zum Katholicismus mit größter Feierlichkeit öffentlich vollzogen

*) Ranke, Päpste, Bd. 3, S. 93.

Digitized by Google

wurde (3. Nov. 1655), zum nicht geringen Schmerze der Schweden und aller Protestanten, daß die Tochter des gepriesenen Retters ihrer Religion in die römischen Irrthümer zurückfalle.

In Italien fand Christine eine glänzende Aufnahme. Alle Städte, die ihr Weg berührte, waren festlich geschmückt; von allen Bürgerschaften ward sie jauchzend eingeholt; Gastmähler, Schauspiele, Erleuchtungen und Ehrenpforten warteten ihrer überall; die ganze Reise von Inspruck bis Rom war ein Triumphzug. In Rom selber hatte man die höchste Pracht aufgeboten (21. Dec. 1655). Sie küßte dem Papst Alexander VII. den Fuß, empfing seinen Segen und schrieb sich seitdem nach ihm Christina Alexandra. Sie bezog darauf den farnesischen Palast, versammelte bald einen Hof von Gelehrten und Künstlern um sich her und vermehrte ihre Sammlungen von Büchern und Kunstschätzen, die sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatte. Aber lange that ihr auch das Leben in Rom nicht Genüge. Sie wollte Frankreich sehen, und trat im Sommer 1656 die Reise dahin an, wiewohl unter so zerrütteten Vermögensumständen, daß sie erst ihre Juwelen verpfänden mußte, um das nöthige Geld herbeizuschaffen. Ganz Paris war in gespannter Erwartung, dies Wunder einer Frau zu sehen. Mazarin sorgte für einen prächtigen Einzug und eine ehrenvolle Aufnahme. Der damals erst achtzehnjährige Ludwig XIV. wagte nur schüchtern sich ihr vorstellen zu lassen. Indeß faßten die Damen des Hofes bald wieder Muth, da sie die hohe Schulter, die kleine Gestalt, den nachlässigen Anzug und die ärmliche Begleitung der Königin sahen. Sie fanden, daß sie sich zum Erstaunen wenig Zwang anthue, über Alles frei urtheile, im Schauspiel laut auflache, zuweilen gar in Gesellschaft einen Schenkel über den andern schlage, und was der Todsünden mehr waren in den Augen des an die strengste Beobachtung äußerer Formen gewöhnten Hofes. Doch that sie Alles, um die Damen mit sich auszusöhnen, indem sie ihnen mit der größten Höflichkeit entgegenkam, ihnen Schmeicheleien sagte, und die Unterhaltung immer nach ihrem Ideenkreise herabstimmte. Die Männer von Geist und Bildung bezauberte sie durch den bewundernswürdigen Umfang ihres Wissens und durch die ungezwungene, lebendige und eindringende Art, mit der sie von Allem zu sprechen wußte. Nach einigen Monaten verließ sie Paris und besuchte auf der Rückreise nach Italien die berühmte Ninon, welche ihr sehr wohl gefiel, auf deren Landsitze. Nach einem prächtigen Einzuge in Turin (17. Dec. 1656) reiste sie eine Zeit lang in Italien umher, hielt sich aber nirgends lange auf. Im nächsten Herbste wollte sie zum zweiten Male nach Frankreich gehen. Mazarin fügte der nachgesuchten Erlaubniß noch eine höfliche Einladung

Digitized by Google

hinzu, und so kam sie im October 1657 wieder in Fontainebleau an. Allein diesmal erregte sie schon die erste Aufmerksamkeit nicht mehr, und eine willkürliche und grausame Handlung, die vierzehn Tage nach ihrer Ankunft auf ihren Befehl vollzogen wurde, erregte so viel Unwillen, daß man den Wunsch nach ihrer Entfernung deutlich blicken ließ. Es war Christinen nämlich hinterbracht worden, daß ihr Stallmeister, Marchese Monaldeschi, der bisher hoch in ihrer Gunst gestanden, wichtige ihm anvertraute Geheimnisse verrathen habe. In der Meinung, noch immer über das Leben ihrer Diener unumschränkt gebieten zu können, sprach sie sogleich das Todesurtheil gegen den Treulosen aus und ließ dasselbe auf der Stelle in einem Zimmer des Schlosses vollstrecken. Nachdem sie sechs Monate in Frankreich verweilt, kehrte sie im Frühjahr 1658 zum dritten Male nach Rom zurück, wo ihrer neue Unannehmlichkeiten warteten. Großer Mangel im schwedischen Schatze verursachte eine üble Stockung in den Geldlieferungen, die sie bis dahin ziemlich regelmäßig erhalten hatte. Sie mußte sich in dieser Noth an den Papst wenden, der ihr jährlich zwölftausend Scudi aussetzte; eine Summe, die zu gering war ihrem Mangel abzuhelfen, geschweige denn ihrer Freigebigkeit zu genügen. Aber auch abgesehen von ihrer Geldverlegenheit, fehlte es nicht an sonstigen Reibungen und mißlichen Vorfällen, die sie durch ihre Einmischung in die Intriguen des päpstlichen Hofes und in die Streitigkeiten der Cardinäle herbeiführte.

Im Februar 1660 erhielt sie die Nachricht von ihres Vetters Karl's X. Tode. Sie beschloß darauf nach Schweden zurückzureisen, dem Vorgeben nach um ihre verwirrten Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, in Wahrheit aber um zu sehen, ob sie den übereilt verlassenen Thron nicht wieder besteigen könne. Doch daran war nicht mehr zu denken. Vielmehr erregte ihr öffentliches Messehören in Schweden allgemeines Aergerniß, und da sie zu stolz war um es es einzustellen, wurde sie durch einen Tumult des Pöbels gezwungen, die Kapelle, die sie in den ihr angewiesenen Zimmern des königlichen Schlosses hatte einrichten lassen, zu schließen und ihre Priester zurückzusenden (23. December 1660). Sie selbst ging hierauf im Mai 1661 nach Hamburg, blieb etwa ein Jahr daselbst, und kehrte dann abermals nach Rom zurück. Dort mischte sie sich nun bald in Familiensachen, bald in Staatshändel, erwarb sich aber nirgend Dank, und erfuhr nur allzu schmerzlich, wie wenig eine Königin ohne Macht bedeute. Da ihre Gelder immer noch nicht regelmäßiger einliefen, so begab sie sich 1667 zum zweiten Male nach Schweden, litt aber daselbst noch größere Kränkungen als das erste Mal. Der Reichsrath beschloß auf der Stelle, daß ihr der Aufenthalt nur unter der Bedingung zugestanden werden könne, daß

Digitized by Google

ſie ſich ſowohl für ihre Perſon als ihre Umgebung der Uebung des katholiſchen Cultus enthalte, und ſchon in Norköping ward ihr angedeutet, entweder umzukehren oder ihre Geiſtlichen zurückzuſchicken. Sie wählte das erſtere, ſegelte, ohne Stockholm geſehen zu haben, nach Hamburg, und brachte ihre Geldgeſchäfte von dieſem Orte aus, wo ſie über ein Jahr blieb, glücklich in Ordnung. Im October 1668 kehrte ſie darauf zum letzten Male nach Rom zurück, lebte daſelbſt noch einundzwanzig Jahre, und ſtarb endlich am 19. April 1689, im dreiundſechzigſten Jahre ihres Alters. In der Peterskirche liegt ſie begraben. Ihre hinterlaſſene Selbſtbiographie ſowie die Memoiren über ihre Regierung und ihre Muße, die von ihrer eigenen Hand oder doch unter ihren Augen abgefaßt ſind, zeugen von großem Ernſt und Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt und von dem freien und weiten Geſichtskreis ihres Geiſtes. Auch für die italieniſche Literatur war ihr Umgang mit den Gelehrten und Schriftſtellern dieſes Landes nicht ohne Bedeutung, indem ſie ſich der überladenen, bedeutungsloſen und ſchwächlichen Manier, der dieſe ſeit längerer Zeit zu folgen gewohnt waren, mit Einſicht und Nachdruck widerſetzte.

2. Die polniſche Republik und Karl X. von Schweden.

Wir ſahen, wie in Polen nach dem Ausſterben des jagelloniſchen Mannsſtammes die förmliche Einführung der Königswahl und der Wahlcapitulationen ſtattfand. Dies und die wachſende Bedeutung der Landboten auf den Reichstagen war nicht geeignet, die politiſche Entwickelung eines Landes zu fördern, deſſen auf Ackerbau und Grundbeſitz beruhendes Leben das Gegenwicht eines betriebſamen und ſtarken Bürgerſtandes gegen das alleinige Anſehen der gutsherrlichen Geſchlechter ebenſo wenig kannte, wie die Abſtufung der germaniſchen Ariſtokratie und den Einfluß einer ſelbſtändigen und gebildeten Geiſtlichkeit. Die Bauern blieben in Druck, Schmutz und Armuth; der geringe Handel wurde von den benachbarten deutſchen Städten und von Juden betrieben, die ſich ſchon früh in großer Menge in Polen niedergelaſſen hatten; und die Herrſchergewalt, aller nothwendigen Stützen und Hülfsmittel beraubt, ging kaum über die Beſtätigung der vom Adel gefaßten Beſchlüſſe hinaus. Nach außen hin hatte Siegmund's III. Regierung durch Siege und Eroberungen eine Zeit lang in glänzendem Lichte geſtrahlt, aber in ſeinen ſpäteren Jahren wandte ihm

das Glück den Rücken. Ein Krieg gegen die Pforte, den eine streitige Fürstenwahl in der Moldau herbeiführte, endete 1621 durch den Frieden von Choczim, welcher diese Stadt sowie das Recht die moldauischen Fürsten zu ernennen den Türken überließ; in den folgenden Jahren wurde Livland nebst einem Theile Preußens an Schweden verloren; nur gegen die Russen hatte man Smolensk, Tschernigow und Severien erobert und behauptet. Unter solchen Verhältnissen starb Siegmund nach einer Regierung von fünfundvierzig Jahren, sechs Monate bevor sein Vetter Gustav Adolf auf dem Lützener Schlachtfelde einen glorreichen Tod fand. Wladislav, sein ältester Sohn, unter den polnischen Königen der vierte dieses Namens, nach einem halbjährigen Interregnum durch die Stimmen des zahlreich versammelten Adels auf den Thron erhoben, zeigte sich des Vertrauens der Nation nicht unwürdig. Als der russische Zar Michael Feodorowitsch Romanow zur Wiedereroberung der seinem Reiche entrissenen Provinzen einen Angriff auf Smolensk machte, schloß der herbeieilende Wladislav dessen Heer ein, und zwang es zu capituliren; worauf der Friede von Wiasma (1634) allen weiteren Feindseligkeiten ein Ende machte und den vorigen Besitzstand der Staaten von Neuem bestätigte.

Größere Gefahren bereiteten die Kosaken der Republik. Seit dem funfzehnten Jahrhundert Schutzverwandte der Polen, deren Königen sie mehr dem Namen als der That nach unterworfen waren, führte dieses aus der Mischung von Russen, Polen und Tataren in den Grenzlanden erwachsene Volk auf eigene Hand einen beständigen Raubkrieg gegen das von der Pforte abhängige Tatarenreich der Krim, das seinerseits ein Ueberbleibsel des mongolischen Chanats von Kaptschak war, sowie gegen die Osmanen selbst. Ebenso rasch und kriegslustig zur See als zu Lande, ruderten sie in kleinen Booten über das schwarze Meer, plünderten die Küsten von Kleinasien und trugen Schrecken und Verwirrung bis in den Hafen von Konstantinopel. Häufig forderten die Sultane Rechenschaft und Entschädigung für diese Einfälle am polnischen Hofe, und es hatte namentlich um diese Streitigkeiten zu beendigen schon Sigismund III. den Versuch gemacht, die Kosaken in größere Abhängigkeit von Polen zu bringen. Unter Wladislav's Regierung beschloß der zu Warschau 1638 versammelte Reichstag, den Kosaken das Recht, ihre eigenen Fürsten oder Hetmans zu wählen, für immer zu entreißen und ihr Land durch polnische Commissarien verwalten zu lassen. Die willkürliche und grausame Art aber, wodurch diese Beamten ihre Gewalt mißbrauchten, empörte die Kosaken dergestalt, daß sich im Jahre 1648 ein allgemeiner Aufstand erhob. An der Spitze der Insurgenten stand Bogdan Chmielnizky, ein bei seinen

Digitized by Google

Landsleuten hoch angesehener Mann; der Chan der Tataren versprach seinen früheren Feinden Beistand und Hülfe; die russischen Landleute der neu erworbenen Provinzen, und alle wegen abweichender religiöser Meinungen Verfolgte, waren bereit sich ihnen anzuschließen.

Um das Unglück der Republik zu vollenden, starb Wladislav, der einzige, dessen Einsicht den hereinbrechenden Gefahren einen Damm entgegenzusetzen im Stande gewesen wäre, und sein Tod bedrohte das Reich, außer der Noth des ungehemmten Bürgerkrieges, auch noch mit den Verwirrungen einer Königswahl. Zu den Wahltagen der Herrscher versammelten sich unter dem Vorsitz des ersten Geistlichen des Reichs, des Erzbischofs von Gnesen, auf der Ebene von Wola, wo zuerst Heinrich von Valois erhoben worden war, nicht wie zu den andern Reichstagen die Landboten, sondern so viele des Adels in Person, als ein Pferd aufzubringen und nach Warschau zu reiten im Stande waren. Diese Hunderttausende von Bewaffneten und berittenen Wählern, deren jeder zur Erlangung der Krone berechtigt war, erhoben zuerst ihre Stimmen zur Absingung des Veni creator spiritus; dann stellten sie sich unter die Fahnen der Woiwoden, und die Wahlhandlung begann, indem die Stimmen der Woiwoden, von dem Geschrei des um sie versammelten Adels ihrer Districte genehmigt oder verworfen, dem Erzbischof überbracht wurden, der inmitten des Wahlfeldes, von den Senatoren des Reichs umgeben, in einer offenen Halle thronte und zuletzt denjenigen, für welchen sich die Vota vereinigt hatten, zum Könige ausrief. Aber trotz der nahenden Schaaren Bogdan's, die bereits bis vor Zamosk gekommen waren, stritt der Adel fünf Wochen lang über den künftigen Herrscher, bis die Bemühungen und das Gold der verwitweten Königin es endlich dahin brachten, daß Johann Casimir, der jüngere Bruder Wladislav's, als Herrscher von Polen verkündet ward (20. Nov. 1648).

Ohne bereite Mittel zum Widerstande, eröffnete Johann Casimir auf der Stelle Unterhandlungen mit Bogdan; dieser zeigte sich auch höchst gemäßigt, und schon schien der Erfolg gewiß, als plötzlich Jeremias Wisnowiezky an der Spitze eines Haufens unbändiger Edelleute, denen jeder Vertrag mit den Bauern entehrend dünkte, über das Lager der sorglosen Kosaken herfiel und unter den Unvorbereiteten ein gräßliches Blutbad anrichtete. Diese ebenso eigenmächtig unternommene wie treulos vollführte That raubte alle Aussicht auf Frieden. Aber die Entscheidung der Waffen fiel ungünstig für Polen. Auf der Ebene von Zborow begegnete Bogdan, verbunden mit dem Tatarenchan Islam Gerai, an der Spitze von vierhunderttausend Kriegern dem Könige Johann Casimir und zwang den stolzen Adel nach

Digitized by Google

einigen Gefechten, durch eine vollſtändige Umzingelung, einen Frieden zu erbitten, der den Koſaken ihre frühere Verfaſſung und den Tataren einen jährlichen Tribut zuſicherte. Verletzungen dieſes Vertrages von Seiten Polen's brachten neue Aufſtände und Austräge zu Wege, bis Bogdan endlich, um ſich den Ungerechtigkeiten der jetzigen Herrſchaft für immer zu entziehen, den Schutz des ſtammverwandten ruſſiſchen Reiches, deſſen Religion zugleich auch die der Koſaken war, anzurufen beſchloß. Mit Freuden ging Alexei Michailowitſch auf das Verlangen der Koſaken ein; er verſprach, daß ſie nur von ihren Oberhäuptern und nach ihren eigenen Gebräuchen gerichtet werden, daß ſie niemals Tribut zahlen und ihre Hetmans ſtets ſelbſt wählen ſollten. Sechzigtauſend Koſaken ſollten in Regimenter eingetheilt werden und einen jährlichen Sold von drei Rubel erhalten (1654). Während der polniſche Reichstag, in ſich uneiniger und zerriſſener als jemals, über die Mittel dem mächtigen Feinde zu widerſtehen widerſprechende Beſchlüſſe faßte, hatte der Zar bereits die Belagerung von Smolensk eröffnet und vollendet; ein zweites ruſſiſches Heer drang in Litthauen ein; ein drittes beſetzte Kiew, den alten Herrſcherſitz der Nachkommen Rurik's und die Lage der Republik wurde immer verzweifelter, als im folgenden Jahre ſich noch ein mächtiger Gegner zu ihren bisherigen Feinden geſellte.

Es war der neue König Karl X. Guſtav von Schweden. Kräftig, ruhmbegierig, kampfluſtig wie er war, beſchloß er gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die Waffen, welche erſt vor ſechs Jahren niedergelegt worden waren, wieder aufzunehmen, um Schweden's Herrſchaft im Norden für immer zu befeſtigen und Guſtav Adolf's Plane der Unterwerfung der Oſtſeeküſten zu vollenden. Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, welche bei der in Schweden herrſchenden Finanznoth manche Schwierigkeit fanden, rückte der Gouverneur von Schwediſch-Pommern, Feldmarſchall Arfrid Graf von Wittemberg, mit funfzehntauſend Mann in Großpolen ein (Juli 1655). Die Unzufriedenheit vieler Edelleute mit dem König Johann Caſimir, dem ſie, trotz ſeiner Ohnmacht, trotz der Bedrängniſſe des Reichs, fortdauernd nach unumſchränkter Herrſchergewalt zu ſtreben vorwarfen, erleichterte ſeine Fortſchritte; die Palatinate von Poſen und Kaliſch ſtellten ſich unter ſchwediſchen Schutz; und als Karl X. ſelbſt mit einem zweiten Heere angelangt war, floh Johann Caſimir von Warſchau, welches ſich dem Könige von Schweden am 30. Auguſt ergab, nach Krakau. Auch hierhin verfolgt, verließ er den Boden ſeines Reiches, um in Schleſien Schutz zu ſuchen. Krakau wagte ſo wenig als Warſchau Widerſtand; und zu derſelben Zeit unterwarfen ſich Maſovien und Pommerellen anderen

Digitized by

Abtheilungen der Armee Karl's X. Polen's Untergang ſchien gekommen zu ſeyn. Auch die Truppen, welche unter dem Fürſten Janus Radzivil Litthauen gegen die Ruſſen vertheidigen ſollten, hatten inzwiſchen Grodno und Wilna verloren, und kein anderes Rettungsmittel geſehen, als ſich einem ihrer Feinde in die Arme zu werfen; ſie zogen die Schweden den Ruſſen vor, und erkannten in einer am 31. Juli unterzeichneten Capitulation Karl X. als Großherzog von Litthauen an. So beruhte die letzte Hoffnung der Polen auf dem Heere, welches Potocki und Alexander Koniecpolsky gegen die Koſaken ins Feld geführt hatten. Aber über dieſem waltete ebenfalls ein böſer Stern. Potocki mußte vor den Schaaren ſeiner Feinde bis Slodnigrodzk zurückweichen und fiel bei dieſem Ort geſchlagen ſelbſt in die Gewalt Bogdan's (28. September), der bis Lublin vordrang. Vier Wochen darauf leiſteten auch Potocki's Truppen dem ſiegreichen Könige von Schweden den Eid der Treue.

So war Karl X. durch einen einzigen Feldzug, ohne einmal bedeutenden Widerſtand gefunden zu haben, Herr von ganz Polen, und es ſtand nur in Frage, ob ſich das ſo ſchnell Gewonnene auch mit derſelben Leichtigkeit behaupten laſſen werde. Statt ſich indeſſen mit der Sicherung des Erworbenen zu beſchäftigen, dachte der König von Schweden vielmehr ſeine Eroberungen noch weiter auszudehnen. Den Vaſallen Polen's, den Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, hatte er vergebens zu bewegen geſucht, ſich mit ihm gegen Johann Caſimir zu vereinigen, da er die von jenem geforderte Souveränetät über das Herzogthum Preußen nicht zugeſtehen wollte. Während Karl Guſtav mit ſeinem Heere in Warſchau und Krakau verweilte, war Friedrich Wilhelm mit achttauſend Kriegern nach Königsberg geeilt, um hier einen nachdrücklichen Widerſtand vorzubereiten. Auch mit den Ständen des polniſchen Preußen's ſetzte er ſich zu dieſem Zweck in Verbindung; allein der Haß und die fortdauernden Zwiſtigkeiten, welche in dieſem Landestheile den Adel und die Städte trennten, ließen es hier, obwohl endlich am 11. November ein Vertrag zu Stande kam*), um ſo weniger zu entſcheidenden Entſchlüſſen und Thaten kommen, als die proteſtantiſche Bürgerſchaft der bedeutendſten Orte wie Thorn und Elbing im Geheimen die Sache der glaubensverwandten Schweden gegen ihren eifrig katholiſchen Herrſcher begünſtigten. Bei Karl Guſtav's Annäherung, der ſein Heer durch ſiebentauſend Polen verſtärkt hatte und die Waffen auch im Winter nicht ruhen laſſen wollte, öffnete Thorn am 25. November, Elbing am 10. December ſeine Thore, und

*) Rühs Geſch. Schwedens, Th. V. S. 30.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm wurde gezwungen ſich in die Mauern Königsberg's einzuſchließen. Unter dieſen Umſtänden zögerte der Kurfürſt nicht, am 7/17. Januar 1656 in jener Stadt einen Vertrag zu unterzeichnen, in welchem er ſich fortan als Vaſallen Schweden's bekannte.

So ſchien jedes Hinderniß beſeitigt, und für Karl X. nichts mehr zu erübrigen, als ſich die polniſche Krone aufs Haupt ſetzen zu laſſen. Da erſcholl plötzlich die Nachricht von einer neuen Bewaffnung der Polen gegen ihre Beſieger. Denn nachdem der erſte Schrecken vorüber war, zerriſſen Scham und Betrübniß über den Untergang der Freiheit des Vaterlandes die Gemüther vieler edler Polen, während andere durch die Betrachtung erregt wurden, daß unter dem neuen Könige alle Rechte des Adels zu Grunde gehen müßten. Allmählich kehrten Muth und Beſonnenheit zurück; Beſorgte und Zaudernde empörten die Verwüſtungen der ſchwediſchen Schaaren, die unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges gebildet, keine andere Behandlung der Landbewohner als Gewalt und Grauſamkeit kannten, wie ſehr auch Karl dieſen Ausſchweifungen zu ſteuern ſuchte; die katholiſche Geiſtlichkeit aber, vor allen die Jeſuiten, ſeit langer Zeit mächtig und angeſehen in Polen, wandten alle Kräfte an, den aufglimmenden Haß gegen den ketzeriſchen König zur hellen Kriegsflamme zu entzünden. Auch die benachbarten Mächte ſahen mit Neid und Eiferſucht das Glück des Schwedenkönigs; Kaiſer Ferdinand III. zitterte in ſeiner Hofburg vor dem zweiten Guſtav Adolf und verſprach den Mißvergnügten im Geheimen Hülfe und Unterſtützung; der Zar unterhandelte vorläufig über einen Waffenſtillſtand, der ihm den Beſitz ſeiner Eroberungen beſtätigte, und zeigte ſich bald auch nicht abgeneigt, ſeine Waffen gegen die Schweden zu kehren; und der Tatarchan Mohammed Gerai, Bruder und Nachfolger des obengenannten Islam, verſprach den Polen offen Hülfe und Beiſtand. Von neuen Hoffnungen erfüllt kehrte Johann Caſimir auf den Boden ſeines Reiches zurück, um an die Spitze des aufgeſtandenen Adels zu treten, der bereits viele vereinzelte ſchwediſche Abtheilungen und Beſatzungen überfallen und niedergemetzelt hatte. Zornmüthig und rachedurſtig brach Karl X. aus Preußen auf, und das Erſcheinen des ſchwediſchen Heeres in Rawa, Lowicz und Radom ſchreckte die Empörer für den Augenblick zur Niederlegung der Waffen; aber im Rücken deſſelben erhoben ſie die kaum niedergelegten Waffen von Neuem; und ſo ſah ſich der König, nachdem er das Reich von Königsberg bis Jaroslav am Fuß der Karpathen durchzogen hatte, von allen Kriegsvorräthen und Lebensmitteln entblößt, genöthigt, einen gefahr- und verluſtvollen Rückzug nach Preußen anzutreten. Sein letzter Zug hatte ihm deutlich gezeigt, daß er nicht hoffen

dürfe, die weitgedehnten Landstriche des polnischen Reiches durch seine verhältnißmäßig geringen Streitmittel in Gehorsam zu erhalten, und obgleich es unter diesen Umständen offenbar am angemessensten gewesen wäre, einen vortheilhaften Frieden mit Johann Casimir zu schließen, ließ des Königs Kriegslust ihn doch einen andern Plan vorziehen. Was er nicht allein behaupten konnte, wollte er mit Anderen theilen. Er bot dem Kurfürsten von Brandenburg Großpolen und den Königstitel an; und dieser, der wohl einsah, daß er, von mächtigen Nachbarn umgeben, nur durch rechtzeitigen den Umständen gemäßen Anschluß an den einen oder den andern Theil Freiheit und Selbständigkeit erkämpfen könne, zauderte nicht auf das Anerbieten einzugehen. Litthauen und Klein-Polen wollte Karl den Kosaken und dem Fürsten Ragoczy von Siebenbürgen, den er ebenfalls zur Unterstützung aufrief, überlassen.

Sobald das Bündniß mit dem Kurfürsten am 15. Juni 1656 zu Marienburg unterzeichnet war, brachen beide Fürsten zum Entsatz Warschau's auf, wo der König den Feldmarschall Wittemberg zurückgelassen, der bereits seit sechs Wochen heftig bedrängt wurde, aber sich jetzt vergebens bis zur Ankunft des Königs zu vertheidigen suchte. Dennoch setzten die Schweden und Brandenburger ihren Marsch gegen Warschau auf dem rechten Ufer der Weichsel fort. Vor Praga fanden sie die Polen und deren tatarische Hülfsvölker, den linken Flügel an die Weichsel, den rechten an einen kleinen Wald gelehnt, hinter aufgeworfenen Erdwerken, gegen sechszigtausend Mann stark, bereit ihnen den Eintritt in die Hauptstadt streitig zu machen. Obwohl um die Hälfte schwächer, da die vereinigte Armee nur aus vierzehntausend Schweden und sechszehntausend Brandenburgern bestand, beschloß Karl X. den Angriff, und es erfolgte eine dreitägige mörderische Schlacht (18.—20. Juli 1656). Da man sich gleich am ersten Tage überzeugte, daß der Feind in der Front wegen seiner Verschanzungen und der Enge des Terrains nicht zu überwältigen sein würde, ward für den folgenden Tag verabredet ihn in der rechten Flanke zu umgehen. Der Kurfürst, der den linken schwedischen Flügel befehligte und in dieser Schlacht die ersten Proben seiner kriegerischen Einsicht ablegte, dehnte sich demnach in dieser Richtung weiter aus, brachte seine Artillerie auf einen wohlgelegenen Hügel und vertheidigte sich mannhaft gegen die wüthenden Angriffe der Polen, bis der König mit dem Centrum und dem rechten Flügel, im Angesicht und unter verschiedenen Versuchen des Feindes seine Bewegungen zu stören, treffenweise abmarschirt war und sich hinter den Brandenburgern herumgezogen hatte, so daß er selbst nunmehr auf dem linken Flügel stand.

Digitized by Google

Es war Mittag geworden, bis diese meisterhafte Bewegung, vordem noch niemals unter dem Feuer des Feindes unternommen, ausgeführt worden war, als große Tatarenschwärme, die vom rechten polnischen Flügel hinter mehreren Anhöhen im Bogen herumgesprengt waren, gegen die linke Seite und den Rücken der Schweden unerwartet hervorbrachen. Mit schneller Besonnenheit führte ihnen Karl aus der Reserve das Leibregiment des Kurfürsten von Brandenburg entgegen, und wagte sich selbst mit einigen Schwadronen so weit in die wilden Haufen, daß er sich, von den Seinigen entfernt, plötzlich von sieben Tataren angegriffen sah. Nur der Rittmeister Trabenfeld war an seiner Seite. Zwei seiner Gegner tödtete der König mit seinen Pistolen, einen dritten, der nach dem Zügel seines Pferdes griff, warf er durch einen kräftigen Hieb über den Kopf vom Rosse, und eilte nun zur Rettung Trabenfeld's, der, nachdem er sich ebenfalls zweier Tataren entledigt hatte, im Begriff war den beiden übrigen zu unterliegen, die aber nun beim Anblick des nahenden Königs die Flucht ergriffen; die Kühnheit und Schnelligkeit Karl's hatte so auch diese Gefahr entfernt. Der dritte Schlachttag endete mit der völligen Niederlage der Polen, welche theils über die Brücke von Praga, theils das rechte Weichselufer hinauf so eilig flüchteten, daß Niemand an die Vertheidigung der Hauptstadt dachte. Johann Casimir, der mit seiner Gemahlin nicht aufgehört hatte, durch Ermahnungen und Versprechungen den Muth seiner Edelleute und Soldaten während des Treffens zu beleben, rettete sich nach Lublin.

Die Folgen dieses Sieges waren indeß dennoch weniger glänzend, als man erwarten konnte, da der Kurfürst von Brandenburg die schwedische Macht nicht allzu hoch steigen lassen wollte, um unter ihrer Last nicht selbst erdrückt zu werden, und deshalb seine Truppen in das Herzogthum zurückführte. Seine fernere Hülfe mußte Karl durch einen neuen zu Labiau (20. Nov.) abgeschlossenen Tractat erkaufen, in welchem er der Lehnsherrschaft über Preußen entsagte. Zu derselben Zeit waren jedoch die Russen in Livland eingebrochen und hatten die Belagerung von Riga unternommen, zu dessen Entsatz Karl einen bedeutenden Theil seines Heeres absenden mußte. Der König selbst, nunmehr zu schwach, um im offenen Felde noch etwas auszuführen, beschloß die Blokade Danzig's, die schwedischer Seits zur See und zu Lande schon seit Beginn des Krieges eröffnet war, durch die Eroberung der Stadt zu beendigen. Aber seine Anstrengungen waren vergebens, da inzwischen nicht bloß Johann Casimir Hülfstruppen geschickt, sondern auch die Holländer im Sommer der Stadt eine Flotte zur Unterstützung gesandt

Digitized by

und die Besatzung um funfzehnhundert Mann verstärkt hatten. Im Frühjahr 1657 brach der König zum dritten Mal nach Polen auf, um, von Ragoczy's zahlreichen Schaaren unterstützt, allem fernern Widerstand ein Ende zu machen. Bei Sandomir vereinigten sich beide Heere, und schon war Brzesc erobert (23. Mai), als die Nachricht von einem plötzlichen Einfall der Dänen in das Herzogthum Bremen den Schwedenkönig auf einen neuen Schauplatz ruhmvoller Anstrengungen abrief.

---

3. Dänemark unter Friedrich III.

Christian IV., der als Knabe von elf Jahren den dänischen Thron bestiegen hatte, trug sechszig Jahre lang die Krone dieses Reichs. Seines ersten Kampfes mit Schweden, seiner Einmischung in den dreißigjährigen Krieg, die so unglücklich für ihn endete, und der zweiten Ueberziehung Jütland's, die Oxenstierna's Politik 1643 herbeiführte, ist schon früher gedacht worden. Trotz der Leiden und Drangsale, welche diese verschiedenen Kriege über das Land brachten, waren dennoch Bildung und Ordnung unter seiner Regierung im Zunehmen; wie er denn überhaupt, abgesehen davon, daß er sich in auswärtige Unternehmungen einließ, die seine Kräfte überstiegen, zu den tüchtigsten Herrschern gehört, die Dänemark aufzuweisen hat. Die Gesetzgebung wurde unter ihm vermehrt und erweitert, Norwegen erhielt ebenfalls ein Landrecht und eine Kirchenordnung, und in Kopenhagen ward eine Sternwarte und ein botanischer Garten eingerichtet. Er starb im Jahre 1648, und ihm folgte, da sein ältester Sohn schon früher gestorben war, sein zweiter Sohn, Friedrich III.

Die Macht des Adels war in Dänemark durch die Reformation, welche die Rechte und Besitzthümer der katholischen Geistlichkeit meist in dessen Hände gebracht hatte, bedeutend vermehrt worden; ja durch die Erhebung Friedrich's I. gegen Christian II. glaubten sich die Edelleute sogar zur Wahl und Bestätigung der Könige berechtigt. Als daher Friedrich III. den Thron bestieg, mußte er eine Capitulation unterzeichnen, in der er versprach, die hergebrachten Rechte aller Stände zu schirmen und anzuerkennen, die Edelleute aber vorzuziehen, sie mit Gütern zu versorgen und ihre Hintersassen mit Steuern zu verschonen. Ohne Beistimmung des Reichsraths, der stets dreiundzwanzig Mitglieder zäh-

Digitized by Google

len müsse, sollte er weder Krieg beginnen, noch Frieden schließen, noch Bündnisse eingehen, ja selbst nicht außerhalb des Reiches reisen dürfen. Die Beschlüsse dieser Staatsbehörde seien auch ohne Genehmigung des Königs gültig; und die hohen Staatsämter, die Reichsrathstellen selbst eingeschlossen, dürfe derselbe nur auf deren Vorschlag besetzen. Das Vorrecht, welches Christian IV. dem Adel ertheilt hatte, wegen keines Verbrechens, es sei denn daß Jemand auf handhafter That ergriffen werde, verhaftet zu werden, sollte auch auf die Frauen und Töchter der Edelleute ausgedehnt werden. Handelt der König diesem Vertrage entgegen und will er auf die Vorstellungen des Reichsrathes nicht hören, so steht es dem letztern frei nach den Gesetzen und Rechten des Landes zu verfahren.

Der angesehenste unter den Führern des Adels und der reichste Herr im ganzen Königreich war damals Korfitz Ulfeld, dessen Vater Jakob Ulfeld unter Christian IV. längere Zeit das Amt des Reichskanzlers bekleidet hatte. Schon als Knabe zeigte Korfitz einen durchdringenden und hochfahrenden Geist und seine Talente entwickelten sich so schnell, daß ihn sein Vater schon im zehnten Jahre ins Ausland und unter andern auch nach Paris sandte. Nach einiger Zeit erzürnte er sich mit dem Hofmeister, welchem seine Leitung anvertraut worden war, so daß dieser ihn seinem Schicksale überließ. Aber dennoch weigerte sich der Jüngling der Aufforderung des Vaters zu ihm zurückzukehren Folge zu leisten, und als er darauf kein Geld mehr erhielt, nahm er eine Pagenstelle bei dem Grafen Günther von Oldenburg an. Indeß war es seinem unruhigen Sinn an diesem kleinen Hofe viel zu still und einförmig; er machte sich daher 1625 wieder auf, und nahm Kriegsdienste im dänischen Heere. Nach dem Frieden zu Lübeck (1629) kehrte er nach Kopenhagen zurück, söhnte sich mit seinem Vater aus, und empfahl sich Christian IV. so sehr durch seine Klugheit und sein glänzendes Betragen, daß dieser ihn von einer Ehrenstelle zur andern erhob, ihm 1636 eine seiner unehelichen Töchter von Christine Munk zur Gemahlin gab, und 1641 sogar von Kaiser Ferdinand III. die Ernennung zum deutschen Reichsgrafen für ihn auswirkte. Im Jahre 1643 erhielt Ulfeld endlich die höchste Stelle im Reiche, die Reichshofmeisterwürde, unter und neben welcher die des Kanzlers, des Reichsmarschalls und des Reichsadmirals standen. Dies schnelle und außerordentliche Wachsthum seines Glücks machte ihn so übermüthig, daß man nach Christian's Tode allgemein glaubte, er trachte die Krone durch die Wahl des Adels auf sein eigenes Haupt zu setzen. Wahr ist, daß er den Reichsrath aufforderte Chri-

Digitized by Google

ſtian's Verbindung mit der Munk, die ſich derſelbe, nachdem er einige Zeit ein Liebesverhältniß mit ihr unterhalten, an der linken Hand hatte antrauen laſſen, für eine legitime Ehe zu erklären. Allein dieſes Verlangen war damals von der Mehrzahl des Adels mit Unwillen aufgenommen worden, und hatte nur dazu gedient Friedrich's Wahl zu beſchleunigen. Der neue König hielt Ulfeld's Anſehn und unruhige Strebſamkeit ſeinem Regiment für gefährlich. Ihn zu entfernen ſandte er ihn nach dem Haag (1649), um mit den Holländern einen Vertrag in Betreff des Sundzolls zu ſchließen. Nach ſeiner Rückkehr zeigte ſich der König mit der Ausführung des Geſchäfts unzufrieden, da die Summe, durch welche die Niederländer für alle ihre Fahrzeuge alljährlich jenen Zoll abzahlen ſollten, ihm zu niedrig angeſetzt ſchien; auch forderte er bald darauf von Ulfeld die Ablegung einer Rechenſchaft über ſeine Verwaltung der Reichshofmeiſterwürde zur Zeit des verſtorbenen Königs. Durch dies Benehmen Friedrich's beſorgt gemacht, zitterte der Reichshofmeiſter ſchon für ſein Leben, als vollends ein Weib gemeinen Standes und unſittlichen Wandels, Namens Dina Windhofver, ihn beſchuldigte, daß er mit der Vergiftung des Königs umgehe. Wirklich wurde er alsbald verhaftet, wußte ſich aber ſo gut zu vertheidigen, daß die Anklage ſich als verläumderiſch auswies, wie ſie es in der That war. Denn die Feinde Ulfeld's hatten das Gaukelſpiel nur darum angeſtiftet, um ſeinen Sturz herbeizuführen. Obgleich nun die Windhofver zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurde, ſo hatten doch im Verlauf des Proceſſes König Friedrich und die Tribunale ſo viel Parteilichkeit gegen Ulfeld gezeigt, daß ſich derſelbe in Dänemark nicht mehr ſicher glaubte. Er entfloh in der Nacht (14. Juli 1651) auf einem holländiſchen Schiffe, und ging mit ſeiner Gemahlin an den Hof der Königin Chriſtine von Schweden, wo ſeine glänzenden Eigenſchaften ihm ſchnell Zutritt öffneten. Friedrich III., um ſeine Rückkehr unmöglich zu machen, zog ſogleich ſeine Reichshofmeiſterwürde und ſeine Lehengüter ein.

Als nun drei Jahre nach dieſen Begebenheiten in Schweden Karl X. Guſtav den Thron beſtieg, glaubte Ulfeld die lang genährten Rachepläne gegen ſein Vaterland endlich. ihrer Erfüllung nahe. Denn jener kriegeriſche Monarch wollte ja die von Guſtav Adolf gegründete Uebermacht ſeines Reiches im Norden nicht nur erhalten, ſondern noch vermehren. Zwar wandte derſelbe, trotz Ulfeld's Aufreizungen und Anerbietungen, einen Theil der Koſten zu tragen, falls er König Friedrich III. den Krieg erkläre, ſeine Waffen wie wir ſahen zunächſt gegen Polen. Aber Dänemark leitete bald darauf aus eigenem Willen das Ungewitter auf

Digitized by Google

sich hin. Friedrich's Räthe, die den Verlust der norwegischen Provinzen noch nicht verschmerzen konnten, meinten eben jetzt die günstigste Gelegenheit zu ihrer Wiedereroberung gefunden zu haben, da Karl X. mit Polen hinreichend beschäftigt sei. Sie bedachten nicht, daß die durch den letzten schwedischen Krieg verursachten Schulden noch nicht getilgt seien, daß man kein Geld im Lande, keine geschickten Anführer, keine geübten Truppen, keine sicheren Festungen habe. Dennoch erfolgte die Kriegserklärung. Allerdings schien der Augenblick glücklich genug. Zwar hatte Karl zwei Jahre hindurch mit Polen gekämpft; aber eben diese raschen Fortschritte erweckten überall Neid und Eifersucht; Holland und Oesterreich bewaffneten sich für Polen, Friedrich Wilhelm von Brandenburg, bisher Schweden's Bundesgenosse, stand in Begriff dasselbe zu verlassen, und der Czar Alexei war, von Oesterreich angetrieben, in Livland eingefallen und hatte sich bereits eines bedeutenden Theils dieser Provinz bemächtigt. So standen die Dinge, als Friedrich von Dänemark seine Flotte nach Danzig sandte und das Herzogthum Bremen zu Lande angriff.

Kaum aber erhielt der König von Schweden, der eben Brzesc in Litthauen erobert hatte, hiervon Nachricht (Juni 1657), als er sogleich mit dem größten Theil seiner Truppen aufbrach, um eine furchtbare Rache für diesen Friedensbruch an Dänemark zu nehmen. In gewaltigen Märschen eilte er über Thorn nach Stettin, wo er in den ersten Tagen des Juli nur mit sechstausend halbnackten, durch Hunger und Anstrengung erschöpften, aber muthvollen Kriegern anlangte. Von hier marschirte er längs den Ostseeküsten ohne Rast und Ruhe weiter, bis er nach Hamburg gelangte, dessen Bürger seine Soldaten neu bekleiden mußten. Während der Feldmarschall Karl Gustav Wrangel sich nunmehr gegen die in die schwedischen Weserlande eingedrungenen Dänen richtete, jagte der König selbst den dänischen Oberbefehlshaber Andreas Blidt im Fluge durch Jütland bis auf die Inseln zurück. Die Natur selbst schien ihn aufzufordern, seine Eroberungen auch auf diese auszudehnen; denn mit dem Winter brach eine so ungewöhnliche Kälte ein, daß beide Belte zufroren, so daß man zu Fuße auf dem Eise von Jütland nach Fünen und Seeland hinüber konnte. Wirklich beschloß Karl X., verwegen wie er war, mit seinem Heere, dessen Zahl durch Verstärkungen bis auf zwölftausend Mann gestiegen war, den gefahrvollen Marsch von Heilsee aus anzutreten. Die Reiter führten ihre Pferde am Zügel, Kanonen und Packwagen glitten über das Eis hin (Januar 1658). Zwei Compagnien brachen ein und ertranken. Die Anderen kamen glücklich

Digitized by Google

an, bemächtigten sich der Inseln Fünen, Langeland, Laland und Falster, und lieferten den Dänen auf dem Eise ein Treffen. Nach einigen Tagen erschien das ganze Heer bei Wordingborg, an der Südküste von Seeland. Kaum glaubte man in Kopenhagen die Möglichkeit der ungeheuren Unternehmung. Dermaßen bedrängt war das dänische Reich noch nie gewesen, und die Ueberraschung wirkte so lähmend, daß man kaum noch an Vertheidigung dachte. Als Karl X. in Wordingborg angekommen war, fanden sich auch schon dänische Bevollmächtigte mit Friedensvorschlägen ein; ungeachtet des Bündnisses, das Dänemark mit Polen am 28. Juli 1657 abgeschlossen hatte, und wonach keinem Theile erlaubt war, binnen drei Jahren ohne Wissen des andern Stillstand oder Frieden zu machen*). Ulfeld, der sich beim Heere befand, drang mit unpatriotischer Freude in den König, sie nicht anzuhören; allein Karl X. war weder so übermüthig, noch der Lage seiner Angelegenheiten in Polen uneingedenk. Die Kränkung hatten indessen die dänischen Räthe doch, daß sie jetzt mit dem Grafen Ulfeld, den sie einst verjagt, über die Fortdauer ihres Vaterlandes unterhandeln und seine Vorschriften anhören mußten. Diese erschienen ihnen freilich so übertrieben, daß sie nach Kopenhagen zurückgingen, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Aber Karl verlangte schnellen Entschluß und rückte gegen die Hauptstadt vor, zu deren Vertheidigung König Friedrich über nicht mehr als dreitausend Soldaten und etwa tausend Seeleute verfügen konnte. Außerdem benahm der in den Mauern Kopenhagen's zwischen der Bürgerschaft und dem Adel entstandene Zwist alle Aussicht, den nahenden Schweden einen erheblichen Widerstand entgegensetzen zu können; der Adel überließ sich so sehr der Unthätigkeit und Selbstsucht, daß man ihm allgemein die Schuld des ganzen über das Reich gekommenen Unglücks beimaß. Unter solchen Umständen sah man sich denn genöthigt, dem Sieger, der nur noch zwei Meilen von Kopenhagen in Tostrup stand, neue Abgeordnete mit der Vollmacht Alles zu bewilligen entgegen zu schicken. Am 18. Februar 1658 wurden die Präliminarien und nach einigen Tagen in Roeskild (26. Febr.) der eigentliche Friede abgeschlossen. Das hülflose Dänemark mußte an Schweden die Provinzen Schonen und Blekingen mit den umliegenden Inseln, die norwegische Landschaft Bahus und das Stift Drontheim, auch die Insel Bornholm abtreten, und auf Halland für immer Verzicht thun. Auch Korfitz Ulfeld erhielt alle seine Güter in Dänemark zurück, blieb aber noch eine Zeit lang am schwedischen Hofe,

*) Rühs, Gesch. Schweden's, Thl. V. S. 87.

Digitized by Google

und mag wohl an dem ſchnellen Wiederausbruch des Krieges keinen geringen Antheil gehabt haben.

Der Roeſkilder Friede war nämlich nichts als ein Waffenſtillſtand von fünf Monaten. Karl X. machte ſich ſelbſt Vorwürfe, daß er ſich übereilt und ſein Glück nicht beſſer benutzt habe. Der geringe Widerſtand, den er in Dänemark gefunden, ließ ihn ſeine Entwürfe auf die Eroberung Polen's aufgeben, um in der Nähe ſeines Erbreichs leichtere Erwerbungen zu machen. In dem Mittelpunkt beider Länder, auf Schonen wollte er ſeine Reſidenz nehmen; im Beſitz von Schweden und Dänemark hoffte er bald nicht bloß unumſchränkter Herr der Oſtſee, ſondern auch Gebieter des ganzen Nordens zu ſein. Von ſolchen Planen geſtachelt führte er höchſt ungerechter Weiſe einen zweiten Krieg herbei. Er zog die Truppen aus Fünen und Jütland nicht zurück, verlangte die Abtretung der Inſel Hween bei Seeland, und landete plötzlich (8. Aug. 1658) mit fünftauſendzweihundert Mann bei Korſöer auf Seeland. Friedrich III. erſtaunte über dieſe Verletzung des Völkerrechts, und ließ ihn fragen, was ihn dazu berechtige. Aber der ländergierige Krieger antwortete: „Erſt will ich Dänemark erobern, und dann will ich auch mein Recht darauf beweiſen.“ Und nichts ſchien leichter als dieſe Eroberung; denn Jütland, Fünen und die Herzogthümer waren noch vom vorigen Kriege her mit ſchwediſchen Truppen beſetzt. Auch in der Hauptſtadt, in deren Nähe Karl alsbald erſchien, ſprachen Viele von Uebergabe; aber Friedrich III. verwarf alle Vorſchläge der Feigheit und erklärte laut, eher wolle er ſich unter den Trümmern ſeines Reichs begraben laſſen als den Untergang deſſelben ruhig mit anſehen. Und als Hans Nanſen, der Bürgermeiſter von Kopenhagen, die Einwohnerſchaft zu mannhaftem Widerſtand ermahnte, riefen Alle einmüthig, es ſei eine Schande, ſich den wortbrüchigen Schweden ohne Kampf zu ergeben. So konnte Friedrich die Aufforderung Karl's zur Oeffnung der Thore mit der Antwort erwiedern, daß er ihm an der Spitze ſeiner Unterthanen entgegengehen und ſein Leben theuer verkaufen werde.

Jetzt ſah man in Kopenhagen daſſelbe Schauſpiel, das einſt Karthago und Konſtantinopel gewährt hatten. Die Hauptſtadt eines Königreichs in Verzweiflung ſich rüſtend, für ihr eigenes und des Landes Daſein auf Tod und Leben zu kämpfen. Alles wandte der König an, ſeine Unterthanen zur Aufopferung für ihn zu bewegen. Er vermehrte die Vorrechte der Stadt, ſchenkte den Grundſtücken der Bürger adelige Freiheiten, verſprach den Tapferſten von ihnen den Adelſtand, den Leibeigenen die Freiheit. Jeder Norweger, der zur Vertheidigung der Stadt

Digitized by Google

herbeieilen würde, sollte durch die Schenkung eines freien Bauernhofes in seinem Vaterlande belohnt werden. Jetzt griff Alles zu den Waffen, zu den Schaufeln, zu den Handkarren. Reichsräthe, Hofleute, Geistliche, Handwerker und Kaufleute sah man gleich Tagelöhnern auf den Wällen arbeiten, und die Studenten übten sich eifrig in den Waffen. Selbst Weiber und Kinder waren nicht müßig. Während die Schweden das wichtige Kronburg sehr rasch eroberten (6. Sept.), ging die Belagerung Kopenhagen's sehr langsam von Statten. Karl wollte zwar in seiner Ungeduld Sturm laufen, aber einige dänisch gesinnte Rathgeber widerriethen es ihm. So schloß er bloß die Stadt ein, und errichtete zahlreiche Batterien; aber die Bürger, von dem kriegskundigen General Schack geführt, machten häufige Ausfälle und zerstörten wiederholt die Werke der Belagerer. Ein Versuch des Admirals Wrangel, die Insel Amak wegzunehmen, von der die Kopenhagner ihre Lebensbedürfnisse bezogen, mißglückte völlig. Zwei Monate harrten die Bürger in banger Erwartung; da kam Ende October eine holländische Flotte unter dem Admirallieutenant Wassenaar, die einer Menge mit Lebensmitteln und Kriegsvorräthen beladener Transportschiffe zur Bedeckung diente und, nach einem hartnäckigen Gefecht mit der schwedischen Seemacht unter Wrangel, die Durchfahrt durch den Sund erkämpfte (9. November). Auch die Norweger eilten, wider den gemeinschaftlichen Feind zu streiten. Die Einwohner von Drontheim und der Insel Bornholm, mit der neuen schwedischen Herrschaft unzufrieden, warfen rasch das fremde Joch ab und trieben die fremden Beamten und Kriegsleute aus ihren Grenzen. Dennoch blieb die Gefahr für Kopenhagen immer dieselbe, da die Schweden den ganzen Winter hindurch die Belagerung fortsetzten und alle Anstalten trafen die Stadt auszuhungern, nachdem verschiedene blutige Stürme fehlgeschlagen waren.

Friedrich III. hatte sich in seiner Noth an Polen, Brandenburg und an den Kaiser gewendet, und erhielt wirklich von diesen Staaten, die insgesammt Karl's Uebermacht empfunden oder zu fürchten hatten, schleunige Hülfe. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm führte persönlich 16,000 Brandenburger, der Graf von Spork 11,000 Oesterreicher, und der Fürst Czarnetzky 5000 polnische Reiter nach Holstein. Sie vertrieben glücklich die Schweden vom festen Lande; als sie aber auch nach Fünen übersetzen wollten, verhinderte die eintretende strenge Kälte die Einschiffung der Truppen auf die dazu von Friedrich III. gesendete Flotte; und als man sich im folgenden Frühjahr (1659) der holländischen Schiffe bedienen wollte, weigerten sich deren Befehlshaber. Denn die Republik

Digitized by Google

wollte den Dänen nicht zu kühne Hoffnungen einflößen, und hatte überdies mit England einen Vertrag geschlossen, dem gemäß man König Friedrich III. zu den von beiden Mächten vorzuschlagenden Friedensbedingungen nöthigen wollte. Da auf diese Weise für Friedrich Wilhelm in Jütland nichts mehr zu thun war, so ließ er nur viertausend Mann seiner Truppen zurück und ging mit dem Ueberrest, an welchen sich die österreichischen Truppen anschlossen, nach Schwedisch-Pommern, welches Karl X. für diese Provinz sehr besorgt machte. Noch schlimmer schien dessen Lage zu werden, als sich Ruyter, der das Commando der niederländischen Flotte auf der Ostsee erhalten hatte, nach langen Streitigkeiten doch entschloß, fünftausend Brandenburger und Polen bei Kiel an Bord zu nehmen und sie auf Fünen auszuschiffen. Vereinigt mit sechstausend Dänen schlugen diese Truppen ein schwedisches Corps, das der Pfalzgraf von Sulzbach und der Marschall Stenbock führten, bei Nyeborg so vollkommen (14. November 1659), daß nur Wenige entkamen. Zum Gewinn des Treffens hatte vor allen die Tapferkeit des brandenburgischen Generals Quast beigetragen. Karl X. hatte vergebens gewünscht, den Seinigen von Seeland aus Hülfe zu bringen, da die Holländer seine Flotte in dem Hafen von Landskrona eingeschlossen hatten. Ebenso fruchtlos verlangten aber auch die Sieger nach Seeland übergesetzt zu werden, was wahrscheinlich die Entsetzung der Hauptstadt und die Vertreibung der Schweden aus Dänemark zur Folge gehabt hätte. Die Holländer, entschlossen, Dänemark nicht mit Vortheil aus diesem Kampf hervorgehen zu lassen, sondern nur dessen gänzliche Vernichtung zu hindern, verweigerten wiederum die Ueberfahrt. Unterdeß fochten die Feinde Karl's auch in Pommern mit Glück. Schon ehe Friedrich Wilhelm aus Jütland zurückkam, hatte ein zweites dorthin gesandtes kaiserliches Heer unter dem Grafen Des Souches Damm, Greifenhagen und Wollin erobert; nach seiner Ankunft fühlte man sich stark genug die Belagerung der Hauptstadt Stettin zu unternehmen. Allein die Ausdauer des schwedischen Commandanten Paul Würtz bewirkte, daß die Verbündeten nach sechs Wochen verlorener Mühe unverrichteter Sache wieder abziehen mußten. Nicht minder tapfer vertheidigte aber auch Friedrich III. seine Hauptstadt, deren Einschließung Karl noch den ganzen Sommer und Winter über fortsetzte, bis ein unerwarteter Zufall das Ende derselben, sowie des ganzen Kampfes herbeiführte.

Der kriegerische Schwedenkönig starb nämlich an einem bösartigen Fieber zu Gothenburg am 13./23. Febr. 1660, im siebenunddreißigsten

Digitized by Google

Lebensjahre, und empfahl seiner Gemahlin angelegentlichst, nach seinem Tode einen schnellen Frieden zu schließen. Versuche dazu waren von allen verbündeten Mächten lange vorher gemacht worden; allein da jede dabei ihren eigenen Vortheil am ersten sicher zu stellen bedacht war, so kam man zu keinem Entschlusse. Nach Karl's X. Tode wurden die Verhandlungen der Gesandten (Frankreich, England und Holland traten als Vermittler auf) vollends so ungestüm, daß man sich von dem Ziele immer weiter zu entfernen schien. Da trat ein dänischer Reichsrath, Hannibal Sehested, unter dem Adel hoch angesehen, und wie Ulfeld mit einer Tochter Christian's IV. von Christine Munk vermählt, ins Mittel, und stellte den dänischen und schwedischen Bevollmächtigten mit Nachdruck vor, wie entehrend es sei, sich von Franzosen, Engländern und Holländern Gesetze vorschreiben und sich durch deren Zwistigkeiten von dem ihnen beiden so heilsamen Friedensschlusse abhalten zu lassen. Diese Ermahnung bewirkte, daß beide Parteien sich ohne die Vermittler verglichen und am 27. Mai/6. Juni 1660 den Frieden zu Kopenhagen abschlossen. Er lautete fast wörtlich wie der Roeskilder, nur daß die Schweden auf den Besitz von Drontheim und Bornholm Verzicht thaten. Der Pfalzgraf von Sulzbach führte hierauf die schwedischen Truppen aus Seeland, nachdem dieselben über anderthalb Jahre vor Kopenhagen gelegen hatten. Graf Korfitz Ulfeld war unterdeß auch in Schweden verdächtig geworden. Man glaubte, er habe während des letzten Krieges mit seinen Landsleuten in geheimer Verbindung gestanden. Schon verhaftet, entfloh er nach Kopenhagen; aber nur um hier aufs Neue in den Kerker gebracht zu werden. Endlich entließ ihn der König gegen das Versprechen, auf seine ihm durch den Roeskilder Frieden wieder zugesicherten Güter zu verzichten. Bald darauf unternahm der Graf eine Reise nach den Niederlanden, und soll hier zum zweiten Male verderbliche Racheplane gegen sein Vaterland geschmiedet haben. Abwesend wurde er zum Tode verurtheilt, und mußte aus den Niederlanden entweichen, da der König seine Auslieferung verlangte. Krank und elend endete er im Jahre 1664 in der Nähe von Basel.

Das entschlossene Benehmen König Friedrich's III. während der Gefahren des schwedischen Krieges hatte ihm das Vertrauen und die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade erworben. Die Bürgerschaft hatte sich in dieser bedenklichen Zeit gleichfalls auf die würdigste Weise gezeigt, und während sich das Selbstgefühl dieses Standes durch die gelungene Abwehr des Feindes bedeutend gesteigert hatte, war der Adel unvorsichtig genug, seinen Neid über die jüngst der Bürgerschaft ertheilten Auszeich-

Digitized by Google

mungen offen zu zeigen, und sogar Versuche zur Verkürzung und Verkümmerung derselben zu machen. Die daher entstandene Eifersucht hatte noch in demselben Jahre jene denkwürdige Revolution zur Folge, vermöge deren, ohne daß ein Tropfen Bluts floß, ja ohne daß irgend eine Gewaltsamkeit verübt worden wäre, die bisher bestandene Adelsaristokratie gänzlich umgestürzt und eine unumschränkte erbliche Souveränetät in Dänemark eingeführt ward. Der dänische Adel war nämlich von allen Steuern, selbst vom Kirchenzehnten frei, und zahlte von den vielen Krondomänen, die er inne hatte, eine so geringe Pacht, daß die Staatseinkünfte darunter außerordentlich litten. Derselbe Eigennutz, der ihn diese schädlichen Vorrechte behaupten ließ, leitete ihn auch, wenn es darauf ankam, anderen öffentlichen Pflichten zu genügen; und anstatt wenigstens durch Kriegsmuth und Anstrengungen in den Zeiten der Gefahr sich seiner Bevorzugungen würdig zu erweisen, zeigte er sich auch im Kampfe mit fremden Mächten stets so saumselig, so gleichgültig für das Beste des Vaterlandes, daß er längst die Achtung der übrigen Stände eingebüßt hatte. Dringende Finanzbedürfnisse, durch die letzten Kriege erzeugt, machten nun gleich nach dem erlangten Frieden eine Zusammenkunft der Stände nothwendig. Man versammelte sich am 10. September 1660 in Kopenhagen zu einem allgemeinen Reichstage. Es erschienen alle Reichsräthe, die meisten adeligen Gutsbesitzer, zwei Pröpste aus jedem der sieben Bischofsprengel oder Stiftsämter Dänemark's, mit Vollmachten der Prediger dieser Diöcesen versehen, fünf Abgeordnete für Kopenhagen, zwei aus jeder großen, ein Abgeordneter für jede mittlere, und ein Abgeordneter für je zwei kleinere Städte. Die Bauern wurden gar nicht vertreten, da sie mit wenigen Ausnahmen vom Adel abhängig waren. Es ward beliebt, daß der Adel und die beiden anderen Stände jeder für sich über die Mittel, der Staatsnoth abzuhelfen, berathschlagen sollten. Die Geistlichkeit und der Bürgerstand erklärten sich bereit, die vom Könige vorgeschlagene Abgabe auf alle Lebensmittel zur Bestreitung der Kosten des königlichen Hausstandes und des Militärwesens zu bewilligen; aber der Adel wollte dieselbe nur von Brot und Wein und einigen andern Bedürfnissen, die in den Städten eingekauft werden müßten, und überdieß nur auf drei Jahre übernehmen. Dagegen verlangten die beiden anderen Stände auch eine zweckmäßigere Verwendung der Lehen und Krongüter, welche ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß zur Aufstellung des Kriegsheeres und zur Deckung der Ausgaben des Reiches dienen sollten, seit langer Zeit aber für unbedeutende Zahlungen und Leistungen dem Adel verpfändet oder verpachtet waren. Die Pfandsummen sollten zurückgezahlt und die Kron-

Digitized by Google

güter nach genauer Berechnung des Ertrages den Meistbietenden überlassen werden.

Ueber diese Forderungen zeigte sich der Adel höchst entrüstet, aber die Bürger schritten auf dem betretenen Wege kühn vorwärts. Nachdem die einzelnen Stände längere Zeit durch Deputationen verhandelt hatten, überreichte die Bürgerschaft und die Geistlichkeit am 8. October dem Adel eine Schrift, worin sie erklärten, daß sie den Beschluß gefaßt hätten, dem Könige aus Dankbarkeit das Erbfolgerecht für die männliche und weibliche Nachkommenschaft zuzugestehen, und den Adel um seinen Beitritt ersuchten. Erstaunt vernahmen die Edelleute diese Bestimmungen, aus denen von selbst auch die Aufhebung der bisherigen, die königliche Gewalt zu Gunsten des Adels im hohen Grade beschränkenden Wahlcapitulation folgte, und beriethen vergebens über Maßregeln, die Folgen dieses kühnen Schrittes zu vereiteln. Als nach zwei Tagen noch keine Entscheidung von Seiten des ersten Standes erfolgt war, begaben sich die Abgeordneten der Bürgerschaft in die Sitzung des Reichsrathes, um schnelle Beseitigung dieser hochwichtigen Angelegenheit zu bitten. Aber auch hier erhielten sie eine ungenügende Antwort; worauf sie sämmtlich nach dem Schloß gingen, um ihre Sache dem König selbst vorzutragen, von dem sie freundlich aufgenommen und mit den besten Versprechungen entlassen wurden. An der Spitze der Bürger des Königreichs stand der wackre Bürgermeister der Hauptstadt, der schon erwähnte Nansen; sowie an der des damit einverstandenen Klerus Johann Svane, Bischof von Seeland. In ihrem Kopfe war der große Plan entsprungen, durch die Erhebung der Gewalt des Herrschers den Adel zu demüthigen; ein Werk, zu dessen Durchführung sie sich allein zu schwach fühlten. Erst nachdem sie alle Vorbereitungen getroffen, unterrichteten sie den König von ihrem Vorhaben*), der durch den Schreiber der Finanzkammer, den umsichtigen Christoph Gabel, mit ihnen unterhandelte. Der tapfere Feldmarschall Hans Schack war gleichfalls bereit, die Unternehmung im Nothfall mit seinen Truppen zu unterstützen, die er deshalb, sowie die Studenten noch unter den Waffen hielt. Als der Adel die feste Haltung der Gegenpartei sah, wollte er die Stadt verlassen, um den Reichstag zu sprengen und alle Beschlüsse der übrigen Stände unkräftig zu machen; sofort aber wurden die Thore geschlossen, und dies brachte die Bestürzten schnell zur Nachgiebigkeit; ein Benehmen, welches zugleich den schlagendsten Beweis giebt, wie gering die Energie unter den Mitgliedern des damaligen dänischen Adels gewesen sein muß.

*) Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660, S. 83.

Digitized by Google

Am 13. October 1660 erklärten endlich ſämmtliche Stände, der Reichsrath an der Spitze, in einer vom König gegebenen Audienz die völlige Aufhebung des Wahlreiches.

Nun entſtand die Frage, was an die Stelle der bisherigen Wahlcapitulation zu ſetzen ſei. Voll der Beſorgniß, einen heftigen Kampf des Ariſtokratismus und Demokratismus ausbrechen zu ſehen, und gewarnt durch die in England eben erſt geſchehenen Gräuel, zog es Svane vor, Alles voll Vertrauen in die Hand des Königs zu legen, und es gelang ihm die Uebrigen für dieſe Anſicht zu gewinnen. Die Capitulationsurkunde wurde feierlich vernichtet; am 18. October nahm Friedrich III. von den Ständen die neue Huldigung als erblicher Herrſcher an; und am 10. Jan. 1661 ſtellten jene noch eine Erklärung aus, in welcher ſie die volle und unumſchränkte Gewalt der Krone ausdrücklich anerkannten. So hatte der Lauf der Ereigniſſe weiter geführt, als man eigentlich beabſichtigt hatte; die Bürgerſchaft hatte das Wahlrecht und die Vorzüge der Ariſtokratie vernichten wollen, aber jetzt war die ganze ſtändiſche Verfaſſung über den Haufen geworfen. Doch war die Stimmung für den König ſo günſtig, daß man ihn gern im Beſitz vollkommener Herrſchergewalt ſah, und in dieſer das einzige Mittel gefunden zu haben glaubte, den Staat aus ſeiner Ohnmacht und Erſchlaffung auf eine höhere Stufe politiſchen Lebens zu führen. Und Friedrich III. zeigte ſich in der That des Vertrauens ſeines Volkes nicht unwürdig. Die nächſte Folge der Regierungsveränderung war die Aufhebung der ſchädlichen Begünſtigungen des Adels, beſonders in Bezug auf die Domänen; doch geſchah dies ſowie andere Reformen allmählig und mit großer Schonung. Der vordem ſo mächtige Reichsrath wurde in eine berathende Behörde verwandelt, deren Willensmeinung den König in keinem Falle band; der Reichstag wurde nicht mehr berufen, eine neue Beſteuerung deckte die Bedürfniſſe des Staats, und ein ſtehendes Heer von vierundzwanzigtauſend Mann ſchien Dänemark vor der Wiederkehr von Gefahren ſicherzuſtellen, wie die, denen es vor Kurzem mit ſo großer Noth und Mühe entgangen war.

---

4. Schweden unter Karl XI. und Dänemark unter Chriſtian V.

Die Stände des ſchwediſchen Reiches waren zu Gothenburg verſammelt und hatten ihrem kriegeriſchen Herrſcher Karl X. Guſtav ſo

Digitized by

eben neue Unterstützung an Geld und Truppen zur Vernichtung Dänemark's zugesagt, als derselbe mitten unter Entwürfen zu dem bevorstehenden Feldzug von jenem plötzlichen Tode ereilt ward. Seine Witwe, Hedwig Eleonore von Holstein, unterstützt von den fünf großen Würdenträgern des Reichs, übernahm die Regentschaft für ihren erst vierjährigen Knaben Karl XI. und ließ es ihr erstes Geschäft sein, die Feindseligkeiten mit den Nachbarstaaten zu beenden. Dem Frieden mit Dänemark zu Kopenhagen ging der Friede mit Polen zu Oliva noch voran (3. Mai 1660), wodurch Johann Casimir für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen entsagte, die er als Abkömmling Gustav Wasa's auf Schweden haben könnte, und zugleich Livland für immer an dasselbe überließ. Ein Jahr später folgte auch ein Vertrag mit Rußland, der zu Kardis abgeschlossen wurde (21. Juni 1661) und Alles auf den frühern Zustand zurückführte. Die auswärtige Politik Schweden's blieb seitdem wieder ganz an das Interesse Frankreich's geknüpft, wofür Ludwig XIV. jährliche Subsidien zahlte. Nur einmal und zwar im Jahre 1668 gelang es der antifranzösischen Partei in diesen freundschaftlichen Verhältnissen eine Aenderung hervorzubringen und Schweden's Anschluß an die Tripelallianz zu bewirken, was indeß ohne weitere Folgen blieb. Ludwig wußte durch Bestechungen, namentlich durch erhöhte Jahrgelder die frühere Verbindung bald wiederherzustellen, und wir wissen bereits, wie nachtheilige Ereignisse der Krieg hervorrief, in welchen Schweden dadurch mit Brandenburg, Dänemark und Holland verwickelt wurde (1674). Trotzdem bewahrte Frankreich's Beistand seinen Bundesgenossen vor allen Einbußen beim Friedensschluß (1679).

Der junge König hatte indeß im Laufe dieses Krieges erkannt, daß nur ein friedliches Regiment die langen Leiden sowie die Erschöpfung seines Reiches beenden und heilen könnte; und obwohl er während des Kampfes Proben eines nicht unbedeutenden militärischen Talents gezeigt hatte, war er doch entschlossen, die erlittenen Unfälle und die Schmälerung des schwedischen Kriegsruhms lieber ungerächt zu lassen, als das Schwert ohne die dringendste Ursache von Neuem zu zücken. Seitdem wandte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Innere des Staats. Die Minderjährigkeit des Königs hatte der Adel in derselben Art wie früher die Christinen's benutzt, um seine ohnehin schon so bedeutenden Rechte noch weiter auszudehnen und alles, was der Krone nach so vielen Kriegen und Aufopferungen an Domänen noch übrig war, an sich zu bringen. Dazu kam, daß die Mitglieder der höchsten Adelsklassen, wenn sie sich auch im Rath und Felde tüchtiger zeigten, als die dänischen Aristokraten

Digitized by Google

vor ihrem Sturze durch das Volk und den König, doch von Habſucht nicht frei, und fremder Beſtechung leicht zugänglich waren. Dieſen Mißbräuchen ſowie dem überwiegenden Einfluß des Adels ein Ende zu machen, berief der König im Juli 1681 die Stände ſeines Reichs und fand bei der Geiſtlichkeit, den Bürgern und Bauern alle Unterſtützung für ſeine Entwürfe, die er wünſchen konnte. Zunächſt wurde eine Commiſſion zur Unterſuchung der Amtsführung der Regentſchaftsräthe ernannt, welche dieſe der Erpreſſung und Verſchwendung ſchuldig erklärte und zum Schadenerſatz verdammte; worauf der Reichstag im folgenden Jahre feierlich anerkannte, daß die geſetzgebende Gewalt in ihrem ganzen Umfange ohne Mitwirkung der Stände beim Könige ſei. Einige Zeit nachher erfolgte die Einziehung der ſeit mehr als hundert Jahren vom Adel uſurpirten oder von der Krone veräußerten Domänen, weil die Könige angeblich gar kein Recht gehabt hätten dieſelben zu verleihen, oder doch nur auf ihre Lebenszeit. Die bedeutendſten Güter, zehn Grafſchaften und ſiebzig Baronien wurden confiscirt. Durch dieſe Vermehrung ſeiner Einkünfte und durch die Verbeſſerung des ganzen Finanzweſens ſah ſich Karl XI. bald im Stande, die aufgehäuften Schulden abzuzahlen, Manufacturen und Handel zu unterſtützen, die im letzten Kriege vernichtete Flotte neu zu ſchaffen und das Heer umzubilden. Die ſtehenden Truppen wurden in deutſche Länder und die übrigen Oſtſeeprovinzen verlegt, während für die Vertheidigung des Hauptlandes ſelbſt eine Miliz geſchaffen ward, deren Soldaten und Officiere Landgüter zu ihrem Unterhalt erhielten. Mit dem Ruf eines thätigen, arbeitſamen und nüchternen Regenten ſtarb Karl XI. am 5./15. April 1697, und hinterließ das Reich in dem blühendſten Zuſtande ſeinem Nachfolger, dem berühmten kriegeriſchen Karl XII.

In Dänemark war auf Friedrich III. im Jahre 1670 Chriſtian V. gefolgt, ein länderſüchtiger Fürſt, der ſeine Beſitzungen auf ungerechte Weiſe zu vergrößern ſtrebte. Nicht zufrieden, Oldenburg und Delmenhorſt nach dem Tode des letzten Beſitzers (1676) gegen die übrigen holſteiniſchen Linien zu behaupten, wollte er auch dem Herzog Chriſtian Albrecht von Holſtein-Gottorp die Souveränetät über den ihm zugehörigen Theil von Schleswig, die ihm im Roeſkilder Frieden zugeſichert worden war, entreißen; er vertrieb denſelben auf einige Zeit gänzlich aus ſeinem Herzogthume, bis die nachdrückliche von Rüſtungen unterſtützte Verwendung England's, Holland's, Schweden's, Kurbrandenburg's und der braunſchweigiſchen Herzoge ihn 1689 zu dem Altonaer Vergleich bewog, wodurch der Herzog ſeinen Antheil an Schleswig nebſt

Digitized by

der Souveränetät zurückerhielt. Auf ähnliche Weise ward Hamburg's Freiheit durch Einschreiten der Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, des Kurfürsten von Brandenburg und des französischen Cabinets gegen Christian, der es seiner Herrschaft unterwerfen wollte, gerettet (1679), obgleich bereits zwanzigtausend Dänen vor den Thoren der Stadt versammelt waren. Dieses Fehlschlages ungeachtet wiederholte Christian den Versuch, Hamburg seinem Reiche einzuverleiben, im Jahre 1686, als die Unzufriedenheit der niederen Volksklassen jener Stadt mit den herrschenden Geschlechtern und dem Bürgermeister Meurer, sowie heimliches Einverständniß mit den Führern der ersten Partei, ihm ein leichtes Gelingen zu versprechen schienen. Wider Erwarten fand er indeß tapfern Widerstand und mußte, nachdem er die Stadt einige Tage lang beschossen hatte, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Des heftigen Krieges, den er in Verbindung mit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vier Jahre hindurch mit großer Anstrengung und mit glücklichem Erfolge gegen Schweden führte, um die durch den Roeskilder und Kopenhagner Frieden erlittenen Verluste wieder rückgängig zu machen, ist schon früher gedacht worden, sowie des Umstandes, daß durch Ludwig's XIV. Bemühungen Schweden dennoch ohne alle Abtretungen aus dem Kampfe ging. Im Anfange der Regierung Christian's wurden alle Geschäfte durch einen trefflichen Minister, den Grafen von Greifenfeld, geleitet, der des Königs Vertrauen im hohen Grade besaß. Er hieß eigentlich Peter Schuhmacher, und war der Sohn eines Weinhändlers in Kopenhagen. Durch seine Kenntnisse und außerordentlichen Talente war er zu den höchsten Ehrenstufen emporgestiegen; fremde Mächte wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen. Von dieser Höhe ward Greifenfeld 1676 durch seine Feinde gestürzt; und da es leicht war, einen Mann, der auf einer solchen Höhe stand, des Mißbrauchs der Macht zu zeihen, wurde er zum Tode verurtheilt. Schon stand er auf dem Blutgerüst und das Schwert des Henkers war über ihm geschwungen, als er begnadigt ward; aber nur um dreiundzwanzig Jahre lang in der Gefangenschaft zu schmachten. Wenige Wochen nach seiner endlichen Befreiung starb er, kurz vor dem Könige (1699), der ihn so hoch erhoben und so tief hatte sinken lassen. Christian's Nachfolger war Friedrich IV.

Digitized by Google

5. Polen bis auf Sobieski's Tod und August's II. Thronbesteigung.

Nach jenem plötzlichen Abzuge des Schwedenkönigs Karl's X. aus Polen im Jahre 1657, um sich auf den neuen dänischen Feind zu stürzen, hatte sein siebenbürgischer Verbündeter Ragoczy, ohne an weitere Eroberungen in Polen zu denken, sein Heil in schneller Flucht gesucht; die zurückgelassenen schwedischen Besatzungen waren nach und nach überwältigt worden, der Kurfürst von Brandenburg, von den Schweden verlassen und von den Polen um ein Bündniß angegangen, hatte diesen gegen Zusicherung der Souveränetät über Ostpreußen im Welauer Vertrage von Neuem seine Mitwirkung versprochen, und wir haben schon gesehen, wie hierauf Polen, Brandenburger und Oesterreicher gemeinsam den bedrängten Dänen zu Hülfe zogen. Auch von einem andern bedeutenden Feinde, dem Kosakenhetman Bogdan Chmielnizky, wurde Polen in diesem Jahre durch den Tod befreit; und dessen Sohn Georg Chmielnizky sah sich nur von einem Theil der Kosaken als Oberhaupt anerkannt. Während derselbe beim Zar Alexei Hülfe suchte, wandte sich sein Nebenbuhler Wikowski, den die diesseit des Dnepr wohnenden Stämme erhoben hatten, an Polen, und Johann Casimir versprach ihm in dem Vertrage zu Hadziacz vollständige religiöse und politische Freiheit. Hierüber kam es nun aber zu einem neuen Kriege zwischen Rußland und Polen, der sich erst glücklicher für die letztere Macht anließ, nachdem sie ihren Kampf mit Schweden 1660 durch den Frieden von Oliva beendet hatte. Noch sieben Jahre währte darauf der Krieg gegen Rußland, bis ein zu Andrussow auf dreizehn Jahre abgeschlossener Waffenstillstand das Land der Kosaken zwischen beiden Staaten so theilte, daß der Dnepr die Grenze bilden sollte; auch Severien und Smolensk mußten zurückgegeben werden.

Aber wenn durch die Verträge zu Oliva und Andrussow dem polnischen Reiche die Ruhe nach außen wiedergegeben wurde, so stieg dagegen die innere Zerwürfniß mit jedem Jahr höher. Es geschah bereits 1652, als der versammelte Reichstag über die Mittel der Vertheidigung gegen Kosaken und Tataren berieth, daß der Landbote Siczinski aus Litthauen Widerspruch gegen die gefaßten Beschlüsse erhob und großes Getümmel erregte, dann aber der Nothwendigkeit nachzugeben durch heimliche Flucht sich entzog. Sein Anhang stellte sofort die Behauptung auf, daß nunmehr die Fassung eines einmüthigen Beschlusses nicht Statt finden könne, und der Reichstag war schwach oder bethört genug, diese

Digitized by Google

Ansicht gelten zu lassen. Dergestalt wurde durch eine einzige Gegenstimme nicht nur das ganze Ergebniß der damaligen Berathungen gesprengt, sondern auch ein Grundsatz anerkannt, der die Kraft der Gesammtheit der Willkür jedes einzelnen Abgeordneten Preis gab, welchem es einfiel, mit den Worten „Ich will nicht" Einspruch gegen einen Beschluß zu erheben und durch seine Entfernung den Reichstag zu zerreißen. Im Lauf der Zeit entwickelte das liberum veto, wie dieses in der Geschichte der Staatsverfassungen einzige Vorrecht hieß, eine ganze Masse verderblicher Folgen. Von den Polen zugleich verwünscht und vergöttert, wurden alle, die es ausübten, mit dem öffentlichen Abscheu gebrandmarkt, aber das Recht es auszuüben galt für das Palladium der Freiheit. Bei der Krone ward eine stete Neigung dasselbe anzutasten vorausgesetzt, und die Nation betrachtete dieselbe eben deshalb mit fortdauerndem Mißtrauen. Jedermann fühlte, daß der König, der die Gesetze vollziehen und für die Erhaltung des öffentlichen Wohles sorgen sollte, mit einer Einrichtung nicht zufrieden sein konnte, kraft deren in einem stärkeren Maße als irgendwo anders Parteigeist und Leidenschaft das Leben des Staats beherrschen durften; aber Niemand wollte dazu beitragen, sich seinen Antheil an der Staatsgewalt nehmen oder verkürzen zu lassen. Wenn aber auch der ganze vernichtende Einfluß dieses Staatsgrundsatzes, der vor allem Polen's innere Auflösung bewerkstelligt hat, nicht sogleich hervortrat, so hatte doch schon Johann Casimir mit dessen öfterer Anwendung zu kämpfen. Und auch außerdem fehlte es nicht an Widersetzlichkeit gegen seine ohnmächtige Gewalt, nicht an offenen Aufständen, die noch während des russischen Krieges zum Ausbruch kamen; so daß der König endlich, ermüdet durch ein fortdauerndes machtloses Ringen gegen übermüthige Unterthanen in einem Streite, dem seine geistigen Eigenschaften überdies in keiner Weise gewachsen waren, die Krone niederzulegen beschloß. Selbst durch die Bitten der Magnaten ließ er sich nicht abhalten, diesen Vorsatz wirklich am 19. August 1668 auszuführen. Er begab sich nach Frankreich, und starb als Abt des Klosters des heiligen Martin zu Nevers im Jahre 1672. Er war der letzte männliche Sproß des Hauses Wasa, der letzte der polnischen Könige, in dessen Adern noch das Blut Jagello's floß.

Johann Casimir hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft die Senatoren und Landboten zur Erwählung eines Nachfolgers zu bewegen, und ihnen zu zeigen versucht, wie die veränderte Lage der Nachbarstaaten auch andere Institutionen im Innern des eigenen Reiches bedinge. Aber vergebens; und so begann denn mit seiner Abdankung wieder

Digitized by Google

ein Interregnum voller Intriguen und Gefahren. Als der Erzbischof von Gnesen den Wahltag auf den zwölften Mai 1669 ausschrieb, traten der Zar Alexei für seinen Sohn, der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Neuburg, welcher mit einer Tochter König Siegmund's III. vermählt gewesen war, und der Prinz Karl von Lothringen, Neffe Herzog Karl's IV., als Bewerber um die erledigte Krone auf. Die Ansprüche des zweiten unterstützten Schweden und Brandenburg, für den dritten arbeiteten die Abgesandten Kaiser Leopold's. Sechs Wochen vergingen, ohne daß eine Vereinigung der Wähler Statt gefunden hätte; von dem Streiten mit Worten kam es zu Gefechten mit den Waffen, mehr als einmal drohte das Wahlfeld zum Schlachtfelde zu werden, und nur die Anwesenheit des Kronfeldherrn, des tapfern Johann Sobieski, der vor kurzem mit zwölftausend Kriegern von den Ufern des Dnepr, wo er einen neuen Aufstand der Kosaken unterdrückt hatte, zurückgekehrt war, konnte die Verwandlung verschiedener blutiger Auftritte in allgemeine Kämpfe verhindern. Endlich, am Nachmittage des 19. Juni, als sich der Adel unter die Fahnen der Woiwoden gestellt hatte, geschah es, daß ein Edelmann aus der Woiwodschaft Kalisch den Namen Michael Thomas Wisnowiezky nannte. Wie durch eine Eingebung ertönte plötzlich von allen Seiten derselbe Ruf, und das Jauchzen des Adels verkündigte, daß er einen Mann aus seiner Mitte nach freiem Willen und plötzlichem Entschluß erhoben habe. Aber Wisnowiezky entbehrte aller Eigenschaften, deren ein Herrscher über Polen bedurfte. Er selbst vergoß Thränen und wollte die Krone nicht annehmen, aber endlich gab er doch nach. Zum Glück hatte man seine Erhebung nicht allzu lange zu bereuen; denn er starb schon nach einer vierjährigen Regierung (10. Nov. 1673), während im Innern die wildeste Anarchie herrschte, und von außen die Schaaren Mohammed's IV., zum Schutz des empörten Kosakenhäuptlings Dorozenko herbeieilend, in einem einzigen Feldzuge ganz Podolien mit der wichtigen für unüberwindlich gehaltenen Festung Kaminiez dem Reiche entrissen (1672). Als der Tod des Königs erfolgte, stand Sobieski im Felde, den Türken ihre Eroberungen wieder abzunehmen. Bei Choczim griff er den Seraskier Hussein an, der hier auf dem linken Ufer des Dniester mit sechszigtausend Mann ein wohlverschanztes Lager bezogen hatte, während er selbst kaum dreißigtausend Krieger führte. Es war kalt und der Schnee fiel in dichten Flocken, als Sobieski zu Fuß, den Säbel in der Hand, seine Infanterie am Morgen des 11. November gegen die türkischen Wälle führte und nach einem dreistündigen Kampf das osmanische Heer vernichtete. Der Feldherr eroberte mit eigener

Hand die grüne Hauptfahne Huſſein's, und der Seraskier hauchte unter den Streichen des Fürſten Michael Radzivil ſein Leben aus.

Es war vor Allem der Ruhm dieſes Tages, nebſt der Erinnerung früherer Heldenthaten gegen Koſaken und Ruſſen, die es bewirkten, daß am Tage der neuen Königswahl Johann Sobieski, nachdem man ſich lange über andere Bewerber geſtritten, ſcheinbar unvorbereitet, vom Woiwoden Stanislav Jablonowski genannt, zum Beherrſcher des Reichs erhoben wurde (21. Mai 1674). Vom Wahlfelde eilte der neue König, der den Namen Johann III. annahm, zum Kampf gegen die Türken, welche der Großvezier Achmed Köprili ins Feld geführt hatte; und ohne die Widerſetzlichkeit litthauiſcher Großen, die, von Michael Paz aufgeregt, auch Sobieski's Erhebung zu hindern verſucht hatten, würden ſeine Erfolge höchſt bedeutend geweſen ſein. Im folgenden Jahre mußte wieder um Polen's Daſein gefochten werden; Ibrahim Paſcha war mit einem Heere, das wenigſtens hundertundfunfzigtauſend Streiter zählte, bis unter die Mauern Lemberg's vorgedrungen. Mit fünftauſend in der Eile zuſammengerafften Kriegern wagte der König den furchtbaren Kampf und warf die Türken trotz ihrer ungeheuern Uebermacht in wilde Flucht. Der nächſte Feldzug brachte neue Gefahren und neue Lorbeeren; Sobieski vernichtete an der Spitze einer kleinen Anzahl ſtreitluſtiger Kämpfer Wunder der Tapferkeit; aber trotz alles Muthes und aller Ausdauer wurde ſeine Lage höchſt bedenklich, als es dem neuen Seraskier Ibrahim Scheitan gelang, ihn in ſeinem befeſtigten Lager bei Zurawna am Dnieſter einzuſchließen. Es fehlte dem Könige an Lebensmitteln; die erwarteten Verſtärkungen, welche Michael Radzivil herbeiführen ſollte, blieben aus, und ſeine Krieger dachten an Meuterei und Empörung, während die Osmanen, an zweihunderttauſend Mann ſtark, eine regelmäßige Belagerung des polniſchen Lagers eröffneten und daſſelbe täglich aus neunzig ſchweren Geſchützen beſchoſſen. Endlich erregte die Tapferkeit der Vertheidigung und die Wuth des Angriffs nach zwanzigtägigem unabläſſigen Kämpfen auf beiden Seiten den Wunſch, ſo erfolgloſe Aufopferungen zu beenden; und auf dieſe Weiſe kam am 27. October 1676 ein Vertrag zu Stande, der bald darauf in einen definitiven Frieden verwandelt wurde, welcher die Feſtung Kaminiez in den Händen des Sultans ließ.

Nur ſechs Jahre ruhten die Waffen. Wien's Bedrängniß rief Sobieski zu neuen Thaten. Alle Machinationen Ludwig's XIV., der in Polen die bedeutendſten Verbindungen hatte, konnten die edle Geſinnung des Königs vom Streite wider den gemeinſamen Feind der Chri-

stenheit nicht abhalten, und wir haben schon oben gesehen, wie er es vor allen Anderen war, der den Gewinn der Schlacht bei Wien entschied, und die Geschlagenen am schnellsten und heftigsten verfolgte. In den folgenden Jahren kämpfte Sobieski den Deutschen nicht mehr zur Seite; doch setzte er den Krieg fort, obwohl mit geringer Entscheidung, da die französische Faction, überdies neidisch auf das Ansehn des Königs, alle seine Schritte im Rath und im Kriege hemmte. Auch wurde er mehrmals durch Krankheit verhindert, persönlich ins Feld zu ziehen, und es machte sich dann fühlbar genug, daß der Schrecken seines Namens nicht vor den polnischen Fahnen herging. Der Friede, in welchen der zu Andrussow mit Rußland geschlossene Waffenstillstand 1686 verwandelt wurde, kostete der Republik Smolensk und Kiew sowie die Herrschaft über die zaporogischen Kosaken; aber Sobieski hoffte sich an der türkischen Grenze für diese Verluste zu entschädigen, da ihm die Russen zu dem Zwecke Unterstützung zusagten und dem großen Bündniß Oesterreich's, Venedig's und Polen's gegen die Pforte beitraten. Allein der Reichstag bewilligte nur unbedeutende Beiträge an Geld und Mannschaft, die erwartete russische Hülfe blieb aus, Sobieski sah sich in den öden Steppen Bessarabien's nur von seinen eigenen meuterischen Kriegern umgeben und mußte, nachdem er vergeblich bis nach Jassy vorgedrungen war, einen verlustvollen Rückzug antreten (1687). Auch die nächsten Kriegsjahre zeigen keine Erfolge, welche des Siegers von Choczim, Lemberg und Wien würdig gewesen wären; indeß erleichterte doch Polen's Mitwirkung den Kaiserlichen ihre Fortschritte in Ungarn, da sie stets einen Theil der türkischen Streitkräfte beschäftigte und namentlich die Tataren verhinderte, Ungarn zu überschwemmen.

Im Innern seines Reiches bemühte sich Sobieski mit größerem Nachdruck, aber mit eben so schlechtem Erfolg als frühere Regenten, die Grundlagen eines geordneten Staatslebens herzustellen. Die Bildung einer stehenden Armee mit einer regelmäßigen Besoldung war sein erstes Augenmerk, sein zweites Hebung und Erweiterung des Handels; aber wenn er durch mühselige, unabsehbar lange Verhandlungen und unermüdliche Anstrengungen einen Reichstag zu den unerläßlichsten Bewilligungen gebracht hatte, beeilte sich der nächste alle Zugeständnisse zu widerrufen. Ebenso scheiterten seine Bemühungen, seinem ältesten Sohn vor seinem Tode die Krone zusichern zu lassen; ja in den letzten Jahren seiner Regierung trat kein Reichstag mehr zusammen, der nicht durch das Veto eines Landboten auseinander gesprengt worden wäre. Denn einerseits erblickte der störrige Adel in jeder kräftigen Handlung

des Königs eine Beeinträchtigung seiner Rechte, andererseits beharrten die litthauischen Großen, vor allen die Paz und die Sapieha, in der Opposition, die sie schon gegen die Erhebung Sobieski's gezeigt hatten; und was unter diesen Umständen noch etwa hätte erreicht werden können, störten die geheimen Umtriebe der französischen Gesandten, seitdem sich der König mit Leopold verbunden. Indeß scheuten auch die österreichischen Emissäre keine Mühe, den Samen der Uneinigkeit zu streuen und zu nähren, um Polen in dem Zustande ohnmächtiger Zerrissenheit festzuhalten, in dem es sich bereits befand; und es konnte ihnen bei der damaligen Lage der Dinge nicht schwer fallen, das Veto irgend eines Edelmannes zu erkaufen, um die wohlthätigsten Beschlüsse zu vernichten. So mußte sich Sobieski, bei dem besten Willen und der edelsten Gesinnung, auf seinem Throne unglücklich fühlen. Dasselbe Unglück folgte ihm aus der Reichsversammlung in sein Haus. Seine Gattin, Maria Casimira d'Arquien, die nebst vielen anderen Französinnen mit der Gattin Wladislav's IV., Maria von Nevers und Mantua aus dem Hause Gonzaga, nach Polen gekommen war, erwiederte die zärtliche Neigung des Königs nur durch das Bestreben, ihn zu beherrschen. Durch Ränkesucht, Eigenwillen und Intriguen trübte sie die ohnehin schweren Stunden ihres Gemahls, und entfremdete diesem nicht nur durch Stolz und Anmaßung viele Herzen der edelsten Polen, sondern stand sogar selbst an der Spitze der französischen Partei, die sie vor der Schlacht bei Wien nur einen Augenblick verlassen hatte, und welche alle Schritte Sobieski's zu hemmen suchte, ihn im Kriege ohne Hülfsmittel ließ, und Meutereien im Schooße seines Heeres gegen ihn hervorrief. Auch die früh ausgebrochene Eifersucht ihrer beiden älteren Söhne nährte Maria Casimira durch Begünstigung des zweiten, und der Anblick dieser Uneinigkeit steigerte die Trauer des Königs in seinen letzten Jahren um so mehr, als ihn das Reich gegen die Türken, die er gern ganz aus Europa verjagt hätte, so wenig unterstützte, daß gar kein Feldzug unternommen werden konnte. Sobieski erlebte das Ende des Krieges und den Frieden zu Carlowitz (1699), der gegen Abtretung anderweitiger Eroberungen der Republik die Festung Kaminiez zurückgab, nicht mehr. Er war schon drei Jahre zuvor, am 27. Juni 1696, in Villamov gestorben, nachdem er durch seine Regierung deutlich gezeigt, daß auf dem verfassungsmäßigen Wege, auf welchem er es versucht hatte, dem anarchischen Polen der Geist eines neuen, zugleich in Freiheit und Gesetz geordneten, Lebens nicht eingehaucht werden könne, und daß es ohne die Einimpfung neuer Staatsformen durch die gewaltsame Hand eines mächtigen Herrschers

Digitized by Google

bei der schnellen Erstarkung der Nachbarstaaten dem schmählichsten Untergange unrettbar entgegen eile.

Sobieski's Nachfolger, der den Frieden mit der Pforte zum Abschluß brachte, war der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, als König von Polen August II., ein Mann, den die Natur mit glänzenden Gaben und mit einem starken Ehrgeiz ausgerüstet hatte. Nur durch ein ihm günstiges Geschick, indem sein älterer Bruder starb, war er daheim zur Herrschaft gelangt; aber diese Herrschaft über einen wohlhabenden, gebildeten und treuen deutschen Volksstamm genügte seinem Ehrgeiz nicht; und so war er in Polen als Bewerber um die Königskrone aufgetreten. Um diese zu erlangen, war ihm kein Opfer zu groß. Er verläugnete die protestantischen Traditionen seines Hauses und trat zum Katholicismus über, um die Bedingungen der Fremde zu erfüllen. Er bot alle Künste der Bestechung auf, um die ihm widerwillige Partei unter den Polen, seinen Mitbewerber, den Prinzen Conti, und dessen Beschützer, den französischen Hof, zu besiegen. Er verkaufte, um die dazu nöthigen Gelder herbeizuschaffen, an Brandenburg die Erbvogtei über Quedlinburg, sowie die zugehörigen Aemter Ladenburg, Sevenberg und Geerdorf, das Reichsschulzenamt in Nordhausen und das Petersberger Kloster für 300,000 Rthlr.; an Hannover die sächsischen Rechte auf das Herzogthum Lauenburg für 400,000 Rthlr.; an die bis dahin lehnspflichtigen Grafen von Schwarzburg die Landeshoheit für 200,000 Rthlr. und einen jährlichen Steuerbeitrag von 1000 Rthlr. Und in der That, wenn es ihm glückte, trotz aller Schwierigkeiten und trotz alles Widerwillens der Polen seine Wahl durchzusetzen 1697, so verdankte er dies offenkundig dem Umstande, daß sein Gesandter Flemming auf dem Wahlreichstage mit seinem Gelde länger ausreichte, als der französische mit dem seinigen. So hatte denn dem Kurfürsten kein Preis zu hoch gedünkt, um das Ziel seines Strebens zu erreichen! Und doch war es ein so wenig beneidenswerthes Glück, König von Polen zu sein oder vielmehr zu heißen. Dies sollte August selbst, und bald genug, erfahren.

6. Das ruſſiſche Reich und Peter's I. Emporkommen.

Das Gegenbild der politiſchen Entwickelung Polen's bietet die Geſchichte ſeines Nachbarreiches, Rußland's, unter dem neuen Herrſcherhauſe der Romanow's im ſiebenzehnten Jahrhundert dar. Michael Feodorowitſch (1613 — 1645), der die Reihe dieſer Regenten eröffnet, gewann die Herzen der Unterthanen durch Klugheit und Sanftmuth, und befeſtigte dadurch ſeinen Thron in dem Grade, daß ſein Sohn Alexei Michailowitſch (1645 — 1676), der ihm, obwohl erſt funfzehn Jahre alt, folgte, ſchon auf Ausdehnung und Erweiterung des Reiches denken, die Unterwerfung der Koſaken annehmen, und den Polen einen Theil ihrer Eroberungen wieder entreißen konnte. Von ſeiner erſten Gemahlin Maria Miloslawska hinterließ Alexei zwei Söhne, Feodor und Iwan, ſowie ſechs Töchter, darunter Sophia; ſeiner zweiten Ehe mit Natalia Nariſchkin verdankten ein jüngerer Sohn Peter (geb. 30. Mai/10. Juni 1672) und zwei andere Töchter ihren Urſprung. Der Thronfolger, Feodor III., ebenfalls erſt ein neunzehnjähriger Jüngling, führte die Zügel der Herrſchaft nur kurze Zeit, jedoch nicht ohne ſie durch denkwürdige Thaten zu bezeichnen. Die den Thron umgebende und beſchränkende Ariſtokratie war durch ſeines Vaters und Großvaters kraftvolle Regierung bereits ſo geſchwächt, daß er einen kühnen Schritt zur Zertrümmerung derſelben wagte, indem er auf einer großen Reichsverſammlung die ſogenannten Rosrädbücher, worin alle Urkunden und Privelegien des hohen Adels verzeichnet waren, öffentlich ins Feuer werfen ließ und erklärte, daß alle Aemter und Befehlshaberſtellen nicht nach Geburt, ſondern nach Verdienſt beſetzt werden ſollten. Außerdem iſt zu erwähnen, daß die Ruſſen unter Feodor's Herrſchaft zum erſten Mal mit den Osmanen in Krieg geriethen, in dem ſich der obengenannte Dorozenko, nach dem zwiſchen Polen und der Pforte 1676 abgeſchloſſenen Frieden, dem Zar in die Arme warf. Die Türken waren in zwei Feldzügen unglücklich (1677 u. 1678); worauf der Großvezir Kara Muſtapha, der gegen Oeſterreich leichtere Lorbeeren zu erkämpfen hoffte, einen Waffenſtillſtand einging, in welchem die Pforte der Herrſchaft über Dorozenko's Koſakenſtämme entſagte. Feodor ſtarb am 27. April 1682, um einem Größeren Platz zu machen.

Dem hergebrachten Erbrecht nach gebührte die Krone dem älteren Bruder Iwan; allein derſelbe war ſo ſchwachen Geiſtes, daß die Großen, die ſich gleich nach Feodor's Tode zu Moskau verſammelten, den jüngeren Stiefbruder Peter zum Thronerben beſtellten. Ueber dieſe Verordnung brach

Digitized by Google

jedoch ein fürchterlicher Aufruhr aus, dessen Seele die Prinzessin Sophia, Iwan's rechte Schwester, war. Diese, ein Weib von hoher Schönheit und vielem Verstande, aber von unbezähmbarer Herrschsucht beseelt, war schon immer mit ihres Vaters zweiter Ehe unzufrieden gewesen, durch welche die Familie Narischkin das Uebergewicht über ihre mütterlichen Verwandten, die Miloslawski, bekommen hatte. Wurde nun ihr Stiefbruder Zar, so war es nicht minder um ihr eigenes Ansehen als um das ihrer Angehörigen geschehen. Leicht gelang es ihr die Strelitzen zum Aufstand zu bewegen. Diese erklärten alsbald, daß sie eine Wahl nicht billigten, bei der die Bojaren ihre Willensmeinung nicht eingeholt, umzingelten den Kreml, und hieben Iwan Narischkin, den Bruder der verwitweten Zarin, nebst anderen Gliedern dieses Hauses, in Stücke (15. Mai 1682.). Darauf riefen sie nach Sophien's Wünschen den Prinzen Iwan zum Herrscher aus. Aber der gutmüthige Knabe trat selbst hervor, zur großen Verwunderung seiner Schwester, und bat, man möchte ihm doch auch seinen Bruder Peter zum Mitregenten lassen. Sogleich erschallte der Ruf: „Gott erhalte auch den Zarewitsch Peter!" Und so wurden am 23. Juni Iwan und Peter als künftige Zaren gemeinschaftlich gekrönt. Die Regentschaft aber führte während ihrer Minderjährigkeit die Zarewna Sophie, in Verbindung mit ihrem Günstling, dem Fürsten Wasilei Galitzin, dem sie, wie man glaubt, ihre Hand und dereinst den Thron von Rußland zugedacht hatte, wenn der schwache und kränkliche Iwan sterben würde. Bald aber hätte sie gleich im Anfang ihrer Herrschaft durch die Kräfte, welche sie selbst entfesselt, den Untergang gefunden. Die Strelitzen, die sich von der Regentin nicht hinreichend belohnt glaubten, zeigten so meuterische Gesinnungen, worin sie von einigen ihrer Befehlshaber, namentlich den beiden Fürsten Chowanski, bestärkt wurden, daß der Hof aus Moskau entwich und sich nach dem einige Meilen von der Hauptstadt entfernten Kloster Trozkoi zurückzog. Es gelang, die Chowanski hierher zu locken; aber kaum waren sie erschienen, als sie mit siebenunddreißig Strelitzen ihrer Begleitung ergriffen und ermordet wurden. Das Blut der Führer zu rächen, griffen die Strelitzen sämmtlich zu den Waffen und drangen gegen das Kloster vor. Der Hof war einen Augenblick in großer Gefahr; ja es wird erzählt, daß ein frecher Kriegsmann bereits am Altare gegen den jungen Peter das Messer gezückt, einer seiner Gesellen aber ihn mit den Worten zurückgehalten habe: „Nicht hier am Altar, Bruder! Er wird uns nicht entwischen." Doch ist diese Erzählung nicht glaubhaft, da weder am 17. noch am 18. September, den beiden entscheidenden Tagen, die Strelitzen das Kloster auch nur erreicht zu haben

Digitized by Google

scheinen*). Vielmehr wurde durch die massenhafte Erscheinung des vom Hofe aufgebotenen Adels der Umgegend ihr Vorhaben vereitelt, und sie selber dergestalt entmuthigt, daß sie die Waffen niederlegten und sich demüthig unterwarfen. Der Hof begnügte sich mit der Bestrafung der Hauptschuldigen, dreißig an der Zahl, die alsbald hingerichtet wurden.

Indeß wuchs Peter unter der Leitung seiner Mutter zum Jüngling heran. Das Dorf Preobraschenskoe bei Moskau, wo bereits sein Vater Alexei einen Landsitz erbaut hattte, zog ihn durch seine angenehme und gesunde Lage an; hier lebte er unter einem Schwarme junger Russen aus den ersten Familien des Landes in ungebundener Fröhlichkeit. Aber aus diesem Jugendtreiben leuchtete ein edlerer Schimmer hervor, den Sophie vielleicht zu spät bemerkte; der Prinz zeigte eine Wißbegier und ein so rastloses Streben, wie nur die kräftigsten Geister sie je im Herzen getragen haben. Glücklicher Weise fand sich unter seiner Umgebung ein Genfer, Namens Lefort, der eine Zeit lang in französischen und dann in holländischen Kriegsdiensten gewesen, und mit der dänischen Gesandtschaft nach Moskau gekommen war. Dieser Mann besaß eine einnehmende Gestalt, richtigen Blick und mancherlei Kenntnisse. Der Zar wurde nicht müde ihm zuzuhören, wenn er von der Lebensart gebildeter Völker, von ihren bürgerlichen und häuslichen Einrichtungen, vom Heer- und Seedienst, von ihrem Handel und ihren Künsten erzählte. Da schwoll ihm die jugendliche Brust voll inniger Sehnsucht auch sein Vaterland einst zu solcher Bildung und Cultur empor zu führen. Eifrig lernte er von Lefort, obgleich nur unvollkommen, die holländische und deutsche Sprache, und ließ sich in der Handhabung der Waffen auf ausländische Weise unterrichten. Bald darauf exercirte Lefort auch etwa funfzig Spielgefährten (Poteschnie) des Zaren ein, und bildete aus ihnen eine kleine Compagnie, in welcher Peter von unten auf (nach einer allgemeinen Sage zuerst als Trommler) diente. Es wurde aber dieses vermeintliche Spiel bald zu etwas sehr Ernstem, und die Poteschnie waren es, durch deren Hülfe Peter späterhin den Strelitzen furchtbar wurde; denn da der Ruf dieser kriegerischen Uebungen das Reich durchdrang, wuchs die Menge der Jünglinge von Tage zu Tage, die Söhne der edelsten Geschlechter strömten nach Preobraschenskoe, um zunächst Mitgespielen, später Mitkämpfer ihres Zaren zu werden. Bald ward der Raum zu enge, man mußte eine Abtheilung in das nahe Dorf Semenowsky verlegen, und die beiden Dörfer gaben zweien Compagnien der

*) S. Herrmann, Gesch. des russ. Staates, Bd. IV. (1849). S. 11.

Digitized by Google

Poteschnie den Namen*). Wie dem Lefort, so verdankte Peter auch vieles dem Artillerielieutenant Timmermann von Straßburg, den er zu sich nach Preobraschenskoe nahm, um von ihm die Anfangsgründe der Mathematik und der Befestigungskunst zu lernen. Mit ihm arbeitete er dort an einer kleinen Schanze, die er mit Kanonen versah und dann mit seinen Gespielen wechselsweise bald vertheidigte, bald angriff**).

Je mehr sich unter solchen Beschäftigungen Peter's rascher Geist entfaltete, desto verhaßter mußte der Zwang ihm werden, in welchem seine Schwester Sophie ihn noch fortwährend zu erhalten suchte, obschon es auch ihm nicht verborgen sein konnte, daß sie die Regierungsgeschäfte mit Kraft und Einsicht leite. Er widersprach ihr im großen Rathe der Bojaren und Richter mehrmals mit vielem Nachdruck, und im Juni 1689 kam es zum öffentlichen Bruche, weil er bei einem Aufzuge Sophien nicht gestatten wollte als Regentin und Herrscherin zu erscheinen. Da er nicht durchdrang, begab er sich eiligst nach Preobraschenskoe. Wahrscheinlich that er diese letzten Schritte bereits in Uebereinstimmung mit seinen Anhängern, um Sophien's Sturz herbeizuführen. Aber auch diese war nicht unthätig; es hieß, daß sie damit umgehe, die Strelitzen zu Peter's Ermordung aufzureizen; und wirklich bildete sich unter ihnen eine Verschwörung. Schon entschlossen berief Peter, von den Poteschnie umgeben, die Bojaren in das Trozkoikloster, und beklagte sich über die Verfolgungen seiner Schwester. Viele Mitglieder der edelsten Geschlechter erklärten sich für den Zaren; sämmtliche Ausländer, deren schon seit den Zeiten Alexei's mehrere in der Armee dienten, fanden sich, seinem Rufe gehorsam, bei ihm ein, und in wenig Tagen hatte er ein kleines Heer um sich versammelt. Zweifelhaft und unschlüssig, auch den Strelitzen nicht ganz vertrauend, zögerte Sophie mit Waffengewalt ihrem Bruder entgegenzugehen, und während der angeknüpften Unterhandlungen wuchs die Zahl der Anhänger Peter's in solchem Grade, daß sie in die Auslieferung der Verschwörer willigen mußte. Mehrere wurden gerädert, andere geköpft, andere geknutet, andere mit ausgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt. Sophien's Liebling, der Fürst Galitzin, verlor seine Güter, und wurde mit drei Kopeken (9 Pf.) täglichen Kostgeldes nach Pustosero, einem kleinen Flecken nahe am Eismeere, verwiesen, endlich Sophie selbst in ein Nonnenkloster

*) Sowie späterhin (als die Benennung Poteschnie schon aufgehört hatte) zweien Garderegimentern, die ihn noch in neuster Zeit führten.

**) S. Herrmann, a. a. O. Bd. IV. S. 30.

Digitized by Google

zu Moskau gesperrt und streng bewacht. So war Peter Alleinherrscher, obwohl sein Bruder Iwan noch bis zum Jahr 1696, wo ihn der Tod ereilte, den Zarentitel führte, ohne indeß eine Autorität auszuüben.

Es war jetzt Peter's nächste Sorge, sich ein Heer nach europäischer Weise zu bilden, wozu in den Poteschnie der erste noch unscheinbare Grund gelegt worden war; die Bildung einer Seemacht sollte folgen. Da es schon lange sein Wunsch war ein englisches oder holländisches Schiff zu sehen, unternahm er zu diesem Zwecke eine Reise nach Archangel, freute sich des herrlichen Anblicks, betrachtete, untersuchte Alles, half selbst an einer Schaluppe arbeiten und übte sich im Zeichnen der einzelnen Theile. Er sah wohl ein, daß es ohne den Besitz von Küstenländern, die eine leichte Verbindung zur See gewährten, unmöglich sein würde, Bildung, Handel und Gewerbsleiß in Rußland zu wecken und zu beleben, und daß die einzige Küste, die damals in seinem Besitz war, die am weißen Meere, zu diesem Zwecke völlig ungenügend sei. Daher richtete er seine Blicke auf die Ostsee und das schwarze Meer, und zwar zuerst auf das letztere, wozu ihm ein schon von Sophie in Folge des oben erwähnten polnischen Vertrages unternommener Türkenkrieg Veranlassung gab. Aber vergebens waren die russischen Heere zweimal (1687 und 1688) gegen Perekop in der Krimm ausgezogen, jedes Mal hatte man unverrichteter Dinge und mit Verlust zurückkehren müssen. In den Augen Peter's schien es wichtiger, sich in Besitz des wichtigen Asow zu setzen, welches die Mündung des Don beherrscht. Doch wiewohl die Osmanen zu gleicher Zeit in Ungarn, in der Moldau, im Peloponnes und im Archipel beschäftigt waren, und wiewohl Peter seine nach westeuropäischer Weise exercirten Soldaten bereits bis auf 12,000 Mann vermehrt, auch außerdem noch hunderttausend Krieger herbeigeführt hatte, behauptete sich die türkische Besatzung in der Stadt (1695). Um das Unternehmen im nächsten Jahre mit größerem Erfolge wiederholen zu können, wandte sich Peter an den Kaiser, den Kurfürsten von Brandenburg und die Generalstaaten um belagerungskundige Officiere. Auch zögerten diese Mächte nicht gegen dreißig Artilleristen und Ingenieurs abzusenden, mit deren Hülfe denn die Eroberung der Stadt am 18. Juli 1696 gelang. Im Besitz dieses Schlüssels zum schwarzen Meere, eilte er nun die Culturstaaten Europa's mit eigenen Augen zu sehen.

Die Zurüstungen zu dieser Reise erregten den Unwillen der Strelitzen, denen die fremden Officiere längst verhaßt gewesen waren, und

Digitized by Google

die von dieſer Reiſe eine völlige Umſchaffung des Kriegsweſens mit Recht fürchteten, in hohem Grade; und dieſe Unzufriedenheit, verbunden mit der bereits hervortretenden Mißſtimmung vieler ruſſiſchen Großen gegen die Neuerungen des Zaren, veranlaßte eine Verſchwörung wider Peter's Leben. Der Plan war, in der Nacht des 2. Febr. 1697 Feuer anzulegen, in dem dabei entſtehenden Gedränge den Zaren, der bei ſolchen Gelegenheiten immer ſelbſt Hand anlegte, umzubringen, dann die Zarewna Sophie aus dem Kloſter zu holen und ſie auf den Thron zu ſetzen. Einige Stunden vorher ſollte ſich die Rotte bei einem der Rädelsführer, dem Staatsrath Sokownin, verſammeln, und dort bis Mitternacht beiſammen bleiben. Schon war der verhängnißvolle Tag gekommen, da entdeckten zwei reuige Officiere der Strelitzen dem Zaren den Anſchlag. Dieſer ließ ſie verhaften, und befahl dem Gardehauptmann Trubetzkoi, in der Nacht um elf Uhr in größter Stille mit ſeiner Compagnie das Haus des Sokownin zu umzingeln. Weil er aber nachher in der Verwirrung glaubte, er habe den Hauptmann um zehn Uhr beſtellt, ſo fuhr er in Begleitung eines einzigen Dieners ſchon nach zehn Uhr ſelbſt hin. Da er Niemand vor dem Hauſe fand, ſo vermuthete er, die Wache werde bereits drinnen ſein. Aber wie erſtaunte er, als er beim Eintritt Niemand als die Verſchwornen erblickte. Dieſe, nicht minder erſchrocken, fuhren raſch auf; er aber faßte ſich ſchnell, grüßte freundlich, und ſagte, er ſei eben hier vorbeigekommen, und weil er aus dem hellen Lichte eine luſtige Geſellſchaft vermuthet, ſo habe er, zum Schlafengehen noch zu munter, erſt ein Gläschen mit ihnen trinken wollen. Dieſe Anrede benahm den Verwirrten alle Furcht, ſie tranken ſeine Geſundheit, und er, mitten unter ihnen ſitzend, that ihnen nach ſeiner Weiſe tapfer Beſcheid. Bald darauf ſagte einer der Verſchwornen halb laut zu Sokownin: „Jetzt, Bruder, iſt es Zeit!“ Noch nicht, flüſterte dieſer. „Ha! rief der Zar mit fürchterlicher Stimme, indem er wild aufſprang, wenn es bei dir noch nicht Zeit iſt, ſo iſt es bei mir Zeit!“ und in dem Augenblick ſchlug er den Sokownin mit der geballten Fauſt ſo heftig ins Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte. Dann ſchrie er faſt ſinnlos gegen die Thür: „Wache, bindet die Hunde!“ Und glücklicher Weiſe erſchien in dieſem Augenblick, mit dem Schlage elf Uhr, der Gardehauptmann mit ſeinen Leuten. Die Verſchwornen fielen auf die Knie und baten um Gnade. Sie wurden gebunden und abgeführt. In der Hitze erhielt auch der Hauptmann eine Ohrfeige, weil er eine Stunde zu ſpät gekommen. Als er aber ſeinen Befehl vorzeigte, küßte der beſchämte Zar ihn auf die Stirn, nannte ihn einen braven Officier, und

Digitized by Google

bat ihn um Vergebung. Die Strafe Sokownin's und zweier der vorzüglichsten Mitverschwornen war fürchterlich. Sie wurden geviertheilt und ihre Glieder an allen Stadtthoren aufgesteckt. Sophie ward von jetzt an schärfer bewacht als zuvor.

Nachdem der Zar den obersten Reichsbeamten die Regierung während seiner Abwesenheit übergeben hatte, trat er im April 1697 die Reise an. Da er alles Aufsehen haßte und selbst unerkannt bleiben wollte, gab er seinem Gefolge das Ansehn einer großen Gesandtschaft, an deren Spitze der nunmehrige General Lefort und einige vornehme Russen standen, und welche die alten Verbindungen des Zarischen Hofs mit den europäischen Mächten wieder anknüpfen sollte. Er selbst befand sich unter dem Titel eines Obercommandeurs bei derselben. Die Reise ging über Riga und Mitau nach Königsberg, wo der damalige prachtliebende Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg für eine höchst glänzende Aufnahme sorgte. Unter einem carmoisinrothen, reich mit Gold durchstickten Thronhimmel, und in einem scharlachenen, mit Diamanten besetzten Kleide, umringt von seinem Hofstaat, empfing er den Besuch, hörte die Reden der Gesandten, bewirthete die Gesellschaft verschiedene Male und unterhielt die Fremden durch wechselnde Festlichkeiten. Während der ersten Audienz stand der Zar mitten unter dem Gefolge; allein die brandenburgischen Hofleute wollten nachher doch versichern, sie hätten ihn schon damals an dem hohen und schlanken Wuchs und an dem wunderbaren Blitz seiner rollenden Augen erkannt. Wenigstens blieb seine Anwesenheit dem Kurfürsten nicht verborgen. Nachdem er sich von den brandenburgischen Verhältnissen und vielen anderen Dingen sorgfältig unterrichtet hatte, reiste er mit seiner Gesandtschaft am 9. Juni von Königsberg ab, und ging über Pommern, Berlin, Magdeburg, Hannover und Cleve nach Amsterdam. Das Gewühl der Kaufleute, Schiffer und Soldaten, die unzähligen Werkstätten der Künstler und Handwerker, die Mühlen, Dämme, Maschinen und Schleusen, und vor Allem die Schiffe beschäftigten seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde so sehr, daß er von früh bis in die Nacht beschäftigt war, um Alles genau besehen und merken zu können. Um keinen Augenblick mit leeren Förmlichkeiten und Ceremonien verschwenden zu dürfen, hatte er sich schon in Emmerich von der Gesandtschaft getrennt, und begab sich jetzt nach einem kurzen Aufenthalte in Amsterdam nach dem damals für den Schiffsbau vorzüglich thätigen Dorfe Saardam (eigentlich Zaandam).

Nicht zufrieden nur zu sehen, wollte er selber lernen, und stellte sich in einer kurzen rothen Friesweste und leinenen Hosen einem Meister

Digitized by Google

als russischer Arbeiter vor, der zur Erlernung des Schiffbaues abgeschickt sei. Man schrieb ihn darauf unter dem Namen Peter Michailow als Zimmermann ein, und nur einer seiner Begleiter nahm Theil an der mühsamen Arbeit. Um sich nicht zu verrathen, lebte er mit den übrigen Zimmerleuten auf völlig gleichem Fuße, und zeichnete sich durch nichts vor ihnen aus, als durch ganz ungewöhnlichen Fleiß und eine unersättliche Lernbegierde. Mit seiner Axt auf der Schulter war er des Morgens immer einer der Ersten und des Abends der Letzte bei der Arbeit. Indeß konnte sein wahrer Stand und Name nicht lange verborgen bleiben; da er aber fortwährend nicht anders wie seine Kameraden behandelt sein wollte, so schickten sich diese zuletzt in seinen Willen und nannten ihn bloß Meister Peter. Doch theilte er seitdem seinen Aufenthalt zwischen Saardam und Amsterdam, wo er in den Werften der ostindischen Compagnie arbeitete. Hier ließ er sich auch im Winter in der Mathematik und Naturkunde unterrichten; ja er besuchte die Vorlesungen eines berühmten Anatomen, Ruysch, und übte sich selbst in chirurgischen Operationen. Als eine Galiote, an der er fleißig mitgearbeitet hatte, fertig war, und die Stadt Amsterdam ihm dieses Schiff schenkte, sandte er dasselbe, mit vielen in Holland angeworbenen Seeleuten, Officieren und Künstlern aller Art, nach Archangel. Er selber segelte darauf im Januar 1698 nach England hinüber, nachdem er mit König Wilhelm III. schon in Holland mehrere Zusammenkünfte gehabt. Auch dort nahm er seine Wohnung dem Hauptzweck gemäß zu Deptfort, bei den Werften der Admiralität, und unterhielt sich fleißig mit den Arbeitern. In London besuchte er Uhrmacher und andere Künstler, ließ sich in der Sternkunde unterrichten und streifte in Gärten und Kaffeehäusern, Kirchen und Schauspielen, bald als Mann von Stande, bald als Matrose gekleidet, ohne allen Zwang umher. Am Gestade zu Spithead machte ihm der König eine außerordentliche Freude, indem er die englische Flotte ein Seetreffen vorstellen ließ. Dieser Anblick entzückte Peter so sehr, daß er ausrief: „Ha, fürwahr, wäre ich nicht Zar von Rußland, nichts möchte ich lieber sein als ein englischer Admiral!“ Beim Abschiede schenkte ihm der König seine Jacht von vierundzwanzig Kanonen, auf welcher er wieder nach Holland überfuhr. Er nahm aus England drei Capitäne von Kriegs-, und fünfundzwanzig von Handelsschiffen, vierzig Lieutenants, dreißig Lootsen, dreißig Wundärzte, zweihundertundfunfzig Kanoniere und über dreihundert Künstler mit. Von Holland ging er über Dresden nach Wien, wo er sich aufs genaueste über das österreichische Kriegswesen unterrichtete, und schon schickte er sich an,

Digitized by Google

auch nach Venedig und Rom zu gehen, als eine höchst beunruhigende Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen ihn zwang, alle weiteren Reisepläne aufzugeben.

Voll Ingrimm und Wuth kehrte der Zar nach Moskau zurück. Als er auf dem Wege durch Polen mit König August II., dem Nachfolger Johann Sobieski's, in dem Flecken Rawa eine Zusammenkunft hatte, und dieser als Probe seiner ungeheuren Stärke einem Ochsen mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf herunterschlug, bat sich Peter mit den grausamen Worten: „Ich will Ihre Kunst an den Russenköpfen versuchen" jene Waffe zum Andenken aus. Bei seiner Ankunft fand er die Empörer bereits besiegt. Widerwille gegen die Neuerungen des Zaren war die Haupttriebfeder des Aufstandes gewesen, der zuerst unter vier Regimentern Strelitzen, die mit anderen Truppen an die polnische Grenze verlegt worden waren, zum Ausbruch kam. Sie zogen, von vielen Seiten her verstärkt, gegen die Hauptstadt; aber General Gordon rückte ihnen mit den neuen Truppen von hier aus entgegen, schlug sie beim Kloster Woskresensk (28. Juni) und machte über viertausend zu Gefangenen. Peter ließ sofort gegen diese eine schreckliche Untersuchung mit Folter und Knute beginnen. Viele blieben stumm und standhaft, selbst bis zur Todesqual; aus anderen brachte man heraus, daß sie mit der Nachricht getäuscht worden seien, der Zar sei todt. Darauf folgten grausame Hinrichtungen, und obgleich bereits Gordon die Schuldigsten hatte erschießen lassen, dauerte das Rädern, Hängen, Enthaupten mehrere Wochen lang fort; denn gegen fünftausend Menschen wurden hingerichtet. Peter machte es nun wahr, was er dem Könige von Polen versprochen hatte, indem er selbst gegen hundert Köpfe herunterhieb; ja, er forderte seine Freunde auf, ihm schlachten zu helfen. Nur Lefort bat, ihn davon auszunehmen, da dies in seinem Vaterlande nicht gewöhnlich sei. Obgleich der Zar vergebens Folterqualen über Folterqualen angewendet und selbst dabei Hand angelegt hatte, um eine Theilnahme seiner Schwester Sophie an der Empörung zu entdecken, ließ er doch vor dem Kloster, in welchem sie eingekerkert war, dreißig Galgen errichten und an diesen zweihundertdreißig Strelitzen aufknüpfen. Die nächsten hingen unmittelbar vor dem einzigen Fenster, durch welches ihr Gefängniß Licht und Luft erhielt, so daß die unglückliche Fürstin bis an ihren Tod, der 1704 erfolgte, nichts als die modernden Reste dieser Leichname vor Augen hatte.

So glaubte Peter den Boden für alle weiteren Reformationen geebnet zu haben. Sein erstes Geschäft war, das regelmäßige Heer zu vermehren, und er bewirkte dies durch eine Rekrutenaushebung, nach welcher

Digitized by Google

Geistlichkeit und Adel von einer gewissen Anzahl Höfe je einen Mann zu Fuß oder zu Pferde stellen mußten. Ebenso wurde der Bau von Kriegsschiffen unter die Adeligen und Priester vertheilt. Der Patriarch des Reichs mit den Fürsten Trajekurew und Tscherkaski mußten allein zwanzig Fregatten erbauen; die Soltikow, Dolghorucki, Romodanowski zusammen vierundzwanzig etwas kleinere Fahrzeuge u. s. w. Eine Navigationsschule wurde errichtet, und auch sonst für Verbreitung der in das Kriegs- und Geschützwesen einschlagenden Kenntnisse gesorgt. Selbst im Aeußern sollten die Russen den westeuropäischen Nationen gleich werden; deshalb führte Peter mit Gewalt statt der langen russischen Tracht die deutsche Kleidung ein. Wer seinen Zorn nicht reizen wollte, mußte sich den Bart abscheeren; und wer nicht wollte, daß ihm auf öffentlicher Straße der Rock abgeschnitten würde, durfte sich nur in einem kurzen sehen lassen. Damit jeder das Maß genau erführe, wurden an den Thoren Moskau's Muster von deutscher und holländischer Kleidung aufgehängt.

Wie erfolgreich auch Peter's Neuerungen für Rußland geworden sind, wie schnell sie auch die Umbildung des ganzen Reichs in eine Militairmacht bewirkten, deren Ansehn sich bald bedeutsam nach außen geltend machte; so darf doch über den Erfolgen die rohe Gewaltsamkeit und Tyrannei nicht vergessen werden, womit dieselben durchgeführt wurden, so wenig als die Unterdrückung des eigenthümlichen russischen Lebens, womit sie erkauft werden mußten. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß es nur die äußeren mechanischen Fertigkeiten und Kenntnisse waren, welche Peter den cultivirteren Völkern absah, mit Leichtigkeit auffaßte und in sein Reich verpflanzte; daß er aber für deren höheres politisches und geistiges Leben weder Sinn noch Auffassungsgabe besaß. So blieb Peter denn auch selbst, trotz westeuropäischer Kleidung und Schiffbaukunde, ein Barbar in seinen Sitten, seiner Denkungsart und Herrscherweise, roh und thierisch in seinen Begierden, dem Branntweintrinken ergeben, wüthend im Zorn, grausam im Strafen, der Unterthanen heilige Sitte und angestammte Gewohnheit verhöhnend und mit Füßen tretend; aber raschen und kräftigen Geistes, schnellen Entschlusses und kräftigen Handelns, wofür uns seine weitere Geschichte noch zahlreiche Belege bieten wird. Das Reich aber, das er durch seine Regierung in die Reihe der europäischen Staaten einführte, hat den Widerspruch einer fertigen von außen herübergebrachten Cultur mit dem innern und eigenthümlichen Leben des Volkes, trotz aller Anstrengungen einsichtiger Herrscherkräfte, bis auf den heutigen Tag nicht zu überwinden vermocht.

Digitized by Google

7. Die Türkei.

Mit den Geschicken des aufstrebenden russischen Reiches sollten sich mehr und mehr die der verwitternden Türkenmacht auf dem Wege der Rivalität verflechten. Alle Keime des Verfalls, wie sie sich bei den Osmanen nach dem Tode Soliman's II. gezeigt hatten: Verweichlichung der Sultane, Entartung der Janitscharen und allgemeine Erschlaffung der vormaligen Spannkraft traten im siebzehnten Jahrhundert mit noch größerer Stärke auf, und ließen sich am Ende desselben auch in der veränderten Stellung des Reichs gegen die Nachbarstaaten deutlich erkennen. Bis dahin blieben die türkischen Waffen noch immer siegreich, und fast jeder Friedensschluß dehnte die Grenzen des Landes weiter aus. So behauptete Sultan Achmet I. (1603—1617), Mohamed's III. Sohn und Nachfolger, im Frieden zu Sitva Torok, der den dreizehnjährigen gegen Kaiser Rudolph II. mit Glück und Ruhm geführten Krieg beendigte, nicht nur die Eroberungen Soliman's, welche den größten Theil Ungarn's in die Hände der Türken gebracht hatten, sondern gewann auch noch die wichtigen Plätze Kanischa, Gran und Erlau. In derselben Urkunde wurde zwar der Vertrag anerkannt, den kurz zuvor der Kaiser mit Stephan Bocskai, dem Nachfolger der Zapolya und Bathori auf dem Fürstenstuhl von Siebenbürgen abgeschlossen hatte, und dem zufolge dieses Land nach Bocskai's Tode wieder dem habsburgischen Hause zufallen sollte, dem es seit siebzig Jahren entfremdet war; dennoch trug der Sultan, als jener starb und die siebenbürgischen Stände (1608) Gabriel Bathori zu ihrem Herrscher erhoben, kein Bedenken, den Letztern zu bestätigen und bald darauf, als gegen den neuen Fürsten Unzufriedenheit erwachte, sogar von sich aus einen eifrigen Protestanten Bethlen Gabor (1613) an dessen Stelle einzusetzen. Die schlimmen Verlegenheiten, in welche dieser rasche und tapfere Fürst den Kaiser Ferdinand II. durch drei Kriege versetzte, sind uns aus der Geschichte Deutschland's bekannt.

Auch gegen Persien kämpfte Achmet nicht ohne Glück. Hier hatte sich bereits vor hundert Jahren Ismael Sofi, ein Abkömmling Ali's, jenes gepriesenen Vetters und Schwiegersohnes des Propheten, an der Spitze kurdischer Schaaren gegen die turkmannischen Dynastien erhoben, an welche, nach Zersplitterung des großen Reichs von Timurlenk, die Herrschaft in jenen Gegenden gekommen war; und von der Neigung der schiitischen Perser unterstützt, war es ihm mit leichter Mühe gelungen, sie zu stürzen. Mächtigere Gegner hatte Ismael an den sunnitischen Türken gefunden;

Digitized by Google

Sultan Selim I. entriß ihm Aldschesira und Kurdistan (1514). Gegen Ismael's Nachfolger, den Schah Thamasb, eroberte Soliman II. Tauris, Van und Bagdad. Die inneren Unruhen, die nach Thamasb's Tode das persische Reich zerrissen, schienen dann Murad III. eine günstige Gelegenheit, den Krieg zu erneuen; und wirklich mußten nach zwölfjährigem Kampfe der Pforte Georgien, Schirvan und Loristan abgetreten werden (1590). Aber zur Zeit, als Achmet den Thron bestieg, brach Schah Abbas, der unter jenen Umwälzungen mit kräftiger Hand die Zügel der persischen Herrschaft ergriffen hatte, seinerseits den Frieden und zeigte den Osmanen eine Kriegskunst und Tapferkeit, welche sie bis dahin an den Nachkommen Ismael Sofi's nicht wahrgenommen hatten. Erst Achmet's Sohn Osman II. schloß 1618 mit dem unermüdlichen Gegner einen neuen Vertrag, wodurch den Persern der östliche Theil von Georgien gegen einen jährlichen Tribut überlassen wurde.

Osman war es auch, der den Polen Choczim entriß (1620 und 1621). Bald nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege empörten sich die Janitscharen, die er durch Geiz und Strenge aufgebracht hatte; sie fanden Unterstützung bei den Ulema's, die ihm wegen seiner Verheirathung mit drei Töchtern seiner Unterthanen abgeneigt waren, da das Gesetz jede Ehe des Großherrn mit einem freien Weibe untersagte. Als der Mufti von den Aufrührern befragt wurde, ob man die Diener des Sultans, welche Neuerungen einführten, tödten dürfe, fiel die Antwort bejahend aus. Alsbald forderte man die Köpfe des Großvezirs, des Kislar-Aga, des Kaimakan und des Defterdar; und da Osman sie auszuliefern zögerte, drangen die Janitscharen ins Serail, führten den Sultan in die sieben Thürme und erhoben Mustapha, einen Bruder Achmet's, auf den erledigten Thron. Den abgesetzten Herrscher erwürgte der neu ernannte Großvezir Daudpascha gegen den Willen der Soldaten in seinem Gefängniß (1622). Es war der erste Regentenmord, den die osmanische Geschichte aufweist; seitdem gewöhnten sich die Janitscharen, die Schneide ihres Schwertes, wie einst die Prätorianer des römischen Westreichs, auch gegen die eigenen Fürsten zu wenden. Diesmal wurden indeß die Mörder noch mit dem Tode bestraft. Mustapha zeigte bald seine völlige Unfähigkeit den Staat zu lenken; überall brachen Unruhen aus, und die allgemeine Stimme der Beamten wie der Krieger rief Murad IV., den zweiten Sohn Achmet's, zur Regierung. Diesem jungen Herrscher gab der Aufruhr mehrerer asiatischer Pascha's, die dem Schah Abbas im Jahre 1626 Bagdad überlieferten, sowie der hierüber mit den Persern ausbrechende Krieg, hinreichende Gelegenheit, seine Einsicht und Entschlossenheit zu entwickeln. Es gelang ihm die ver-

Digitized by Google

lorenen Plätze Erivan, Tauris und Van gegen Abbas' Nachfolger Sefi, und im Jahre 1638 auch Bagdad, nach vierzigtägigen Stürmen und Anstrengungen, wieder zu erobern. Schon zwei Jahre darauf starb Murad, nachdem er in den letzten Jahren seine trefflichen Eigenschaften durch übermäßigen Trunk verdunkelt hatte. Sein ihm folgender Bruder Ibrahim (1640—1648) versank gleich nach der Thronbesteigung in solche Schlaffheit und Ueppigkeit, daß er die anstrengenden Geschäfte der Regierung meist seiner Mutter überließ. Seine Ungerechtigkeiten und Erpressungen bewogen endlich den Mufti ein Fetwa zu erlassen, das ihn der Herrschaft für unfähig erklärte; und die Janitscharen waren sogleich bereit, das Urtheil zu vollstrecken. Ibrahim wurde eingesperrt, sein erst siebenjähriger Sohn Mohammed IV. auf den Thron erhoben, und als die Sipahi nach einigen Tagen Miene machten, den Vater aus seinem Kerker zu befreien, wurde dieser nach einem genehmigenden Gutachten des Mufti erdrosselt.

Inzwischen war unter Ibrahim der Krieg zur Eroberung der Insel Candia gegen die Venetianer begonnen worden. Während der vormundschaftlichen Regierung der Großmutter Mohammed's IV. und der zwölf ersten Reichsbeamten wurde das Reich durch den Aufstand der Sipahi, welche die Auslieferung der Mörder Ibrahim's verlangten, im Innern zerrüttet, und daher jener Krieg nur lässig und zum Theil unglücklich geführt, bis Mohammed Köprili, der Enkel eines nach Kleinasien ausgewanderten Albanesen, 1656 zum Großvezir ernannt ward. Durch Schrecken und Blut suchte dieser die Autorität der Regierung wieder zu befestigen; zahlreiche Hinrichtungen bezeichneten den Beginn seiner Amtsführung; kräftige Rüstungen und mehrere glückliche Gefechte gegen die Venetianer folgten. Größere Siege hemmte ein furchtbarer Aufstand in Asien, nach dessen Unterdrückung der Großvezier schon im fünften Jahre nach seiner Erhebung starb (1661). Doch hinterließ er in seinem Sohne Achmet Köprili einen würdigen Stellvertreter. Achmet Köprili war es denn auch, der die Waffen wiederum gegen Oesterreich wandte, dessen Schwäche während des dreißigjährigen Krieges zu benutzen die Osmanen durch ihre inneren Zerwürfnisse und ihre Kämpfe mit den Persern verhindert worden waren; er war es, der nach dem Frieden zu Vasvar die lange Belagerung Candia's durch die Einnahme der blutgedüngten Trümmer endete; der drei Jahre darauf zur Unterstützung Dorozenko's gegen die Polen eilte, und trotz Sobieski's glänzender Siege bei Choczim und Lemberg in vier Feldzügen einen Theil Podolien's und Kaminiez erstritt. Unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens von Zurawna, des letzten, in welchem die Pforte Land und Leute gewonnen hat, ereilte

Digitized by Google

ihn der Tod. Hatte sich durch ihn die Furchtbarkeit der osmanischen Waffen wieder fühlbar gemacht: so war dies doch nicht von Dauer. Schon sein Schwager Kara Mustapha, dem nunmehr die Roßschweife des Großveziers verliehen wurden, war gleich in seinem ersten Kriege gegen Rußland (1677 und 1678) unglücklich; in dem darauf begonnenen österreichischen drang er zwar bis nach Wien vor, erlitt aber hier eine so vollständige Niederlage, daß er zur Strafe dafür in Belgrad erdrosselt ward. Wie Sultan Soliman's II. Tod den großen Wendepunkt für den innern Verfall der osmanischen Macht bildet, so ist in der That nicht minder die Belagerung Wien's die Endschaft ihres glücklichen Auftretens gegen die Nachbarn. Vereinigt waren die Oesterreicher, die Deutschen, die Polen, die Venetianer und später auch die Russen herbeigeeilt, das Uebergewicht der Türken im Osten Europa's zu vernichten. Schon oben haben wir erwähnt, wie das Heer, durch wiederholte Niederlagen in Ungarn erbittert, aufrührerisch gegen die Hauptstadt Constantinopel aufbrach; wie sich die Janitscharen und Ulema's auf diese Kunde in der großen Moschee Aja Sofia versammelten, die Absetzung Mohammed's aussprachen, und seinen Bruder Soliman III. auf den Thron erhoben (1687). Mohammed lebte noch vier Jahre im Gefängniß.

Auch der neue Großherr zeigte sich den Stürmen, die das Reich bedrohten, nicht gewachsen; aber er gab seiner Regierung in dem Bruder Achmet's Köprili, Mustapha, den er 1689 zum Großvezier erhob, eine tüchtige Stütze. Mit Kraft und Schnelle stellte dieser begabte Mann das von den Oesterreichern vernichtete Heer wieder her, brachte die erschöpften Finanzen in Ordnung, hob durch Wort und Beispiel die allgemeine Muthlosigkeit, und führte zahlreichere Schaaren als je ins Feld, in denen er die ganze religiöse Begeisterung früherer Zeit wieder zu erwecken wußte. Zum Unglück für das osmanische Reich war seine Laufbahn kurz abgesteckt; er fiel in der Schlacht bei Salankemen. Schon vor ihm (23. Juni 1691) war Soliman III. gestorben, der Achmet II., einen dritten Sohn Ibrahim's, zum Nachfolger hatte. Achmet's vierjährige Regierung sah nichts als Verluste und Niederlagen; und auch Sultan Mustapha II., ein Sohn Mohammed's IV., konnte nur durch große Abtretungen in Ungarn, durch die Ueberlassung des ganzen Peloponnes an die Venetianer, der Festung Kaminiez an die Polen und Asow's an die Russen, nach vierzehnjährigem Kampfe, den Frieden zu Carlowitz 1699 erkaufen.

So sehen wir in den Ländern des Nordens und Ostens, während

Digitized by Google

der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, neben den Erscheinungen dauernder Lebenskraft, wie in Schweden, theils — in Polen und der Türkei — die Keime eines unaufhaltsamen Verfalls, theils — in Rußland — die Saaten eines frischen Aufschwungs ausgestreut. Da faßten sich, mit dem Wechsel des Jahrhunderts, die verschiedenen Sonderentwickelungen zu einer großen und allgemeinen von welthistorischer Bedeutung zusammen.

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der englischen Revolution und der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I.

Vom Westphälischen Frieden bis zum Ausgang des Nordischen Krieges (1648—1721).

Fünfter Abschnitt.

Der Nordische Krieg und der Ausgang Karl's XII. und Peter's I.

1. Die Anlässe des Krieges.

Seit dem dreißigjährigen Kriege hatte das unfruchtbare Schweden durch die Herrscherkraft zweier seiner Regenten, Gustav Adolf's und Karl's X., eine Stelle unter den Hauptmächten Europa's behauptet. Selbst arm und nicht zahlreich, zog dieses kriegerische Volk seine besten Nahrungsquellen aus den benachbarten reicheren Ländern, deren Küsten es erobert hatte, und über deren Handel es gebot. Bremen, Wismar, Stralsund, Stettin, Riga und Reval waren dem schwedischen Reiche unterworfen; die Ausflüsse der Weser, Oder, Düna und Newa waren von Schweden besetzt, und gewährten reichliche Zölle; Ingermanland, Livland und Esthland waren seine Kornkammern, und Rußland hatte kein anderes Meer zur Grenze als das Eismeer und das Asowische. Die Stätte, auf welcher das heutige Petersburg steht, war damals eine sumpfige Niederung auf schwedischem Grund und Boden, wo nur einige Fischerhütten und Verschanzungen standen.

So ausgebreitet aber auch diese schwedische Herrschaft war, so unnatürlich und so unsicher durfte sie doch erscheinen. Errungen war

Digitized by

sie vornehmlich durch günstige Umstände, während die Nachbarn, durch innere Gährungen entzweit, in Ohnmacht gelegen hatten. Die glänzendsten Siege Gustav's in Deutschland waren überdies zum Theil mit Deutschen erfochten worden. Nur eine ganz vorzügliche kriegerische Furchtbarkeit konnte jene vielen an fremden Küsten gelegenen Besitzungen zusammenhalten; eine solche konnte bei den Schweden aber nur auf dem persönlichen Charakter des Regenten beruhen, und also nicht von langer Dauer sein; während das Bestreben der Nachbarn, die Küstenstriche ihrer Binnenländer und die Ausflüsse ihrer Ströme zu gewinnen, stets rege blieb und ihre Kräfte vereinigte. Als daher Karl XI. gestorben war (1697), glaubten Dänemark, Polen und Rußland den Zeitpunkt benutzen zu müssen, wo ein neuer erst funfzehnjähriger Regent, von dessen Fähigkeiten man eine geringe Vorstellung hatte, den schwedischen Thron bestieg, um die schwedische Herrschaft zu erschüttern und ihren Besitz zu verkleinern. Die Monarchen jener drei Länder waren junge und kraftvolle Männer; ja, unter ihnen sogar ein Peter der Große. Schon Christian V. von Dänemark hatte neue Zwistigkeiten mit Holstein-Gottorp, dessen Herzog Friedrich IV. (Sohn und Nachfolger des 1694 gestorbenen Christian Albrecht) von seinem Schwager Karl XII. Beistand erhielt. Diese Unterstützung und der Wunsch, die von Karl X. dem dänischen Reiche abgenommenen Provinzen wiederzugewinnen, reizten Christian's V. Nachfolger, den jungen König Friedrich IV., zum Kriege wider Schweden. August II. von Polen trachtete seinerseits nach dem Besitze von Livland; Peter aber wollte festen Fuß an der Ostsee fassen. Auf Grund dieser gemeinsamen Zwecke gegen Schweden schlossen die drei Fürsten 1699 ein Bündniß, kraft dessen sie sich gelobten, einander in der Ausführung ihrer Plane beizustehen.

So stand der Ausbruch des Krieges mit dem Wechsel des Jahrhunderts unabweislich vor der Thür. Es kam darauf an, wie Karl XII. dem Bündniß gegenüber sich verhalten werde. Nicht lange ließ er die Widersacher darüber im Zweifel; kühn und heldenmüthig erhob er sich, zur Behauptung des Erbes seiner Väter, ihres Besitzes und ihres Ruhmes.

Digitized by Google

2. Karl's XII. erste Thaten.

Der junge Karl (geb. 17./27. Juni 1682) war der Zögling einer trefflichen Mutter, einer dänischen Prinzessin, Ulrike Eleonore, die ihm besonders eine religiöse Gesinnung einzuflößen gesucht und ihn zum Lesen der Bibel angehalten hatte. Morgens und Abends hatte er sein Gebet knieend in ihrer Gegenwart verrichten müssen. Die deutsche Sprache, damals die Hofsprache in Stockholm, hatte er schon neben der schwedischen gelernt; in der Folge brachte man ihm auch Latein und Französisch bei, aber obgleich er es in beiden Sprachen ziemlich weit brachte, konnte man ihn doch nie zum Sprechen der letztern bewegen, wogegen er das Lateinische gern und fehlerfrei, wenn auch nicht zierlich sprach. Vom fünften Jahre an hatte man ihm männliche Erzieher gegeben, die jedoch die Weisung hatten, ihn nie hart anzugreifen, sondern ihn allein durch den Ehrtrieb zum Fleiße zu reizen. Unter den Wissenschaften beschäftigte er sich am liebsten mit der Mathematik, und erwarb sich auch darin gute Kenntnisse. In ritterlichen Uebungen ward er von Keinem übertroffen, und im Reiten zeigte er eine Verwegenheit, die ihn mehr als einmal fast das Leben kostete. Leider verlor er seine würdige Mutter, als er erst elf Jahre zählte, und vier Jahre später auch den Vater (1697). Der letztwilligen Verordnung desselben gemäß wurde die Regierung der Großmutter des jungen Königs, bis er volljährig sein würde, übergeben, und fünf Räthe ihr an die Seite gesetzt. Karl schien sich darum nicht weiter zu kümmern; wie er denn überhaupt sehr verschlossen war, wenig Umgang und noch weniger jugendliche Vergnügungen aufsuchte, und dadurch den fremden Gesandten Anlaß gab, nach ihren Höfen zu berichten, der junge König von Schweden sei ein sehr mittelmäßiger Kopf, der die Arbeit scheue. Einen richtigern Blick in sein Inneres soll zuerst der Kanzleirath Piper gethan haben, als er ihn im November 1697 bei einer Heerschau begleitete. Er fand ihn, erzählt man, ungewöhnlich finster und nachdenkend, und fragte ihn, was ihn eben jetzt so lebhaft beschäftige. „Ich denke," erwiederte Karl, „daß ich selbst schon diesen braven Leuten Befehle ertheilen könnte, und wünschte, daß wir beide, sie und ich, nicht länger unter einer Frau ständen." Piper machte einen so klugen Gebrauch von diesen Worten, daß er den Adel zu dem Vorschlage bewog, den König für mündig zu erklären. Gewiß ist, daß dieser Antrag zuerst in einem vornehmen Cirkel Gegenstand der Verabredung war, dann von dem Adelshause angenommen und bei den

Digitized by Google

um diese Zeit versammelten Ständen eingebracht wurde*). Er ging schließlich durch, und trotz des Widerstrebens der alten Regentin wurde die Krönung Karl's auf den 14./24. December desselben Jahres angesetzt. Nicht geringes Aufsehen erregte es zwar bei dieser Feierlichkeit, daß der junge König in der Kirche dem Bischof, der ihm die Krone aufsetzen wollte, dieselbe aus der Hand nahm und selbst die Ceremonie verrichtete. Dennoch zeigte er im Anfange keine besondere Neigung zu den Regierungsgeschäften, sondern überließ dieselben meist dem zum Grafen erhobenen Piper, der auch bis an sein Ende sein vertrautester Rathgeber blieb.

Da erscholl die Nachricht von den Rüstungen der drei feindlichen Nachbarn, sowie die Kunde, daß die Sachsen in Livland eingerückt seien, worüber im schwedischen Reichsrath Bestürzung entstand. Viele sprachen von Unterhandlungen, von Nachgeben, von nothwendigen Aufopferungen; aber der junge König, der bisher den Versammlungen dem Anschein nach fast gedankenlos beigewohnt hatte, erhob sich plötzlich und sagte mit einer Entschlossenheit, die Alle in Verwunderung setzte: „Ich habe den festen Vorsatz, nie einen ungerechten Krieg zu führen; aber auch den, einen gerechten nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden." Hierauf ward der Krieg beschlossen, und Heer und Flotte in Stand gesetzt. Die Dänen machten den Anfang ihrer Feindseligkeiten damit, daß sie im März 1700 ins Holsteinische einrückten. England und Holland, aus Handelsinteresse Schweden's Freunde, sandten eine Anzahl Schiffe zu Hülfe, die sich bald mit der schwedischen Flotte vereinigten, welche von Karlscrona auslief. Der achtzehnjährige Schwedenkönig, der nunmehr so unerwartet den lebendigsten, unternehmendsten Geist zeigte, war selbst am Bord des Admiralsschiffs, und ging gerade auf Kopenhagen los. Nach einem fruchtlosen Bombardement beschloß er, fünf Meilen weit von der Stadt auf Seeland zu landen. Es geschah unter dem heftigsten Feuer der Dänen am 4. August 1700, Abends um sechs Uhr. Karl selbst sprang aus dem Schiffe, mit dem Degen in der Hand, ins Wasser, und drang muthig gegen die dänischen Batterien vor, indeß seine Soldaten jubelnd folgten. Die feindlichen Verschanzungen wurden erobert, und die fliehenden Vertheidiger retteten sich unter die Kanonen von Kopenhagen.

---

*) S. Lundblad, Gesch. Karl's des Zwölften (Deutsch von Jenssen). Thl. I. S. 18 ff. Fryxell, Gesch. Karl's des Zwölften (Deutsch von Etzel 1860). S. 9.

Digitized by Google

Schrecken und Angst ergriff die Bürger dieser Stadt. Da der Kampf zu ungleich und die Bundesgenossen zu fern waren, blieb dem gedemüthigten und beschämten Könige Friedrich IV. nichts übrig, als um Frieden zu bitten. Er erhielt ihn schnell (zu Travendahl, 18. Aug. 1700), nachdem er sich verpflichtet hatte, dem Bündniß gegen Schweden zu entsagen, und den Herzog von Holstein-Gottorp zu entschädigen. So gelinde diese Bedingungen waren, so edel war auch Karl's Betragen gegen das eroberte Seeland gewesen. Alles, was zum Unterhalt seiner Truppen gehörte, hatte er baar bezahlt, die ausgeschriebenen Kriegssteuern waren mäßig gewesen, und die Mannszucht so streng, daß kein Einwohner ungestraft gekränkt worden war. Und bis ans Ende war es Karl's XII. fromme Sitte, jeden Morgen und Abend in seinem Lager eine Betstunde zu halten, der er selbst jedesmal mit großer Andacht beiwohnte.

So war denn ein Feind schon nach einem Kampfe von wenigen Wochen glücklich entwaffnet. Indeß hatte der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August II., voll Begierde eine That zu verrichten, durch die er sich die Herzen der Polen geneigt machen und das Königthum aus seiner Ohnmacht erheben könnte, die Eroberung Livland's versucht. Ein von dem Schwedenkönige gekränkter livländischer Edelmann, Reinhold Patkul, bot ihm die Hand dazu, und versprach ihm, den Adel dieses Landes auf seine Seite zu bringen. Ein sächsisches Heer forderte Riga auf, sich zu ergeben; aber der tapfere schwedische Befehlshaber, General von Dahlberg, ein Greis von fünfundsiebzig Jahren, ließ August zur Antwort sagen, er hoffe die Stadt so zu vertheidigen, daß er die Achtung eines so großen Monarchen erlangen werde. In der That mußten die Sachsen die Belagerung aufheben, und als sie dieselbe nachher erneuerten, wobei August selbst im Lager erschien, war der Erfolg nicht besser. Die Festung wurde mit so schlechtem Erfolg beschossen, und alle Umstände ließen sich so ungünstig an, daß August nur einen Vorwand suchte, um wenigstens ohne Schande wieder abziehen zu können. Dieß that er am 9. September. Sein bitterster Schmerz bei dieser Gelegenheit war der, zu sehen, daß die Polen gar nicht Willens waren, ihm zu einem Kriege mit Schweden ihre Kräfte zu leihen, und daß die Partei, die sich gleich Anfangs seiner Wahl widersetzt hatte, auch jetzt eine vollständige Opposition gegen ihn bildete.

Als Karl aus Seeland nach Schweden zurückkam, glaubte er noch mit den Sachsen kämpfen zu müssen; während er aber die Einschiffung der Truppen nach Livland zu Carlshamm ordnete, erfuhr er, daß er statt

Digitized by Google

derſelben ſeinem dritten Feinde zu begegnen habe, dem Zar Peter, der mit einem großen Heere in Eſthland eingebrochen war und Narwa belagerte; die Zahl der Ruſſen ward auf 80,000 Mann angegeben, und betrug auf alle Fälle mindeſtens 38,000. Karl's Entſchluß war raſch gefaßt. Er landete am 17. October im Hafen von Pernau, und rückte gerade auf Narwa los. Sein Häuflein beſtand aus 5000 Mann Fußvolk und 3300 Reitern*); allein es trug die Begeiſterung des neulich errungenen Sieges und die Freude an ſeinem jungen Anführer vor ſich her, deſſen wunderähnliches Beiſpiel auch den Feigſten zur Nachahmung fortriß. Auch war die Zauberkraft noch nicht erſtorben, die von Alters her im bloßen Namen „Schweden" lag; Peter ſelbſt ward muthlos und entfernte ſich, angeblich um eine Verſtärkung von 20,000 Mann über Pleskow herbeizuholen. Dieſe wartete natürlich Karl nicht ab; am 20./30. November rückte er auf die Verſchanzungen der Feinde los, und da er den Vortheil des Windes und eines dichten Schneegeſtöbers hatte, ſo beſchloß er, „in Gottes Namen," wie er ſagte, mit ſeinen 8000 Schweden den Angriff auf die mindeſtens fünffach überlegenen Ruſſen. Nachmittags um zwei Uhr flogen zwei Raketen durch die wirbelnden Schneeflocken in die trübe Luft: das war das Zeichen zur Schlacht. Bei dem erſten Feuern des ruſſiſchen Fußvolks ward das Pferd unter ihm erſchoſſen; er warf ſich auf ein anderes und ſagte: „die Leute wollen mich im Reiten üben." Sein Weg führte ihn durch einen Moraſt. Hier verlor er abermals ſein Pferd, und ein Stiefel blieb ſtecken; aber viel zu ungeduldig, um ſich mit dem Anziehen aufzuhalten, jagte er im Strumpfe weiter. Der ganz ungeübte, verſchüchterte und vom Wetter ſo ſchlecht begünſtigte Feind ſuchte bald ſein Heil in der Flucht; nach einem dreiſtündigen wüthenden Gefechte war der Sieg für die tapferen Schweden entſchieden; Tauſende von blutigen Leichen bedeckten das beſchneite Schlachtfeld. Die Schweden zählten gegen 2000 Todte und Verwundete. Der Verluſt der Ruſſen belief ſich auf etwa 12,000 Todte und 18,000 Gefangene, welche letzteren der milde Sieger am andern Tage ohne Löſegeld freigab. Die Beute war eine außerordentlich große; die Kriegskaſſe, das Gepäck, alle Fahnen, hundertfünfundvierzig Kanonen, achtundzwanzig Mörſer und ein großer Kriegsvorrath fielen den Schwe-

*) Dieſe Zahlen hat Lundblad, a. a. O. Thl. I. S. 92. Nach Andern waren die Schweden ſtärker, und die Ruſſen 45,000 Mann. S. Bergmann. Peter der Große, Thl. II. S. 23. Nach Herrmann, a. a. O. Bd. IV. S. 119 (vgl. S. 114) kämpften 8000 Schweden gegen mindeſtens 38,000 Ruſſen, Ebenſo Fryxell, S. 52. S. 54.

den in die Hände. Narwa war außer sich vor Freuden über diesen glorreichen Sieg. Unter dem Donner der Kanonen zog der achtzehnjährige Held in die Stadt ein. Sein erster Gang war in die Kirche, und kniend dankte er Gott für seinen Sieg. Die alten Krieger, die den frommen Sinn ihres Führers sahen, zerflossen in Freudenthränen. Man zeigte ihm den Bericht, den man von diesem Siege nach Stockholm senden wollte, und mit eigener Hand strich der bescheidene Jüngling aus, was für ihn zu schmeichelnd und für den Zar zu unrühmlich war. Die gefangenen russischen Officiere erhielten Geschenke, und wurden in Stockholm mit Anstand und Milde behandelt.

Für August II. war die Nachricht von der Niederlage seines Bundesgenossen ein Donnerschlag. Auch Peter erröthete, von einem Knaben besiegt zu sein. Doch faßte er sich schnell und sagte: „Ich weiß wohl, daß uns die Schweden noch oft schlagen werden; aber endlich werden sie uns auch siegen lehren." Beide verbündete Monarchen benutzten die kurze Winterruhe zu einer persönlichen Zusammenkunft zu Birsen in Litthauen (Febr. 1701); hier vereinigten sie sich noch enger und verabredeten den Plan, nach welchem sie im nächsten Feldzuge den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen gedachten.

---

3. Kampf in Polen um August's II. Entthronung.
(1701—1704.)

Karl, von Allem unterrichtet, blieb diesen Winter auch nicht müssig. Ansehnliche Verstärkungen aus Schweden langten im Mai (1701) in Livland an, und im Peipussee erschienen schwedische Schiffe. Nachdem er seine Armee auf 30,000 Mann gebracht, brach er am 17./27. Juni von Dorpat nach Riga auf, und setzte unterhalb dieser Stadt, im Angesicht eines sächsisch-russischen Heeres, am 9. Juli über die Düna. Noch war das Geschütz nicht völlig aus den Kähnen gehoben, als der Feind die Landenden angriff. Vielleicht hätte die rühmliche Tapferkeit der Sachsen hier zum ersten Male den Ruhm der schwedischen Waffen zu Schanden gemacht, wäre nicht die Ungeschicklichkeit der Russen, die ein panischer Schrecken ergriff, ihnen zum Verderben geworden, indem deren Flucht auch sie in Unordnung brachte. So behaupteten denn die Schweden in dieser Schlacht ebenfalls das Feld, eroberten das ganze

Digitized by

Gepäck und viele Kanonen, und zwangen die entronnenen Sachsen, sich ins Preußische zu flüchten. Eine Folge dieses Sieges war die Besitznehmung von Curland, in welchem Lande Karl vorläufig seine Truppen stehen ließ.

Der Ruhm dieses nordischen Alexander verbreitete sich nunmehr durch ganz Europa. Wie ein plötzlich auftauchendes Meteor wurde seine Erscheinung, wie Wunder und Mährchen seine glänzenden Thaten angestaunt. Drei Könige hatte nun schon der neunzehnjährige Held innerhalb neun Monate besiegt; aber noch größere Dinge standen von ihm zu erwarten. Jener August II., der Alles daran gesetzt hatte, um sich von seinem Kurfürstenstuhl auf einen wankenden Königsthron zu drängen, hatte dennoch den Stolz der älteren Könige wider sich; Karl XII. sah daher nicht sobald eine mächtige, mit August's Wahl unzufriedene Partei in Polen ihre Blicke auf ihn richten, als er mit dem größten Interesse den Gedanken ergriff, den neugestempelten König, der sich ihn anzugreifen erfrecht, nicht etwa nur wiederholt zu schlagen, sondern auf immer mit Schimpf und Schande in sein deutsches Kurfürstenthum zurückzujagen. Die Republik Polen versicherte, daß sie keinen Theil an dem Kriege ihres Königs, als Kurfürsten von Sachsen, mit Schweden habe, und bat Karl, ihr Gebiet zu verschonen; aber dieser erwiederte, daß, so lange der treulose August auf dem polnischen Thron säße, Schweden nie vor ähnlichen ungerechten Angriffen sicher sein werde, und brach in Litthauen ein, um den vermessenen Plan, August zu entthronen, mit Nachdruck zu betreiben. Von persönlicher Leidenschaft verblendet, verfolgte er einen schon tief gedehmüthigten Feind, indem er sich auf die unsichere Stütze einer Partei unter einem rohen und wankelmüthigen Volke verließ, und gab dadurch einem weit gefährlicheren Gegner, dem Zar, dem er mit aller Kraft hätte nachsetzen, den er sogleich zu einem vortheilhaften Frieden hätte zwingen sollen, die beste Muße, neue Kräfte zu sammeln. Umsonst stellten Karl's Freunde ihm alles dieses vor; umsonst auch ertönte die Stimme der politischen Weisheit in einem Briefe des Präsidenten Bengt Oxenstierna an den König*); der Eigensinnige verharrte unbeweglich bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Es war der erste Abweg, auf den er gerieth.

Seine Anstalten für den nächsten Feldzug waren umfassendster Art. Auch seine Lebensart verkündigte schon den Mann, der die Laufbahn eines Kriegsfürsten verfolgte. Trotz der fürchterlichen Kälte bezog er

*) Bei Nordberg, in der franz. Uebersetzung. T. IV. p. 59.

Digitized by Google

doch den ganzen Winter hindurch kein Haus, sondern blieb in seinem von Stroh umflochtenen Zelte, in welchem er sich, wenn die Kälte zu heftig ward, durch glühende Kugeln erwärmte. Er trank weder Wein noch Branntwein, und aß die einfachste Kost. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblick an, da ein Officier scherzend gesagt hatte, er sei seit gestern so dick geworden, daß man ihn nicht mehr kenne. Ein für unsere Zeiten höchst unzierlicher Soldatenrock mit großen messingenen Knöpfen bekleidete die lange, schlanke Gestalt; und dazu trug er gelbe Unterkleider, große Reiterstiefeln und lederne Handschuhe, deren mächtige Stulpen bis an den Ellenbogen reichten. Nur an dem furchterweckenden Ernst im Blick, welcher Stolz, Eigensinn und Kühnheit zugleich ausdrückte, erkannte man den König. Jedoch zeigte er bloß dem Feinde diese Eigenschaften. Gegen seine Officiere und Soldaten war er der leutseligste Herr. Er entschuldigte Fehler gern, litt es nie, daß von Abwesenden Böses gesprochen ward, und belohnte treue Dienste königlich. Seine Reden waren meist kurz, aber immer sinnvoll; Zorn und Mißfallen äußerte er nur durch ein finsteres Zusammenziehen der Augenbraunen. Weiblichen Umgang mied er fast schüchtern; doch ehrte er das Geschlecht, und einmal in einem vertraulichen Augenblicke ließ er sich verlauten, er sei Willens, sich nach geendigtem Kriege zu vermählen, aber nicht, wie andere Könige, nach bloßen Rücksichten der Staatskunst, sondern auch nach eigener Neigung und persönlicher Werthschätzung.

Der König von Polen wollte jetzt gern, selbst mit empfindlichen Einbußen, den Frieden erkaufen, und zu dem Ende ließ er die schöne Gräfin Aurora von Königsmark, eine geborne Schwedin und seine Buhlerin, wie in eigenen Geschäften eine Reise nach Curland machen. Allein Karl, von ihren geheimen Absichten unterrichtet, wich ihr auf das hartnäckigste aus, und sie mußte unverrichteter Sache zurückkehren. August schickte darauf einen Gesandten an ihn ab; aber auch diesen ließ Karl gar nicht vor sich, sondern rückte immer weiter in Polen vor. Eine Gesandtschaft der Republik Polen, welche Vermittelung antragen sollte, erhielt zu Rovanistock bei Grodno eine Audienz (4. Mai 1702), jedoch keine befriedigende Antwort. Vielmehr ging Karl geraden Weges auf Warschau los, welches August mit seinen Anhängern nun schnell verließ, um sich mit seinem Heere bei Krakau zu vereinigen. Auf dem Marsche erließ Karl ein Manifest an alle polnischen Woiwodschaften, worin er Ordnung und Mannszucht versprach, die Unterhaltung seines Heeres verlangte, und erklärte: er sei gekommen, damit „die Republik sich von der lästigen Herrschaft befreien, ihrem meineidigen und

Digitized by Google

bundbrüchigen Könige den Gehorſam aufſagen, und ſich nach eigenem Gefallen einen anderen wählen könne."

Dies Manifeſt ward von der einen Partei mit Zittern, von der anderen mit Freude aufgenommen. Die Stadt Warſchau ſandte Karl XII. bei der erſten Aufforderung die Schlüſſel entgegen. Am 24. Mai zog er ein, ließ die Bürger entwaffnen, und forderte ihnen eine Kriegsſteuer von hunderttauſend Gulden ab. Mit Verwunderung ſahen die Polen die allgefürchteten Schweden ſich auf den Trommelſchlag im Schloßhofe verſammeln, ein Abendlied ſingen und Betſtunde halten, ja den jungen König ſelber niederknieen und ſein Dankgebet verrichten. Alle Verſuche der polniſchen Magnaten, den König wegen Auguſt's Abſetzung auf andere Gedanken zu bringen, waren vergebens.

Vier Wochen blieb er in Warſchau; dann brach er auf (26. Juni), um Auguſt aufzuſuchen. Dieſer, entſchloſſen ſein Schickſal dem Schlachtengotte anzuvertrauen, rückte ihm von Krakau aus mit ſeinen Sachſen, denen ſich achttauſend Polen zugeſellt hatten, entgegen. Bei Kliſſow trafen beide Heere auf einander, und am 19. Juli geſchah die Schlacht. Was auch die Sachſen thaten, ſie wurden überwunden, und verloren einige Tauſend an Todten und Gefangenen, dazu die Kriegskaſſe, das Gepäck und den größten Theil des Geſchützes. Unter den Gefangenen waren einige hundert Officierdamen und andere Frauenzimmer, die Karl mit ritterlicher Höflichkeit durch einige Reiterſchwadronen unverſehrt an die ſchleſiſche Greuze bringen ließ. Auguſt wollte die Artigkeit dadurch erwiedern, daß er einen ſchwediſchen Rittmeiſter freiließ; aber Karl, den dieſer Wetteifer verdroß, ſandte für den einen Rittmeiſter fünfundzwanzig ſächſiſche Officiere zurück.

Auguſt war nach Krakau geflohen, doch auch hier war ſeines Bleibens nicht; denn Karl richtete ſehr ſchnell ſeinen Marſch nach dieſer Stadt. Der polniſche Befehlshaber wollte die Schweden nicht einlaſſen, erhielt aber in dem Augenblicke, da Karl ſelbſt es begehrte, und er das äußere Thor halb aufthat, um zu ſehen, wer ſo gebieteriſch ſpreche, einen Peitſchenhieb ins Geſicht, daß er zurückfuhr; worauf der König mit ſeinem Gefolge ſchnell in die Stadt eindrang, und ſich auch des Schloſſes ſogleich bemächtigte. Im erſten Schrecken über dieſe unerwartete Schnelligkeit ſtreckte die Wache das Gewehr; einem Lieutenant, der eine auf den Eingang des Schloſſes gerichtete Kanone losbrennen wollte, riß Karl ſelber haſtig den Zündſtock aus der Hand; die Beſatzung ergab ſich, und machte ſechs ſchwediſchen Regimentern Platz.

Der bedrängte Auguſt, der bisher den Krieg nur auf Koſten ſeines

Digitized by Google

Kurfürstenthums geführt hatte, versuchte jetzt eine Vereinigung seiner Anhänger im Königreich. In Sendomir versammelte sich ein Theil des polnischen Adels; allein statt der gehofften Eintracht sah man hier das traurige Bild des Parteihasses, des Neides und des Argwohns, wie es die polnischen Nationalversammlungen zu gewähren pflegten; ja selbst zu Thätlichkeiten kam es. Alles, was die Besseren durchsetzen konnten, war der Entschluß, noch einmal eine Friedensgesandtschaft an Karl zu schicken. Umsonst. „Und wenn ich funfzig Jahre in Polen bleiben müßte, sagte Karl, so werde ich es nicht eher verlassen, als bis ich diesen König vom Throne gestoßen habe." Vergebens stellte ihm sein Minister Piper in einer eigenen Denkschrift die große Schwierigkeit und die höchst nachtheiligen Folgen dieser Entthronung vor *). Der König, sagte er unter andern, gehe durch die Verfolgung dieses Planes unsäglicher Mühe und Verdrießlichkeit entgegen, er opfere die Blüthe der Nation, ohne daß daraus der geringste Gewinn für ihn oder für das Vaterland erwachsen könne. Nur den allgemeinen Haß würde er dadurch auf sich laden, daß er alle Anerbietungen August's zurückwiese, während der Friede, wenn er ihn gewährte, diesen Monarchen aus Dankbarkeit fest an sein Interesse knüpfen und einen höchst nützlichen Bundesgenossen wider den Zar aus ihm machen würde. Allen diesen Vorstellungen zum Trotz beharrte Karl bei seinem verderblichen Plane.

Bis aufs äußerste also sollte August getrieben werden. Selbst ein Sturz vom Pferde, bei welchem Karl den linken Schenkel brach, hielt den Unermüdlichen nur etwa vierzehn Tage auf; dann fing die Verfolgung wieder an (12. Oct.). Karl ließ sich in seinem Bette nach Lublin tragen. Der Winter verging unter langwierigen Berathschlagungen der polnischen Magnaten. Der schwedisch gesinnte Theil derselben hatte sich zu Warschau unter dem Vorsitz des Cardinal Primas von Polen und Erzbischofs von Gnesen, Radcziejowsky, der sächsische zu Marienburg in August's eigener Gegenwart versammelt. Die letztere, überwiegende Partei erklärte, daß die Beschlüsse der Warschauer Versammlung ungültig seien, und daß der rechtmäßige König aus allen Kräften zu vertheidigen sei. Auch ein 1703 zu Lublin zusammengetretener Reichstag verwarf die von Karl vorgeschlagene Entthronung August's, und beschloß die Vermehrung des Kronheeres; aber Mangel an Einigkeit und Furcht vor den Schweden vereitelten die Ausführung dieser ehrenhaften Beschlüsse. Durch neue Verträge mit Holland und England wurde Karl

*) Nordberg, T. I. p. 260.

Digitized by Google

mit Geld versehen, und der König von Preußen konnte zur Befestigung seiner neuen Krone auch nichts Besseres thun, als sich mit dem Mächtigsten verbinden. Karl schlug die Sachsen am 1. Mai 1703 bei Pultusk, und rückte dann vor Thorn; durch heftiges Beschießen fast ganz in Asche gelegt, mußte sich diese Stadt am 15. October ergeben und eine Brandschatzung von 100,000 Thalern entrichten. Die gleiche Summe hatte auch schon Danzig gezahlt; und Elbing, welches sich zur Wehre setzte, wurde genöthigt, fast die dreifache zu erlegen. Die Winterquartiere wurden diesmal in polnisch Preußen und Ermeland bezogen.

Indeß war August nach Sachsen gegangen, und der Cardinal Primas, sein heftigster Gegner, benutzte dessen Abwesenheit, um eine Ständeversammlung nach Warschau zu berufen (30. Jan. 1704). Diese faßte nach einigen Wochen den Beschluß: August habe durch seine ungerechte Eröffnung des Krieges, wider Willen der Republik, den Thron verwirkt; man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König erkennen, sondern es trete jetzt ein Zwischenreich ein, während dessen der Cardinal Primas die Geschäfte verwalten müsse. Selbst wer die Ungerechtigkeit dieses Beschlusses schmerzlich empfand, durfte sich doch um des gemeinen Besten willen freuen, daß es endlich dahingekommen war; denn die schwedischen Truppen hausten nun schon drei Jahre in Polen, und was sie nicht verzehrten, das zerstörte die Zwietracht der polnischen Parteien unter einander selbst; ein Uebel, dessen Linderung man doch von der Wahl eines neuen Königs hoffen durfte.

Aber wen sollte man wählen? Einen Ausländer verbat sich Karl ausdrücklich; und wer unter den polnischen Magnaten hatte Ansehen genug, um über allem Neid und allen Anfeindungen der Anderen erhaben zu sein? Ein einziges Geschlecht dieser Art war wirklich vorhanden, die Söhne des berühmten Johann Sobieski; und in der That richtete Karl seine Augen auf diese. Allein August, der vor ihnen längst in Furcht gewesen war, ließ die beiden älteren, die sich zu Ohlau bei Breslau aufhielten, als sie einst diese Stadt mit geringer Begleitung verlassen hatten, ganz in der Nähe derselben durch heimlich abgeschickte sächsische Reiter überfallen und gefangen nach der Pleißenburg bringen; und der dritte, an den man sich nun wandte, schlug zu Karl's großem Verdrusse die Krone aus. Graf Piper fragte darauf den König einmal, warum er sie nicht selbst annehmen wollte. „Ich mag lieber Königreiche geben als nehmen," erwiederte der stolze Jüngling.

Ueber den langen Streitigkeiten zerfielen die polnischen Großen bald wieder unter einander selbst, und die Wahl ward immer schwie-

Digitized by Google

riger. Karl ſchlug ſich zuletzt auch hier gewaltſam ins Mittel, indem er ſich für den Grafen Stanislaus Leszinsky, Woiwoden von Poſen, erklärte, einen jungen Mann von ſiebenundzwanzig Jahren, der ihm zuerſt bei Gelegenheit einer an ihn abgeordneten Geſandtſchaft bekannt geworden war, wobei er ſich ihm durch ſeine ſchöne männliche Geſtalt, ſein lebhaftes und doch beſcheidenes Weſen, und durch ſeine angenehme Beredtſamkeit ungemein empfohlen hatte. Karl erklärte, daß er keinen Mann kenne, der durch ſeinen Charakter ſo ganz dazu gemacht ſei, alle Parteien zu vereinigen, als dieſer Edelmann. Aber damit verdarb er es ganz bei ſeinem bisherigen Freunde, dem Cardinal Primas Radczieiowsky, der den alten Kronfeldherrn Lubomirski auf den Thron zu heben wünſchte. Karl beharrte nichts deſto weniger auf ſeinem Sinn, und rückte mit einem Theile des Heeres vor Warſchau, in deſſen Nähe (auf der Ebene von Wola) am 12. Juli die Wahl Statt finden ſollte. Nur ſechsundfunfzig Edelleute ſollen ſich eingefunden haben. Der Wahlplatz war an einigen Seiten mit ſchwediſchen Truppen umſtellt; auch ſchwediſche Bevollmächtigte waren zugegen *). Der Cardinal entzog ſich der Theilnahme.

Dennoch ging es bei dieſem Geſchäfte ſo ſklaviſch nicht zu. Die Landboten von Podlachien, Jeruſalsky und Gonſowsky zeichneten ſich beſonders durch Freimüthigkeit und edlen Patriotismus aus. „Können wir den Entſchluß zu einer Wahl frei nennen," ſagte der Erſtere, „die mitten unter bewaffneten Ausländern vorgenommen wird? Ich werde meine Einwilligung keinem Vorſchlage verſagen, der aus dem aufrichtigen Wunſche, das Beſte der Republik zu befördern, entſteht; aber dies muß nach der Reichsverfaſſung und ohne Zwang geſchehen." Andere hörte man ſagen, hier müßten ſie ihre Freiheit behaupten, und ſollten ſie auch dafür ſterben müſſen; es werde ihnen zum ewigen Ruhm gereichen, wenn ſie wegen Beſchützung des Glaubens und der Freiheit untergingen. Umſonſt ſuchte der Biſchof von Poſen ſie auf andere Gedanken zu bringen, ſie blieben bei ihren Proteſtationen. Schon neigte ſich die Sonne zum Untergange, wonach keine Wahl mehr ſtattfinden durfte, und noch war aller Anſchein vorhanden, daß man aus einander

*) Voltaire, der in ſeiner bekannten Geſchichte Karl's XII. immer gern das Romanhafte und Ungewöhnliche vorbringt, ſelbſt wenn es ſchlecht beglaubigt iſt, hat auch die Angabe, daß Karl XII. ſelbſt unerkannt zugegen geweſen ſei; ein Umſtand, dem Nordberg, wie vielen anderen Erzählungen Voltaire's, auf das beſtimmteſte widerſpricht, und deſſen daher auch weder Lundblad noch Fryxell gedenken.

gehen würde, ohne den Zweck erreicht zu haben. Da traten die schwedischen Wahlkommissarien vor, und erinnerten ernstlich an den Zorn ihres Königs, wenn das, was doch eigentlich längst verabredet sei, nicht heut noch erfüllt würde. „Nun wohlan denn," rief ein Herr von Bronikowsky, „was hilft uns alles Zögern! Ich, im Namen aller Woiwodschaften von Großpolen, ernenne hiermit den hochgebornen Herrn Woiwoden von Posen zum Könige in Polen!" Viele Andere stimmten in diesen Ausruf ein, und trotz dem unaufhörlichen Widerspruche der Podlachischen Landboten verrichtete endlich, Abends um neun Uhr, der Bischof von Posen die Denomination, und Alles rief: „Es lebe Stanislaus, erwählter König von Polen!"

Man setzte hierauf den bescheidenen Grafen auf ein Pferd, und begleitete ihn unter lautem Jubelgeschrei, vielen Flintenschüssen und hellem Fackelschein in die Stadt, wo der genannte Bischof ihn in der Domkirche vor dem Altar einsegnete und die Wahl bestätigte; worauf, nicht von Allen mit gleicher Empfindung, das Tedeum angestimmt ward. Am andern Tage begab sich der neue König zu Pferde in das schwedische Lager, um seinem Beschützer zu danken. Dieser kam ihm die Hälfte des Weges entgegen; beide stiegen ab, umarmten sich freundschaftlich, und begaben sich mit wenigen Vertrauten in ein Bauernhaus, um daselbst den Plan für den nächsten Feldzug zu verabreden. August, der wieder nach Polen gekommen war, befand sich zu Sendomir, wo nicht blos die russischen Gesandten, sondern auch ein großer Theil der polnischen Magnaten ihm die kräftigste Unterstützung versprachen. Ein wieder frisch verstärktes Heer und ein tüchtiger General, Namens Schulenburg, berechtigten ihn in der That, noch nicht ganz die Hoffnung aufzugeben.

So war denn also doch das bedauernswerthe Polen noch lange nicht beruhigt. Zum Unglück für Karl fehlte es auch an Truppen, die eroberten Städte gehörig zu besetzen; daher ihm manche in seinem Rücken wieder abgenommen wurden. In Warschau ließ er jetzt dem Stanislaus neunhundert Mann zur Bedeckung zurück, und wandte sich dann schnell mit dem Heere nach Lemberg, theils um der Beute willen, die er in dieser Stadt erwarten durfte, theils um einem russischen Heere zu begegnen, das von dorther kommen und sich mit den Sachsen vereinigen sollte. Unter einem fürchterlichen Gewitterregen kam er am 3. September in der Nähe der Stadt an. Von den ungeheuren Beschwerden des Marsches ermüdet, legte er sein Haupt auf eines Officiers Knie, und schlief, in seinen Mantel gehüllt, bei einem elenden Feuer von nassem Holze, ein Paar Stunden fort. Am andern Tage näherte

Digitized by Google

man ſich der Stadt bis auf anderthalb Meilen; aber da an Ueberraſchung ſchon nicht mehr zu denken und die Truppe ſehr ermattet war, wurde der Angriff auf den 5. September verſchoben. Noch immer ſchoß indeß der Regen ſtromweiſe vom Himmel, und nöthigte Karl, noch einen Tag vorübergehen zu laſſen. Endlich am 6. September ſchritt er zum Sturme, mit unwiderſtehlichem Ungeſtüm. Er ſelbſt war einer der Erſten in der Stadt, nachdem die Dragoner Wall und Mauer erſtiegen hatten. Er verhinderte mit Mühe die Plünderung, nahm aber 300,000 Thaler Brandſchatzung für ſich, nebſt allem Geſchütze und einem großen Vorrath von dort aufgehäuften polniſchen Handelswaaren.

So glücklich dieſe Unternehmung abgelaufen war, ſo unangenehm war doch Karl's Freude durch eine Nachricht aus Warſchau getrübt. Auguſt hatte nämlich des Königs Zug nach Lemberg ſchnell benutzt, um ſich mit ſeiner Macht auf die Hauptſtadt zu werfen, die ſich auch ſogleich ergeben hatte. Seine Abſicht, Stanislaus mit ſeiner Familie gefangen zu bekommen, hatte er zwar verfehlt; allein dafür gerieth ihm der Biſchof von Poſen in die Hände, den er ſogleich nach Sachſen ſchickte. Auch die Häuſer und Weinkeller der Anhänger des neuen Königs gewährten den rachegierigen Plünderern eine herrliche Beute. „Laßt es gut ſein," ſagte Karl XII., „man muß dem König Auguſt auch einen Zeitvertreib laſſen, ſonſt verdrießt's ihn, daß wir ſo lange bei ihm ſind; aber glaubt mir, es ſoll ihm wenig helfen!" Um ihn noch in Warſchau zu überraſchen, machte er ſo ſchnelle Märſche, daß die Pferde in der ganzen Zeit nicht abgeſattelt wurden, und er ſelber in kein Bette kam. Auguſt verſuchte anfangs, ihm den Uebergang über die Weichſel ſtreitig zu machen; als Karl aber dennoch über den Strom kam, verließ er Warſchau. Der junge Löwe, noch mehr ergrimmt durch die verfehlte Beute, ſetzte nun hitzig den neuntauſend Sachſen nach, die der General Schulenburg anführte, und hoffte ſie gänzlich zu vernichten. Schulenburg, der auf ſeinem Wege keinen einzigen feſten Platz vorfand, machte elf Tage lang einen bewundernswürdigen Rückzug nach der ſchleſiſchen Grenze hin; und als ihn der König bei Punitz, einige Meilen von der Oder, am 7. November (1704) doch ereilte, ſtellte er ſeinen kleinen Haufen ſo geſchickt in Schlachtordnung, daß die Reiterei ihm faſt nichts anhaben konnte. Von vier Uhr Nachmittags bis zum Abend währte die Schlacht, ohne daß die Schweden ſich eines Vortheils rühmen konnten; und während der Nacht zogen ſich die Sachſen unter der Begünſtigung eines dichten Waldes ſo ſchlau an die Oder und über dieſen Fluß zurück, daß Karl am Morgen verwundert und beſchämt ausrief: „Dies-

Digitized by Google

mal hat uns Schulenburg besiegt!" Er ging nun langsam zurück, und legte seine abgematteten Truppen in Großpolen längs der schlesischen Grenze hin in die Winterquartiere.

---

4. Peter in Ingermanland.

(1701—1704.)

Die vier Jahre, welche Karl XII. eben so halsstarrig als unüberlegt damit hinbrachte, August von Polen zu verfolgen und zu entthronen, benutzte sein mächtigster Feind, der Zar Peter, ihm die Länder an der Ostseeküste wegzunehmen, deren Besitz er vor allem gewünscht hatte, Ingermanland und einen Theil von Livland und Esthland. Karl erleichterte ihm die Erreichung dieser Absicht; denn während er seine besten Kräfte zu unnützen Zügen durch Polen verwandte, hatte er zur Beschützung jener wichtigen Provinzen, die Miliz inbegriffen, höchstens zwölftausend Mann zurückgelassen*). So konnte Peter ein schwedisches Geschwader auf dem Peipussee vernichten, Dorpat und Narwa erobern und Reval einschließen. Sicher, daß Karl ihn so bald nicht stören werde, hatte er sich besonders Ingermanland in einer Weise angeeignet, als ob es gar nicht möglich sei, ihn je wieder daraus zu vertreiben. Er befestigte das am Ende des Ladogasees gelegene Nöteburg, das er am 22. October 1702 mit vieler Mühe erobert hatte, noch viel stärker, und nannte es mit einem passenden Namen Schlüsselburg; 1703 bezwang er Nienschanz, eine Meile vom Finnischen Meerbusen; und nun besaß er, was er längst ersehnt, einen freien und bequemen Handelsplatz am Ausflusse der Newa. Mit der größten Zuversicht, und ohne sich die Landschaft erst durch Verträge mit ihrem bisherigen Besitzer zu sichern, so furchtbar dieser auch war, machte er sogleich Anstalt, eine Stadt an diesem Orte erbauen zu lassen. Ein ungeheures Werk, da der Boden durchaus morastig war und erst durch aufgetragene Erde befestigt und erhöht werden mußte. Indeß die russische Leibeigenschaft gewährte Arbeiter in Menge. Auf zweihundert Meilen weit wurden die Menschen zusammengeholt. Sie kamen meist in Bettlerslumpen, und in diesen trugen sie auch die Erde herbei, denn man hatte weder Schubkarren noch Spaten. Am ersten

*) Lundblad, a. a. O. S. 118.

Digitized by Google

Pfingsttage (27. Mai) 1703 ward der Grundstein zu der neuen Stadt, dem jetzigen St. Petersburg, gelegt, und zwar zuerst zu der Hütte, die der Zar selbst bewohnen, und von welcher aus er die Arbeiter und die in der Newa ankommenden Schiffe, seine größte Freude, übersehen wollte. Hunderttausende von Leibeigenen arbeiteten nun Tag und Nacht. Viele starben in Folge der übermäßigen Anstrengung, der elenden Nahrung und der ungesunden Luft; aber die Abgegangenen wurden immer wieder durch neue ersetzt, und selbst Kalmücken und Tataren wurden herbeigetrieben. Bei solchem Eifer kam man denn mit den Festungswerken in unglaublich kurzer Zeit zu Stande, und auch der Bau der Häuser rückte schnell fort, da man anfangs nur hölzerne baute. Schon im zweiten Jahre konnte die neue Stadt bewohnt werden, und damit dieß wirklich geschähe, erhielten viele Edelleute, Kaufleute und Handwerker aus Moscau und anderen Städten die strengsten Befehle, mit ihren Familien nach Petersburg zu ziehen. Die Meisten kamen sehr ungern und nur aus Furcht vor Peter's Zorn; denn der Aufenthalt in jenen Moräſten war weder angenehm noch sicher. Mehr als einmal, noch bei Peter's Lebzeiten, war die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt oder vom Feuer, das an den fortlaufenden Schindeldächern unerschöpfliche Nahrung fand, von einem Thore zum andern verzehrt zu werden. Erst die fortgesetzte Pflege der Nachfolger Peter's hat sie zu dem schönen und prachtvollen Wohnorte gemacht, der sie jetzt ist. Welche Freude für den Urheber dieses großen Werks, als das erste holländische Schiff in die Newa einfuhr, um den Bewohnern der neuen Stadt seine Ladung anzubieten! Die Schweden hatten sich zwar bemüht, den Bau von Zeit zu Zeit zu stören; allein da sie immer nur in geringer Anzahl kamen, wurden sie glücklich zurückgeschlagen. Um aber seiner künftigen Residenz außer Schlüsselburg noch eine Vormauer zu geben, ließ Peter auf der nahen Insel Retusari die Festung Kronstadt erbauen (1704), womit man, bei der Menge von Arbeitern, gleichfalls ungemein schnell zu Stande kam.

Für die Eröffnung neuer Erwerbsquellen in seinem barbarischen Lande war Peter auch in diesen Jahren fortgesetzt thätig. Er ließ Schäfer und Schafe aus Polen kommen, die russische Schafzucht zu veredeln; er errichtete Leinwandmanufacturen und Papiermühlen, verschrieb Büchsenschmiede und Stückgießer aus Deutschland, ließ die sibirischen Bergwerke anbauen, und einen Canal graben, der zum Besten des Handels die Wolga und den Don verbinden sollte.

Merkwürdig ist es, daß dieser Fürst, der ein so entschiedenes Herr-

Digitized by

ſchertalent und ſo vielen perſönlichen Muth beſaß, doch des kriegeriſchen Genius ermangelte. Auch wenn er die Feldzüge in Livland und Eſthland mitmachte, überließ er den Oberbefehl doch immer anderen Feldherren, gewöhnlich dem Fürſten Menzikow oder dem General Scheremetew. Als der Letztere am 26. Juli 1705 bei Gemauerthof in Curland von dem ſchwediſchen General Löwenhaupt geſchlagen ward, die Sieger jedoch nach dem Verhältniß der gegenſeitigen Stärke eben ſo viele Leute verloren, betrachtete Peter dieſen letztern Umſtand ſchon als einen Vortheil; denn, ſagte er: „Ich kann immer zwei oder drei Mann gegen einen Schweden entbehren.“

5. Karl's Züge nach Litthauen und Volhynien.

Das Jahr 1705 verging für Karl größtentheils unter verdrießlichen Streitigkeiten mit den polniſchen Großen und der Geiſtlichkeit. Er wollte vor allen Dingen Stanislaus gekrönt wiſſen, um dann mit ihm und der Republik Polen ein öffentliches Bündniß zum Angriff gegen Rußland ſchließen zu können. Aber die ſächſiſche Partei wußte der Sache neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen, und erſt am 3. October 1705 kam die Krönung zu Stande. Der Primas entzog ſich derſelben und ſo mußte der Biſchof von Lemberg ſie verrichten. Der einzige vielleicht, der eine wahre und große Freude darüber empfand, war Karl. Der Gekrönte ſelbſt ſchien eine Ahnung davon zu haben, daß er dieſe aufgezwungene Krone nicht lange tragen werde. Sein Gegner Auguſt war noch lange nicht erſchöpft, und am Ende des Jahres kam Peter mit einem ſtarken ruſſiſchen Heer nach Grodno in Litthauen, und beſprach ſich daſelbſt mit Auguſt über den nächſten Feldzug. Ein Aufruhr, der zu Aſtrachan ausgebrochen war, rief den Zar in das Innere ſeiner Staaten; doch ließ er den größten Theil des mitgebrachten Heeres zurück.

Mitten im Winter (8. Januar 1706) brach Karl plötzlich aus ſeinem Quartiere auf, und wandte ſich nach Litthauen, um die Feinde mit dem ganzen Heere zu überfallen. Weder Schnee noch Eis konnten ſeine Schritte hemmen; wer unterwegs erſtarrte, blieb liegen. Nächte hindurch mußten die Schweden im fürchterlichſten Froſte unter freiem Himmel bleiben. Viele ſtarben, aber Karl drang immer weiter vor, und ſchloß endlich die Ruſſen in Grodno ein; doch erkannte er, daß ſie nicht mehr die

Digitized by Google

von Narwa ſeien, und wagte keinen Sturm, ſondern nahm eine Stellung zwiſchen Wilna und Grodno, wodurch er beide Städte zugleich bedrohte.

Auguſt verließ Grodno, um ſeine von Schleſien her auf dem Marſch begriffenen Truppen an ſich zu ziehen, und in Verbindung mit ihnen den in Großpolen ſtehenden ſchwediſchen General Rhenſkjöld zu vertreiben; aber Rhenſkjöld griff vor Auguſt's Ankunft den General Schulenburg, der jenes Heer herbeiführte, am 13. Februar bei Frauſtadt mit ſolchem Erfolge an, daß er es faſt ganz vernichtete. Schulenburg's Feldherrnkunſt, ſeine wohlgewählte Stellung, ſein zahlreiches Geſchütz blieben unnütz in Folge der Feigheit, mit welcher die Sachſen, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, ſich lieber von den Schweden niederhauen ließen, als daß ſie ſich ihrer Waffen zum Widerſtande bedienten*). Auf die Nachricht von dieſem neuen Unglück zog Auguſt nach Krakau.

Die Ruſſen in Grodno geriethen indeß aus Mangel an Lebensmitteln in das größte Elend; und zuletzt, nachdem ſie eine Menge Leichen in den vorüberfließenden Strom geworfen, und ihr ſchweres Geſchütz nebſt vielem Pulver und Kugeln verſenkt hatten, brachen ſie unter ihrem Anführer Ogilvy auf, und zogen ſich nach Volhynien. Dieſe Noth genügte ihrem Feinde noch nicht. Auch er litt von Hunger und Froſt, und wollte ſo viel Menſchen nicht umſonſt auf ſeinem gewaltſamen Marſche eingebüßt haben. So zog er denn den Ruſſen nach, um ſie ganz zu vernichten. Aber das mitleidigere Schickſal gönnte ihm dieſe Rache nicht. Die moraſtigen Wege, vom Thauwetter aufgelöſt, verſchlangen faſt Pferde und Wagen. Die erſten fielen unter entſetzlichen Prügeln nicht ſelten todt nieder, die anderen mußten oft mit Winden aus dem Schlamm gehoben werden. Karl ſelber, um ſeine Schweden aufzumuntern, watete oft tagelang bis an die Knie, ja zuweilen bis unter die Arme im Waſſer, ſchlief wenig und aß ſchwarzes Brot. Hin und wieder erreichte man eine Abtheilung müder Ruſſen, die man bald tödtete, bald gefangen nahm. Bei Sielce, lautet eine Anekdote, fand man unter den Verwundeten einen Hauptmann, von Geburt einen Franzoſen, der mit dem Tode rang. Karl fragte ihn Einiges über das ruſſiſche Heer. Jener wollte darauf wiſſen, ob ſich der König von Schweden bei dem letzten Scharmützel befunden habe, und ſagte, er wolle gern ſterben, wenn er dieſen berühmten Helden vorher noch ſehen könnte! — „Ich bin's," ſagte Karl, und reichte ihm die Hand. Und wie mit verklärtem Geſichte ſprach der Sterbende: „Seit Jahren habe ich gewünſcht, Ew. Majeſtät zu dienen, allein mein Unſtern hat mich immer ge-

*) Lundblad, a. a. O. S. 342.

zwungen, gegen einen so edlen Herrn zu streiten. Jetzt kann ich nichts mehr sprechen, als daß Gott Ew. Majestät in allen Ihren Unternehmungen mit Glück segnen wolle." Gerührt ließ Karl ihn in das nächste Dorf bringen, und, da er nach wenigen Stunden starb, anständig begraben.

Bis in Volhynien drang der König vor, und hier gönnte er seinen entkräfteten Truppen einen Monat Ruhe. Verödete Felder und niedergebrannte Dörfer verriethen, daß die Russen vorher hier gewesen waren. Karl's Zug in Litthauen und Volhynien hatte die Folge, daß der größte Theil des Adels in diesen Theilen des polnischen Reiches Stanislaus als König anerkannte; nun gab er Befehl, umzukehren (Juli 1706), ging über den Bug und die Weichsel, und vereinigte sich bei Strykow mit Rhenskjöld. Aus allen seinen Vorkehrungen schlossen seine Freunde, daß er, nach seinem langen Umherziehen in Polen ohne berechneten Zusammenhang und festen Plan, jetzt den Vorsatz haben möchte, August in Sachsen, also innerhalb des deutschen Reiches, anzugreifen.

---

6. Karl XII. in Sachsen.

(1706—1707).

Wirklich war dieß des Königs Plan, welchen er nun, nach der Vereinigung mit dem Rhenskjöldschen Corps, seinen Generalen mittheilte. Nur im Herzen von August's Erbstaaten glaubte er diesen zur Entsagung der polnischen Krone und zum unverstellten Frieden zwingen zu können. Da es sehr gefährlich war, ihm in einer wichtigen Angelegenheit zu widersprechen, so versuchte es der Graf Piper wiederum, ihm schriftlich seine Bedenklichkeiten über ein so gewagtes Unternehmen vorzulegen; aber Karl erklärte ganz kurz, es sei einmal beschlossen. Und so ward der Marsch auf der Stelle angetreten. General Marderfeld blieb mit einem Heerhaufen zur Bedeckung Polen's zurück, und Karl ging mit der Hauptmacht über Rawicz und Herrnstadt nach Schlesien. Der König Stanislaus mußte ihn begleiten. Den 1. September 1706 betrat Karl das deutsche Gebiet und überschritt die Oder. In Schlesien erschien eine Gesandtschaft des Kaisers, der sich beschwerte, daß man ohne Anfrage den Durchmarsch durch seine Staaten sich erlaube. Karl's Antwort war: was man den Sachsen Jahre lang zugestanden habe, werde ihm ja wohl ein Mal verstattet sein.

Als er sich der Oberlausitz näherte, ergriff ein allgemeiner Schrecken

Digitized by Google

die Einwohner. Ganze Dörfer fand man verlassen, weil die Bewohner sich mit ihrer Habe in die Städte geflüchtet hatten. Die königliche Familie floh ins Ausland, die Kostbarkeiten Dresden's rettete man auf den Königstein. Karl ließ eine Erklärung ausgehen, worin er den Einwohnern volle Sicherheit versprach, wenn sie sich ruhig verhielten und die verlangte Kriegssteuer regelmäßig entrichteten. In der That war auch seine Manneszucht musterhaft. In bester Ordnung rückte er über Radeberg nach Meißen, gab der Stadt Leipzig auf ihr Ansuchen einen Schutzbrief für die nahe Michaelismesse, und zog dann über Grimma, Naunhof u. s. w. nach Altranstädt. Hier blieb er mit einem Theile des Heeres, während der General Meyerfeld mit dem andern in der Nähe von Dresden stand. Dieß beschleunigte den Frieden. Karl verlangte, daß August für sich und seine Nachkommen auf den polnischen Thron verzichten, Stanislaus anerkennen, allen Bündnissen gegen Schweden, besonders mit Rußland entsagen, die Brüder Sobieski freilassen, und alle schwedischen Ueberläufer ausliefern solle, namentlich Patkul, den die sächsischen Minister, obgleich er russischer Gesandter war, hatten gefangen setzen lassen. So schmerzlich die erste dieser Forderungen war, so mußte sie doch endlich bewilligt werden, weil Karl davon nicht abging; und so ward denn von den Gesandten, welche sehr weitläufige Vollmachten hatten, der Friede zu Altranstädt abgeschlossen (24. Septbr. 1706).

August war in Polen, als ihm der Vertrag zur Ratification vorgelegt ward. In nicht geringerer Furcht vor seinem Bundesgenossen Peter, als vor seinem Feinde Karl, nahm er den Schein an, als sei er weit entfernt von einem Friedensschlusse, und ging in seiner Zweideutigkeit so weit, nachdem er schon Blanquets für die Ratification ausgestellt hatte, in einem zu Warschau am 19. November erlassenen Manifeste zu erklären, daß er niemals abdanken werde, vielmehr für die polnische Republik Blut und Leben aufopfern wolle*). Indeß war der schwedische General Marderfeld von den Russen mit sächsischer Hülfe am 29. October bei Kalisch gänzlich geschlagen und gezwungen worden, sich mit dem Reste seiner Mannschaft zu ergeben. Es kostete große Mühe, Karl XII., der in diesem Vorfall einen Beweis von August's Treulosigkeit zu sehen glaubte, wieder zu besänftigen.

Karl machte nun den Frieden öffentlich bekannt, und für August blieb nichts übrig, als sogleich von Warschau nach Sachsen zu gehen. Er besuchte den Schwedenkönig in dessen Hauptquartier Günthersdorf bei Alt-

*) Böttiger, Geschichte von Sachsen, Bd. II. S. 244.

Digitized by Google

ranstädt, in der Hoffnung, ihm durch persönliches Zureden mildere Bedingungen abzugewinnen (17. Dec.). Beide Könige, durch ihre Mütter, Töchter Friedrich's III. von Dänemark, nahe verwandt, blieben einen ganzen Tag beisammen und betrugen sich gegen einander mit großer Höflichkeit; auch stattete Karl jenem drei Tage nachher einen Gegenbesuch in Leipzig ab; allein von den einmal unterschriebenen Friedensartikeln nahm er nicht das Geringste zurück. Ja noch mehr, ungeachtet der über den Frieden höchst erbitterte Peter nach Marderfeld's Vernichtung in Polen den Meister spielte, wußte Karl immer neue Vorwände zu finden, um die folgende Ernte noch in Sachsen abzuwarten; so daß die Schweden ein volles Jahr auf Kosten der Sachsen lebten. Es war dies eine schwere Plage, wenngleich Karl fortfuhr, jeden Unfug seiner Soldaten aufs strengste, meist mit dem Tode, zu bestrafen oder doch scharf zu rügen. Ein Grenadier, so wird erzählt, der von einem Bauer angeklagt ward, ihm sein Essen weggenommen zu haben, sagte zu seiner Verantwortung mit drolliger Kühnheit: „Was ist denn ein Huhn! Ew. Majestät haben ja seinem Herrn ein Königreich weggenommen." Vermuthlich fand Karl in diesen Worten mehr Schmeichelndes als Beleidigendes; denn er schenkte dem Bauer einige Ducaten, und sagte zum Grenadier: „Wenn ich dem Kurfürsten sein Königreich genommen habe, so mußt du bedenken, mein Freund, daß ich es nicht für mich genommen." Uebrigens kann nicht bezweifelt werden, daß Karl seinen Aufenthalt in Sachsen auch aus altem Groll gegen August und ihm zum Aergerniß verlängert habe. War er doch sogar muthwillig und hart genug, Stanislaus zu veranlassen, seine Thronbesteigung förmlich an August kund zu thun, und dann diesen zu nöthigen, jenem dazu Glück zu wünschen. Der Brief August's (aus Dresden, vom 8. April 1707) lautet folgendermaßen: „Mein Herr und Bruder. Wir haben es nicht für nothwendig gehalten, uns mit Ew. Majestät in einen besondern Briefwechsel einzulassen. Um aber Sr. schwedischen Majestät gefällig zu sein, gratuliren wir hiermit Ew. Majestät zu Ihrer Thronbesteigung, und wünschen, daß Sie in Ihrem Vaterlande getreuere Unterthanen finden mögen, als wir verlassen haben. Die ganze Welt wird so gerecht sein, einzusehen, daß wir für alle unsere Wohlthaten mit Undank belohnt worden, und daß unsere mehrsten Unterthanen nur auf die Beförderung unseres Ruins bedacht gewesen sind. Wir wünschen, daß Sie nicht gleiche Unfälle treffen mögen, und befehlen Sie dem Schutze des Allmächtigen." Nachmals berechnete man, daß der Besuch der Schweden dem Kurfürstenthum dreiundzwanzig Millionen an Geld und Naturallieferungen, und 24,000 gewaltsam ausgehobene Rekruten gekostet habe.

Digitized by Google

Wie Karl nach seiner Gewohnheit täglich einige Stunden spazieren zu reiten pflegte, so ritt er auch eines Tages von seinem Hauptquartier aus nach dem nahen Lützen, wo sein großer Vorgänger gefallen war. Er ließ sich die Stelle zeigen, und sagte gerührt: „Ich habe mich bemüht zu leben wie er, vielleicht schenkt mir Gott einst auch einen so schönen Tod."

Wohl zufrieden mit der Demüthigung dieses zweiten Feindes dachte Karl nun endlich an den Aufbruch (31. Aug. 1707), um dem dritten entgegen zu gehen. Der Rückmarsch ging wieder über Grimma nach Meißen. Im Dorfe Oberau ward am 5. September angehalten. Karl machte nach seiner Gewohnheit mit etwa acht Begleitern einen Mittagsritt, und, wie zufällig, auf der Straße nach Dresden. Er schien in Gedanken, bis ihm Einer die Thürme der Hauptstadt zeigte. „Ei!" sagte er, „weil wir so nahe sind, wollen wir hinein reiten." Betroffen folgten die anderen. Am Thore gab er sich für einen Trabanten des Königs von Schweden aus, aber er ward sogleich mit den Uebrigen auf die Hauptwache geführt. Hier erkannte ihn der Graf Flemming, und führte ihn auf das Schloß. August eilte ihm bestürzt im Schlafrocke auf der Treppe entgegen, und umarmte den unerwarteten Gast, der sich der kurfürstlichen Familie vorstellen ließ, eine halbe Stunde bei ihr blieb, und dann mit August einen Ritt durch die vornehmsten Straßen der Stadt machte, unter einem ungeheuren Zulauf des neugierigen Volks, dessen Staunen dem fünfundzwanzigjährigen Helden wohl ein geheimes Vergnügen machte. Als sie am Thore waren, wurden die Kanonen auf den Wällen dreimal gelöst, und hierauf begleitete ihn August noch eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt. Seine Generale, die über diesen Jugendstreich in nicht geringer Sorge gewesen waren, freuten sich herzlich, ihn so glücklich wiederkehren zu sehen.

Während seines Aufenthalts in Deutschland hatten sich die schlesischen Protestanten, welche trotz des westfälischen Friedens manche Bedrückung erlitten, dringend an ihn gewandt, daß er ihnen eine freiere Uebung ihres Gottesdienstes verschaffen möchte. Ein alter Landmann in Schlesien hatte sich sogar persönlich an ihn gedrängt, und ihn nicht eher losgelassen, als bis ihm der König die Hand darauf gegeben hatte. Kaiser Joseph I., der damals mit dem spanischen Erbfolgekriege überflüssig beschäftigt war, gewährte das Gesuch, und gab die eingezogenen Kirchen heraus. Als einige Zeit darauf der päpstliche Nuntius ihn deshalb tadelte, antwortete er: er sei noch glücklich, daß der König von Schweden nicht auch seinen Uebertritt zum Lutherthum begehrt habe; denn er wisse nicht, was er alsdann gethan haben würde.

Auf dem Rückmarsche durch Schlesien erntete nun Karl die schönsten

Digitized by Google

Früchte der Dankbarkeit für seine Verwendung ein. Auf den Knieen riefen ihm die erleichterten Bürger und Bauern ihren Dank entgegen. Am 17. September ging er wieder über die Oder, und bald darauf gab er seinen Soldaten bei Posen eine Ruhe von sieben Wochen, während welcher Patkul, dessen Auslieferung August's charakterlose Schwäche bezeugt und seine Minister mit Schande brandmarkt, zu Kasimir auf kannibalische Weise hingerichtet ward. Schon im Lager bei Altranstädt hatte der Unglückliche drei Monate in Ketten an einen Pfahl geschlossen stehen müssen. Jetzt lautete das Urtheil des Kriegsgerichts, daß er als Landesverräther gerädert werden solle. Zum Unglück hatte man zu diesem schauderhaften Geschäfte einen ungeschickten Menschen, und dieser ein leichtes, unbeschlagenes Bauernrad genommen. Nach fünfzehn langsamen Schlägen auf Arme und Beine und zweien auf die Brust mußte Patkul, weil er noch immer lebte, losgebunden und umgekehrt werden. Kopf ab! stöhnte er bittend; und da der fühllose Mensch noch immer zögerte, kroch der Arme auf seinen zerschlagenen Gliedern selbst heran, und legte das Haupt auf den Block. Aber auch dieß fiel erst auf den vierten Hieb.

---

7. Karl XII. in Rußland.

1708—1709.

So rückte denn langsam der Augenblick heran, wo sich der bisher unüberwundene Karl mit ganzer Macht auf seinen letzten und mächtigsten Feind, den Zar Peter, zu werfen gedachte. Was er eigentlich mit diesem und seinem ungeheuren Reiche machen solle, wußte er lange nicht. Einmal eröffnete er seinem Freunde Piper im Vertrauen, er möchte am liebsten den Zar zu einem Zweikampfe, der Alles auf einmal entschiede, herausfordern, und zwar müßten die Bedingungen desselben vorher auf das Bestimmteste schriftlich aufgesetzt, und ihre Erfüllung von auswärtigen Mächten verbürgt werden. Der Graf stellte ihm dagegen vor, daß Peter vielleicht die Ausforderung nicht annehmen, und, wie schon öfter geschehen sei, den ganzen Einfall ins Lächerliche kehren möchte; und so unterblieb die Sache.

Im Anfange des Jahres 1708 ward über die Weichsel gesetzt, und auf die Nachricht, daß Peter selbst sich in Grodno befinde, in der rauhesten Jahreszeit dorthin vorgerückt. Die polnischen Bauern waren auf die

Digitized by Google

Schweden so erbittert, daß sie in den Gebüschen versteckt auf die Vorüber-gehenden schossen, und dafür machten diese wieder auf sie, wie auf wilde Thiere, Jagd. Wenn sie zuweilen einen ganzen Schwarm auf einmal fingen, so mußte einer den andern, und der letzte sich selbst aufhängen. Die russischen Vorposten flohen überall, wo sich die Schweden nur zeigten, und selbst in Grodno machte die unerwartete Nachricht von ihrer schnellen Ankunft einen solchen Eindruck, daß das russische Heer sich zurückzog (6. Februar), und Peter selbst nach Petersburg eilte. Karl zog bis in die Gegend von Wilna und ließ dort sein Heer einen Monat verweilen; dann, als alle Vorräthe, die Wilna liefern konnte, aufgezehrt waren, ging er nach Radoszkowicze unweit Minsk, wo er beinahe ein Vierteljahr verweilte. Im Juni brach er wieder auf, und ging mit seiner ganzen Macht über die Berezina. Moräste und ausgetretene Flüsse schienen das weitere Vordringen unmöglich zu machen; aber Karl sprang selbst da, wo man sich allenfalls mit Pontons hätte helfen können, immer zuerst bis an die Brust ins Wasser, um seinen Leuten das Beispiel zu geben. Die Russen konnten es oftmals nicht glauben, daß die Wege gangbar wären, welche die Schweden wirklich zurückgelegt hatten. Am 13. Juli erreichte man endlich den General Scheremetew, der sich bei der Stadt Holowczin am Flusse Bibitsch aufs beste verschanzt, und vor sich den Fluß und Moräste hatte. Karl stellte spät am Abend sein Heer in Schlachtordnung, und am andern Morgen, früh um drei Uhr, gab er das Zeichen zum Angriff. Da auf einmal sahen die Russen, was sie nimmermehr erwartet hatten, den König von Schweden in den Fluß springen, und einen Haufen Soldaten ihm nach, Mäntel und Flinten über den Kopf haltend; dann alle aus dem Fluß in die Moräste waten und hierauf dem fürchterlichsten Kanonenfeuer entgegen gehen. Sieben Angriffe der tapferen Schweden wurden zurückgetrieben, und mancher fiel wehrlos, denn Vielen war beim Durchwaten des Flusses Gewehr und Patrontasche naß geworden; aber endlich krönte der Sieg doch die Beharrlichkeit, und die Russen flohen. Karl verfolgte sie bis Mohilew, ruhte dort einige Wochen, und setzte dann auf Schiffbrücken über den Dnieper. Jetzt stand er auf russischem Grund und Boden, in der Nähe von Smolensk; aber er hatte sich vorher so wenig einen Plan entworfen, daß er seinen Generalquartiermeister fragte, was er nun thun solle*). Die Meinungen waren getheilt. Auf dem Marsche nach Moskau ließen sich unsägliche Schwierigkeiten vorhersehen, indeß wäre Karl doch auf diese Weise in das Herz Rußland's eingedrungen, und ein glücklicher

*) Rühs, Geschichte Schweden's, Th. V. S. 497.

Digitized by Google

Erfolg hätte ihn hier mit einem Schlage an das Ziel seiner Wünsche führen können; aber zu seinem Unglück ließ er sich verleiten, auf den Vorschlag eines alten ehrsüchtigen Mannes einzugehen, der ihn mit eitlen Hoffnungen blendete, und ihn bewog, einen Weg einzuschlagen, wodurch er von seinen Hülfsquellen noch viel weiter entfernt und der Ausgang des ohnehin so schwierigen Unternehmens noch viel bedenklicher gemacht wurde.

Dieser Mann war der vierundsechzigjährige Hetman der Kosaken, Mazeppa, ein Mann von Geist und Feuer und seltener Ueberredungsgabe. Er war bisher dem Zar zinsbar gewesen, wünschte sich aber im unbeschränkten Besitz seines Gebiets, der Ukraine, zu sehen, und hoffte, dieß am besten durch Karls XII. Hülfe auszuführen. Im Vertrauen auf die Kriegslust und die Anhänglichkeit seiner Kosaken an ihn, hatte er sich schon früher an Stanislaus gewandt; jetzt bot er dem Könige Karl eine Hülfe von 30,000 Mann und Lebensmittel in Ueberfluß für seine Truppen an, wenn er, anstatt gerade nach Moskau zu gehen, den Umweg durch die Ukraine machen, und dort sich mit ihm vereinigen wolle. Dieser Vorschlag mißfiel allen Einsichtsvollen; aber je dringender besonders der Graf Piper den König davon abzubringen suchte, desto hartnäckiger bestand dieser darauf. „Des Königs Eigensinn ist so groß," sagte Piper, „daß allein noch das Unglück seinen Willen zu beugen vermag, und dann fällt das Werk von selbst zusammen"*). Der General Löwenhaupt, der in Livland stand, hatte Befehl erhalten, mit 11,000 Mann zu Karl zu stoßen, und ihm so viele Lebensmittel und Kleidungsstücke als möglich zuzuführen. Mit Verwunderung sah nun der Zar die Schweden nach der Ukraine ziehen. Ungeheure Waldungen und wüste Steppen, durch welche oft erst Wege gebahnt werden mußten, und in denen man weder bewohnte Oerter noch Lebensmittel fand, machten jetzt auch die Unverdrossensten ungeduldig, und keiner war vielleicht im ganzen Heere, außer Karl, der sich nicht herzlich wieder nach der Heimath zurücksehnte. Man kannte die Gegend nicht, die Wege wurden immer abscheulicher. Menschen und Vieh erlagen den ungeheuren Beschwerden, und eine Menge Kanonen mußte man in den Morästen stecken lassen. Die beständige Nässe und die mangelhafte Bekleidung der Soldaten erzeugten Durchfälle und andere Krankheiten. Und zu dem nun ließ sich weder Löwenhaupt noch Mazeppa sehen. Endlich am 23. October erschien der Erstere; aber von seinen 11,000 Mann hatte er kaum noch 6000, und von den tausend Wagen, die er dem Könige hatte zuführen wollen, nicht einen einzigen

*) Lundblad, a. a. O. Thl. I. S. 429.

Digitized by Google

mehr. Ein weit überlegenes russisches Heer hatte ihn, bald nach seinem Uebergang über den Dnieper, sechsmal in drei Tagen wüthend angegriffen und ihn endlich gezwungen, nachdem er sich seines Namens würdig mit bewundernswerther Tapferkeit durchgeschlagen hatte, sein ganzes Gepäck in Brand zu stecken und siebzehn Kanonen zurückzulassen.

Mazeppa erschien schließlich am 14. November in nicht viel besseren Umständen. Auch er brachte statt der versprochenen 30,000 Kosaken nur 5000, und weder Lebensmittel noch Geld mit. Die schreckende Nachricht, daß der Zar mit einem furchtbaren Heere im Anzuge sei, hatte alle seine Versuche, das Volk aufzuwiegeln, fruchtlos gemacht. Aber eben weil alle Officiere Karl's sich jetzt zornig über Mazeppa äußerten, gefiel es dem König, der immer seinen eigenen Sinn behaupten wollte, sich ganz ruhig zu zeigen und dem Mazeppa nicht ein unfreundliches Wort zu sagen. Man stand jetzt bei Nowgorod Sewerskoi am Desnaflusse, und von hier brach man am 15. November auf, um tiefer in die Ukraine hinein zu gehen. Unter unaufhörlichen Beunruhigungen der Russen, deren Heerhaufen den Schweden immer zur Seite streiften, und von denen der König selbst beinahe gefangen worden wäre, kam man am 22. November bei Baturin, Mazeppa's Wohnort, an. Statt desselben fand man aber nur einen Aschenhaufen. Der russische Fürst Menzikow war wenige Tage vorher hier gewesen, hatte die Stadt niedergebrannt, des Hetmans Bildniß an den Galgen gehängt, und einen andern Hetman ernannt.

Fortan trat eine ungeheure Kälte ein, die den Winter von 1708—1709 berühmt gemacht hat. Dennoch brach Karl, der fast nichts zu leben hatte und keine Zeit verlieren wollte, im strengsten Froste auf, und ging über Schnee und Eis nach Hadziacz und Weprik. Die Reiter mußten absitzen, wenn sie nicht erfrieren wollten. Das Fußvolk zog stets in vollem Laufen fort. Trotzdem erstarrten einigen Tausenden Hände und Füße, und auf den Posten fand man täglich Erfrorne. Und unter solchen Umständen mußte man sich mit dem Feinde schlagen. Von dem Eise auf den Wällen von Weprik prallten alle Kugeln ab, und erschlugen die diesseits stehenden Schweden. Die Eroberung des Orts kostete gegen funfzehnhundert Mann; jetzt ein bedeutender Verlust, da das ganze Heer kaum noch 28,000 betrug, und man mitten in Feindes Land und von lauter Feinden umringt war. Nichts desto weniger wäre es noch Zeit gewesen zu entrinnen und nach Polen zurückzugehen; auch beschworen Piper und Mazeppa den König, es zu thun, aber Karl's unbeugsamer Starrsinn ließ ihn auf diese Warnungsstimmen nicht hören; er wollte

Digitized by Google

eher Alles wagen, als etwas thun, was einer Furcht oder einer Flucht ähnlich sähe. Vorwärts also war sein stetes Streben; erst müsse man, meinte er, die Russen aus der Ukraine treiben, und sich in der Hauptstadt Pultawa festsetzen, dann könne man noch immer thun, was man wolle.

Mit jeder Rast wurde der Zug beschwerlicher. Dem harten Froste folgte ein feuchtes Thauwetter, das die Wege fast unbetretbar machte und die kleinsten Bäche zu Strömen anschwellte. Dennoch wagte Karl sogar einmal des Abends den Weg über einen überschwemmten Damm. Da glitten viele Pferde und Menschen hinab, und viele Wagen versanken; ja andere, die man gar nicht durchzubringen hoffen konnte, mußten verbrannt werden. Das Schreien und Rufen der Verunglückten in der Dunkelheit war fürchterlich. Und für alle diese Beschwerden keine Erholung, denn nirgends fand man ein Haus; Alles hatten die Russen vorher abgebrannt. Schwarzes, verschimmeltes Brot von Hafer und Gerste war noch die letzte übrige Nahrung. Ein Soldat gab dem Könige ein Stück davon; dieser aß es ganz, und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Es ist nicht gut, aber man kann es essen."

In der Nähe von Pultawa verschaffte Mazeppa von den befreundeten Kosaken bessere Nahrung. Aber die Stadt war fest, und hatte eine russische Besatzung von 8000 Mann. Im April 1709 ließ Karl sie förmlich belagern, aber vergeblich. Es fehlte an Leuten, alle Zugänge zu decken; auch hatte man nur noch achtzehn Kanonen übrig. Schon rückten die Russen herbei, und warfen eine Verstärkung in die Festung; ja ein schwedischer Heerhaufe, der die letztere hatte aufheben wollen, ward geschlagen. Da endlich ward auch die lange unterdrückte Ungeduld der Schweden laut. Die Towarschen und Wallachen, treffliche Hülfstruppen aus Polen, desertirten und gingen zum Feinde über. Täglich griffen die Russen an, und in einem dieser Scharmützel (17./27. Juni 1709) ward Karl selbst am Knöchel des linken Fußes durch einen Schuß so gefährlich verwundet, daß wenigstens eine sehr lange Zeit erforderlich schien, ehe er wieder einen Stiefel würde anziehen können. Peter, der sich jetzt persönlich bei seinem Heere eingefunden hatte, wollte die Bestürzung der Feinde und des Königs Ohnmacht nutzen, und rückte mit 65,000 Streitern heran. Die Schlacht war unvermeidlich, und sie fiel entscheidend aus (28. Juni/8. Juli 1709). Rhenskjöld führte die Schweden an, und Karl ließ sich von zwei Pferden in einer Sänfte umhertragen. Innerhalb zweier Stunden wurde der nie besiegte Held, der Schrecken dreier mächtiger Beherrscher, zum ärmsten Flüchtling gemacht,

Digitized by Google

und ein Heer, gleich bewundernswerth wegen seines Thuns und seines Duldens, gänzlich vernichtet. Es fielen mehr als neuntausend Schweden und Kosaken. Das Vorderpferd vor Karl's Sänfte ward erschossen. Da ließ er sich von Trabanten tragen; aber bald darauf zerschmetterte ein Schuß die Stange des Tragsessels. Auch dem Zar drang eine Kugel durch den Hut, und eine andere durch den Rock. Endlich ward die Verwirrung allgemein. Rhenskjöld selbst, Piper und der Prinz Maximilian Emanuel von Würtemberg wurden gefangen, das ganze Gepäck und darunter die reiche Kriegskasse, sieben Millionen sächsische Thaler, genommen. Nichts war mehr zu retten. Dem Könige half man auf ein Pferd; aber auch dieß Pferd ward unter ihm erschossen. Man holte ein anderes, und brachte ihn darauf glücklich bis zu einer Kalesche, in der er nun eiligst gegen den Dnieper hin floh; ein Schwarm von etwa 3000 Mann, meist Schweden und Kosaken, begleitete ihn. General Löwenhaupt sammelte den Rest des flüchtigen Heeres, gegen 16,000 Mann, ward aber von Menzikow mit eben so vielen frischen Reitern ereilt; und da er, auch wenn er gesiegt hätte, doch aus Mangel an Nahrung verloren gewesen wäre, so ergab er sich dem Feinde mit der Bedingung, daß das ganze Heer während der Gefangenschaft anständig behandelt und nach dem Friedensschlusse frei ausgeliefert werden solle. Leider dachte Peter nicht redlich genug, um das Versprechen zu halten. Keiner von diesen tapferen Kriegern sah sein Vaterland wieder; durch das ganze russische Reich wurden sie zerstreut, und Viele starben in den sibirischen Bergwerken, oder als Bettler auf den Landstraßen.

---

8. Karl XII. in der Türkei.

(1709—1714.)

Vom Dnieper eilte der flüchtige König an die Ufer des Bug; fünf schreckliche Tagereisen, denn es ging durch unbewohnte Wüsteneien in einer brennenden Sonnenhitze, ohne einen kühlenden Labetrunk, ja ohne einen Bissen Brots, da alle Lebensmittel ausgegangen waren. Die Begleiter des Königs schossen zwar eine Menge Rebhühner und wilder Schafe, und bereiteten sie zu, so gut sie konnten; aber was war das für so viele Hungernde? Man mußte Wurzeln und wilde Kirschen zu Hülfe

Digitized by Google

nehmen. Am 15. Juli kam man endlich zum Bug, der damaligen Grenze des ruſſiſchen und türkiſchen Reiches. Die Türken ſtutzten beim Anblick einer ſo ſtarken Anzahl bewaffneter Reiter — jetzt etwa noch zweitauſend —, und der Statthalter von Oczakow wollte erſt in Konſtantinopel anfragen, ob man ſie einlaſſen dürfe. Zum Glück war der Paſcha von Bender ein klügerer Mann, dem auch der Ruf von Karl's XII. Thaten nicht verborgen geblieben war; und ſo erhielt dieſer denn die Erlaubniß zum Ueberſetzen. Es war die höchſte Zeit; denn ſchon waren die nachſetzenden Kalmucken ſo nahe, daß ſie noch fünfhundert Schweden gefangen nahmen, die ſich aus Mangel an Fahrzeugen nicht ſchnell genug einſchiffen konnten. Bald darauf erſchien ein Aga an der Spitze eines türkiſchen Reiterſchwarms, der dem Könige ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen und andere Bequemlichkeiten überbrachte, und ſich anſchickte, ihn auf das ehrenvollſte nach Bender zu begleiten, wo ihn der Paſcha mit der ausgezeichnetſten Ehrerbietung empfing (1. October).

Es wäre für Karl ein Leichtes geweſen, durch Ungarn und Deutſchland in ſeine Staaten zurückzukehren, aber der Gedanke, ſich nach großen Thaten ſeinen Unterthanen als ein Feldherr ohne Heer wiederzuzeigen, und in einer ſchimpflichen Vermummung durch halb Europa zu reiſen, das ihn bisher nur an der Spitze eines weltbeherrſchenden Heeres geſehen, war ihm unerträglich. Ein einziger Weg ſchien ihm nur übrig zu ſein, mit Ehren zurückzukehren, nämlich durch eben dieſes Rußland, in dem er jetzt geſchlagen worden war, und zwar an der Spitze eines türkiſchen Heeres, das von ihm ſiegen gelernt hätte.

Mit ſeiner gewöhnlichen Beharrlichkeit dieſen romanhaften Plan verfolgend, ſchrieb er von Bender aus an den Sultan Achmet III., erzählte ihm kurz ſein Unglück, zeigte ihm die Gefahr des türkiſchen Reichs, wenn Rußland nicht mit vereinter Macht herabgedrückt würde, und forderte ihn auf, ein Trutzbündniß mit ihm zu ſchließen, und dem Zar Peter ſogleich den Krieg zu erklären. Voll Ungeduld wartete er der Antwort, auf die ihn Achmet ein halbes Jahr lang harren ließ. Doch ſah er wohl, daß dies nicht aus Verachtung geſchehe; denn der Sultan ließ ihm koſtbare Geſchenke reichen, und ihm täglich fünfhundert Thaler und einen Ueberfluß an Lebensmitteln anweiſen, damit er, wie es nachher in dem Schreiben hieß, als König leben könne. Ueber den vorgeſchlagenen Krieg enthielt indeſſen dieſes Schreiben ſo wenig Beſtimmtes, daß jeder Andere, als der hartnäckige Karl, alle Hoffnung, hier jemals etwas zu erlangen, gewiß ſogleich aufgegeben hätte. Er aber ſchickte den polniſchen Grafen Poniatowsky (den Vater des nachmaligen Königs

Digitized by Google

von Polen) nach Konſtantinopel, um dort heimlich für ihn zu wirken; und dieſer äußerſt einnehmende, gewandte und kühne Mann eröffnete im Serail eine Reihe der feinſten Ränke. Durch Liſt und Beſtechungen drang er ſogar bis zu der Sultanin Mutter vor, und wußte ſie für ſich einzunehmen. Juden, Verſchnittene und Weiber mußten für ihn arbeiten. Durch geheime Wege wußte er es dahin zu bringen, daß zwei Großveſire, die nicht für Karl ſtimmten, nach einander abgeſetzt und verwieſen wurden. Dennoch verzehrte ſich der König vor Ungeduld, obgleich er ſeinen Gefährten beſtändig das heiterſte Geſicht zeigte. Der Paſcha von Bender hatte ihm in dieſer Stadt ein artiges Haus einrichten laſſen; aber Karl wollte ſchlechterdings als König etwas Außerordentliches haben, und ſchlug deshalb vor der Stadt ein Lager auf, deſſen Zelte ſich durch den Fleiß ſeiner Leute allmählig in Baracken verwandelten. Da ſich nun ſo viele Schweden und Polen zu ihm fanden, daß die Anzahl aller ſich auf achtzehnhundert Mann belief, ſo ward ſein Lager faſt zur Stadt und ſeine Begleitung zu einem kleinen Heere, das er auch wirklich alle Tage mit kriegeriſcher Strenge muſterte. Die täglichen Betſtunden wurden auch hier regelmäßig gehalten, zur großen Erbauung der ſtaunenden Türken; außerdem ſpielte Karl Schach oder las, und ritt täglich drei Pferde müde. Um alles Mitleid — die peinigendſte Empfindung für ihn — zu verhindern, ſuchte er jetzt in der Verachtung des Geldes den König zu zeigen. Er verſchenkte große Summen, die er mühſam hatte aufborgen müſſen, als ob es Kleinigkeiten wären, an die Janitſcharen ſowie an ſeine Leute, und ließ ſeine Freunde mit einer ausgezeichneten Pracht leben, wenn gleich er ſelbſt ſeine einfache Lebensweiſe fortſetzte. Er war es nun einmal gewohnt, und wollte in keiner Lage das Vergnügen entbehren, durch das Außerordentliche ſeiner Natur die Welt in Verwunderung zu ſetzen.

In ganz Europa hatte unterdeß Karl's unglückliches Schickſal Theilnahme und Rührung, bei ſeinen Feinden hingegen herzliche Freude erweckt. Schon im Januar 1709 hatte Peter ein Heer nach Polen geſandt; nach der Schlacht von Pultawa erklärte Auguſt den Altranſtädter Frieden für erzwungen und daher nichtig, und rückte an der Spitze von 13,000 Mann auch ſeinerſeits in das Königreich ein. Die meiſten Großen fielen ihm wieder zu, und dem verlaſſenen Stanislaus blieb nichts übrig, als dem ſchwediſchen General Kraſſow zu folgen, welcher Polen gänzlich räumte und nach Pommern zog. Der Zar kam nun ſelbſt nach Polen, und hielt am 7. October zu Thorn eine Zuſammenkunft mit Auguſt, kraft deren beide Fürſten das zerriſſene Bündniß er-

neuerten. Ein Gleiches war schon vorher zwischen Friedrich IV. von Dänemark und August geschehen, als jener im Sommer auf der Rückkehr von einer italienischen Reise in Dresden einsprach; und bald folgte auch ein neuer Vertrag zwischen Friedrich und dem Zar. Am 7. November erschien die vom 28. October datirte Kriegserklärung Dänemark's wider Schweden, und vierzehn Tage darauf landete ein dänisches Heer an der Küste von Schonen. Aber noch war so viel von Karl's Geist in seinen Schweden vorhanden, daß eine Landmiliz von 12,000 Mann fast freiwillig aufstand, und in Holzschuhen, Schafpelzen und wollenen Jacken, wie es ein Jeder hatte, die Waffen ergriff. Man gesellte diesen muthigen Bauerburschen 8000 Mann regelmäßiger Truppen zu, gab ihnen erfahrene Officiere und zum Hauptanführer den General Stenbock. Dieser führte sie mitten im Winter auf das dänische Lager bei Helsingborg zu, griff die Feinde am 11. März 1710 an, und schlug sie mit einem großen Verluste zum Lande hinaus. Dagegen wurden Livland und Esthland dergestalt von den Russen überschwemmt, daß die kleinen schwedischen Besatzungen sich unmöglich lange halten konnten, und Peter am Ende des Jahres 1710 Herr dieser Provinzen sowie Karelien's und eines Theiles von Finland war; zusammen mehr als tausend Quadratmeilen eroberten Landes.

Indeß erhielt der ungeduldig harrende Karl endlich, im November 1710, tröstliche Botschaft aus Konstantinopel. Poniatowsky hatte es nach dem Sturze zweier Großvesire dahin gebracht, daß der dritte sich für den Krieg mit Rußland bestimmt, und am 21. November die Kriegserklärung bekannt gemacht hatte. Im Frühling 1711 setzte sich das Heer in Bewegung; der Großvesir selbst, Baltadschi Mehemet, war der Anführer. Ihm entgegen rückte ein ansehnliches russisches Heer unter den Befehlen des Generals Scheremetew, doch von Peter selbst und seiner Gemahlin Katharina begleitet. Diese merkwürdige Frau war die Tochter eines litthauischen Bauern, und als die sehr junge Frau eines schwedischen Dragoners den Russen 1702 bei der Eroberung des livländischen Städtchens Marienburg in die Hände gefallen. Ihre Schönheit erregte Menzikow's Wohlgefallen; er nahm sie zu sich, mußte sie aber bald seinem Herrn überlassen. Peter hatte seine erste Gemahlin Eudoxia Lapuchin schon früher verstoßen und in ein Kloster geschickt; im Jahre 1707 ließ er sich Katharina heimlich antrauen, nachdem sie ihm schon mehrere Töchter geboren hatte, und eben damals (1711) machte er die Vermählung öffentlich bekannt. Katharina hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, den Launen Peter's auszuweichen, seine

Digitized by Google

Ausschweifungen zu ertragen, und sich ununterbrochen im Besitz seiner Liebe und Achtung zu erhalten. Daß sie auch Entschlossenheit und Klugheit in Staatsangelegenheiten besaß, sollte sich alsbald erweisen.

Gleich mit dem Beginn des Feldzuges ließ sich alles günstig für die Türken an. Die Russen hatten sich auf den Beistand der Hospodaren der Moldau und Wallachei verlassen, die heimlich versprochen hatten, von der türkischen Herrschaft abzufallen, wenn die Russen auf ihrem Gebiete erscheinen würden. Als diese nun in Jassy eintrafen, wurden sie zwar von den Moldauern auf kurze Zeit nothdürftig mit Vieh versorgt; aber die Hoffnung, reichliche Zufuhr aus der Wallachei zu finden, schlug fehl. Der Hospodar derselben, Brancovan, ließ dem Zar sagen, er sei dem Großvesir verdächtig geworden, und könne nur auf seine eigene Rettung denken. Die Russen zogen den Pruth weiter hinab, und wurden nun bei dem Dorfe Falczin von den bei weitem zahlreicheren Türken dergestalt eingeschlossen, daß diese das ganze Heer hätten aushungern können. Die besten Generale Peter's konnten sich das Mißliche der Lage nicht verbergen. Peter selber sagte: „Jetzt bin ich weit schlimmer daran, als mein Bruder Karl bei Pultawa." Er verschloß sich in sein Zelt und verbot Jedermann den Zutritt. Er schrieb an den russischen Senat: „Ohne besondere göttliche Hülfe sehe ich nichts anderes voraus, als völligen Untergang oder türkische Gefangenschaft. Sollte ich umkommen, so wählet unter euch selbst den Würdigsten zu meinem Nachfolger."

Da ersann ein Weiberkopf das Mittel zu seiner Rettung, seine getreue Katharina. Sie gab ihren ganzen Juwelenschmuck her, und bewog viele vornehme Officiere, auch von dem ihrigen hinzuzulegen, um daraus für den Großvesir und dessen Kiaja (Unterfeldherrn) einen Talisman zu bereiten, der einem mitgeschickten Friedensbriefe Eingang in die Gemüther beider verschaffen sollte. Die Edelsteine wirkten schnell mit ihrer blendenden Kraft; der Großvesir bewilligte vorläufig einen Waffenstillstand von sechs Stunden, während dessen er die vorgeschlagenen Friedensbedingungen anhören wolle. Hierauf wurden der Vicekanzler Schaffirow und der General Scheremetew mit Vollmachten in das türkische Lager geschickt. Poniatowsky, der den Großvesir begleitete, drang in ihn, die Kriegsgefangenschaft des ganzen russischen Heeres zu verlangen. Aber der Vesir war mit viel geringeren Opfern zufrieden, was auch Poniatowsky sagen mochte. So kam zum großen Verdrusse des letztern nach wenigen Tagen in dem Städtchen Husch ein Friede zu Stande (23. Juli), der dem außerordentlichen Vortheile, den die Türken

in Händen hatten, durchaus nicht entsprach. Der Zar sollte Asow wieder herausgeben, und seine Festungen an der türkischen Gränze schleifen; in Bezug auf den König von Schweden brauchte er nur zu versprechen, daß er ihn ungehindert in seine Staaten wolle ziehen lassen. Gleich nach der Unterschrift führten sogar die Türken selber den Russen reichlich Lebensmittel zu, woran diese schon Mangel zu leiden begonnen hatten.

Karl XII., durch Poniatowsky von der Noth des Zaren benachrichtigt, hatte sich schnell zu Pferde gesetzt, um des Triumphs zu genießen, seinen Feind, wie er hoffte, als einen Gefangenen zu erblicken; und nun mußte er die Russen ungekränkt fortziehen sehen. Er hätte ihnen ganz allein nachsetzen mögen, und wollte auch den Großvesir dazu bewegen; aber vergebens. Poniatowsky verschrie diesen Frieden und Baltadschi's Treulosigkeit in Konstantinopel so arg, daß letzterer abgesetzt und verwiesen wurde. Aber damit war das Versäumte nicht gut gemacht.

Als Karl still und übelgelaunt nach Bender zurückkam, fand er sein Lager durch eine starke Austretung des Dniester ganz unter Wasser gesetzt. Darüber mußte er sich, so ungern er es auch that, entschließen, einige Stunden weiter hinauf, nach Warnitza, zu rücken. Hier ließ er sich und seinen Lieblingen festere Häuser bauen; aber bald darauf erhielt er vom Großvesir die Weisung, das Land gänzlich zu verlassen. Dazu wollte er sich nicht anders verstehen, als wenn ihm hunderttausend Mann Türken zur Bedeckung nach Polen mitgegeben würden. Man wollte ihn hierauf durch die Noth zwingen, und entzog ihm den reichen Unterhalt, den man ihm bis dahin so großmüthig gereicht hatte. Doch Karl lebte darum nicht ärmlicher, ob er gleich das Geld oft zu funfzig Procent von den Juden aufnehmen mußte.

Da Peter die Friedensbedingungen nicht erfüllte, so bewirkte Poniatowsky eine abermalige Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland, welche am 28. December 1711 erfolgte; allein es blieb bei dieser bloßen Erklärung. Die russischen Bevollmächtigten, die als Geisel in Konstantinopel waren, sparten das Geld nicht; englische und holländische Vermittelung kam dazu, und so wurde nach einigen Monaten ein neuer Vertrag geschlossen. Dennoch wollte Karl immer nicht abreisen, obschon die Lage, in der sich seine Länder befanden, seine Gegenwart dringend nöthig machte.

Nach der Schlacht von Pultawa und der Zurückdrängung Krassow's nach Pommern war zu fürchten, daß das im spanischen Erbfolgekriege begriffene deutsche Reich auch ein Schauplatz des Nordischen werden möchte; daher schlossen der Kaiser und die beiden Seemächte am

Digitized by

31. März 1710 das sogenannte Haager Concert, in welchem für die schwedischen und dänischen Besitzungen in Deutschland Neutralität ausgemacht wurde, unter der Bedingung, daß die schwedischen Truppen in Pommern sich auch außerhalb dieser Provinz jeder Feindseligkeit enthielten. Aber Karl verwarf von Bender aus diese Bedingungen, und nun nahmen Dänemark, Rußland und Sachsen allmählig alle schwedischen Besitzungen in Deutschland weg, bis auf Stralsund, die Insel Rügen und Wismar; und obgleich der Graf Stenbock die Dänen am 20. December 1712 bei Gadebusch schlug, und am 9. Januar 1713 aus Rachsucht die Stadt Altona in Asche legte*), so mußte er sich doch zuletzt (16. Mai) in der Festung Tönningen, in welcher die Verbündeten ihn aushungerten, mit seiner ganzen Mannschaft ergeben.

Karl harrte indeß in Warnitza noch immer auf günstige Veränderungen im türkischen Ministerium, und da man sich dort so äußerst schwankend betrug, kam er auch wirklich der Erfüllung seiner Hoffnungen nochmals sehr nahe. Der Großherr hatte nicht die mindeste Kenntniß von der Lage der Sachen im übrigen Europa; es kam also immer darauf an, wie man ihm die Dinge vorstellte. Gelang es nun, ihm schwedischer Seits, etwa wenn er in die Moschee ging, ein Schreiben zuzustecken, so war er so lange günstig für Karl gesinnt, bis ein Großvesir oder ein Günstling ihn wieder umstimmte. So geschah es denn, daß nach dem abermaligen Sturze eines Großvesirs am 12. November 1712 eine dritte Kriegserklärung gegen Rußland erfolgte, die aber wiederum ganz folgenlos blieb. Kurz darauf bekam neuerdings eine dem Könige von Schweden feindselige Partei die Oberhand im Diwan, und der Sultan bestand darauf, daß Karl die Türkei verlassen müsse. Dieser erklärte, er brauche, um mit Ehren abreisen zu können, eine halbe Million Thaler zur Bezahlung seiner Schulden. Der Pascha von Bender, Ismail, wirkte ihm hierauf in der That vom Sultan ein Geschenk von 1200 Beuteln, d. i. 600,000 Thalern aus, doch mit der Bedingung, daß ihm das Geld nicht eher gegeben werden solle, als bis er wirklich abgereist sei. Außerdem sollten ihn der Pascha und der Tatar-Chan mit einer starken Begleitung durch Polen sicher geleiten. Aber Karl ließ durch den Baron Gruthuisen, seinen Schatzmeister, dem Pascha das Geld ablocken, unter dem Vorwande, daß man doch die Schulden nicht bezahlen könne, wenn man schon im Abzuge begriffen sei; und als der be-

*) Wieder aus Rache dafür ließ Peter die damals schwedischen Städte Garz und Wolgast verbrennen.

Digitized by Google

ſorgte Mann nach einigen Tagen in den ehrfurchtsvollſten Ausdrücken wieder anfragte, wann Se. Majeſtät denn abzureiſen gedächten, erhielt er die unerwartete Antwort, das könne ſobald noch nicht geſchehen, denn dazu brauche er noch tauſend Beutel. Sprachlos und wie vom Donner gerührt ſtand der Paſcha da; endlich ſagte er ſchluchzend: „Es wird mir den Kopf koſten, daß ich Deiner Majeſtät dieſen Dienſt geleiſtet habe. Ich habe die Beutel gegen den ausdrücklichen Befehl meines Herrn ausgeliefert.“ Der König wollte ihn beruhigen, und verſprach, ihn beim Sultan zu entſchuldigen; aber der Türke erwiederte: „Wiſſe, daß mein Herr begangene Fehler nicht entſchuldigt, ſondern beſtraft.“

Recht in der Abſicht, eine abſchlägige Antwort und mithin Anlaß zum Zögern zu erhalten — ſo unerträglich war ihm der Gedanke, ohne Heer zurückzukehren — kam Karl um die zweiten tauſend Beutel bei dem türkiſchen Hofe ſchriftlich ein. Aber jetzt war des Sultans Geduld erſchöpft; er berief einen Diwan, und fragte, ob er nun wohl mit gutem Gewiſſen den Fremdling aus ſeinen Staaten jagen dürfe. Die einſtimmige Antwort lautete, dies ſei nur Gerechtigkeit. Es ward hierauf ein ſchriftlicher Befehl an den Paſcha von Bender und den Tatar-Chan ausgefertigt, den König mit Gewalt zu vertreiben. Zitternd kündigte der erſtere dem König ſeinen Auftrag an, und fragte ihn, ob er als Freund oder Feind abreiſen wolle. „Gehorche deinem Herrn, wenn du Herz haſt, rief der König mit funkelndem Blick, aber geh mir aus den Augen.“ Der Paſcha ſprengte fort, und ſagte dem ihm begegnenden holſteiniſchen Geſandten Fabrice: „der König will der Vernunft nicht Gehör geben, du wirſt ſeltſame Dinge ſehen.“ Denſelben Tag noch hörten die Lieferungen auf; die Polen und Koſaken, die bisher noch um den König geweſen waren, zogen ſich auf die Vorſtellungen der Türken nach Bender zurück, ſo daß Karl mit ſeinen Officieren und etwa vierzehnhundert Schweden allein blieb. Es mangelte bald an Allem. Karl ließ die zwanzig ſchönen arabiſchen Pferde, die ihm der Großherr geſchenkt hatte, aus Mangel an Futter todtſchießen, und ſagte trotzig: „er bedürfe ihrer Pferde ſo wenig als ihrer Lebensmittel.“

Jetzt (Jan. 1713) zogen ſich allmählig rings um ihn her zahlloſe Schaaren von Türken und Tataren zuſammen. Karl war tollkühn genug, ſich auf Gegenwehr gefaßt zu machen, und befahl ſeinen Schweden, das Lager wohl zu verſchanzen. Da keines Freundes Zureden etwas über ihn vermochte, und er faſt einem Wahnſinnigen glich, ſo verſuchten Fabrice und Jefferies, der engliſche Geſandte, aus wahrer Liebe zu ihm, die Türken lieber zur Güte zu bewegen. Die Janitſcharen wurden durch

Digitized by Google

Bestechung vermocht, einen Vorrath von Proviant hindurchzulassen, und der Pascha und der Chan wurden beredet, erst noch einmal ausdrücklich in Konstantinopel anzufragen, ob man im Nothfall auch die Person des Königs verletzen dürfe. Darüber vergingen noch einige Wochen, aber Karl kam nicht zur Besinnung, und der rückkehrende Befehl aus dem Diwan lautete: auf Leben und Tod. Dies hinterbrachte ihm Fabrice. „Der Befehl ist untergeschoben!" sagte Karl. Der redliche Mann verneinte dies, und ging mit den Worten: „Wenn denn Ew. Majestät nicht hören wollen, was Vernunft, Religion und Ehre Ihnen vorschreiben, so habe ich nichts zu thun, als mich wegzubegeben." Die Geistlichen, die Generale fielen ihm hierauf flehend zu Füßen, umsonst; er wies ihnen kalt die Posten an, die sie vertheidigen sollten.

So rückte denn ein ganzes Heer mit zehn Kanonen und zwei Mörsern gegen Karl's Häuflein an. Nochmals beschritt der edle Pascha von Bender den Weg der Güte, doch vergebens. Die Kanonen wurden abgefeuert, ein Trompeter stürzte vom Dache herab. Gruthuisen eilte hinaus, redete mit den Janitscharen, die von Karl so viele Geschenke erhalten hatten, und brachte es durch seine Beredtsamkeit dahin, daß sie ihm versprachen nach Bender zurückzugehen, und sich nicht zum Morde ihres Wohlthäters und eines so erhabenen Hauptes brauchen zu lassen. Der Pascha, verlegen darüber, weil er sah, daß der Chan nun mit seinen Tataren allein den König gefangen nehmen würde — eine Ehre, die er ihm nicht gönnte —, strafte einige Janitscharen wegen Ungehorsams und beredete die anderen, noch einmal zum Könige hinzugehen und ihm ihr sicheres Geleit bis Adrianopel anzubieten, wo er seine Sache mit dem Sultan persönlich abmachen könne. Dieser Einfall des Pascha traf glücklich zum Ziele. Karl wollte in seiner Erbitterung die redlichen Kriegsmänner gar nicht sehen, sondern drohte, ihnen die Bärte abschneiden zu lassen, wenn sie nicht gleich gingen. Mehr bedurfte es nicht, um sie zum Zorn zu entflammen. „Der Eisenkopf ist närrisch geworden," sagten sie im Weggehen zu Fabrice. Und gleich nach ihrer Zurückkunft gab der Pascha den Befehl zum Sturm gegen das schwedische Lager (1/11. Febr. 1713).

Die Kanonen donnerten, und in wenigen Augenblicken waren die Verschanzungen erstiegen. Die Schweden ergaben sich der Uebermacht; nur Karl wollte sein Haus bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. Die Janitscharen wollten ihn gern schonen; daher kam er noch glücklich hinein, obgleich das Gedränge um ihn so groß war, daß er kaum um sich hauen konnte. Auch die Zimmer fand er schon mit Türken gefüllt. Etwa funfzig Hausgenossen standen ihm noch tapfer zur Seite. Mit diesen griff

er jene wüthend an, hieb und stach selbst mehrere nieder, und reinigte wirklich in kurzem das ganze Haus. Dann verrammelte er die Thüren wieder, und ließ aus den Fenstern feuern. Die Türken, die schon eine Menge Leute verloren hatten, beschossen darauf nicht nur das Haus, sondern schleuderten auch auf das Strohdach desselben brennende Lunten, die es bald in helle Flammen setzten. Dennoch wurde fortgefeuert, obgleich schon eine brennende Latte nach der andern auf die Vertheidiger herabfiel, und die Balken zusammenzustürzen drohten. Ein Trabant hatte den Einfall, man könne sich vielleicht bis zu einem andern, festern Hause durchschlagen, welches funfzig Schritte von diesem brennenden lag. Das gefiel dem König; er bildete ein dicht gedrängtes Bataillon aus seinem Häuflein, ließ die Thür öffnen, und drang mit einer guten Salve aus Pistolen auf die Türken hinaus. Aber jetzt war er verloren. Er stolperte, oder verwickelte sich mit seinen Sporen, stürzte nieder, und ward nun sogleich von den Janitscharen, nicht ohne Mühe und Wunden, entwaffnet. Man brachte ihn in das Zelt des Pascha von Bender, der ihn höchst ehrerbietig empfing, und ihn zum Sitzen einlud, „weil er wohl müde sein würde." Er aber blieb stehen und bedauerte nur, daß der Kampf so kurz gewesen sei. Die Janitscharen betrachteten ihn wie einen Gott; denn eine solche Tapferkeit hatten sie nie gesehen.

Der Pascha ließ ihn zuerst nach Bender, und von da nach einem Dorfe bei Adrianopel führen. Als er eben auf dieser Reise begriffen war, ward sein Freund, der König Stanislaus, der unter dem Namen eines schwedischen Majors die Reise zu ihm gewagt hatte, in Jassy festgenommen und gleichfalls gefangen nach Bender gebracht, wo er etwa ein Jahr blieb, und sich dann in das Herzogthum Zweibrücken begab. Karl baute sich indessen immer neue Luftschlösser auf, und die ungemessene Bewunderung, mit der ihn selbst dies rohe Volk überall, wo er durchkam, empfing, war doch einiges Labsal für seinen gekränkten Stolz. Auch fuhr Poniatowsky noch immer fort, für ihn zu wirken. Ein Franzose drängte sich mit einem Bittschreiben an den Sultan selbst, als dieser in die Moschee ging; und bei den am dortigen Hofe sich ewig durchkreuzenden Ränken wurden in der That der Großvesir, der Mufti, der Pascha von Bender und der Chan abgesetzt, die beiden letzteren sogar auf Inseln verwiesen. Karl war Anfangs in das Lustschloß Timurtasch (Eisenstein) einquartiert worden, weshalb die Türken den Witz machten: „Der Eisenkopf (Timurbasch) ist auf den Eisenstein gesetzt." Im November wurde er, auf den Wunsch des Sultans, nach dem nahen Demotika gebracht. Zu seinem Unterhalt wies man ihm Naturallieferungen wie ehemals, nur kein Geld an. Auch die

Digitized by Google

günstigeren Aussichten schwanden bald. Der neue Großvesir wollte zwar selbst gern Krieg mit Rußland, erzürnte aber den König dadurch, daß er sich herausnahm, ihn zu sich rufen zu lassen; und kurz darauf ward er ohnehin schon wieder abgesetzt und erdrosselt. So blieb Alles beim Alten.

Nach der Katastrophe bei Warnitza war dem Könige so wenig von seinem bessern Hausrath übrig geblieben, daß er sich schämte, Jemand zu sich kommen zu lassen. Der Kanzler Müller, der Baron von Grothuisen und der Oberst Düring durften allein mit ihm essen. Sie hatten wenig, bedienten sich selbst, und der Kanzler Müller besorgte die Küche. Damit man keine Besuche annehmen dürfe, stellte sich der König krank, und kam in zehn Monaten nicht aus dem Zimmer und dem Bett. So verzehrte sich diese Riesenkraft aus Mangel an einem würdigen Gegenstande in fast kindischem Eigensinn.

Man hatte ihn jetzt in Europa beinahe vergessen, und hielt ihn für todt; auch war er es ja wirklich für sein Volk und die Welt. Erst als man den Grafen von Lewen an ihn abschickte, und dieser, ein redlicher, verständiger, treuherziger Mann, ihn auf die Gefahr aufmerksam machte, daß, im Fall er nicht zurückkomme, das Volk einen Reichsvorsteher wählen werde, erwachte er aus seiner Erstarrung, und that dem Großvesir seinen eigenen Wunsch, nun endlich abzureisen, kund. Vergebens hoffte er, noch ein Geschenk zu bekommen. Dennoch wollte er, seines armseligen Zustandes ungeachtet, noch einmal als König erscheinen; und es mußte unter den empörendsten Bedingungen so viel Geld zusammen gebracht werden, daß Grothuisen noch einmal mit dem Glanze eines außerordentlichen schwedischen Gesandten, von achtzig prächtig ausgestatteten Personen begleitet, seinen Einzug in Konstantinopel halten, und eine Abschiedsaudienz erlangen konnte. Am 1. October 1714 brach endlich der König, nach einem fünfjährigen ganz unnützen Aufenthalt in der Türkei, von Demotika auf, von einem zahlreichen türkischen Gefolge ehrenvoll begleitet. Unterwegs langten Boten vom Großherrn an ihn an, welche ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit diamantenen Griffen, acht schöne arabische Pferde mit silbernem Geschirr und Steigbügeln, und sechszig Wagen mit allerlei Mundvorrath gefüllt, zum Geschenk überreichten. Fünf Tage lang ertrug Karl die majestätische Langsamkeit des Türkenzuges; aber am sechsten befahl er, schon früh um zwei Uhr die Pferde zu satteln, und so hielt ers, zum großen Verdrusse seiner trägen Begleiter, alle Tage, bis man an die türkische Grenze kam. In der Wallachei ließ er auch sein schwedisches Gefolge

im Stiche, und ritt bloß mit den Obersten Düring und Rosen unter fremdem Namen, als Hauptmann Peter Frisch, weiter. Tag und Nacht dauerten die angestrengten Ritte durch ganz unbekannte Gegenden fort. Zuweilen mußte ein Wegweiser mit der Fackel voranlaufen. Jeder hatte noch ein Handpferd neben sich. Rosen ermattete in den ersten Tagen, und mußte zurückbleiben. Dann ward auch Düring ohnmächtig; aber Karl wollte lieber allein fort, als auf ihn warten. Düring bestach indeß angeblich den Postmeister, daß er dem König ein schlechtes Pferd gab, ihn selbst aber in einem mit zwei muthigen Hengsten bespannten Wagen drei Stunden später nachschickte. Auf alle Fälle wurde Karl, wenn auch zufällig (wie es scheint, durch Verirrung seines Führers), längere Zeit aufgehalten, so daß Düring ihn wieder einzuholen vermochte; und sie machten nun die ganze übrige Reise zusammen, des Tages zu Pferde, des Nachts im Wagen; nirgends wurde längere Zeit angehalten, als zum Wechsel und zur Anspannung der Pferde gehörte. Die Reise ging über Stuhlweissenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsees nach Stralsund. In vierzehn Tagen legten sie zweihundertundachtzig deutsche Meilen zurück. In der Nacht vom 21. zum 22. November um ein Uhr langten sie vor dem Thore Stralsund's an. Der wachthabende Officier machte Schwierigkeiten sie einzulassen; da aber der angebliche Courier gleich vom Aufhängen sprach, so ließ man ihn ein. Trotz dem ungeheuren Barte und der schwarzen Perücke, die nebst einem braunen Rocke seine Reisevermummung ausgemacht hatte, erkannte man ihn sogleich, und eine allgemeine Freude erfüllte am frühen Morgen die Stadt. Seine Füße waren so geschwollen, daß man ihm die Stiefel, die er in der letzten Zeit nie ausgezogen, von den Beinen schneiden mußte. Seit sechzehn Tagen legte er sich jetzt zum ersten Male wieder in ein Bett. Unbeschreiblich war das Gedränge in den Straßen, als er sich am zweiten Tage zu Pferde sehen ließ; überall begrüßte man ihn jubelnd mit hellem Vivatruf, und Allen dankte er freundlich; ja um den guten Bürgern ihre unverstellte Liebe zu vergelten, erließ er der Stadt auf zehn Jahre die Abgaben und adelte die vornehmsten Rathsherren. Und seiner frommen Sitte getreu, fehlte er auch am nächsten Sonntage nicht in der Kirche, weder beim Vor- noch beim Nachmittags-Gottesdienst.

Digitized by Google

9. Peter's des Großen Vergnügungen.

Peter hatte in dieſem Jahre die Eroberung Finnland's beendigt, und ſogar die Freude gehabt, den ſchwediſchen Admiral Ehrenſchild zur See zu ſchlagen (7. Auguſt 1714). Sein Wille war ſogar geweſen, Stockholm ſelbſt anzugreifen, doch hatte er dieſe Unternehmung bald wieder aufgeben müſſen. Er kehrte nun zu ſeinen neuen Colonien in Ingermanland zurück, die kraft der willkürlichen Maßregeln, die er ſich erlaubte, allerdings in kurzem ſehr bevölkert worden waren. Viele tauſend reiche Familien hatten bei Todesſtrafe ihre fruchtbaren väterlichen Wohnſitze im Innern von Rußland verlaſſen, und ſich in dem öden und ſumpfigen Ingermanland anbauen müſſen. Mehr als vierzigtauſend finniſche Bauern und ſchwediſche Kriegsgefangene arbeiteten unaufhörlich an den Feſtungen und Häfen, und ſeit dem April 1712 hatte ſich der dirigirende Senat von Moskau nach Petersburg begeben müſſen, wodurch die letztere Stadt förmlich zur Reſidenz erhoben worden war.

In den Wintermonaten ſann ſich der raſtlos erfinderiſche Zar gewöhnlich irgend eine öffentliche Hauptluſtbarkeit, nach Art der an anderen Höfen üblichen Carnevale, aus. Immer war es dabei auf lärmende Fröhlichkeit und ein recht ausgelaſſenes Lachen abgeſehen, und dieſen Zweck verfolgte er am liebſten durch Hervorbringung der ſchärfſten Contraſte. Um ein Beiſpiel von dieſen rohen Vergnügungen zu geben, wollen wir derjenigen Luſtbarkeit gedenken, die er für den Winter von 1714—1715 ausgeſonnen hatte.

In ſeiner Jugend hatte er einen Lehrer Namens Sotow gehabt, den er wegen ſeiner übelgebauten Figur noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre zum Hofnarren, im Scherz zum Patriarchen und zuletzt gar zum Papſte machte. Jetzt war dieſer vierundachtzig Jahre alt, und nun verheirathete er ihn an eine ſehr raſche Witwe von vierunddreißig Jahren. Vierhundert Perſonen wurden auf die Hochzeit geladen, und jeder mußte poſſierlich maskirt erſcheinen. Die Hochzeitbitter waren Stammler, die Brautdiener Blinde und Lahme, die Läufer dicke Podagriſten. Als die Geſellſchaft beiſammen war, ging der Zug nach der Kirche. Voran fuhr einer wie der König David gekleidet, aber ſtatt der Harfe einen mit Bärenfellen umwickelten Leierkaſten drehend. Dazu brummten vier an ſeinen Schlitten gebundene Bären, die fortwährend geneckt wurden, und die ganze Geſellſchaft verſtärkte die widerliche Muſik durch unharmoniſche Stimmen oder Inſtrumente. Der Zar ſelbſt, als frieſiſcher Bauer geklei-

Digitized by Google

bet, rührte mit drei Generalen die Trommel. Auch die Glocken wurden noch dazu geläutet. In der Kirche fand man einen hundertjährigen Popen, dem Geſicht und Gedächtniß ſchon vergangen waren, und dem man Lichter und Brillen vorhalten und die Trauungsworte laut ins Ohr ſchreien mußte. Ein Trinkgelag im Palaſte, das mehrere Tage dauerte, und bei dem kein Menſch nüchtern bleiben durfte, beſchloß das rohe Feſt.

Bei einer ähnlichen Papſthochzeit, die am 10. September 1721 in Petersburg angeſtellt wurde, mußten ſechs ſogenannte Cardinäle, jeder auf einem Faſſe, das auf zwei neben einander gebundenen Tonnen befeſtigt war, über die Newa reiten, und dazu auf Kuhhörnern blaſen. Voran ſchwamm der betrunkene Papſt in einer hölzernen Schale, die wieder in einer mit ſtarkem Biere gefüllten großen Braukufe ſtand. Sämmtliche Maſchinen wurden an Stricken gezogen. Als der Papſt aus der ſeinigen ans Land ſteigen wollte, ward er von einigen Bedienten, die ihm helfen wollten, wie zufällig, umgeworfen und ins Bier getaucht; was denn abermals ein Hauptſpaß für die hohen Zuſchauer war.

Sogar die fremden Miniſter mußten ſich zu dergleichen Scherzen hergeben, wenn den Zar die Laune ergriff. Als er im Juni 1715 ſein neu erbautes Luſtſchloß Peterhof einweihen wollte, ließ er ſie alle auf alten Ungarwein bitten; nachdem ſie ſämmtlich ſchon betrunken waren, mußte jeder noch einen ganzen Quartpocal aus der Hand der Zarin annehmen, wodurch ſie alle dergeſtalt überwältigt wurden, daß ſie ſich beim Erwachen, theils im Garten, theils im Walde, auf der Erde und in einer ſehr ſchmutzigen Verfaſſung wiederfanden. Dennoch ward ihnen nicht Zeit gelaſſen, völlig auszuſchlafen; denn dem Zar fiel es ein, ſich eine Bewegung zu machen, und einen Baumgang nach einem jungen Walde, nach der See hin, etwa hundert Schritte lang, auszuhauen. Dazu nun ſollten die Herren Geſandten behülflich ſein. Schweren Hauptes nahm jeder die Axt in die Hand, und ſo hieben ſie drei Stunden lang, wodurch ſie der Weindünſte ziemlich entledigt wurden. Beim Abendeſſen ging es auf dieſelbe Weiſe zu, und ſinnlos wurden ſie alle diesmal zu Bett gebracht. Aber des Zars Muthwille war noch nicht befriedigt. Kaum hatten ſie anderthalb Stunden geſchlafen, ſo mußten ſie, nach Mitternacht, wieder vor ſeinem Bette erſcheinen; „da wir dann," erzählt einer der Theilnehmer, „nochmals bis Morgens vier Uhr mit Wein und Brantwein dermaßen beläſtigt wurden, daß ſich am folgenden Tage Niemand erinnern konnte, wer ihn nach Hauſe getragen." Noch nicht genug: um acht Uhr wurden ſie ſchon wieder nach Hofe zum Kaffee ge-

Digitized by Google

beten. Dieser bestand denn abermals in einer Schale Brantweins, die sie in einen gelinden Taumel versetzte. Hierauf lud man sie zu einem Spazierritt auf einen hohen und steilen Berg ein, der vor dem Schlosse lag, und führte zu dem Ende acht elende, abgelebte Bauernpferde ohne Sattel und Steigbügel vor, die, wie derselbe Berichterstatter sagt, alle zusammen keinen Reichsthaler werth waren. Ein vornehmer Russe ritt als Marschall voran; krumm gebückt und keuchend folgten die betrunkenen Gesandten, die kaum im Stande waren sich fest zu halten, zumal da sie mit der einen Hand genug zu thun hatten, um die armen Thiere durch unaufhörliches Prügeln im Gange zu erhalten. Diesem mühseligen Ritte sah der Zar, zu seiner großen Lust, nebst seiner Gemahlin aus den Fenstern des Schlosses zu. Und noch war des Scherzes nicht genug. Zu Mittag harrte ihrer der vierte Rausch, und danach brachte man sie in eine Schute, um den Zar und dessen Gemahlin auf einer Wasserfahrt nach Kronstadt zu begleiten. Hier hatten sie einen heftigen Sturm und einen siebenstündigen Platzregen auszustehen, bei dem sie zuletzt bis an den Unterleib in das Wasser zu sitzen kamen, so daß ein heftiges Fieber bei allen, den Zar nicht ausgenommen, das Ende der unedlen Kurzweil war.

Einen in frühere Zeiten gehörenden Zug von der unglaublichen Rohheit dieses Fürsten erzählt Friedrich der Große in seinen Werken. Ein Herr von Prinzen, preußischer Gesandter unter Friedrich I., ward, als er sein Creditiv überreichen wollte, auf das Schiffswerft hingewiesen. Der Zar saß auf dem Oberverdeck eines Schiffes, und lud ihn ein, an einer Strickleiter zu ihm heraufzuklettern. Bei dem ersten Schmause, dem dieser Gesandte beiwohnte, ließ der Zar aus übergroßer Lustigkeit zwanzig Strelitzen aus dem Gefängniß kommen, und hieb bei jedem Kelchglase Brantweins, das er leerte, einem dieser Unglücklichen den Kopf herunter, lud auch den Herrn von Prinzen zur Theilnahme an diesem Vergnügen ein und nahm es fast übel, als derselbe sich dessen weigerte.

Digitized by Google

10. Karl's XII. letzte Thaten.
(1715—1718.)

Als Karl nach Stralsund kam, fand er die Zahl seiner Feinde um zwei vermehrt. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (der seinem Vater Friedrich I. im Jahre 1713 gefolgt war) hatte auf Grund eines Vertrages mit Sachsen und dem Zar einen großen Theil von Schwedisch-Pommern unter dem Titel der Sequestration besetzt; und als Karl nach seiner Zurückkunft die Räumung Stettin's verlangte, ohne die dafür aufgewendeten Summen zurückzahlen zu wollen, trat Preußen zu seinen Feinden über. Ferner kaufte Hannover den Dänen die den Schweden weggenommenen Herzogthümer Bremen und Verden für 877,000 Thaler ab; in dem deshalb am 26. Juni 1715 zu Kopenhagen geschlossenen Vertrage versprach Georg I. (König von England und Kurfürst von Hannover) zugleich Theilnahme an dem allgemeinen Kriege gegen Schweden, und Peter sowie Friedrich Wilhelm I. von Preußen verbürgten dagegen Hannover die neue Erwerbschaft.

Eine so starke Verbindung hätte wohl einen reichen und mächtigen König erdrücken können; wie viel mehr den Beherrscher eines armen Landes, das schon einen vierzehnjährigen Krieg ausgehalten, und seine ergiebigsten Provinzen verloren hatte. Woher sollte er frische Truppen und woher Geld nehmen, da die Finanzen des Reichs aufs Aeußerste zerrüttet waren? Zwar führte ihm das Schicksal einen Mann zu, der für Unterhandlung und Verwaltung eben so viel Einsicht als Gewandtheit besaß, den Baron von Görz; aber es erforderte doch Zeit, ehe dieser seine sehr sinnreichen Finanzpläne zur Ausführung bringen konnte.

Zwei preußische Heere, verstärkt durch dänische, polnische und hannoversche Truppen, rückten im Sommer 1715 auf Stralsund und Wismar los. Umsonst hatten die Schweden Wolgast und die Insel Usedom im Frühjahr erobert; jetzt wurden sie wieder hinausgeschlagen. Stralsund wurde lebhaft beschossen, und am 14. November setzten funfzehntausend Dänen, Preußen und Sachsen, unter der Anführung des berühmten Fürsten Leopold von Dessau, der noch jetzt unter dem Namen des alten Dessauers im Munde des Volkes lebt, nach der Insel Rügen über, die sie unter Begünstigung eines dicken Nebels glücklich in Besitz nahmen. Der Versuch Karl's, sie zu vertheidigen, kostete ihm seinen Liebling Grothuisen und seinen Reisegefährten Düring; er selbst gerieth unter sein Pferd, das sich in der Dunkelheit der Nacht zuerst auf einen sogenannten spanischen

Digitized by Google

Reiter spießte, und gleich darauf von einer Kanonenkugel getödtet ward. Selbst Stralsund konnte er nicht länger halten, sondern mußte sich am 22. December heimlich nach Schweden einschiffen, worauf dann die Stadt am 24. übergeben und von den Dänen besetzt ward.

Den Winter über war Karl's Finanzminister Görz darauf bedacht, Hülfsquellen zur Fortsetzung des Krieges zu eröffnen. Schrecklich hatte das arme Land unter dem langen Drucke gelitten. Selbst das Heer war im elendesten Zustande, und nicht einmal gehörig gekleidet. Die wenigsten Soldaten hatten nicht einmal ordentliche Wehrgehenke, sondern trugen den Degen an einem Stricke über der Schulter. Da kein Geld mehr im Lande war, zahlte der Hof alle Besoldungen in Papiergeld und in kupfernen Thalern aus, die ihrem innern Gehalte nach nicht einen Groschen werth waren.

Mit dem Anfang des neuen Jahres (1716) wollte Karl wieder einen seiner gewöhnlichen Eisfeldzüge eröffnen; und zwar hatte er es den Dänen zugedacht, die er auf den zugefrornen Sunde zu Schlittschuhen in Seeland besuchen wollte. Aber das Eis ging früher auf, als sein Heer beisammen war; daher änderte er seinen Plan, und brach Anfangs März in Norwegen ein. Die fast unübersteiglichen Hindernisse, die Klima, Witterung, Wälder und Wege verursachten, wurden noch durch die eherne Tapferkeit der patriotischen Norweger vermehrt. Auf dem Marsche nach Christiania warf sich ihm ein dänischer Oberst, Namens Kruse, mit dem Sinne eines Leonidas, an der Spitze von zweihundert Mann in den Weg, und hieb mit eigener Hand sieben Schweden nieder. Karl ließ dem endlich überwundenen seine Wunden verbinden, lobte ihn, und fragte, ob es noch mehr solcher braven Männer in Norwegen gäbe. „Ich bin nur einer der geringsten, Ew. Majestät," antwortete Kruse.

Am 21. März wurde Christiania besetzt, man fand die Stadt aber von den Einwohnern verlassen. Die Verbindung mit Schweden war unterbrochen und in Norwegen trafen ansehnliche Verstärkungen aus Dänemark ein; daher mußte Karl fürchten, eingeschlossen zu werden, und den Rückweg antreten. Die überall versteckten Einwohner thaten den Schweden dabei unsäglichen Schaden, ohne daß man ihrer habhaft werden konnte. Karl gedachte wenigstens Friedrichshall zu erobern, und rückte mit zweitausendfünfhundert Mann vor diese Festung (4. Juli). Allein die wackeren Bürger verbrannten lieber ihre eigene Stadt, ehe sie dieselbe dem Nationalfeinde überließen, und noch während des Brandes schossen sie so herzhaft auf das schwedische Lager, daß Karl selbst von einem durch Bomben eingeworfenen Hause bis an die Brust in Schutt vergraben ward. Zur Vermehrung seines Unglücks ward fast um dieselbe Zeit seine Flotte, die dem

Digitized by Google

Heere frische Lebens- und Kriegsbedürfnisse zuführen wollte, im Hafen von Friedrichshall durch den geschickten dänischen Admiral Tordenschild überfallen und verbrannt. Jetzt konnte er sich in Norwegen nicht länger halten, und kehrte deshalb, nach vier verlorenen Monaten nach Schweden zurück.

Den Winter brachte er zu Lund in Schonen zu, wo er die Zeit theils auf die gewissenhafteste Durchsicht aller Kanzleipapiere, theils auf Unterhaltungen mit den Professoren der dortigen Universität verwandte. Görz war unterdessen geschäftig, den Angelegenheiten des Königs auf eine eben so unerwartete als kühne Weise eine bessere Wendung zu geben, indem er den mächtigsten seiner Feinde, den Zar, auf seine Seite zu ziehen suchte. Peter war auf Dänemark's Herrschaft im Sunde und England's Besitznahme von Bremen und Verden eifersüchtig; Görz wußte diese Stimmung geschickt in ihm zu nähren, und endlich in einer geheimen Unterredung, die er im Herbst 1717 in Holland mit ihm pflog, machte der Zar ihm wirklich Hoffnung, einen besondern Frieden mit Schweden einzugehen. So kam es zu einem Congresse auf Lofoe, einer der aländischen Inseln (Mai 1718), wo man sich über die Hauptpunkte vereinigte. Karl wollte an Peter alle von diesem eroberten Provinzen außer Finnland abtreten; aber dafür sollte ihm Peter die von Hannover genommenen deutschen Länder wiedererobern helfen, und zugeben, daß Karl nicht nur die von Dänemark besetzten wiedernehme, sondern auch von dem letzteren Staate eine in Norwegen zu ermittelnde Entschädigung erlange. Beide Mächte endlich wollten Stanislaus in Polen wieder einsetzen.

Der Vertrag war bereits dem Abschlusse nahe, als Karl, der unmöglich so lange ruhen konnte, seinen früher vereitelten Plan, Norwegen zu erobern, aufs Neue vornahm. Er theilte sein Heer, 27,000 Mann, in zwei Haufen; mit dem einen sollte der Baron Armfeld durch Herjedalen auf Drontheim losgehen, mit dem andern wollte er selbst von der Mittagsseite einfallen. Jener brach im August 1718 auf. Der Zug durch die norwegischen Gebirge stand vielleicht an Beschwerlichkeiten keinem der berühmtesten Heereszüge in der Weltgeschichte nach. Kanonen und Laffeten mußten auf den engen Wegen von den Soldaten auf den Schultern getragen werden. Mit Reisbündeln mußte man erst die Sümpfe ausfüllen, durch die man gehen wollte. Nahrungsmittel fehlten, von dem Pfützenwasser schwoll Menschen und Pferden der Leib auf, und die beständige Nässe und Kälte erzeugte täglich neue Krankheiten. Um Brod zu erhalten, mußte man erst das Getreide selbst auf dem Felde abschneiden, dreschen, mahlen und backen oder rösten, so gut man konnte. Und als man schließlich

Digitized by Google

vor Drontheim anlangte, zeigte sich die Unmöglichkeit, diese von drei Seiten mit Wasser umgebene Festung zu erobern, so deutlich, daß man nichts Besseres thun konnte als umkehren. Darüber war der Winter in seiner fürchterlichsten Strenge eingetreten, und zum Unglück führte der Rückweg über ein acht Meilen langes Eisgebirge. Auf diesen nur von Bären und Raubvögeln bewohnten Höhen, die zu dieser Jahreszeit (Jan. 1719) wohl nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, kletterten zehntausend abgemattete Schweden, unter dem fürchterlichsten Sturme und Schneegewirbel, durch ungebahnte Wege, ohne Obdach, ohne Nahrung und ohne hinlängliche Bekleidung, umher, und zogen noch ihr Geschütz hinter sich nach. Das Entsetzliche ihrer Lage vermochte sie, bei ihren Feinden Mitleid zu suchen. Sie ließen einige dänische Gefangene los, um den Befehlshaber von Drontheim von ihrer Noth zu unterrichten. Dieser sandte auf der Stelle dreihundert Schlittschuhläufer mit hundertundfunfzig leichten Schlitten ab; allein die Hülfe kam zu spät. Fast das ganze Heer war ein Raub der Kälte geworden. Ganze Regimenter, im Zuge begriffen, waren erstarrt, ganze Haufen lagen im Schnee verschüttet; andere, von den eisigen Klippen herabgeglitten, lagen in Abgründen zerschmettert. Noch lange nachher waren diese Gebirge wegen der vielen Thiere, die der Dunst der Tausende von Leichen herbeilockte, der ergiebigste Jagdbezirk in Norwegen. Von Armfeld's Heer sahen kaum fünfhundert Mann ihr Vaterland wieder.

Noch trauriger endete der Zug, den Karl XII. selbst mit dem Hauptheere nach der Mittagsseite von Norwegen unternahm. Erst im Anfang des November (1718) ging er über die Grenze, und richtete seinen Weg aufs Neue nach Friedrichshall. Die Festung ward eingeschlossen, am 6. December wurden die Laufgräben eröffnet, und am 8. eroberte der König selbst eine Hauptschanze mit dem Degen in der Hand. Die Arbeiter in den Gräben konnten es seinem Eifer immer nicht schnell genug machen. Selbst am Sonntage, den 11. December, nachdem er Vor- und Nachmittags die Predigten in Tystedahl angehört hatte, ging er, trotz der schneidenden Nachtluft, noch spät Abends um neun Uhr mit dem Ingenieuroberst Maigret und dem Generaladjutanten Siquier, zweien Franzosen, hinaus, um zu sehen, wie weit man gekommen sei. Er lehnte sich über eine Brustwehr hin, stützte den Kopf auf beide Arme, und sah den Arbeitern beim Licht der Sterne zu. Aus der Festung ward immer noch von Zeit zu Zeit lebhaft kanonirt. Beide Begleiter entfernten sich nach einander von ihm, und ließen ihn allein. Nach zehn Uhr kam Siquier nebst einigen Officieren zurück; aber Maigret kam ihnen mit der Nachricht entgegen, daß der König — erschossen sei. Sie fanden ihn rückwärts gegen die Brustwehr ge-

Digitized by

lehnt, Kopf und Handschuhe blutig, und die rechte Hand am Degen*). Alle waren erschrocken und tief bewegt, nur die beiden Franzosen nicht, ja Maigret sagte kalt: „Nun ist das Spiel aus, nun wollen wir heimziehen," (oder noch roher: la pièce est finie, allons souper!). Es fehlte bald nicht an Vermuthungen, welche den Tod des Königs nicht einer feindlichen Kugel zuschrieben, sondern einer machtsüchtigen aristokratischen Partei, in deren Hintergrund der thronsüchtige Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel, zwar nicht als eigentlicher Leiter der That, aber als darauf Harrender, die Thronerledigung Ersehnender gestanden habe. Doch hat dieser Verdacht nicht erwiesen werden können, obgleich starke Verdachtsgründe der Thäterschaft auf dem Generalmajor Cronstedt und dem Obersten Stiernros lasten, wonach jener das Gewehr geladen, dieser es von einem höher gelegenen Punkte auf den niedriger stehenden König in schräger Richtung abgefeuert hätte. Das unbestimmte Gericht beschuldigte zunächst jene beiden Franzosen, und verwandelte deshalb den Namen Siquier in Sicaire (Meuchelmörder); und wirklich klagte der letztere, Generaladjutant und Sekretär des Erbprinzen von Hessen, sich in einem Fieberanfall selbst als Mörder des Königs an; wie denn überhaupt die That nicht ohne eine Mehrzahl von Betheiligten oder Mitwissern gedacht werden kann. Verwunderung mußte es auch erregen, daß gar nichts geschah, um die näheren Umstände des Todesfalls zu erforschen, ungeachtet der berechtigte Zweifel hervortrat, ob eine feindliche Kugel so weit hätte tragen können. Erst viel später, im Juli 1746, wurde eine genaue Besichtigung des balsamirten Leichnams vorgenommen, und diese war eher angethan, den Verdacht zu stärken als zu schwächen; die Kugel war danach neben der rechten, der Festung abgewandten Schläfe eingedrungen und an der linken Seite des Schädels wieder herausgegangen. Eine erneute Untersuchung, am 31. August 1859, gelangte aber in dieser Beziehung wieder zu dem entgegengesetzten Resultat**).

Der Erbprinz von Hessen befahl, den Todesfall geheim zu halten, bis er seiner Gemahlin, der jüngern Schwester Karl's, Ulrike Eleonore, die Thronfolge gesichert hätte; er hob die Belagerung von Friedrichshall auf, und ließ am 20. December das Heer nach Schweden zurückgehen. Erst

---

*) Vermuthlich war er zuerst mit der Hand nach der Wunde gefahren, und hatte dann zum Degen greifen wollen.

**) Vergl. Lundblad, a. a. O. Th. II. (1840). S. 563 ff., besonders S. 572 f. S. 576 ff. Fryxell (1860) S. 450 ff. Jener stützt, dieser widerlegt den Verdacht.

Digitized by Google

am 26. Februar 1719 ward der königliche Leichnam in der Ritterholmskirche in Stockholm feierlich beigesetzt.

Der auf Karl und seine unumschränkte Regierungsweise längst erbitterte schwedische Adel erhob in der That sogleich sein Haupt, und beschloß die Unbestimmtheit die über das Recht der Thronfolge obwaltete, zur Demüthigung der königlichen Gewalt zu benutzen. Es war nämlich die Frage, wer ein näheres Recht auf die Krone habe: ob der junge Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp, Karl's Neffe von dessen bereits verstorbener älteren Schwester, oder die jüngere, die eben genannte Ulrike Eleonore. Der Adel entschied sich für die letztere, unter der er die Durchsetzung seiner Entwürfe erwarten konnte; und sie erklärte auch schon in ihrem ersten Ausschreiben zur Berufung eines Reichstags, daß sie Alles wieder auf den alten Fuß setzen wolle, und der unumschränkten königlichen Gewalt völlig entsage. Damit war zugleich Görzens Sturz und Untergang entschieden. Denn der Adel haßte ihn doppelt; einmal, weil er als Ausländer des verstorbenen Königs Vertrauen in so hohem Grade besessen und alle Geschäfte geleitet hatte; dann, weil er als ehemaliger holsteingottorpischer Staatsdiener die Interessen dieses Hauses warm verfocht. Er wurde verhaftet und einer langen Reihe von Staatsverbrechen angeklagt, deren keines erwiesen werden konnte, dennoch aber nach einem einzigen Verhöre zum Tode verurtheilt, und hingerichtet (März 1719). Dieser Justizmord, den die Adelspartei ersonnen und ausführte, trug nicht wenig dazu bei, den gegen sie so regen Verdacht, daß sie den König selbst aus dem Wege geräumt habe, zu verstärken.

Karl XII. starb in der vollen Blüthe seines Lebens — sechsunddreißig Jahre alt — ein Mann von seltener Kraft, die von Anfang an auf das Große gerichtet war und lieber nichts thun wollte, wenn sie nicht das Rühmlichste vollbringen konnte. Aber eigene Schuld, wie wir sahen, und ein böses Schicksal führten ihn gerade in den Momenten auf Abwege, wo er seine Ziele fast erreicht zu haben glauben durfte. Wäre das tiefe Bewußtsein seines Rechts bei dem Beginn des großen Kampfes nicht durch den Gedanken, die Rache an seinen Feinden um jeden Preis vollenden zu müssen, getrübt worden und in verderblichen Starrsinn umgeschlagen, und hätte er in seinen Kriegszügen eben so viel planvolle Berechnung und strategische Einsicht entwickelt, als er sie durch heldenmüthige Tapferkeit verherrlichte; so würde man seinen Thaten eine weit größere und reinere Bewunderung zollen können. So aber wurde durch den Mißbrauch, den er

Digitized by Google

von seinen Gaben machte, auch das ohnehin nicht große Kraftmaß seines Landes nutzlos vergeudet, und in seinen Sturz zugleich die schwedische Größe unrettbar verwickelt.

---

11. Friedensschlüsse.

(1719—1721).

Die Unterhandlungen zu Aland mit dem Zaren wurden noch bis zum September fortgesetzt, dann aber schwedischer Seits abgebrochen. Der Klugheit gemäß hätte man sich allerdings mit dem gefährlichsten Feinde zuerst einigen sollen; allein im schwedischen Cabinette befolgte man jetzt eine der Görzischen ganz entgegengesetzte Politik, und England gewann in demselben so viel Einfluß, daß man mit Georg I. zuerst abschloß (20. Nov. 1719). Bremen und Verden blieben demnach dem kurhannoverischen Hause, und dieses bezahlte dafür an Schweden eine Million Thaler. Darauf wurde man mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen einig (1. Febr. 1720). Er behielt gleichfalls das von ihm besetzte Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin, und zahlte dafür an Schweden zwei Millionen Thaler. Dänemark, das bereits am 30. October 1719 einen Waffenstillstand eingegangen war, behielt durch den Friedensschluß (14. Juli 1720) den gottorpschen Antheil von Schleswig, gab aber die den Schweden entrissenen Eroberungen heraus, wogegen diese ihm 600,000 Thaler baar bezahlten, und auf die bisher genossene Zollfreiheit im Sunde Verzicht thaten. Mit August II. waren schon vorher (7. Jan.) Präliminarien geschlossen worden, welche die Gültigkeit eines förmlichen Friedens haben sollten, und wonach Schweden ihn als König von Polen anerkannte; nur mußte er dem Stanislaus die Führung des königlichen Titels bewilligen und eine Million Thaler zahlen.

Jetzt war Rußland allein noch übrig. Peter, der bei der Nachricht vom Tode des heldenmüthigen Schwedenkönigs ausgerufen hatte: „Armer Bruder Karl, wie bedaure ich dich!" war gegen die neue schwedische Regierung so aufgebracht, daß er auf das härteste gegen sie zu verfahren entschlossen schien. Bereits 1719 hatte er erklärt, er werde die schwedischen Provinzen mit Feuer und Schwert verwüsten lassen, wenn man seine Friedensvorschläge nicht annähme. Und er hielt Wort. Im Juli 1719

Digitized by Google

war sein General Apraxin an der Küste von Upland gelandet, und hatte in kurzer Zeit auf echt barbarische Weise dreizehn Städte, dreihundertein-undsechzig Dörfer, hunderteinundvierzig adelige Güter, dreiundvierzig Mühlen, vierzehn Eisenwerke, zwei Kupfergruben und ganze Strecken schöner Waldungen in Asche gelegt, Menschen und Vieh gemißhandelt und erschlagen, und dem armen Lande einen Schaden von mehr als zwölf Millionen Thalern zugefügt. Diese Barbareien wurden in den beiden folgenden Jahren wiederholt, bis endlich Schweden nothgedrungen die russischen Forderungen zugestand. So kam es denn endlich zu dem Frieden von Nystadt (10. Sept. 1721), worin auf ewige Zeiten die schönen schwedischen Provinzen Livland, Esthland, Ingermanland, und von Finnland Wiborgslehn, sowie ein Theil von Karelien gegen zwei Millionen Thaler an Rußland abgetreten werden mußten. Nur hatte sich die schwedische Regierung beharrlich geweigert, zu Gunsten des Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp irgend eine Bewilligung zu machen. Mit Bestürzung vernahm der Herr von Bassewitz, des Herzogs Minister, bei der Beglückwünschungsaudienz aus dem Munde des Zars die Nachricht: der Himmel habe ihm diesmal nicht erlaubt, für den Herzog von Holstein zu thun, was er wohl gewünscht hätte; er hoffe aber, nach der Versöhnung mit Schweden dort kräftiger für ihn wirken zu können. Mit einer wahrhaft männlichen Freimüthigkeit erwiederte der Minister: „Ich wünsche diesem neuen Versprechen mehr Festigkeit, als den vorigen, die meinen Herrn nach langem Zögern verleiteten, die mächtige Hand zu küssen, die man ihm darreichte. Was mich betrifft, so möchte ich vor Gram sterben, daß ich so einfältig war, zu glauben, es gäbe einen Sterblichen, der sein Wort halte, und daß ich einen Sprößling der Wasa nach Rußland führte, um hier der Politik zum Spielball zu dienen.“ Alle Anwesenden erblaßten bei dieser Rede, und zitterten für Bassewitz; aber Peter fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs zu tief, um darüber zornig zu werden. Er sagte deshalb ungewöhnlich sanft zu den Umstehenden: „Man muß mit dem Uebermaaß seines redlichen Eifers Nachsicht haben; ich wollte, daß mir Viele mit solchem Eifer dienten.“ Dann fuhr er gegen Bassewitz fort, indem er ihm ein großes Deckelglas reichte: „hier, trinkt auf die Gesundheit eures Herrn. Ihr sollt sehen, wie ihr nicht Ursache habt, es zu bereuen, daß ihr ihn nach Rußland geführt.“

Ueber den Frieden mit Schweden hatte Peter eine solche Freude, daß er allen Unterthanen in seinem Reiche die rückständigen Abgaben bis 1717 erließ, und alle verhafteten Kronschuldner, sowie die Verbrecher, mit Ausnahme der Mörder und der wegen wiederholten Straßenraubes Ver-

Digitized by

urtheilten, in Freiheit zu ſetzen befahl. Bei dieſer Gelegenheit erſuchte ihn der Senat, daß er erlauben möchte, ihn künftig mit dem Titel: Kaiſer von Rußland, Vater des Vaterlandes, Peter der Große benennen zu dürfen; worauf er nach einiger Weigerung einging (22. Oct. 1721). Seitdem haben alle Zaren von Rußland den Kaiſertitel geführt, der vorher daſelbſt nicht üblich war.

12. Peter's I. letzte Lebensjahre.

(1716—1725.)

Während der Nordiſche Krieg ſich in ſeinen letzten Stadien bewegte, hatte Peter, zu Anfang des Jahres 1716 beſchloſſen, mit ſeiner Gemahlin eine Reiſe durch einen Theil von Europa zu unternehmen. Am 29. Febr. war er in Danzig angekommen. In Stettin hatte er ſich mit dem Könige von Preußen, und in Hamburg mit dem Könige von Dänemark beſprochen. Der letztere wollte damals einen Einfall in Schonen thun, und erbat ſich dazu ruſſiſche Hülfe; Peter verſprach, ſeine Flotte und Landmacht mit der däniſchen bei Kopenhagen zu vereinigen. Von Hamburg ging er nach Pyrmont, und von da kehrte er wieder nach Schwerin zurück, wo ſeine Nichte wohnte. Unterdeſſen hatten ſich wirklich 15,000 Ruſſen zu Fuß und 6000 Reiter von Roſtock aus nach Seeland eingeſchifft, und am 17. Juli erſchien nun Peter ſelbſt mit ſeiner Gemahlin in Kopenhagen, wo er mit großen Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Aber die Landung in Schonen unterblieb, wegen eines zwiſchen Friedrich IV. und Peter eingetretenen Mißverhältniſſes. Ja der letztere iſt ſogar beſchuldigt worden, daß er Willens geweſen ſei, ſich der Inſel Seeland und der königlichen Familie mit Liſt zu bemächtigen, und nur weil Friedrich noch zu rechter Zeit von dem Anſchlage Kunde bekommen, habe er ſich an der Ausführung verhindert geſehen. Gewiß iſt, daß der Zar nicht aufrichtig verfuhr, daß die Haltung der ruſſiſchen Truppen bei Kopenhagen den Verdacht geheimer, feindſeliger Anſchläge rechtfertigte, und daß Friedrich es für nöthig hielt, am 26. Sept. zur Sicherheit ſeiner Perſon und der Reſidenz beſondere Anſtalten zu treffen*).

*) S. Herrmann, a. a. O. Bd. IV. S. 299 ff.

Digitized by Google

Jetzt setzte Peter seine Reise wieder fort. Am 16. December kam er in Amsterdam an. Hier wetteiferte man, ihn zu unterhalten. Er besuchte auch sein altes Saardam wieder, und speiste daselbst bei einem reichen Schiffszimmermann. Erst im April 1717 verließ er Holland, und reiste über Antwerpen, Brüssel, Gent, Brügge und Dünkirchen nach Paris. Man zeigte ihm hier Alles, was einem so wißbegierigen Reisenden werth sein konnte. In der Münze, wo er das Geldprägen hatte mit ansehen wollen, ward er sehr angenehm überrascht, als der Münzmeister eine in der Eile geschnittene Denkmünze vor seinen Augen prägen ließ, die sein wohlgetroffenes Bildniß enthielt. Den siebenjährigen König Ludwig XV. nahm er auf seinen Arm, küßte ihn, und sagte: „Ich wünsche, daß Ew. Majestät wohl aufwachsen und löblich regieren mögen; vielleicht werden wir mit der Zeit einander brauchen können." Auch die damals noch lebende Frau von Maintenon besuchte er. Bei Richelieu's marmornem Grabmal rief er aus: „Großer Mann, dir wollte ich die Hälfte meiner Staaten geben, könntest du mich die andere regieren lehren!" Am 21. Juni 1717 verließ er Paris, und am 2. August kam er in seiner Lieblingsstadt Amsterdam bei seiner dort zurückgebliebenen Gemahlin wieder an. Vier Wochen blieb er noch hier, hatte die geheime Unterredung mit Görz auf dem Schlosse Loo, und ging dann über Berlin in seine Staaten zurück.

Bei seiner Heimkehr wartete seiner das schwierige und bedenkliche Geschäft, über seinen eigenen Sohn Alexei zu richten. Die Mutter des Prinzen war Peter's erste, verstoßene Gemahlin, Eudoxia Fedorowna Lapuchin; und da der Zar die Abneigung gegen dieselbe auf den Sohn übertrug, war es kein Wunder, daß auch dieser den Vater und dessen ganze Handlungsweise mit Mißtrauen betrachtete. Leicht flößten ihm die Priester, unter denen er aufwuchs, den entschiedensten Widerwillen gegen Peter's Neuerungen ein. Als Katharina für die rechtmäßige Gemahlin des Zars erklärt ward, flüsterten sie ihm zu, daß die Fruchtbarkeit der neuen Ehe seinem Erbrechte gefährlich werden und er dereinst, wie seine Mutter, in ein Kloster gesteckt werden könne. Die ganze Nation, sagten sie, verabscheue den auswärtigen Krieg, sowie die inneren Veränderungen des Vaters, und er könne sich seine künftigen Unterthanen nicht geneigter machen, noch die Erbfolge zuverlässiger sichern, als wenn das Volk aus seinem Betragen erkenne, daß er in der Folge in die Fußtapfen seiner Ahnen treten, den Zarensitz wieder nach Moskau verlegen, und seinem Staate sowohl wie den Nachbarn Ruhe geben werde. Solchen Absichten und Wünschen kamen die Neigungen des

Digitized by Google

Prinzen entgegen. Peter, der es mit großem Kummer wahrnahm, hoffte durch die Vermählung Alexei's mit einer deutschen Prinzessin eine Sinnesänderung bei ihm zu bewirken. Seine Wahl fiel auf eine Tochter des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunschweig. Aber auch dieses Mittel, den Prinzen durch die Hand der Liebe und durch die nähere Bekanntschaft mit den Sitten des Auslandes für die Bestrebungen des Vaters zu gewinnen, schlug gänzlich fehl. Alexei behandelte seine Gemahlin höchst unwürdig, überließ sich den Ausschweifungen, und lebte mit einer finnischen Leibeigenen in dem vertraulichsten Verhältniß. Vor Gram darüber starb die Prinzessin in ihrem zweiten Wochenbette (1715). Peter, von Schmerz und Zorn erfüllt, und längst aufgebracht, daß der Thronerbe sich weder um den Krieg noch um Staatsgeschäfte bekümmere, warnte ihn. Er müsse, schrieb er ihm, sich der Thronfolge würdig zeigen, sonst werde er ihn von derselben ausschließen, ihn „als brandiges Glied von der Nachfolge trennen"; es sei ihm „ein würdiger Fremder lieber als ein unwürdiger Eigener." Mit erheuchelter Demuth antwortete Alexei: er fühle seine Unfähigkeit zur Regierung und wolle auf die Thronfolge keine Ansprüche machen. Peter sah in diesen Worten keine Aufrichtigkeit und schrieb ihm noch einmal: ändere dich, oder geh' ins Kloster. Alexei erwiederte kurz: er sei bereit, in den Mönchstand zu treten. Allein es war ihm damit so wenig Ernst, daß er vielmehr während jener Reise des Zars aus dem Reiche floh, um im Auslande bis zum Tode desselben zu verweilen, in welchem Fall es ihm dann, wie er meinte, an Anhängern nicht fehlen würde, um mit leichter Mühe den Thron zu besteigen.

Er begab sich nach Wien zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl VI., der ihn auf ein Schloß im Königreich Neapel bringen ließ. Aber Peter erforschte seinen Aufenthalt und bestand dringend auf seine Auslieferung. Karl mußte zugeben, daß russische Abgeordnete sich zu dem Prinzen begaben, die ihn auch überredeten, ihnen nach Rußland zu folgen. Hier leistete er nun (1718) feierlich Verzicht auf die russische Krone; und sein kaum dreijähriger Halbbruder Peter, Katharinen's Sohn, wurde zum Thronfolger erklärt. Die von ihm angegebenen Theilnehmer und Mitwisser seiner Flucht wurden als Staatsverräther hingerichtet. Aber aus der Untersuchung gegen sie entwickelten sich neue Anklagen gegen Alexei. Es zeigte sich, daß er seine Bekenntnisse nicht vollständig abgelegt hatte, obschon ihm dies als ausdrückliche Bedingung seiner Begnadigung zur unerläßlichen Pflicht gemacht worden war. Dadurch entstand in Peter die Furcht, daß die Reue des Sohnes nicht aufrichtig sei, und daß der-

Digitized by Google

ſelbe den Vorſatz nicht aufgegeben haben möge, ſich einſt mit Hülfe der Altgeſinnten auf den Thron zu ſchwingen und die verhaßten Neuerungen wieder zu vernichten. Nichts aber ging dem Zaar über ſeine Schöpfung; ihrer Erhaltung glaubte er den Sohn opfern zu müſſen. Er berief daher eine Verſammlung von Häuptern des geiſtlichen und weltlichen Standes (26. Mai 1718), um die Sache des Prinzen nochmals zu unterſuchen und ohne Anſehn der Perſon das Urtheil über ihn zu ſprechen. Die geiſtlichen Richter begnügten ſich, paſſende Beiſpiele aus der heil. Schrift zuſammenzutragen und dem Herrſcher anheimzugeben, ob er die der Strenge oder die der Milde befolgen wolle. Die weltlichen Richter aber — ſei es aus Ueberzeugung, oder weil ſie des Zars Abſicht zu errathen glaubten, oder aus Furcht vor den Altgeſinnten, die durch den Prinzen wieder künftig ans Ruder gelangen möchten — verdammten denſelben zum Tode. Peter ließ ihm das Urtheil am 26. Juni (6. Juli) bekannt machen; ob er es rückſichtslos vollſtrecken laſſen ſolle, war er ſelbſt noch nicht entſchieden *). Der Prinz aber, heißt es, erſchrak über das Urtheil ſo heftig, daß er ſogleich durch einen Schlagfluß auf den Tod erkrankte. Unter heißen Thränen, wird ferner erzählt, bekannte er am folgenden Tage dem herbeigerufenen Zar, daß er ſich ſchwer an ihm verſündigt habe, und flehte ihn nun an, ihm ſeine Verbrechen zu verzeihen und vor ſeinem Ende den Vaterfluch, den er auf ihn gelegt, wieder von ihm zu nehmen. In hohem Grade gerührt, habe Peter ihm ſeinen Segen ertheilt und ihn dann verlaſſen. Bald darauf verſchied der Unglückliche (27. Juni, 7. Juli 1718). Die Gerüchte, daß er im Gefängniß getödtet worden ſei, blieben nicht aus. Und in der That iſt es „mindeſtens im höchſten Grade zweifelhaft, ob man dem tödtlichen Schlagfluß nicht durch künſtliche Mittel zu Hülfe kam“ **).

---

*) Halem, Leben Peter's des Großen, Bd. II. S. 252.

**) Herrmann, a. a. O. Bd. IV. S. 330. Der Bericht in Le Fort's Papieren lautet: Les particularités de la mort du Czarewitz sont odieuses, si elles sont comme on me l'a récité. Le jour de sa mort le Czaar à 4 heures du matin, accompagné de Tolstoi, se transporta à la forteresse dans un des cavots voutés oú il y avait la potence et les autres préparatifs pour donner les knoutes. L'on y mena l'infortuné, auquel, après l'avoir élevé, on donna divers coups de knouts, et ce que je ne saurais croire, quoique l'on m'a assuré, le Père porta les premiers coups; à dix heures avant midi on fit la même expédition, et vers 4 heures il fut si mal traité, qu'il mourut sous le fouet. Das ruſſiſche Hauptwerk über die „Geſchichte Peter's des Großen“ von Uſtrjalof, das im VI. Bande die Schickſale Alexei's darſtellt, iſt uns nicht zugänglich.

Digitized by Google

Die letzten Jahre Peter's verliefen noch für ihn sehr traurig; denn sein Geist und sein Körper litten: jener durch den Gedanken, daß alle seine mühsamen Arbeiten nach seinem Tode wieder einstürzen könnten; dieser durch eine bösartige Entzündung an der Harnblase, die er lange verheimlichte und durch seine fortgesetzte unregelmäßige Lebensweise unheilbar machte. Eine heftige Erkältung kam dazu; er sprang ins Wasser, um ein Schiff retten zu helfen, das er auf einer Untiefe hatte stranden sehen; und dies entschied über sein Leben. Er starb nach langen entsetzlichen Schmerzen am 8. Februar 1725 (28. Januar a. St.). Von seiner zweiten Gemahlin Katharina überlebten ihn nur zwei Töchter; drei Prinzen, die sie ihm geboren, waren früh gestorben; auch den im Jahre 1718 zum Thronfolger erklärten Peter hatte der Tod schon im folgenden Jahre dahin gerafft. Der hergebrachten Erbfolge gemäß hätte nunmehr der Thron dem Enkel des verstorbenen Zaren, dem neunjährigen Sohne des verurtheilten Alexei, dem Großfürsten Peter zufallen sollen. Wir werden später sehen, wie es anders kam.

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Erster Abschnitt.

Die Lage Europa's vom Tode Ludwig's XIV. und Peter's I. bis auf den Regierungsantritt Friedrich's des Großen.

1. Einleitung.

An das Zeitalter der Eroberungskriege Ludwig's XIV., Karl's XII. und Peter's I., schließt sich das Zeitalter Friedrich's des Großen, wie zeitlich, so auch grundsätzlich an. Es bewegt sich in seinen ersten Stadien noch, wie jenes, auf der Bahn internationaler, auf Land- und Machtvergrößerung gerichteter Bestrebungen; es will, wie jenes, auf dem Wege der Eroberung die Staaten zu gleichmäßigen Massen abrunden und dergestalt ein Gleichgewicht der Mächte herbeiführen.

Aber in seinem weiteren Verlaufe wenden sich die Geister mehr und mehr, wie einst von dem religiösen, so nun von dem internationalen Gebiete ab, und dem rein politischen vorzugsweise zu. Die gegenseitigen Machtinteressen der Völker treten in den Hintergrund; ihr inneres staatliches Leben, ihre staatsrechtlichen Interessen und Ansprüche, gegenüber der allmählig zur Herrschaft gelangten absoluten Staatsgewalt, nehmen immer entschiedener den Vordergrund zunächst der geistigen Bewegung und der polemischen Erörterung ein. Es vollzieht sich eine Entwickelung der Denkart und der Literatur, welche Fürsten und Völker, die verschie-

Digitized by

denſten Stände ohne Unterſchied ergreift, welche ſtatt des abſolutiſtiſch beherrſchten ein frei ſich ſelbſt regierendes Staatsleben erzielt, und demnach bemüht iſt, die obwaltende Verdunkelung der höheren und höchſten Staatsziele durch Aufklärung der öffentlichen Meinung über dieſelben zu bekämpfen. Mehrere gewaltige Ereigniſſe kommen ihr dabei zu Hülfe; vor allen die warnungsreichen Geſchicke Polen's und der erfolgreiche Freiheitskampf der nordamerikaniſchen Provinzen England's gegen das despotiſche Regiment des Mutterlandes. So genährt und angeſpornt, beginnt auch auf europäiſchem Boden die Entwickelung der neuen Denkart ſich in Thaten umzuſetzen, in ein wirkliches Ringen nach ſtaatlicher Selbſtregierung, und das erſte gewaltige Produkt dieſes Ringens iſt die große franzöſiſche Staatsumwälzung, mit deren bahnbrechendem Eintritt die ſogenannte Neuere Geſchichte in die ſogenannte Neueſte mündet.

Indem wir es zunächſt mit der internationalen Bedeutung des Zeitalters Friedrich's des Großen zu thun haben, müſſen wir vor allem die Grundlagen erkennen, auf denen es ſich erbaute, und zu dem Ende die Verhältniſſe der Hauptſtaaten Europa's in Weſt und Oſt überblicken, bis zu dem Momente, wo Friedrich in dieſelben thatkräftig eingriff.

---

2. Frankreich unter der Regentſchaft des Herzogs von Orleans. (1715—1723.)

Da Ludwig's XIV. Nachfolger, Ludwig XV. (geb. am 15. Febr. 1710), bei ſeines Urgroßvaters Tode erſt fünf Jahre alt war, ſo mußte wieder eine vormundſchaftliche Regierung eintreten, und die erſte Stelle in derſelben gebührte nach dem herkömmlichen Rechte dem nächſten Vetter des Königs, alſo dem Herzog Philipp II. von Orleans (geb. 1674), dem Bruderſohne Ludwig's XIV. Dies hatte zwar die Maintenon durch das Teſtament des verſtorbenen Königs verhindern wollen; allein man achtete ihn und ſein Teſtament ſo wenig, daß von dem letztern kaum noch die Rede war. Das lange unterdrückte Parlament nahm ſofort wieder die Miene eines gebietenden Reichsraths an; und da der Herzog von Orleans demſelben gleich in ſeiner erſten Anrede mit der ihm eigenen Feinheit zu ſchmeicheln wußte, ſo ward er ohne Weiteres in

Digitized by Google

seine Rechte eingesetzt, der Herzog von Maine aber mit einer Unterbedienung abgefunden, die er anzunehmen schwach genug war.

Der neue Regent besaß viele von den Eigenschaften, die seine hohe Stellung erforderte. Er war rasch, thätig, tapfer, geistvoll, gewandt, duldsam gegen die Tadler seiner Fehler*). Seine ersten Schritte waren Handlungen der Menschenliebe; aber selbst das Gute, das er that, konnte keinen rechten Glauben bei der Nation finden, da der Wandel, den er führte, und die Grundsätze, zu denen er sich öffentlich bekannte, jeden rechtschaffenen Mann empören mußten.

In keinem Lande standen die Mißbräuche und der Aberglaube, welche dem alten Kirchenthume noch anklebten, mit den Fortschritten der Wissenschaften und der Bildung in einem auffallendern Widerspruch als in Frankreich, wo nicht bloß der Geist scharfer Untersuchung sich auf vielen Gebieten des Wissens regte, sondern auch ein zwar einseitiger und oft verkehrter, aber doch feiner Geschmack die gebildeten Stände durchdrungen hatte. Dies hatte leider auf die Werthschätzung des Christenthums und der Theologie, besonders bei den Halbgebildeten, den schädlichsten Einfluß. Man kam dahin, äußerliche Gebräuche und Formen, deren sich der Kirchengebrauch ehedem als lebendiger Symbole bedient und die er in Zeiten vorherrschender sinnlicher Anschauung häufen zu müssen geglaubt hatte, die aber nun erstarrt und leblos geworden waren, mit dem Geiste des Christenthums selber zu verwechseln; und eine flache Philosophie, die das Dasein aller Tiefen des menschlichen Geistes, weil sie dem berechnenden Verstande unzugänglich sind, läugnete, fing an die Grundfesten aller Religion zu erschüttern. Vor ihrem Richterstuhle ward der schöne Glaube an ein Göttliches im Menschen, dieser Urheber jeder schönen Tugend, für ein Hirngespinnst erklärt. Am Hofe fand diese Art der Philosophie zuerst Eingang; und kaum hatte Ludwig XIV. die Augen geschlossen, so trat an die Stelle der von ihm genährten Bigotterie plötzlich der nackteste Atheismus, und in der Schaustellung desselben ging der Herzog von Orleans mit dem schlimmsten Beispiel voran.

Sein Erzieher in diesen Grundsätzen war der Abbé Dubois gewesen, der in der Folge Minister und Cardinal ward. Dieser Mensch,

*) Einen alten ehrlichen Diener, der ihm bisweilen im Palais royal leuchten mußte, wenn er in seine sittenlosen Abendgesellschaften ging, nöthigte er einmal scherzweise mit hinein zu kommen. „Gnädigster Herr," erwiederte der Alte, „hier hört mein Dienst auf; in so schlechte Gesellschaft gehe ich nicht, und es thut mir leid, Sie darin zu sehen."

Digitized by

Sohn eines Apothekers, hatte bei sehr geringen Kenntnissen, aber ungemeiner Schlauheit und Beredtsamkeit, das Amt eines Lehrers bei dem Prinzen erhalten; und da er in ihm früh einen starken Hang zu Ausschweifungen wahrgenommen, die er selbst unmäßig liebte, so hatte er bald gemeinschaftliche Sache mit ihm gemacht und ihm bewiesen: daß es thöricht sei, sich irgend einen Sinnengenuß zu versagen, da der Mensch nur um des Genusses willen da sei, oder sich vor göttlichen Geboten zu fürchten, die doch nur von unsinnigen Menschen erdacht worden seien; daß der Eigennutz die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei und den allergepriesensten Tugenden zum Grunde liege, und daß nur ein Thor an Freundschaft, Tugend, Gott und Unsterblichkeit glauben könne. Da eine lange Gewohnheit den Menschen auch mit den widernatürlichsten Vorstellungen vertraut machen kann, so schauderte man bald am Hofe zu Paris vor diesen empörenden Grundsätzen nicht mehr; vielmehr wurden sie mit Leichtigkeit ausgeübt, und die Folge davon war, daß man die schändlichsten Ausschweifungen offen trieb und rühmte, daß alle Scham, alle Redlichkeit und alles Vertrauen verschwand, und daß der Pariser Hof als der Sammelplatz aller Sittenlosigkeit und Verworfenheit in ganz Europa verabscheut ward. Die Gesellschaften, in denen der Herzog-Regent jeden Abend zubrachte, bestanden aus den lüderlichsten Frauenzimmern und Männern aller Art. Man reizte sich durch den Genuß der feurigsten Speisen und Getränke, und selten kam Einer auf seinen eigenen Füßen nach Hause. Der Herzog war gewöhnlich des Morgens noch so verstört, daß er länger als eine Stunde nach dem Aufstehen gar nichts denken konnte, sondern Alles unterzeichnete, was man ihm vorlegte. Wunderbar genug, daß er dennoch so viel Verstand und richtiges Gefühl übrig behielt, um die Theilnehmer an jenen Bacchanalien im nüchternen Zustande zu verachten; denn er nannte sie nie anders als seine Geräderten (roués), weil sie so entnervt einherschlichen, als wenn ihnen die Knochen zerschlagen wären, oder auch, wie er selbst einmal sagte, weil sie alle verdienten, auf dem Rade zu liegen.

Der königliche Knabe stand unterdeß unter der Aufsicht einer nicht sehr verständigen Erzieherin, eines Geistlichen und eines Lehrers vom Kriegsstande. Wegen seines äußerst schwächlichen Körpers suchte man ihn möglichst zu schonen; und so wuchs er heran, ohne je zur Thätigkeit und Anstrengung angeleitet worden zu sein, ohne richtige Vorstellungen von der wahren Bestimmung des Menschen und Fürsten zu erhalten, und ohne daß der edle Ehrgeiz in ihm erweckt worden wäre, sich durch ruhmwürdige Thaten hervorzuthun.

Digitized by Google

Während der Verwaltung des Herzogs von Orleans versuchten seine Minister und Rathgeber gewaltsame Mittel, um das ungeheure Mißverhältniß zwischen den Staatseinkünften und Ausgaben zu heben; aber ohne zu ihrem Ziele zu gelangen. Dieses Mißverhältniß rührte besonders von den Zinsen der großen Schuldenlast her, so daß nur sehr wenig für den Staatshaushalt übrig blieb, zumal da der Hof sich in seinen Verschwendungen schlechterdings nicht einschränken wollte. Der Regent fand die Finanzen schon in dem heillosesten Zustande. Nicht nur waren alle Kassen erschöpft, nicht nur herrschte überall Mangel und Elend, sondern auch der Credit war gänzlich zu Grunde gerichtet, alle Einnahmen schon auf zwei Jahre im voraus verpfändet; und es ergab sich sofort für den Regenten die Unmöglichkeit, auch nur für den nächsten Monat die Besoldung und den Unterhalt des Militärs zu sichern*). Am 1. Sept. 1715 belief sich die Bruttoeinnahme auf 165½ Million, die Nettoeinnahme auf 69, die Ausgaben auf 147; mithin betrug das Deficit dieses Jahres 78 Millionen. Die umlaufenden Staatsbillets (590 Mill.) bildeten mit dem Rest der schwebenden Schuld und dem Jahresdeficit zusammen eine zahlungspflichtige Schuldenmasse von 789 Millionen (dettes exigibles). Die Gesammthöhe der Schuld belief sich auf mehr als 2,400 Millionen Francs. Diese genauen Zahlenverhältnisse kannte man damals freilich noch nicht; aber man erkannte das Uebel im Allgemeinen, und man stand erschreckt vor dem Anblick einer unbestimmbaren überwältigenden Schuldenmasse. Es war klar, daß bloße Aushülfen nicht mehr genügten, daß man zu irgend einem großen Entschlusse sich ermannen mußte**). Nichts lag näher als die Idee einer Berufung der Reichsstände, aber man war ihr längst abgewandt; auch fehlte es an großen reformatorischen Köpfen. Und so erschöpfte man sich in kleinlichen Mitteln, und fiel untergeordneten Geistern in die Hände. Anfangs schritt man zu einer Untersuchung über die Rechtmäßigkeit der Forderungen an den Staat, und erklärte deren viele für ungültig; ferner zur Verschlechterung der Münzen. Auch setzte man ein besonderes peinliches Gericht (chambre ardente) nieder, zur Verfolgung vieler Einnehmer und Finanzpächter der vorigen Regierung, die man des Unterschleifs beschuldigte; dergestalt wurden große Strafsummen

*) Schlosser, Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. I. S. 256, mit Berufung auf die handschriftlichen Briefe des Regenten im französischen Reichsarchiv.

**) Martin, a. a. O. Tome XV. p. 13.

Digitized by Google

eingezogen, wovon jedoch die Finanzen keinen Vortheil hatten, da der Regent und seine Günstlinge sich darein theilten.

Verderblicher noch als alle diese Maßnahmen wurden indeß für die Nation die Entwürfe und Unternehmungen eines Fremden. Im Jahre 1715 erschien in Paris zum zweitenmal ein Schotte, Johann Law (geb. 1671), der Sohn eines Goldschmidts zu Edinburgh, der sich mit dem Rechnungs- und Finanzwesen vielfältig beschäftigt hatte, um sein eigenthümliches staatsökonomisches „System" zur Geltung zu bringen, nachdem er schon einmal daselbst (1718), sowie in Schottland, England, Savoyen und Oesterreich abgewiesen worden war. Diesmal glückte es ihm. Seine ungewöhnlichen nationalökonomischen Kenntnisse und seine praktischen Erfahrungen, durch die er sich selbst ein bedeutendes Vermögen auf dem Wege der Speculation erworben, sowie die unverkennbare Richtigkeit vieler seiner Aufstellungen, verschafften ihm Eingang. Er überreichte dem Regenten einen Plan, vermöge dessen, seiner Meinung nach, die ganze ungeheure Staatsschuld in wenigen Jahren abgezahlt werden könnte. Seine Vorschläge fanden Anklang. Es ward eine Zettelbank errichtet (2. Mai 1716), die Anfangs Privatsache war; sechs Millionen Livres bildeten den Fonds derselben. Die Noten dieser Bank fanden großes Zutrauen und wurden überall gern statt baaren Geldes genommen; um so mehr, da das Gold um diese Zeit umgeprägt und im Zahlwerth erhöht wurde, während die Bank die Zahlung ihrer Noten nach der alten Währung zu leisten versprach. Um aber die Leute anzulocken, all ihr baares Geld gegen Papier umzusetzen, wurde eine große, auf die zu entdeckenden Gold- und Silbergruben in Louisiana gerichtete Unternehmung angekündigt, an der Jedermann Theil nehmen könne, und von welcher ein außerordentlicher Gewinn zu hoffen sei. Es wurde eine Gesellschaft errichtet, die abendländische, gewöhnlich die Missisippi-Compagnie genannt, und mit der Bank in Verbindung gesetzt. Sie erhielt in kurzer Zeit solche Erweiterungen, daß sie fast über alle königlichen Einkünfte, ja über den ganzen Handel des Reichs verfügen konnte. Die Schuldscheine der Regierung, welche mehr als Funfzig vom Hundert verloren, wurden bei der Einlage für Actien der Compagnie nach ihrem vollen Werthe angenommen, und die Bank am 4. December 1718 für eine königliche erklärt. Law hatte den Werth jeder einzelnen Actie von fünfhundert Livres mit vier Procent Zinsen auf fünftausend erhöht, woraus sich eine Dividende von vierzig Procent ergab; und obschon in den Unternehmungen der Gesellschaft nichts war, was einen so ungeheuren Gewinn versprechen konnte, so riß doch die

Digitized by Google

Aussicht, schnell reich zu werden, die Nation jetzt zu einem unerhörten Schwindelgeiste hin. Man drängte sich von früh bis in die Nacht mit Lebensgefahr in Law's Comtoir, um sein Geld herzugeben und dafür Actien zu empfangen. Das Verlangen, den stets umlagerten Beglücker Frankreich's zu sprechen, war so groß, daß eine Dame ihrem Kutscher in der Nähe seines Hauses umzuwerfen befahl, damit er herbeieilen möge, ihr beizustehen, und sie die seltsame Gelegenheit zu ihrer Befriedigung benutzen könne. Wer nicht selbst durchzudringen vermochte, kaufte einem Andern seine Papiere mit reichlichem Gewinne ab. Man glaubte, nicht genug eilen zu können, um sein Geld los zu werden. Bald wurden, außer Paris, auch in anderen Städten des Königreichs Bankcomtoirs angelegt, und auf diese Weise fast alles baare Geld in die königliche Bank gezogen, das ganze Land aber dafür mit Papiergeld überschwemmt.

Doch die Regierung, nicht zufrieden, die Sache in jeder Weise äußerst lockend gemacht zu haben, wollte sogar Jedermann zur Vertauschung seines baaren Geldes gegen Papiergeld mit Gewalt zwingen. Ein Edict vom 27. December 1718 befahl bereits, es sollten alle Zahlungen von mehr als sechshundert Francs nur in Gold oder Scheinen, nicht in Silber, geleistet werden. Ein Jahr später aber (21. Dec. 1719) erschien sogar ein Verbot, keine Zahlung von mehr als zehn Francs in Silbergeld und keine von mehr als dreihundert Francs in Gold zu machen. Darauf folgte am 27. Februar 1720 ein Verbot, mehr als fünfhundert Francs in gemünztem Gelde oder Gold- und Silbergeräth aufzubewahren, unter Androhung der Beschlagnahme und einer Geldstrafe von 10,000 Francs; sowie ferner der Befehl, keine Auszahlung über hundert Francs künftig anders als in Banknoten zu leisten, bei Strafe von 3000 Francs. Alle bei den Gerichten hinterlegten Gelder, das Vermögen unmündiger Waisen u. dgl. wurden mit Gewalt eingezogen und in Banknoten verwandelt. Zum Scheine hob man sogar Menschen auf, die dem Vorgeben nach ihr Geld versteckt hatten; wodurch geschreckt Mancher, der von dem herrschenden Schwindel nicht ergriffen worden war, sein Geld in die Bank trug. Doch fehlte es auch an Beispielen von Standhaftigkeit nicht. So gab der erste Präsident der Ober-Rechenkammer den Visitatoren zur Antwort: „Ich zeige Ihnen hiermit an, daß ich 500,000 Livres in Gold liegen habe; sie sind dem Dienste des Königs gewidmet, und ich brauche davon Niemandem Rechenschaft zu geben, als dem Könige selbst, wenn er volljährig sein wird." Endlich kam es dahin (11. März), daß Gold und Silber mit kurzer

Digitized by Google

Friſtſtellung gradezu entwerthet, und Jedermann angewieſen wurde, ſeine Baarmünze in die Bank zu tragen, bei Strafe der Confiscation, deren Betrag zur Hälfte dem Angeber zufallen ſollte. Dieſe Schritte, wodurch man den Credit der Scheine zu erhalten meinte, griffen das ganze wirthſchaftliche Daſein der Geſellſchaft an, und erweckten natürlich große Unzufriedenheit und tiefes Mißtrauen. Die ungeheure Menge der ausgegebenen Banknoten erregte den Zweifel, ob ſie je würden eingelöſt werden können. In der Hoffnung, das wahre Verhältniß wieder herzuſtellen, ſetzte der Regent, trotz Law's Widerſpruch, am 21. Mai den Werth der Banknoten auf die Hälfte herab; aber dadurch ward allem Credit des Papiergeldes ein Ende gemacht, das Publikum ſah darin einen Bankerott des „Syſtems", die von allen Seiten beſtürmte Bank konnte nicht zahlen, und das Luftgebäude ſtürzte in Trümmer.

Die Nation erwachte wie aus einem Traume. Der ganze Vermögenszuſtand fand ſich verändert; und während Einzelne, welche die Actien mit ungeheurem Gewinn weiter verkauft, plötzlich große Reichthümer erworben hatten, ſahen ſich viele tauſende von Familien um das Ihrige betrogen. Mit Mühe ward einem Aufruhr vorgebeugt; denn ſchon hörte man mit Feuer und einer neuen Bluthochzeit drohen. Um die allgemeine Wuth zu mildern, befahl der Regent eine ſtrenge Unterſuchung; er wollte den zu Grunde gerichteten Familien dadurch aufhelfen, daß er befahl, zum Beſten derſelben den Verkäufern ihren ungeheuren Gewinn wieder abzunehmen; aber viele hatten ihn ſchon über die Grenze gebracht. Das Endergebniß war, daß 2000 Millionen von den Forderungen an die Bank und die Compagnie unbezahlt blieben; und doch waren die Staatsſchulden nur wenig vermindert worden. Law, der weder ein Betrüger noch ein Schwindler, ſondern ein warmer Menſchenfreund war und im beſten Glauben handelte, dem aber die Dinge dergeſtalt über den Kopf gewachſen waren, daß er ſich, von großen und fruchtbaren Gedanken ausgehend, in immer weitere Irrgänge hatte verſtricken laſſen, mußte jetzt mit Lebensgefahr aus Frankreich flüchten, und ſtarb zu Venedig 1729 in Dürftigkeit*).

Wie groß die Gemüthsbewegung des franzöſiſchen Volkes in dieſer Periode geweſen ſein müſſe, erſieht man aus der ausgelaſſenen Freude, die Alt und Jung ergriff, als ſich (im Juli 1721) die Nachricht verbreitete, der junge König ſei von einer gefährlichen Krankheit glücklich geneſen. Alle Kirchen, in denen das Tedeum geſungen wurde, waren ge-

*) Vgl. Martin, T. XV. p. 29 ff. 54 f. 62. 67 f.

Digitized by Google

drängt voll. Auf den Straßen sah man nichts als Tänze und Gastgebote; die Bürger ließen ihre Mahlzeiten vor den Häusern auftragen, und luden die Vorübergehenden ein, Platz zu nehmen. Und diese liebenswürdige Raserei, einer der schönen Züge im französischen Nationalcharakter, dauerte mehrere Wochen fort.

Zwei Jahre darauf (16. Febr. 1723) trat der nach französischen Gesetzen mündige König seine sogenannte Regierung selbst an. Es blieb Alles beim Alten, und der Cardinal Dubois ward in seiner Premierministers-Stelle bestätigt. Doch dieser alte Lüstling unterlag bald darauf den Schmerzen einer fürchterlichen Amputation, die seine Ausschweifungen nöthig gemacht hatten. Er starb am 10. August 1723, siebenundsechszig Jahre alt unter den abscheulichsten Flüchen und Lästerungen. Ein Pariser Witzling setzte ihm die Grabschrift:

Rome rougit d'avoir rougi
Le maquereau qui gît ici.

Er hatte, wie Mazarin, den er überhaupt zum Vorbilde genommen, für sich selbst sehr gut gesorgt. Seine jährlichen Einkünfte hatten eine halbe Million Thaler betragen. Nach seinem Tode fiel die ganze Last der Geschäfte auf den Herzog von Orleans, dessen nicht minder geschwächter Körper die neue Anstrengung auch nicht lange aushielt. Einst überfiel ihn während einer Audienz ein heftiger Kopfschmerz; er ging zu einer seiner Buhlerinnen, um sich aufzuheitern, fiel aber ohnmächtig in ihre Arme, und starb wenige Minuten darauf, im vierzigsten Jahre seines Alters (2. Dec. 1723). Der junge König war tief betrübt als er die Nachricht erhielt, und sein alter Lehrer Fleury, Bischof von Frejus, hatte Mühe seine Thränen zu stillen.

---

3. Spanien unter Alberoni's Leitung.

Während Frankreich, Oesterreich und England, von den Anstrengungen im spanischen Erbfolgekriege ermattet, sich den Genuß des Friedens zu erhalten strebten, wurde die Ruhe im Westen und Süden Europa's von Spanien gestört, einem Reiche, das seit mehreren Menschenaltern nur den Planen fremden Ehrgeizes zum Zielpunkt gedient hatte.

Als Philipp V. im Februar 1714 seine Gemahlin Gabriele von

Savoyen verlor, behauptete die ehrsüchtige Prinzessin Ursini, die Witwe eines spanischen Granden, die bei der Königin Alles gegolten hatte, ihren Einfluß auf den König; ja sie schmeichelte sich, trotz ihres vorgerückten Alters, mit der Hoffnung, die Stelle ihrer verstorbenen Gönnerin einzunehmen. Damals war Julius Alberoni Geschäftsträger des Herzogs von Parma am spanischen Hofe. Sohn eines Gärtners in Piacenza, hatte er den geistlichen Stand gewählt, in welchem er durch Geist, Schlauheit und eine Schmiegsamkeit, die keine Art den Großen zu schmeicheln verschmähte, zu den höheren Kreisen des Lebens sich emporschwang. Die Gunst des Herzogs von Vendome erwarb er sich durch die Kunst, gute Eierkuchen zu backen; und dieser empfahl ihn dem Herzoge von Parma. Am Madrider Hofe gewann er schnell das Vertrauen der Ursini. Da der König auf das Project sie zu heirathen nicht einging, sondern seine Absicht an den Tag legte, sich in angemessener Art wieder zu vermählen, rieth ihr Alberoni, die Wahl einer Fürstin zu betreiben, die bescheidenen Sinnes und schwachen Geistes sich blindlings ihrer Leitung hingeben würde. Als eine solche schilderte er ihr die Bruderstochter des regierenden Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese. Die Vermählung kam wirklich noch im Jahre 1714 zu Stande. Aber Elisabeth war das Gegentheil dessen, was sie nach Alberoni's Schilderung sein sollte: herrschsüchtig und kühn. Sie beschloß im voraus den Sturz der Ursini. Als dieselbe sich ihr bei ihrem Eintritt in das Königreich mit dem Tone unziemlicher Vertraulichkeit näherte, ertheilte sie sogleich Befehl, die ungezogene Person über die Grenze zu bringen, und zwar mit solcher Entschiedenheit, daß sofort Folge geleistet ward.

Philipp konnte fremder Leitung nie entbehren. Er überließ die Stelle einer Gebieterin mit Freuden seiner jungen Gemahlin; bei dieser aber galt Alberoni Alles. An die Spitze der Verwaltung gestellt, strebte der nunmehrige Cardinal dahin, Spanien aus dem gesunkenen Zustande zu erheben, in welchen Verkehrtheit und Trägheit es versetzt hatten. Er ordnete den Staatshaushalt, ermunterte und beförderte den Ackerbau, und schuf eine ansehnliche Seemacht. Aber bei dieser innern Wiedergeburt blieb sein Ehrgeiz nicht stehen. Er wollte Spanien zur herrschenden Macht in Europa erheben. In dem Könige nährte er die Sehnsucht nach Frankreich und die Hoffnung, da Ludwig's XV. Gesundheitszustand kein langes Leben zu versprechen schien, den Thron seines Großvaters zu besteigen. Der Königin schmeichelte er mit der Aussicht auf Länder für ihre Söhne, die sie mit unabhängigen Fürsten-

Digitized by Google

thümern ausgestattet zu sehen wünschte, weil zwei Prinzen Philipp's aus der ersten Ehe ihnen die Aussicht benahmen, auf den Thron Spanien's selbst zu gelangen. Diese Ausstattung sollte auf Kosten Oesterreich's geschehen, das seinen Zwist mit Philipp V. noch nicht beendigt hatte, obwohl der Utrechter Friede ihm die ehemals zur spanischen Monarchie gehörigen Nebenländer zusprach.

In dieser Absicht suchte Alberoni die Verbindung mit den Seemächten und vorzüglich mit England, auf dessen Thron damals Georg I. saß, der zugleich Kurfürst von Hannover war. Er zeigte sich bereitwillig, die Beschränkungen des englischen Handels mit Spanien und den spanischen Colonien zu ermäßigen, die noch streitigen Punkte des Assiento auszugleichen, und einen vortheilhaften Handelsvertrag zu schließen. Aber die englische Regierung wies dennoch die angetragene Verbindung zurück, weil sie es für wichtiger hielt, dem Prätendenten (dem Sohne Jakob's II.) die Hülfe Frankreich's, durch die er allein gefährlich werden konnte, zu entziehen. Da nun auch der Herzog von Orleans die Ausführung der Plane Alberoni's zu fürchten hatte, so kam ein Bündniß zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande (4. Jan. 1717). Der Regent versprach, den Prätendenten über die Alpen zu senden, und den neuen Hafen von Mardyck zuschütten zu lassen, sowie die noch vorhandenen Reste des Hafens von Dünkirchen; wogegen England Gewähr leistete für die Bestimmung des Utrechter Friedens, nach welcher, im Fall Ludwig XV. stürbe, dem Hause Orleans die Nachfolge auf dem Throne zugesichert war. Aber Alberoni kam dadurch nicht außer Fassung. Er beschloß, allein zu den Waffen zu greifen, und sandte im Juni 1717 eine Flotte von zwölf Kriegsschiffen mit einem Landheere von 9000 Mann aus Barcelona nach Sardinien ab. Nach kurzer Gegenwehr war diese Insel erobert. Ebenso schnell fiel im folgenden Jahre Sicilien in spanische Hände. Der spanische Waffenruhm schien plötzlich aus seinem langen Schlummer erwacht zu sein.

Durch jene Erfolge in Schrecken gesetzt, verbanden sich der Kaiser, England und Frankreich (2. August 1718) gegen Spanien. Weil man Holland's Beitritt voraussetzte, ward dieses Bündniß als Quadrupel-Allianz bezeichnet. Der Kaiser sollte nun, was in den Friedensschlüssen von Rastadt und Baden noch nicht geschehen war, auf die spanische Monarchie, wie sie im Vertrage von Utrecht an Philipp V. abgetreten worden war, Verzicht leisten, und Philipp dagegen auf die dem Kaiser bestimmten Nebenländer; und weil der Kaiser dem Utrechter Frieden besonders Sicilien's wegen nicht beigetreten war, sollte er diese Insel

Digitized by

jetzt von Savoyen erhalten und diesem dagegen Sardinien einräumen. Für den ältesten Sohn Philipp's V. und Elisabeth's bestimmte man Toscana, Parma und Piacenza, wo die männlichen Linien der Häuser Medici und Farnese dem Aussterben nahe waren. Savoyen fügte sich dem höchst unvortheilhaften Tausche; aber Elisabeth und Alberoni waren mit dem zu Gunsten Spanien's gemachten Vorschlage nicht zufrieden. England sandte daher, um demselben Nachdruck zu geben, eine Flotte nach dem mittelländischen Meere, und der Admiral Byng, der sie befehligte, schlug die spanische Flotte bei Cap Passaro völlig (11. August 1718). Spanien beklagte sich über diesen Zug ohne Kriegserklärung als über eine völkerrechtswidrige Handlung. Auch das englische Parlament wollte die Nothwendigkeit dieser Maßregel nicht anerkennen, die das Ministerium aus dem Gesichtspunkte vertheidigte, daß Spanien die Vernichtung des britischen Handels im Mittelmeere beabsichtigt habe und darauf ausgehe, nach Verstärkung seiner Seemacht allen andern Völkern den Handel nach Indien zu versperren. Alberoni verfolgte jedoch noch größere Plane. Er hatte die Annäherung zwischen den beiden nordischen Gegnern, Peter dem Großen und Karl XII., betrieben und wollte den leidenschaftlichen Haß des Letztern gegen den König und Kurfürsten Georg benutzen, um durch Russen und Schweden den hannoverschen Thron in England zu stürzen und die Stuart's wieder einzusetzen. Oesterreich, in einen Türkenkrieg verwickelt, sollte durch einen Aufstand des ungarischen Adels in Verlegenheit gesetzt, der Herzog-Regent von Frankreich aber durch eine Partei am Hofe festgenommen und an Spanien ausgeliefert werden. Diese von dem spanischen Gesandten Cellamare in Paris geleitete Verschwörung wurde indeß sammt den anderen Planen des Cardinals (im Dec. 1718) um dieselbe Zeit, wo Karl XII. vor Friedrichshall fiel, entdeckt, und bald darauf von England (27. Dec.) und von Frankreich (10. Jan. 1719) der Krieg an Spanien erklärt.

Alberoni empfand nun bald das Mißverhältniß zwischen seinen Planen und Spanien's Kräften. Die Spanier wurden aus Sicilien vertrieben, und ihre eigenen Küsten von den Engländern feindselig behandelt. Ein französisches Heer brach in Spanien ein. Aber noch verderblicher wurde dem Cardinal das Anerbieten, welches der Königin gemacht ward, daß, wenn Spanien die Bedingungen der Quadrupel-Allianz annähme, ihre Tochter die Gemahlin Ludwig's XV. werden solle. Elende Ränke hatten nun leichtes Spiel, Alberoni's Sturz zu vollenden. Die Amme Elisabeth's, Laura Piscatori, durch Gold vom Cardinal Dubois gewonnen, machte die Absichten und Handlungen des kühnen

Digitized by Google

Ministers dem furchtsamen Könige verdächtig, und ehe Alberoni etwas vermuthete, erhielt er (am 5. Dec. 1719) Befehl, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Nachdem er unter mancherlei Gefahren umhergeirrt war, begab er sich mit seinen bedeutenden Schätzen nach Rom, wo er noch lange genug (bis 1752) lebte, um die Erfüllung mancher seiner Entwürfe zu sehen. Zunächst wurde der Friede wieder hergestellt (17. Febr. 1720), da Spanien am 26. Januar die Bedingungen der Quadrupel-Allianz annahm.

Einige Jahre nach der Entfernung Alberoni's legte Philipp V. in einem der bei ihm so gewöhnlichen Anfälle von Trübsinn, Schwermuth und Gewissensangst, die Regierung nieder und übergab sie seinem ältesten Sohne Ludwig (Jan. 1724). Da aber dieser siebzehnjährige Fürst schon nach sieben Monaten an den Kinderblattern starb, bestieg Philipp den Thron noch einmal, ohne auf demselben mehr Ruhe und Befriedigung zu finden als vorher. Seine Melancholie wuchs und stieg bis zur Geisteszerrüttung. Er brachte zuweilen sechs Monate fortwährend im Bette zu, ohne sich den Bart scheeren, die Nägel abschneiden und reine Wäsche reichen zu lassen, und wenn das Hemde endlich auseinander fiel, nahm er nur ein vorher von der Königin getragenes an, aus Furcht in einem andern vergiftet zu werden. Zuweilen hielt er sich für todt, und fragte, warum man ihn nicht begrabe. In anderen Zeiten konnte man ihn Monate hindurch nicht dahin bringen, daß er sich zu Bette begab. Die Königin mußte die Befriedigung des Ehrgeizes, die Staatsgeschäfte zu lenken, durch das nicht sehr beneidenswerthe Geschäft erkaufen, einen solchen Gemahl zu beaufsichtigen und ihm Gesellschaft zu leisten; ja sie mußte sich zuweilen auch harte Mißhandlungen und Schläge von ihm gefallen lassen *). Von der fernern Einmischung Spanien's in die Welthändel zu reden, wird sich später der Anlaß darbieten.

---

4. England bis auf Georg.

Nach dem Tode des Königs Wilhelm III. hatte seine Schwägerin Anna, die zweite Tochter des vertriebenen Jakob II., in Gemäßheit der angeordneten Erbfolge, den britischen Thron bestiegen. Die Regierung

*) Duclos, Mémoires secrèts, T. II. p. 378.

Digitized by Google

Anna's fiel mitten in den spanischen Erbfolgekrieg, dessen Gang und Ausgang in ihrer Geschichte das Hauptmoment bildet. Sie selbst war eine Frau ohne ausgezeichnete Gaben, der es bei dem herben Mißgeschick, sich erblos zu sehen und das Königreich einem fremden Hause überlassen zu müssen, nachdem sie dreizehn Kinder geboren, nicht an Launen gebrach. Für die inneren Verhältnisse des britischen Reichs wurde ihre Regierung vornehmlich wichtig durch die Union zwischen Schottland und England, welche zum großen Vortheil des letztern im Jahre 1706 zu Stande gebracht wurde. Der alte Haß beider Völker, die Verschiedenheit ihrer kirchlichen Verfassung, die Furcht Schottland's vor der Theilnahme an den größeren Abgaben England's, die Beschränkung seiner bisherigen Rechte, da nur sechzehn schottische Peers und fünfundvierzig Abgeordnete der Gemeinen in das englische Parlament aufgenommen werden sollten, — dies Alles schien dem Werke unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen. Nicht wenige Schotten erkannten, daß durch diese Vereinigung das selbständige Leben ihres Landes vernichtet, und das uralte Königreich der Duncans und Malcolms nun ganz in eine Provinz des mächtigen Nachbarstaates verwandelt werden würde, dem es, seit dem Uebergange des Stuart'schen Hauses auf den englischen Thron, schon der That nach unterwürfig war. Aber die Kunst der Minister vereitelte den Widerstand gegen eine Maßregel, die anderseits zu sehr durch natürliche Verhältnisse und durch die räumliche Lage unterstützt ward, als daß sie, bei der Richtung des modernen Welt- und Staatsgeistes, für immer hätte fehlgehen können. Nur die schottische Kirche behauptete ihre eigenthümliche, von der bischöflichen Kirche England's ganz unabhängige Verfassung.

Die stärksten Gegner der Union waren die Freunde des Hauses Stuart gewesen, die noch immer die Wiedererhebung desselben wenigstens auf den schottischen Thron, und dadurch eine gänzliche Trennung von England beabsichtigten. Aber diese Partei, die vor der Vereinigung ihre Zwecke nicht hatte erreichen können, schien nach derselben sich ihrem Ziele zu nähern, als in den letzten Jahren der Königin, seit dem Sturze der Whigs und dem Emporkommen der Tories, die Wiederherstellung des Stuart'schen Hauses von der Regierung selber betrieben ward. Durch eine im Jahre 1701 auf Veranlassung Wilhelm's III. ergangene Parlamentsacte war nach dem Tode des jungen Herzogs von Gloceſter, Sohnes der damaligen Prinzessin Anna, die Thronfolge in der Art festgesetzt worden, daß nur diejenigen Abkömmlinge des königlichen Hauses, die sich zur protestantischen Kirche bekannten oder bekennen würden, mit

Digitized by Google

beſtändiger Ausſchließung aller katholiſchen Glieder, zur Krone England's gelangen ſollten. Dadurch war die verwitwete Kurfürſtin Sophie von Hannover, die als Tochter der unglücklichen Pfalzgräfin und Böhmenkönigin Eliſabeth eine Enkelin König Jakob's I. war, in ihrem hohen Alter zur Erbin von Britannien erklärt worden. Denn das katholiſche Bekenntniß ſchloß nicht nur den Sohn Jakob's II. aus, ſondern auch das von der Tochter Karl's I. abſtammende Haus Savoyen. Allein die Königin Anna ſelbſt, von Gewiſſenszweifeln über die unrechtmäßige Verdrängung ihres Bruders gequält, wünſchte deſſen Wiedereinſetzung, und ſie war deshalb der von den Whigs betriebenen Herüberkunft des hannoveriſchen Kurprinzen entgegen; der eine ihrer Miniſter, Lord Oxford, ſtand mit dem Stuart'ſchen Hofe in Verbindung, und der andere, Lord Bolingbroke, war dieſem Hauſe gänzlich ergeben. Das Benehmen des Prätendenten, der ſich unter dem Namen eines Ritters von St. Georg noch immer in Lothringen aufhielt, ſein Streben ſich günſtig für die biſchöfliche Kirche zu zeigen, der zu Wien gemachte Antrag ihm eine Erzherzogin zur Gemahlin zu geben, — dies Alles vermehrte die Beſorgniſſe der Whigs. In jeder Parlamentsſitzung erſchollen Klagen über die Gefahr der proteſtantiſchen Erbfolge; es wurden ſogar Plane zu gewaltſamer Herbeiholung des hannoveriſchen Fürſten gemacht. Und gerade dieſe hätten das entgegengeſetzte Wagniß, das bei der Furchtſamkeit der Königin und bei dem Zwieſpalt ihrer Miniſter ſo lange unausführbar geweſen war, endlich doch herbeiführen können, wenn nicht der Tod der Königin (am 12. Auguſt 1714) allen Beſorgniſſen ein Ende gemacht hätte.

Da die Kurfürſtin Sophie ſchon vorher (am 18. Juni 1714) geſtorben war, ſo beſtieg ihr Sohn, der Kurfürſt Georg Ludwig (geboren 1660), als König Georg I. ungehindert den Thron. Er war ein Fürſt ohne Geiſt und Herz, bei kirchlicher Frömmigkeit nicht minder der Wolluſt ergeben als der ihm bald befreundete Herzog-Regent von Frankreich, hart gegen ſeine Gemahlin Sophie von Zelle, die er einen Liebeshandel mit dem Grafen von Königsmark durch lebenswieriges Gefängniß im Schloſſe Ahlden büßen ließ, grauſam gegen beſiegte Gegner, in der Politik ganz von dem allgemein herrſchenden Grundſatze durchdrungen, daß Alles, was Vortheil bringe, erlaubt ſei. In England, deſſen Sprache er nicht verſtand, überließ er die Regierung den Whigs, welche die Ausſchließung der Stuarts bewirkt hatten. Townſhend ward Staatsſecretair, Robert Walpole Kanzler der Schatzkammer, Marlborough, der nun aus ſeiner Verbannung triumphirend zurückkam, wieder

Digitized by Google

Oberbefehlshaber des Heeres. Dagegen ward gegen die drei Häupter des vorigen Miniſteriums, Bolingbroke, Ormond, Oxford, wegen des Utrechter Friedens und wegen Begünſtigung des Prätendenten, eine Anklage erhoben.

Die beiden erſten entzogen ſich derſelben durch die Flucht und begaben ſich nach Lothringen zu dem Prätendenten, der jetzt einen Verſuch machen wollte, wenigſtens den Thron von Schottland zu erlangen. Der Graf Mar hatte dort wirklich ſeine Fahne aufgeſteckt, und ihn als Jakob III. zu Caſtletown zum Könige ausgerufen. Eine große Menge Mißvergnügter ſammelte ſich zu ihm. Aber die Miniſter, beſonders Walpole, zeigten Thätigkeit und Zuverſicht, und das Parlament unterſtützte ſie mit Nachdruck. Schon früher hatte es einen Preis von 100,000 Pfund auf den Kopf des Prätendenten geſetzt; nunmehr ſuſpendirte es die Habeas-Corpus-Acte und bewilligte große Geldſummen. Unter dem Herzoge von Argyle ward ein ſtarker Heerhaufe abgeſchickt, und von den Holländern Hülfsvolk geholt. Dieſe raſchen und wohlgeleiteten Anſtalten vereitelten den Plan der Feinde. Der Herzog von Argyle ſchlug einen Theil der Jakobiten unter dem Grafen Mar bei Dumblain, und verhinderte dadurch ihre Vereinigung mit denen im Süden; Carpenter zerſtreute ihre übrige Macht bei Preſton. Als daher der Prätendent in Schottland landete (Januar 1716), war ſein ganzer Anhang ſchon nicht mehr beiſammen, und es blieb ihm nichts übrig, als nach kurzem Aufenthalte zu Perth nach Frankreich zurückzukehren.

Drei Lords und eine Anzahl geringerer Leute büßten ihre Anhänglichkeit an den Prätendenten mit dem Leben. Aber ein feſteres Bollwerk als die Furcht, welche die Blutgerichte bewirkten, wurde für den neuen Thron das wichtige Geſetz von der ſiebenjährigen Dauer des Parlaments (Septennial bill), während bis dahin alle drei Jahre eine Erneuerung ſtatt gefunden. Es ging gleich nach Unterdrückung des Aufruhrs in beiden Häuſern mit großer Stimmenmehrheit durch, und wurde von der allgemeinen Meinung unter den damaligen Umſtänden für ebenſo nothwendig erachtet wie die Beibehaltung einer beſtändigen bewaffneten Macht. In eben dem Maaße, als unter dem Einfluſſe jener Septennalität die Macht der aus der Nation erwählten Staatskörperſchaft wuchs, entwickelte ſich für den neuen Herrſcherſtamm größere Abhängigkeit von der Gewalt nationaler Meinungen und Intereſſen, ſo daß es im Laufe der Zeiten für einen König von England immer ſchwerer wurde, als ſolcher eine perſönliche Eigenthümlichkeit geltend zu machen, und daß er mehr und mehr als bloßer Würdenträger eines

Digitized by Google

von inneren Kräften bewegten und im Gange erhaltenen Gemeinwesens erschien.

Die auswärtige Politik des neuen Königs bestimmte sich vorzüglich nach den Verhältnissen seiner deutschen Erbländer, die ihm eigentlich mehr als sein Königreich am Herzen lagen. Als Kurfürst von Hannover war er, wie wir sahen, in eine feindliche Stellung gegen Schweden gerathen, indem er die dieser Krone gehörigen Länder Bremen und Verden während des Nordischen Krieges von den Dänen erkauft hatte (1715). Karl XII., mit Recht darüber erbittert, wollte sich an dem Könige von England rächen. Die schwedischen Gesandten in London und im Haag ließen sich daher mit den Mißvergnügten in Unterhandlungen ein, und machten Plane mit dem Prätendenten, die Georg I. seinerseits durch neue Verbindungen mit den europäischen Mächten zu vereiteln strebte. Die politischen Verwickelungen, in welche England hierdurch gerieth, sind uns im Wesentlichen bereits bekannt.

Das unter Wilhelm III. entstandene Anleihewesen wurde unter Georg's I. Regierung durch Bildung eines Tilgungsfonds, der aus Herabsetzung der Zinsen von fünf auf vier vom Hundert entstand, auf eine festere Form gebracht. Obgleich derselbe, der ursprünglichen Absicht nach, zur Abzahlung des Schuld-Capitals dienen sollte, das beim Tode Georg's I. funfzig Millionen Pfund betrug, ist er doch späterhin nur selten dazu gebraucht worden; er hat indeß immer zur Aufrechthaltung des Credits und folglich des Anleihewesens gedient. Durch dieses ist offenbar in dem englischen Staate ein eigenes dem ministeriellen Ansehen günstiges Geldinteresse entstanden, das an die Regierung sich anschließt und nichts mehr fürchtet, als einen gewaltsamen Stoß, der die regelmäßige Bezahlung der Zinsen unterbrechen könnte. Zugleich ward dadurch eine große Leichtigkeit gewährt, diejenigen Summen zu erhalten, welche der Kampf um die Behauptung der Seeherrschaft erforderte, zu dem der immer höher steigende, durch das Anleihesystem selbst begünstigte Gewerbfleiß das englische Volk hindrängte.

Wie diese Richtung der Staaten auf Handel und Gewinn allmählig auch in die Gemüther und in die Sinnesart der Völker selber eindrang, davon hat schon die französische Geschichte in den Thorheiten des Missisippi-Handels ein Beispiel gegeben. Auch in England zeigte sich ein ähnlicher Taumel. Wenn in den Zeiten, wo die Religion noch einen Mittelpunkt für die Gefühle von ganz Europa hergab, ein armer Einsiedler durch Verkündigung der Schmach des heiligen Grabes die Welt in Bewegung und Begeisterung setzte, um in fernen Gegenden das ewige Heil zu erwerben,

Digitized by Google

so sehen wir nun die Propheten des Geldes durch Aussichten großen Gewinnes die Völker entzücken.

Ein gewisser Blount schlug der englischen Regierung vor, alle von den einzelnen Geldgesellschaften erhaltenen Vorschüsse auf die Südsee-Compagnie zu übertragen. Man stellte zwar die Gefahr vor, einer einzelnen Körperschaft durch Zugestehung eines Capitals von vielen Millionen einen Einfluß zu geben, welcher der Freiheit des Volkes selbst gefährlich werden könnte, und wie sicher es dagegen sei, mehrere einzelne Gläubiger zu haben; dennoch erhielt der Vorschlag die Genehmigung des Parlaments. Jeder eilte nun, gelockt von den Handelsvortheilen, welche die Gesellschaft versprach, seine Schuldforderungen an den Staat an die Compagnie zu verschreiben. Als vollends Blount ausbreitete, es sei im Werke, Gibraltar und Port Mahon an Spanien gegen mehrere Plätze in Peru zu vertauschen, erhob die Aussicht auf einen nicht zu berechnenden Gewinn die ausgegebenen Papiere der Compagnie weit über ihren wahren Werth. Alles, ohne Unterschied des Standes, des Geschlechts oder der Parteien, eilte zu dem Comptoir der Compagnie; Staatsmänner und Geistliche, Whigs und Tories, Episcopalen und Dissenters, Aerzte und Kaufleute, selbst Schaaren von Frauen strömten herbei. Alle anderen Bestrebungen und Geschäfte wurden vernachlässigt; die allgemeine Geldgier, die von der Südsee-Compagnie nicht ganz befriedigt werden konnte, suchte bei anderen ähnlichen Gesellschaften Zuflucht. Es kamen über hundert solcher Unternehmungen (bubbles), zum Verderben vieler Tausende, zum Vorschein. Die Summen, welche auf diese Weise und durch solche Plane erhoben werden sollten, beliefen sich nach einer ungefähren Abschätzung auf 300 Millionen Pfund Sterling; eine Summe, die den Werth aller Ländereien in England überstieg. Dieser Südseetaumel dauerte aber nur eine kurze Zeit, und die Stocks begannen plötzlich zu fallen. Nun erwachte man aus dem Traume, und die Ebbe ließ mit eben solcher Schnelligkeit den eingebildeten Reichthum stranden, als die Fluth der Hoffnung ihn in die Höhe getragen hatte (1719).

Georg I. starb auf einer Reise, die er in seine deutschen Erbstaaten unternommen hatte, am 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. (1727—1760) besaß viel natürlichen Muth, war regelmäßig und methodisch in seiner Lebensweise und fähig, sich mit Beharrlichkeit einem Geschäfte zu widmen; dabei war er jedoch zornsüchtigen und halsstarrigen Temperaments und von verschlossenen kalten Manieren. Wie sein Vater hegte er eine Vorliebe für Deutschland und sah die Interessen seines Königreichs als denen seines Kurfürstenthums untergeordnet

Digitized by Google

an. Seiner Gemahlin, Karoline von Anſpach, einer Frau von ausgezeichnetem Geiſte, war er mit großer Anhänglichkeit ergeben und hatte unbedingtes Vertrauen zu ihrem Urtheil; dennoch war er ihr untreu, und der Hof von England bot noch immer das Schauſpiel von königlichen Maitreſſen in der Perſon der Lady Yarmouth und der Frau Howard dar; der König geſtattete ihnen jedoch nicht den geringſten Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats*).

Den Haupteinfluß übte Robert Walpole, den Georg II. als Miniſter beibehielt. Walpole, ein entſchiedener Whig und ausgezeichneter Finanzmann, bewährte ſich nach wie vor als Beförderer allmähliger Reformen. Obwohl ſittenlos, verſchwenderiſch und auf Bereicherung ſeiner Familie durch einträgliche Stellen bedacht, erwarb er ſich doch durch ſeine geſchickte Verwaltung große Verdienſte um die Einkünfte des Staats, um den Handel und den Wohlſtand der Nation. Daß er dem Parlament gegenüber den Weg der Beſtechung mittelſt des Syſtemes der Penſionen nicht verſchmähte, kann nicht bezweifelt werden; dennoch hatte er jederzeit eine mächtige Oppoſition wider ſich, die auch jenes Syſtem heftig bekämpfte, namentlich durch die ſeit 1730 wiederholt eingebrachte Penſionsbill, welche nur am Oberhauſe ſcheiterte. Um den Schmuggel zu verhindern und die Staatseinnahmen zu vermehren, faßte er den Plan, die Waaren bei der Einfuhr nur mit einer geringen Zollquote zu belegen, dann aber in Magazinen zu deponiren, und erſt beim Verkauf den Ueberreſt des Zolles erheben zu laſſen. Dieſen Plan ſollte die im März 1733 von ihm eingebrachte Acciſebill für den Artikel Tabak ins Leben führen; zugleich ſollte die Abgabe darauf erhöht und dagegen die Grundſteuer abgeſchafft werden. Aber der Widerſtand der dabei betheiligten Volksklaſſen war ſo heftig, daß der perſönlich bedrohte Miniſter ſchon nach der erſten Leſung beſchloß, die Bill wieder zurückzuziehen. In Bezug auf die Führung der auswärtigen Angelegenheiten war Walpole nicht minder friedfertig geſinnt als Fleury, der Miniſter Frankreich's; dennoch konnte er es ſchließlich gleichwie dieſer nicht verhindern, daß ſein Vaterland in weitausſehende Kriege verwickelt ward. Mit dem Jahre 1739 brach, wie wir ſpäter ſehen werden, zunächſt ein langwieriger Krieg mit Spanien aus, der alsbald auch zu einem Kampf mit Frankreich und zur Theilnahme am öſterreichiſchen Erbfolgekriege führte.

*) Keightley, a. a. O. Bd. II. S. 669.

Digitized by Google

5. Kaiser Karl VI.
(1711—1740.)

Obgleich die Friedensschlüsse zu Utrecht, Rastadt und Baden die große Streitfrage über den Besitz der spanischen Monarchie entschieden, und den durch dieselbe veranlaßten Krieg Frankreich's mit den Seemächten, mit dem Kaiser und dem deutschen Reiche beendigt hatten, war doch zwischen den eigentlichen Parteien, Oesterreich und Spanien, kein Friede geschlossen worden, und das feindliche Verhältniß Kaiser Karl's VI. und König Philipp's von Spanien dauerte auch ohne Krieg fort. Die Erschöpfung der österreichischen Monarchie, die sich in den letzten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges gezeigt und selbst dem Prinzen Eugen die Nothwendigkeit des Friedens mit Frankreich einleuchtend gemacht hatte, hinderte überdies nicht, daß sich der Kaiser oder vielmehr Prinz Eugen, der alle Entschlüsse desselben bestimmte, schon zwei Jahre nachher in einen Türkenkrieg einließ.

Die Republik Venedig hatte durch den Carlowitzer Frieden im Jahre 1699 den Besitz des ehemaligen Peloponneses oder der Landschaft Morea erworben, aber den Bewohnern die christliche Herrschaft nicht preiswürdig gemacht. Die Nobili, die dort als Landpfleger walteten, übten in noch größerem Maaße als die türkischen Paschas gethan hatten, Druck und Verachtung; die Griechen aber erwiederten dies mit stärkerem Hasse, und hofften auf die Rückkehr des türkischen Joches als auf den Moment der Befreiung. Ueberhaupt waren die Grundsätze der venetianischen Staatsverwaltung für andersgläubige Unterthanen nicht milder wie die türkischen, und die Bekenner der verschiedenen christlichen Kirchenformen erfuhren von einander geringere Duldung, geschweige Anerkennung, als von den Anhängern des Islam. So geschah es, daß, als die Türken im Jahre 1714 der Republik den Krieg erklärten und gleichzeitig in Morea eindrangen, das Land binnen wenigen Monaten mit Hülfe der Griechen von ihnen eingenommen ward. Auch die beiden Festungen Suda und Spina longa, welche die Venetianer noch in Candia besaßen, geriethen in die Hände der Türken.

Dieser vom Waffenglück gekrönte Treubruch der Pforte erregte in Wien Besorgniß für die Sicherheit der im Carlowitzer Frieden von derselben an Oesterreich abgetretenen Provinzen, und auf die Kunde, daß die Türken große Rüstungen vornähmen, wurden Gegenanstalten getroffen. Da Venedig die Gewährleistung des Carlowitzer Friedens geltend machte und den Beistand des Kaisers forderte, wurde am 13. April 1716 ein

Digitized by Google

Bündniß beider Staaten geschlossen. Der Kaiser wünschte jedoch den Krieg zu vermeiden, und bewarb sich um die Vermittelung der Seemächte zur Wiederherstellung und Erhaltung des Friedens. Plötzlich aber, im Juli 1716, erklärte ihm die Pforte den Krieg.

Diese Aeußerung ihres Hochmuthes kam ihr theuer zu stehen. Prinz Eugen erschlug am 5. August 1716 den Großvezir mit dem größten Theile seines Heeres bei Peterwardein in einer großen Schlacht, und eroberte, nachdem am 13. October Temeswar gefallen war, das Banat und die Wallachei. Der Feldzug des Jahres 1717 ließ sich weniger günstig an. Eugen befand sich mehrere Monate hindurch in einem verschanzten Lager vor Belgrad, mit 40,000 Mann einem Heer von 200,000 Türken gegenüber, in einer höchst gefährlichen Lage. Aber am 16. August brach er unter dem Schutze eines starken Nebels aus seinen Verschanzungen hervor, überraschte die Türken und brachte ihnen abermals eine große Niederlage bei. Die Folge dieses Sieges war, daß sich Belgrad am 18. August ergab, und bald nachher die Plätze Sabätsch, Semendria und Orsowa diesem Beispiele folgten.

Papst Clemens XI. hatte gleich Anfangs die lebhafteste Theilnahme an dem Kriege bezeigt, und dem Kaiser den Zehnten der geistlichen Einkünfte in dessen Erbländern bewilligt. Da auch der spanische Hof sich stellte, zur Bezwingung der Ungläubigen mitwirken zu wollen, und in der That einige Schiffe zur venetianischen Flotte stoßen ließ, ertheilte er demselben durch zwei Bullen die Erlaubniß, sowohl in Spanien als in Indien von der Geistlichkeit beträchtliche Summen zu erheben. Aber anstatt die hiervon ausgerüsteten Truppen gegen die Türken zu senden, verwandte sie Alberoni zur Ausführung seiner oben geschilderten Plane auf Sardinien und Sicilien.

Diese Angriffe und die in Folge der Entwürfe Alberoni's eintretenden politischen Verwickelungen machten es dem Kaiser wünschenswerth, Frieden mit der Pforte zu haben. Es war ihm daher sehr willkommen, daß sie selbst die ersten Eröffnungen machte. Am 21. Juli 1718 wurde, unter Vermittelung der Seemächte, zu Passarowitz Friede zwischen den drei Betheiligten auf den Fuß des Besitzstandes geschlossen, so daß das Banat mit Temeswar ganz Serbien mit Belgrad, die Wallachei bis an die Aluta, ein Theil von Croatien und Bosnien, und die ehemaligen türkischen Besitzungen in Slavonien dem Kaiser verblieben, die Pforte aber den Peloponnes behielt.

Die Händel des Kaisers und der ihm verbündeten Seemächte mit Spanien wurden nach Alberoni's Sturz im Beginn des Jahres 1720 bei-

Digitized by Google

gelegt. Die definitive Feſtſetzung aller in der Quadrupel-Allianz berührten und ſonſt noch ſtreitigen Verhältniſſe wurde einem in Cambray zu haltenden Congreſſe vorbehalten. Dieſer Congreß kam wirklich zuſammen; die vermittelnden Mächte, England und Frankreich, nahmen aber auf demſelben einen ſo hohen Ton gegen den Kaiſer und gegen den König von Spanien an, daß beide Höfe ſich hierdurch beleidigt fanden und einander ſich näherten. Ein ſpaniſcher Geſandter, Baron von Ripperda, wurde nach Wien geſchickt. Während derſelbe noch unterhandelte, ſchickte im April 1725 der neue Premier-Miniſter Ludwig's XV., der Herzog von Bourbon, die ſeit 1720 zu Verſailles als künftige Gemahlin Ludwig's erzogene Infantin nach Spanien zurück, indem er für den König um eine andere Gemahlin werben wollte. Dieſe Beleidigung des madrider Hofes von Seiten Frankreich's beſchleunigte deſſen Ausſöhnung mit dem Kaiſer. Der Congreß zu Cambray löſte ſich auf, und ſchon am 30. April 1725 kam in Wien ohne alle fremde Vermittelung ein vollkommener Friede zwiſchen dem Hauſe Oeſterreich und der Krone Spanien zu Stande. Das deutſche Reich trat am 20. Juli bei. Die in der Quadrupel-Allianz ausgemachten Punkte wurden beſtätigt. Der Kaiſer erkannte Philipp V. als den rechtmäßigen Beſitzer der ſpaniſchen Monarchie an; Philipp V. verzichtete ſeinerſeits auf Neapel, Sicilien, Mailand und die Niederlande, erhielt aber für ſeinen jüngern Sohn Don Carlos die Zuſicherung der Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza. Zugleich übernahm er die Gewährleiſtung der ſogenannten pragmatiſchen Sanction, eines vom Kaiſer errichteten Hausgeſetzes, wodurch die Erbfolge in der öſterreichiſchen Monarchie, in Ermangelung männlicher Erben, der älteſten Tochter Karl's VI. zugeſichert ward.

Dieſes Geſetz lag dem Kaiſer ſeit dem Anfange ſeiner Regierung als Hauptgegenſtand ſeiner Sorgen am Herzen. Er ſelbſt war der einzige männliche Abkömmling des habsburgiſchen Stammes, und aus ſeiner Ehe mit Eliſabeth von Braunſchweig wurden ihm, nach einem Prinzen, der in den erſten Monaten ſtarb, nur Töchter geboren. Da aber auch ſein älterer Bruder, Kaiſer Joſeph I., zwei Töchter hinterlaſſen hatte, konnte es zweifelhaft ſcheinen, ob nicht die Erbfolge mit größerm Rechte der älteſten derſelben gehöre. Karl war daher darauf bedacht, die Anſprüche, welche im Fall ſeines Todes aus dieſem Umſtande erhoben werden konnten, in voraus zu beſeitigen. Er ließ die joſephiniſchen Prinzeſſinnen bei ihren Vermählungen nach Sachſen und Baiern auf die Erbfolge in Oeſterreich Verzicht leiſten und die Stände der Erbſtaaten das von ihm errichtete Geſetz förmlich anerkennen. Dies geſchah zuerſt 1720 auf den Landtagen in

Digitized by Google

Oesterreich und in Schlesien; dann 1722 in Ungarn und Siebenbürgen; 1723 in Böhmen, und zuletzt 1724 in den Niederlanden. Auch die auswärtigen Mächte sollten für die Sanction Gewähr leisten. Vergebens bemerkte Eugen, daß eine Armee von zweimal hunderttausend Mann und eine gefüllte Schatzkammer die sicherste Bürgschaft für die Thronfolge der Erzherzogin Maria Theresia abgeben würden. Der Kaiser, der ein sehr rechtlicher Mann war und dabei großen Werth auf Förmlichkeiten setzte, konnte sich von der Ueberzeugung nicht trennen, daß unter dem Schutze urkundlicher Anerkennungen sein Hausgesetz ganz unangefochten ins Leben treten werde. Die zugesicherte Gewährleistung Spanien's im Wiener Frieden erschien ihm daher als ein großer Gewinn. Außerdem hatte er die Freude, daß Spanien einer von ihm zu Ostende errichteten ostindischen Handelsgesellschaft, welcher die anderen Seemächte aus Handelsneid alle möglichen Schwierigkeiten entgegenstellten, in einem am 1. Mai 1725 geschlossenen Handelsvertrage dieselben Vorrechte und Freiheiten in Spanien und Indien einräumte, die ehemals die vereinigten Niederlande genossen hatten.

Die Bereitwilligkeit des madrider Hofes für die Wünsche des Kaisers entsprang zum Theil aus der Hoffnung, daß der Prinz von Asturien mit der Erzherzogin Maria Theresia vermählt und hierdurch Besitzer der ganzen österreichischen Monarchie werden würde. Der Baron Ripperda betrieb diese Angelegenheit, und hegte auch noch andere Entwürfe. Spanien und Oesterreich sollten sich vereinigen, den englischen Prätendenten auf den Thron seiner Väter zu setzen und den spanischen Boden durch Wiedereroberung von Gibraltar und Port Mahon von der eingedrungenen Herrschaft der Engländer zu befreien. Das geheime Bündniß, welches gleichzeitig mit dem Vertrage zu Wien abgeschlossen worden war, setzte indeß nur fest, daß Spanien dem Kaiser mit 15 Kriegsschiffen und 20,000 Mann, der Kaiser dem Könige von Spanien mit 30,000 Mann zu Hülfe ziehen und wegen Gibraltar's und Minorka's (Port Mahon) seine guten Dienste verwenden solle; alles Uebrige war bloß mündliches Uebereinkommen. Ripperda, sei es aus prahlerischer Eitelkeit oder aus übler Berechnung, kramte alsbald in seinen Unterhaltungen die geheimen Verabredungen der einen und der andern Art aus.

Die Kunde davon versetzte den König Georg I. und dessen friedliebenden Minister Walpole um so mehr in Besorgniß, als sie bald darauf erfuhren, daß die Kaiserin Katharina I. von Rußland, welche kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, durch die Schmeicheleien des Wiener Hofes dahin gebracht worden war, dem Bündnisse beizutreten. Der englische

Digitized by Google

Minister bemühte sich daher, einen Gegenbund zu Stande zu bringen. Die Hauptglieder desselben sollten England und Frankreich sein; nach der Richtung aber, welche die damalige Staatskunst angenommen hatte, mußten noch mehrere Genossen angeworben werden. König Georg verfiel auf Preußen und reiste selbst nach dem Festlande, um den König Friedrich Wilhelm I. zu gewinnen. Im September 1725 kam ein Bündniß dieser drei Mächte in Herrenhausen zum Schlusse, durch welches Frankreich als Bürge des westphälischen Friedens und die Könige von England und Preußen als Glieder des deutschen Reichskörpers sich vereinigten, einander beizustehen, um Alles zu entfernen, was die Ruhe oder den durch jenen Frieden bestimmten Zustand des Reichs und Europa's stören könnte. Für den Fall, daß der Krone Frankreich wegen der Hülfe, die sie vertragsmäßig zu leisten hatte, vom deutschen Reiche der Krieg erklärt werden sollte, verpflichteten sich England und Preußen, keine Truppen-Contingente dazu zu stellen oder, wofern sie sich hiervon nicht losmachen könnten, sich doch so zu verhalten, daß ihrer gegenwärtigen Verbindung Genüge gethan würde. Im folgenden Jahre, am 9. August 1726, traten die Generalstaaten der vereinigten Niederlande dem Bündnisse bei. Dagegen wurde der König von Preußen durch den österreichischen Gesandten Seckendorf demselben abtrünnig gemacht; er schloß nun am 12. October vielmehr ein Bündniß mit dem Kaiser, und bald darauf mit Rußland. Die Herrenhäuser Alliirten verstärkten sich aber ihrerseits durch den Beitritt von Schweden, Dänemark und Sardinien. Es schien, als wenn ganz Europa in Flammen gesetzt werden sollte, obwohl alle genannten Mächte im Eingange ihrer Verträge von nichts als von ihrem aufrichtigen, auf Erhaltung des Friedens gerichteten Verlangen redeten. England sandte drei Flotten aus, eine in das baltische Meer, um Rußland zu schrecken; die andere nach Indien, um der spanischen Silberflotte aufzulauern; die dritte nach dem mittelländischen Meere, um Gibraltar und Port Mahon zu retten.

Trotz so drohender Vorzeichen gelang es den Bemühungen des päpstlichen Nuntius Grimaldi in Wien, den wirklichen Ausbruch des Ungewitters zu hintertreiben. Er legte im Einverständnisse mit dem kaiserlichen Hofe den Gesandten Frankreich's und der Generalstaaten einen Vergleichs-Entwurf vor, dessen Hauptpunkt darin bestand, daß die Handelsgesellschaft von Ostende auf sieben Jahre suspendirt und die zwischen den Mächten eingetretenen Streitigkeiten auf einem in Aachen zu haltenden Congresse untersucht und entschieden werden sollten. Dieser Entwurf wurde angenommen, und nur die Einwilligung Spanien's fehlte noch, als König Georg I. am 22. Juni 1727, während seines Aufenthalts in den deutschen

Digitized by Google

Erbstaaten, starb. Die definitive Beilegung des Zwistes zog sich nun in die Länge. Der Congreß wurde gehalten, zwar nicht zu Aachen, sondern zu Soissons, erfüllte aber die gehegten Erwartungen nicht.

Während desselben verwandelte sich die warme Freundschaft des Hofes zu Madrid mit dem Hofe zu Wien in Kaltsinn, weil jener erfuhr, daß es dem Kaiser kein Ernst war, seine älteste Tochter mit dem Prinzen von Asturien zu vermählen. Spanien schloß sogar am 9. Nov. 1729 zu Sevilla, hinter dem Rücken seines Bundesgenossen mit Frankreich und England einen Bundesvertrag, der gegen den Kaiser gerichtet zu sein schien. Dieser nahm besonders die darin enthaltene Bestimmung, daß zur Sicherstellung der Erbfolge des spanischen Prinzen Don Carlos in Toscana, Parma und Piacenza sogleich 6000 Mann spanischer Truppen nach Italien geführt und in die festen Plätze gelegt werden sollten, so übel, daß er sich darüber gegen den deutschen Reichstag als über eine schwere Verletzung seiner und des Reiches Ehre und Rechte (denn jene Herzogthümer wurden als Reichslehen betrachtet) bitter beschwerte. „Der Tractat von Sevilla," erklärte er, „müsse um so größeres Aergerniß erwecken, als durch denselben die wesentlichen Bande der menschlichen Freundschaft und Gemeinschaft zerrissen worden. Wenn zwischen christlichen Mächten über einen Dritten auf solche Art verfahren werden sollte, würde Treu und Glauben aus dem Grunde zerstört werden. Man kehre sich im mindesten nicht an das, was in den vorigen Tractaten noch vor kurzem unter den feierlichsten Versprechungen zum Grundsteine der allgemeinen Friedenshandlung gesetzt worden; man nehme keine Rücksicht auf die ausgestellten Reversalen und Garantie-Instrumente; man handle und verordne noch bei Lebzeiten der jetzigen rechtmäßigen Besitzer nur nach Belieben über die Reichslande und Gerechtsame wie über Eigenthum, und achte Kaiserliche Majestät und das Reich gleichsam zu geringe, um dessen Einwilligung zu begehren. Es sei aber mit Kaiserlicher Majestät und dem Römischen Reiche zu einer solchen Noth noch nicht gekommen, daß dieselben solche Eingriffe mit geschlossenen Armen dulden und, auf eine so verächtliche Art bei Seite gesetzt, zusehen müßten, wie ein aus großer Wohlthat kaum angenommener Vasall gegen Vergleich, Ordnung und Gesetz sich selbst einsetzen wolle."

Die Freundschaft Spanien's mit England und Frankreich war jedoch von noch kürzerer Dauer wie das Bündniß mit dem Kaiser. Als durch die von dem letztern getroffenen Anstalten die Ueberführung der spanischen Truppen nach Italien verhindert ward, Frankreich und England aber ihre thätige Hülfe zur Bewerkstelligung dieser Absicht versag-

Digitized by Google

ten, weigerte sich Spanien, ihnen die im Tractat von Sevilla bewilligten Handelsvortheile einzuräumen. Inzwischen hatte sich England dem Wiener Hofe schon wieder genähert und die Annäherung bei demselben gute Aufnahme gefunden, in Folge des Wunsches, dessen Garantie der pragmatischen Sanction zu erhalten. In einem am 16. März 1731 geschlossenen Vertrage leisteten England und Holland dem Kaiser die gewünschte Garantie; der Kaiser aber versprach nunmehr, die Einwilligung der Reichsstände zur Ueberführung der spanischen Truppen in die italienischen Herzogthümer zu bewirken, ferner den Unterthanen England's und Holland's freien Handel nach Sicilien zu gestatten und, was ihm am schmerzlichsten fiel, die Handelsgesellschaft zu Ostende gänzlich und für immer aufzuheben.

Spanien trat diesem Vertrage bei, da die Königin Elisabeth dadurch den Zweck ihrer vieljährigen Bemühungen, ihrem Sohne Carlos eine unabhängige Herrschaft zu verschaffen, erreicht sah, und die Einsetzung des Infanten in die italienischen Lande wurde alsbald zur Ausführung gebracht. Kaum hatte die Königin von Spanien diesen Erfolg erlangt, als sie weiter darnach trachtete, die Besitzungen ihres Sohnes in Italien auf Kosten Oesterreich's durch Wiedergewinn der Königreiche Neapel und Sicilien zu vergrößern. Die Partei, welche der Kaiser, in Folge seines Bundes mit Rußland nach dem Tode des Königs August II. von Polen in den Händeln über die polnische Königswahl für den Kurfürsten von Sachsen gegen den von Frankreich begünstigten Stanislaus Leszinski, den Schwiegervater Ludwig's XV., ergriff, gab hierzu eine vortreffliche Gelegenheit. Sobald der Kurfürst von Sachsen unter dem Schutze russischer Waffen in Warschau zum Könige von Polen ausgerufen worden war, erklärte Frankreich im October 1733 an den Kaiser den Krieg; und Spanien that ein Gleiches, unter dem Vorwande, daß es wegen der nahen Verwandtschaft durch die dem Könige von Frankreich zugefügte Beleidigung sich selbst mit beleidigt fühle, und zudem sich über die Schwierigkeiten zu beklagen habe, die dem Infanten Carlos bei Besitznahme der ihm rechtmäßig gehörigen italienischen Staaten von Seiten des Kaisers erregt worden wären. Auch verbündete sich der König Karl Emanuel von Sardinien mit den bourbonischen Höfen, weil er, nach der in seinem Hause einheimischen Politik, berechnete, daß der auf den Krieg nicht vorbereitete Kaiser Verluste erleiden und als Antheil an der Beute für ihn ein Länderzuwachs entstehen würde. Da es an anderen Gründen zum Kriege fehlte, wurde in dem sardinischen Manifeste wiederum angeführt, daß der König mit den

Digitized by Google

bourbonischen Höfen zu nahe verwandt sei, um die denselben erwiesene Kränkung gleichgültig zu ertragen, und daß er dies um so weniger vermöge, als ihm selbst bei der Belehnung mit Savoyen, durch Anwendung eines andern Ceremoniels als einem gekrönten Haupte gebühre, von Seiten des kaiserlichen Hofes eine schwere Beleidigung angethan worden sei.

Drei französische Heere rückten ins Feld, um die Kriegserklärung zu verwirklichen. Das eine, unter dem Marschall Berwick, ging bei Straßburg über den Rhein und eroberte die Reichsfestung Kehl; das zweite besetzte Lothringen; das dritte führte der Marschall Villars nach Italien, wo der König Karl Emanuel seine Truppen mit demselben vereinigte. Zugleich landete ein spanisches Heer in Toscana, um unter Anführung des Infanten Don Carlos gegen Neapel zu ziehen. Der kaiserliche Hof war auf einen so vielfachen Angriff nicht vorbereitet, und sein nordischer Bundesgenosse noch nicht darauf eingerichtet, ihm Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Seine älteren Verbündeten, die Seemächte, hatten die Einmischung in die polnischen Händel gemißbilligt und versagten ihren Beistand. Mit Mühe gelang es ihm, das deutsche Reich zu bewegen, die Eroberung der Reichsfestung Kehl als einen Friedensbruch anzusehen und in Folge dessen an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen; der Gang desselben war aber auf allen Seiten höchst unglücklich. Prinz Eugen, der am Rhein commandirte, zeigte nur noch den Schatten seiner ehemaligen Feldherrngröße. Die festen Plätze Trier und Trarbach gingen gleich zu Anfange des Feldzuges von 1734 verloren, und auch die Reichsfestung Philippsburg mußte sich, obwohl der Marschall Berwick vor derselben durch eine Kanonenkugel getödtet worden war, am 18. Juli an die Franzosen ergeben. Noch unglücklicher waren die Kaiserlichen in Italien; Mailand wurde von den Franzosen und Sardiniern, Neapel und Sicilien von den Spaniern besetzt. Vergebens wandte sich der Kaiser mit den dringendsten Hülfsgesuchen an die Seemächte; die Holländer ertheilten ihm die schnöde Antwort: „Der gegenwärtige Krieg und dessen üble Folgen würden vermieden worden sein, wenn es Seiner Kaiserlichen Majestät gefällig gewesen wäre, auf den treuen und wohlgemeinten Rath ihrer Hochmögenden ein wenig mehr zu achten."

Nun näherte der kaiserliche Hof sich unmittelbar dem französischen. Daß inzwischen die Partei des Stanislaus Leszinski durch das Uebergewicht der russischen Waffen in Polen gänzlich unterdrückt worden war, und Stanislaus alle Aussicht verloren hatte den polnischen Thron zu

Digitized by Google

behaupten, erleichterte die Verständigung zwischen Frankreich und dem Kaiser, da jenes um so lieber die anderweitige für seinen Schützling angebotene Entschädigung annahm. Dieselbe bestand in den Herzogthümern Lothringen und Bar, nach deren Besitz die Könige von Frankreich seit einem Jahrhundert unablässig getrachtet hatten. Der Herzog Franz Stephan, der zum Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers, Maria Theresia, bestimmt war, sollte das Erbe seiner Väter dem Stanislaus überlassen, und dafür das Großherzogthum Toscana erhalten, sobald der letzte Mediceer mit Tode abgehe. Dieses Abkommen schien für alle Theile gleich vortheilhaft, nur nicht für das deutsche Reich, das dadurch willkürlich geschädigt und eines wichtigen Gliedes beraubt ward; der Herzog von Lothringen gewann statt seines unsichern, von dem mächtigen Nachbar unaufhörlich bedrohten Besitzthums ein gesichertes, größeres, schöneres und einträglicheres Land; Stanislaus erhielt für die polnische Krone eine ruhige Herrschaft an der Grenze Frankreich's, ohne von dieser ihm befreundeten Grenze etwas fürchten zu dürfen, da Lothringen und Bar nach seinem Tode als Erbtheil der Königin, seiner Tochter, der Krone Frankreich anheim fallen sollten. Außerdem wurde verabredet, daß der spanische Infant Neapel und Sicilien behalten, dagegen aber außer Toscana auch Parma und Piacenza an den Kaiser überlassen sollte. Der König von Sardinien sollte vom Mailändischen die Gebiete Tortona und Novara erhalten.

Auf diese Hauptbedingung wurde am 3. October 1735 ohne Mitwirkung der Seemächte ein Präliminar-Friede zwischen dem Kaiser und Frankreich geschlossen, in welchem auch die Garantie der pragmatischen Sanction nicht fehlte. Spanien verweigerte zwar Anfangs seinen Beitritt, weil die Königin für ihren Lieblingssohn nicht nur Neapel und Sicilien erwerben, sondern auch Toscana, Parma und Piacenza behalten wollte; es fand sich aber außer Stande, diese Forderung gegen die übereinstimmende Willensmeinung Frankreich's und des Kaisers durchzusetzen, und entsagte endlich, nachdem es am 15. April 1736 unwillig den Beitritt erklärt, am 21. November desselben Jahres seinen Rechten auf Parma und Piacenza zum Besten des Kaisers, wie seinen Rechten auf Toscana zum Besten des Hauses Lothringen. Am 11. December vollzog hierauf der Kaiser die Urkunde, wodurch er die Königreiche Neapel und Sicilien nebst dem Stato degli Presidi an den Prinzen Carlos überließ; ein theurer Preis für das nicht zu beneidende Vergnügen, an einer polnischen Königswahl Antheil gehabt zu haben.

Dem deutschen Reiche wurden die Plätze Trier, Trarbach und

Digitized by Google

Philippsburg zurückgegeben. Als der letzte Großherzog von Toscana, Johann Gaston, am 9. Juli 1737 starb, trat der bisherige Herzog von Lothringen Franz Stephan in den Besitz des erledigten Großherzogthums, behielt aber den Titel und das Stimmrecht von Lothringen auf dem deutschen Reichstage.

Das Kriegs- und Finanzwesen der österreichischen Monarchie hatte im Laufe dieses Krieges den kläglichsten Verfall kund gegeben. Ueberdies nahm der bald darauf erfolgende Tod des Prinzen Eugen dem Staate sein eigentliches Haupt; der wohlmeinende, aber schwache, nur in Förmlichkeiten lebende Kaiser ward nun von ebenso ränkesüchtigen als talentlosen Ministern und Generalen geleitet. Unglücklicher Weise kamen dieselben auf den Gedanken, sich wegen des Schadens, den der Staat im letzten Kriege erlitten hatte, an den Türken erholen zu können, die sich seit 1735 in einem unglücklichen Kriege mit Rußland befanden. Sie hatten zwar dem Wiener Hofe keinen Anlaß zum Bruche des Friedens von 1718 gegeben; das Cabinet nahm aber an, daß die Allianz mit Rußland es zur Theilnahme am Kriege verpflichte, und stürzte sich unüberlegt in diesen für gefahrlos und gewinnreich erachteten Kampf. Die Politik des Jahrhunderts, der einem zu erlangenden Vortheil gegenüber Ehre und Treue für nichts galt, die mit Verträgen und Eidschwüren ihr Spiel trieb, und über die der Kaiser selbst vor wenigen Jahren auf Anlaß des Vertrages von Sevilla sich so bitter gegen die deutschen Reichsstände beklagt hatte, war von den Höfen zu Madrid und Turin gegen Oesterreich oft genug geübt worden, als daß nicht auch das letztere sie hätte versuchen sollen, zumal gegen den „Erbfeind der Christenheit." Zur Rechtfertigung des Krieges und zur Begründung einer geforderten Geldhülfe ließ der Kaiser dem Reichstage in Regensburg eröffnen: daß er sich genöthigt gesehen habe, die dem deutschen Reiche zur Vormauer dienenden Länder, ja seine zum Theil einer großen Gefahr noch ausgesetzten deutschen Erbländer, gegen den sein widriges Vorhaben mehr als zu viel an den Tag legenden Erbfeind des christlichen Namens hinlänglich zu bewahren, und folglich ihm, bei dem unabläſſigen Verlangen zu schaden, die Mittel, durch welche er schaden könne, zu benehmen.

Den Türken gegenüber wurde ihre Weigerung, die ihnen gemachten Friedensbedingungeu anzunehmen, worin der Kaiser für sich und für Rußland Abtretungen forderte, zum Vorwande der Kriegserklärung gebraucht. Ein österreichisches Heer, dem Namen nach von dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen, dem Eidam des Kaisers, in der That aber von dem Grafen Seckendorf befehligt, brach 1737 in die Wallachei

Digitized by

ein. Der Anfang war glücklich; Seckendorf eroberte Nissa. Aber anstatt sein Glück selbst zu verfolgen, beauftragte er den Grafen Khevenhüller Widdin zu nehmen, und verlor darüber eine kostbare Zeit; während Khevenhüller, wie man glaubte, aus Eifersucht auf Seckendorf, schlechte Maaßregeln traf. Da in Folge derselben Widdin nicht erobert wurde, gerieth die Hauptarmee durch die Mangelhaftigkeit ihres Verpflegungswesens in solche Noth, daß auch Nissa nicht behauptet werden konnte. Eine andere Armee unter dem Prinzen von Hildburghausen war in Bosnien eingedrungen, wurde aber gleichfalls durch die Uneinigkeit der Generale in ihren Fortschritten gehemmt. Der ganze Feldzug verunglückte. Die zahlreichen Gegner Seckendorf's legten Alles den Fehlern und dem Geize dieses Feldherrn zur Last; und der schwache Kaiser ließ sich bereden, ihn abzurufen und in Wien vor ein Kriegsgericht zu stellen, nach dessen Spruch er auf die Festung Gräz geführt ward.

Sein Nachfolger, Graf Königseck, war aber im Feldzuge des Jahres 1738 nicht glücklicher. Zu Anfang desselben wurde zwar die türkische Festung Mehadia erobert; im Laufe des Sommers aber gewannen die Türken die Oberhand und nahmen nicht nur jenen Platz wieder, sondern auch Neu-Orsowa und Semendria. Der kaiserliche Oberfeldherr zog sich bis nach Belgrad zurück. Die Folge war, daß er gleich seinem Vorgänger abgerufen und das Commando dem Grafen Oliver Wallis übergeben ward. Dieser ließ sich am 22. Juli 1739 bei Grotzka von dem Großvezir aufs Haupt schlagen und, was noch schlimmer war, dadurch dergestalt außer Fassung setzen, daß er für seinen Kaiser nichts Besseres thun zu können glaubte, als einen Unterhändler mit Friedensanträgen in das türkische Lager zu senden. Von der allgemeinen Bestürzung und Kopflosigkeit angesteckt, machte der Unterhändler, Oberst Groß, dem Großvezier das Anerbieten, ihm Belgrad als Preis oder als Pfand des zu bewilligenden Friedens zu überlassen. Zwar fehlte es zum Abschluß desselben dem Grafen Wallis an Vollmacht; aber bald darauf erschien der Graf Neipperg, den der Kaiser, auf die Nachricht von dem schlimmen Stande der Dinge, zur Unterhandlung mit den Türken abgesandt und bevollmächtigt hatte. Ohne das den Türken gemachte Anerbieten zu kennen, welches Wallis, schon vorher Neipperg's Feind und durch den ihm ertheilten Auftrag noch mehr gereizt, ihm sorgfältig verheimlichte, begab er sich in das Lager des Großveziers. Dieser forderte nun vor allem andern die Uebergabe Belgrad's und berief sich auf die schon erhaltene Zusage. Der französische Gesandte Villeneuve, der sich

Digitized by Google

im Lager desselben befand und den Vermittler spielte, unterließ nichts, um die Zuversicht des Türken und die Verlegenheit des Oesterreichers zu erhöhen. Der letztere, außer aller Verbindung mit Belgrad und in der Meinung, daß diese Festung ohnehin nächstens fallen müsse, auch nicht ohne Besorgniß für seine persönliche Sicherheit, ließ sich wirklich zum Abschlusse eines Präliminar-Vertrages bestimmen, der die Festungen Belgrad und Sabacz, nebst ganz Serbien, der österreichischen Wallachei, der Insel und Festung Orsowa, den Türken überlieferte. Einen Courier von Wien, der inzwischen im österreichischen Lager eintraf, um die Uebereilung eines nachtheiligen Friedens zu verhindern, fertigte Wallis nach Siebenbürgen ab, und erst auf dem Rückwege kamen dessen Depeschen in Neipperg's Hände. Es war aber bereits ein Thor Belgrad's von den Türken besetzt und mit Schleifung der von den Oesterreichern angelegten Festungswerke der Anfang gemacht. Der Unterhändler schloß hierauf (am 18. Sept. 1739) den Definitiv-Vertrag, ehe noch die Ratification der Präliminarien in seinen Händen war. Der größte Theil der Eroberungen Eugen's wurde den Türken zurückgegeben. Der Kaiser ließ in einem Circularschreiben an seine Gesandten bei den auswärtigen Höfen den Abschluß dieses schimpflichen Friedens förmlich entschuldigen. „Er habe nicht daran gedacht, den Grafen Neipperg anzuweisen, sich in das türkische Lager zu begeben." Sowohl Neipperg als Wallis wurden zur Strafe ihres Verhaltens auf Festungen, jener nach Glatz, dieser nach Brünn gesetzt; aber die herrlichen großen Länder, welche ihre Ungeschicklichkeit in die Hände der Türken gebracht hatte, waren verloren und sind es bis heute geblieben. Dennoch wurden nach dem Tode des Kaisers beide Grafen nicht nur in Freiheit gesetzt, sondern auch zu wichtigen Aemtern und Ehrenstellen befördert. Daher ist nachmals die Vermuthung entstanden, daß der Belgrader Friede nach geheimen Instructionen der Thronfolgerin Maria Theresia und ihres Gemahls Franz Stephan beschleunigt worden sei, weil sie den Tod des Kaisers nahe geglaubt, und in der Besorgniß, daß ihre Erbfolge trotz der mühsam erwirkten Garantien angefochten werden möchte, wenigstens von Seiten der Türken sich Ruhe zu verschaffen gewünscht hätten.

Kaiser Karl, der seit dem Anfange des Jahres 1739 gekränkelt hatte, starb am 20. October 1740 im Alter von fünfundfunfzig Jahren. Er war ein Fürst von besonderer Herzensgüte. Nie konnte er vergessen, daß er im spanischen Erbfolgekriege die ihm so treu anhangenden Catalonier seinem Gegner, dem gegen sie höchst erzürnten Philipp V., hatte preisgeben müssen; noch kurz vor seinem Tode hörte man ihn mit schmerz-

Digitized by

lichem Tone den Namen Barcelona aussprechen. Dabei verstand er sich ebenso vortrefflich auf die Forderungen der spanisch-burgundischen Hofsitte, wie auf die Formen des deutschen Rechtsganges; namentlich liebte er es, sich mit Entscheidung der beim Reichshofrath schwebenden Processe zu beschäftigen. Aber Regentengröße besaß er nicht. Die Entwickelung und Befestigung der innern Stärke und äußern Macht Oesterreich's war seinen Nachfolgern vorbehalten.

---

6. Das deutsche Reich.

Nachdem im Westphälischen Frieden die pfälzische Kur wieder hergestellt und im Jahre 1692 von Kaiser Leopold I. auch dem Hause Hannover die Kurwürde ertheilt worden war, hatte das deutsche Reich anstatt der in der goldenen Bulle festgesetzten Zahl von sieben Kurfürsten deren neun. Bei den Kaiserkrönungen wurden alle alten auf große Macht und Herrlichkeit deutenden Prunkformen gezeigt; für die Ehre und Würde des Reichs aber ward unter den drei letzten Regierungen wenig gesorgt, und das Wohl der deutschen Nation als solcher hinter dem Staatsinteresse der großen Höfe fast ganz in Vergessenheit gestellt. Selbst der Ausdruck „deusche Nation," der zur Zeit Karl's des Fünften so oft gebraucht worden war, wurde unter Karl dem Sechsten kaum noch gehört. Ein Staatenverein von mehr als dreihundert Gliedern der verschiedenartigsten Beschaffenheit — große und kleine, beschränkte und unbeschränkte, geistliche und weltliche Fürsten und Herren, aristokratisch und demokratisch constituirte Stadtgemeinden — hätte, um würdig und glücklich zu bestehen, eines politischen Gemeingeistes und einer nationalen Gesinnung bedurft. Die Entwickelung der Religionshändel aber hatte dasjenige, was unter anderen Umständen ein Bindemittel hätte sein können, in ein Element der Zwietracht verwandelt, das im Verein mit dem angebornen Sonderungsgeist den nationalen Gemeinsinn der Deutschen fast gänzlich verzehrte oder doch zurückdrängte. Die Fürsten, welche die Kaiserwürde begleiteten, sahen dieselbe nur als ein Mittel an, den Vortheil des besondern Reiches, daß sie mit wirklicher Staatsgewalt beherrschten, zu fördern und sicher zu stellen. Zu diesem Behufe gewährte die Kaiserwürde immer noch genugsamen mittelbaren und unmittelbaren

Einfluß. Wenn es aber einem Kaiser eingefallen wäre, für das Wohl der Nation irgend etwas thun zu wollen, würde sich sogleich entweder das Interesse der Einzelnen, oder der beiden Religionstheile, oder des gesammten Reichskörpers dagegen aufgelehnt haben. Wie das Verhältniß der Reichsstände als Fürsten und Staaten eigenen Rechts und eigener Verfassung sich ausgebildet hatte, konnte es nicht anders sein, als daß jeder derselben der oberherrlichen Autorität so wenig als möglich gesetzliche Befugniß einräumen wollte; nach der endgültig festgestellten Scheidung der Religion trat bei dem einen Theile noch das natürliche Mißtrauen gegen das dem andern Religionstheile angehörige Reichsoberhaupt hinzu. Doch lag in der ebenso natürlichen Hinneigung dieses andern Religionstheiles zum Kaiser auch wiederum ein Grund, daß der Einfluß desselben oft bedeutender war, als in früheren Zeiten wirkliche Regentenmacht gewesen. Das gegenseitige Halten auf mühevoll erstrittenen oder behaupteten Gerechtsamen, die hieraus erwachsende Behutsamkeit und Abgemessenheit bei allen Verhandlungen und Beschlüssen verstärkte die ohnehin im deutschen Charakter vorhandene Neigung zu steifer Förmlichkeit; und die Verwandlung der zuvor nur von Zeit zu Zeit gehaltenen Reichsversammlungen in einen immerwährenden Reichstag hob mit den persönlichen Zusammenkünften des Kaisers und der Reichsfürsten das letzte Band öffentlicher Gemeinsamkeit und persönlicher Herzlichkeit auf. Denn insofern der von Kaiser Leopold 1663 nach Regensburg ausgeschriebene Reichstag nicht aufhörte, sondern als eine ordentliche Behörde beisammen blieb, traten Gesandte und Geschäftsmänner an die Stelle der sonst in Person mit einander zu Rathe sitzenden Fürsten. Da aber diese ihren Abgeordneten, für wichtige Sachen wenigstens, keine unbedingte Vollmacht zu ertheilen, sondern Alles aufs Hinterbringen und Berichten zu stellen pflegten, wurde der Reichstag zu einer Puppenkomödie, in welcher die Figuren unbeweglich standen, wenn die Dirigenten hinter der Bühne nicht sprachen und zogen. Die letzteren aber waren die Stellvertreter jedes andern Staatsthums, des österreichischen, sächsischen, polnischen, preußischen, schwedischen, dänischen, holländischen, englischen, französischen, nur nicht des deutschen. Und während die Gesammtkraft und die Nationalehre so in den schmählichsten Verfall geriethen, ergriff die Reichsfürsten ein wahrer Wetteifer, sich durch Rang und Titel den mächtigsten Staaten gleich zu stellen. Zu welchen kleinlichen Forderungen und elenden Streitigkeiten über äußere Formen und Ehrenbezeigungen dies führte, ist schon früher erzählt worden. Die Nachahmung Frankreich's, durch die bewunderte Größe

Digitized by Google

Ludwig's XIV. geweckt, wirkte besonders auf Vermehrung des Hofstaates und Hofprunkes.

Am einflußreichsten auf das Schicksal der Völker und die innere und äußere Umgestaltung des deutschen Staatenwesens wurde die ebenfalls durch das Beispiel der großen Staaten geweckte Neigung der deutschen Reichsfürsten, stehende Heere zu unterhalten. Die großen hierzu erforderlichen Kosten führten die Nothwendigkeit herbei, mehr Abgaben, als früher stattgefunden hatten, zu erheben. Etwaiger Widerspruch der Landstände verstummte vor der durch die bewaffnete Macht erhöhten landesherrlichen Gewalt. In mehrerern Ländern verschwand allmählig die Bedeutung der Landstände bis auf den Namen. Aber sowohl in diesen, als da, wo sich die Landstände mit einigem Antheil an den Steuerbewilligungen und an der Landesverwaltung erhielten, zeigte sich die weitere Entwickelung dieser Richtung des deutschen Staatswesens dem Adel günstiger als dem Bürgerstande. Der erstere fand in dem Hof- und Kriegsstaate der Fürsten Versorgungsplätze, welche ihm die Vortheile ersetzten, die vor der Reformation die Kirche in ihren Pfründen dem Adel dargeboten hatte und im katholischen Deutschland zum Theil noch darbot; daher kam es, daß er seit dieser Zeit der alten Opposition gegen die Fürsten entsagte und an dieselben viel näher als früher sich anschloß. Dem Bürgerstande entgingen diese Vortheile wegen seiner Entfernung von den Höfen und seiner Beschäftigungen, zum Theil auch in Folge der durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Verarmung, des sinkenden Ansehens der aus seiner Mitte sich ersetzenden protestantischen Geistlichkeit und der mehr und mehr dem Weltleben entfremdeten Richtung der ihm angehörigen Gelehrten. Schon in alten glücklicheren Zeiten waren deutscher Adel und deutsche Bürger nicht immer befreundet gewesen; kein Wunder, daß jetzt der erstere kein Bedenken trug, seinen Arm zur gänzlichen Unterdrückung der letzteren zu leihen; und wir haben bereits früher gesehen, wie mehrere einst reichsfreie Städte ihrer althergebrachten Gerechtsame, mit Bewilligung des Kaisers und des Reiches, von ihren Schutzherren beraubt wurden. Auch da, wo man den Städten solche Gerechtsame nicht erst nehmen durfte, verlor der alte städtische Geist unter den veränderten Staatsverhältnissen das Selbstgefühl und die Thatkraft, welche in früheren Jahrhunderten demselben beigewohnt hatten.

Sehr betrübende Erscheinungen boten die kirchlichen Verhältnisse dar. Die wichtigste war, daß der Kurfürst Friedrich August von Sachsen, um die polnische Königskrone zu erlangen (1697), dem Glaubensbe-

Digitized by Google

kenntniß entsagte, dessen Beschützer die Kurfürsten von Sachsen seit zwei Jahrhunderten gewesen waren. Die Wiedereroberung des Kurhauses Sachsen für die katholische Kirche wurde denn auch in Rom mit dem Ambrosianischen Lobgesange in allen Kirchen und durch Abfeuerung der Kanonen der Engelsburg gefeiert. August that diesen Schritt, welchen im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts einige protestantische Fürsten und Gelehrte aus Ueberzeugung oder nach Ueberredung gethan hatten, als Weltmann, dem keine der beiden Kirchenformen am Herzen lag, und der daher, als die Politik ihm einen großen Gewinn für Verlassung derselben bot, kein Bedenken trug, ein Opfer zu bringen, das seiner Ueberzeugung nichts kostete. Indeß hätte die Politik ihm auch sagen sollen, daß er durch seinen Uebertritt sein Haus aus der bedeutsamen Stellung hinwegrückte, die dasselbe als Vorstand des evangelischen Reichskörpers mit einem Ansehen und Einflusse, welcher dem des Kaisers wenig nachstand, besessen hatte. Zwar sollte, seiner Absicht gemäß, in diesem Verhältnisse, wie in der kirchlichen Verfassung des Sachsenlandes selbst, nichts verändert werden; und wie er zu diesem Behufe seinen Unterthanen die bündigste Zusicherung gab, daß das evangelische Kirchenwesen als Staatsreligion Sachsen's ungestört von der katholischen Hofreligion fortbestehen solle, so erklärte er auch den protestantischen Reichsständen, daß seine Religionsveränderung ein bloß persönliches Werk sei, und brachte es, nach Ueberwindung der ersten Empfindlichkeit, wirklich dahin, daß ihm der Vorsitz des evangelischen Reichskörpers in Regensburg unter der Bedingung, diese Angelegenheit durch seine evangelischen Minister führen zu lassen, von den evangelischen Mitständen wieder übertragen ward. Es fehlte aber seitdem bei den Gliedern dieser Körperschaft das rechte Vertrauen in ihr andersgläubiges Haupt, und das kirchlich-politische Fundament der Bedeutsamkeit Sachsen's war für immer erschüttert. Aber so gewaltig war das Joch der Staats- und Lebensformen, welches damals auf dem deutschen Volke lastete, daß dieser Schmerz in sich verstummen mußte, und unter den zahlreichen Posaunenstößen, welche die literarische Schmeichelei zur Verherrlichung des sächsischen Herkules und Achilles ertönen ließ, ward kein Wort der Klage über den Schritt, durch den der Landesvater von dem Herzen seines Volkes sich losriß, gehört, wenigstens nicht der Druckerpresse vertraut. Einen merkwürdigen Zug der Volksstimmung erzählt jedoch Müller in den sächsischen Annalen. Als das Tedeum wegen der erlangten Königskrone in der Frauenkirche gesungen worden war, stimmte die versammelte Gemeinde das Lied an: Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ.

Digitized by

In der Pfalz, wo im ſechzehnten und im ſiebzehnten Jahrhundert Reformirte und Lutheraner einander abwechſelnd verfolgt hatten, je nachdem die Kurfürſten bald dieſer bald jener Confeſſion zugethan waren, wurden ſeit dem Jahre 1685, nachdem eine katholiſche Linie zur Regierung gekommen war, beide Parteien von den katholiſchen Landesherren ſo beharrlich unterdrückt, daß die pfälziſchen Religionsbeſchwerden zu einem ſtehenden Artikel auf den Reichstagen und bei den Reichsgerichten wurden. Als einmal (1720) ſogar der Kaiſer, aus Rückſicht auf England und Holland, der Reformirten in Heidelberg ſich annahm und den Kurfürſten Johann Philipp nöthigte, ihnen eine weggenommene Kirche wieder zu geben und den Gebrauch ihres Katechismus zu geſtatten, rächte dieſer Kurfürſt ſich dadurch, daß er ſeine Reſidenz von Heidelberg nach Mannheim verlegte.

Großes Aufſehn erregte im Jahre 1731 die Härte, mit welcher der Erzbiſchof von Salzburg, ein Graf von Firmian, von der durch den Buchſtaben des Religions- und des Weſtphäliſchen Friedens den Landesherren eingeräumten Befugniß Gebrauch machte und ſeine proteſtantiſchen Unterthanen, die im Normaljahre 1624 keine rechtsbeſtändige Sicherheit ihres Glaubensbekenntniſſes gehabt hatten, nach und nach gegen dreißigtauſend aus dem Gebiete des Erzſtifts auszuwandern nöthigte. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm dieſer gedrückten und verbannten Anhänger des evangeliſchen Glaubens mit einem beſondern Eifer ſich an, und gewährte einem großen Theile derſelben Aufnahme in der durch die Peſt entvölkerten Provinz Litthauen. Ueberhaupt verkannte das brandenburgiſche Haus den Einfluß nicht, den ihm die beſondere Anhänglichkeit der evangeliſchen Deutſchen verleihen konnte; und gern übernahm es die Schutzherrſchaft über die proteſtantiſche Kirche, nachdem das Haus Sachſen durch ſeine Religionsveränderung um der polniſchen Krone willen ſeiner bedeutſamen Stellung in den deutſchen Verhältniſſen entſagt und die Bahn ſeiner geſchichtlichen Größe verlaſſen hatte. Auch iſt für das brandenburgiſche Haus ſeine Haus- und Staatsmaxime nicht ohne Segen geblieben.

7. Frankreich unter Fleury's Verwaltung.

Nach dem Tode des Herzogs von Orleans hätte der siebzigjährige Bischof Fleury vermöge des großen Einflusses, den er auf seinen königlichen Zögling übte, sogleich zu der Würde des ersten Ministers emporsteigen können; aber so ehrgeizig er auch in seinem hohen Alter noch war, hielt er es doch für klug, auf einige Zeit erst dem Herzoge von Bourbon-Condé Platz zu machen, der mit leidenschaftlicher Begierde danach strebte, das Staatsruder in seine Hände zu bekommen. Fleury empfahl ihn daher selbst dem Könige, behielt sich aber einen gewissen Antheil an den Geschäften vor, und zweifelte nicht, daß sie ihm bald ganz zufallen würden.

Der Herzog von Bourbon war nämlich ein sehr eingebildeter und beschränkter Mann, der ganz von seiner Buhlerin, einer Marquise von Prie, beherrscht ward. So stand also wieder ein Weib an der Spitze der französischen Regierung. In der That war auch eines der vorzüglichsten Geschäfte, das sie zu Stande brachte, ein Weibergeschäft, die Vermählung des jungen Königs. Zwar hatte schon der verstorbene Herzog-Regent deshalb mit Spanien einen Vertrag geschlossen, dem zufolge der König eine spanische Infantin heirathen sollte, die auch wirklich bereits am französischen Hofe erzogen ward; allein da dies Kind erst sieben Jahre alt war, und der König wegen seiner schwächlichen Gesundheit kein langes Leben versprach, so dachte die Marquise nur darauf, wie man am schnellsten einen Thronerben erhalten könne, damit man nach des Königs etwaigem Absterben doch wieder das Ruder behielte. Zu dem Ende scheute man sich nicht, zu großer Beleidigung des spanischen Hofes, wie schon erwähnt, die Infantin zurückzuschicken, und war nun auf eine bereits mannbare Prinzessin bedacht, die aber zugleich sanft und anhangslos genug wäre, um sich willig in die Zucht der Ministermaitresse zu fügen. Da verfiel man endlich auf die Tochter des vertriebenen Polenkönigs Stanislaus Leszinsky, der damals in Frankreich eine Zuflucht gesucht hatte und von einem kärglichen Jahrgelde anfänglich in Landau, dann in Weißenburg, von aller Welt vergessen lebte. Der Brief des Herzogs von Bourbon, der ihm von so ungehoffter Gunst des Glückes Nachricht gab, versetzte den gutmüthigen Mann in einen Freudenrausch. „Fallet mit mir auf die Knie, und danket Gott!“ rief er seiner Gemahlin und seiner Tochter Marie zu, als er in ihr Zimmer trat. — „Wie, mein Vater, fragte die letztere, sind Sie wieder auf den

Digitized by Google

polnischen Thron gesetzt?" — „Nein, antwortete Stanislaus, der Himmel ist uns noch gnädiger, du bist Königin von Frankreich!" Die ganze Familie begab sich darauf nach Straßburg, wo die französischen Gesandten förmlich um die Prinzessin anhielten, und von da nach Fontainebleau, wo die Vermählung am 4. September 1725 gefeiert ward.

Jetzt stand der Marquise von Prie noch der Bischof Fleury im Wege; aber eben indem sie ihn fortzuschaffen suchte, zeigte sich's, daß der Priester dem Weibe an Schlauheit noch überlegen war. Da sie und der Herzog, mit Hülfe der Königin, welche in diese Intrigue gezogen wurde, ihm den Zutritt zum Könige erschwerten, begab er sich nach Issy, in der Nähe von Paris; aber Ludwig, der, wie Fleury wohl wußte, ohne ihn nicht leben konnte, rief ihn zurück, und ließ sich nach einiger Zeit leicht von ihm bewegen, den Herzog von Bourbon und die Marquise auf ihre Güter zu verweisen. Damit hatte die Herrschaft dieses regierenden Paares ein Ende. Die Marquise traf der Schlag so empfindlich, daß sie das Jahr darauf vor Gram (im neunundzwanzigsten Jahre ihres Alters) starb.

Fleury war nun (1726) in der That erster Minister, wiewohl nicht dem Namen nach, da Ludwig auf seinen Rath erklärte, daß er fortan ohne Premierminister regieren wolle. Er begnügte sich mit dem Titel eines Staatsministers, zu welcher Würde der Papst im folgenden Jahre auch noch den Cardinalspurpur fügte. Wie besonnene Ruhe, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Friedfertigkeit Hauptzüge seines persönlichen Charakters waren, so bezeichnen sie auch den Geist seiner siebzehnjährigen Staatsverwaltung. Er strebte mit allen Nachbarn den Frieden zu erhalten. Um Spanien auszusöhnen, das über die Zurücksendung der Infantin mit Recht erzürnt war, bewog er den jungen König zu einem Schritte von Billigkeit, der in der französischen Geschichte unerhört ist; sein Gesandter mußte dem Könige und der Königin von Spanien zur Geburt eines Infanten Glück wünschen, und auf das Verlangen derselben bei einer Privataudienz beide Majestäten im Namen seines Herrn für die ihnen zugefügte Beleidigung kniend um Verzeihung bitten. Zugleich war Fleury bedacht, dem gesunkenen Wohlstande seiner Nation aufzuhelfen, Handel, Ackerbau, Manufacturen und Wissenschaften blühend zu machen, und die Land- und Seemacht auf einen solchen Fuß zu setzen, daß alle auswärtigen Völker die Achtung vor Frankreich's Macht nicht verlören. Den König, der wenig Ruhmbegierde und eine unüberwindliche Abneigung gegen Arbeit bezeigte, entwöhnte er immer mehr von der Theilnahme an den Geschäften; und damit er selbst ganz unbesorgt schalten könne, führte er ihm nur

Digitized by Google

solche Gesellschafter zu, von denen keine Aufhetzerei und keine Einmischung in die Regierung zu fürchten war. Der königliche Knabe war jetzt zum schönen Jüngling herangewachsen, und die Frauen wußten sein edles Ansehn, seine großen Augen, seinen wohlgeformten Fuß und den schlanken Wuchs nicht genug zu rühmen. Sein Blick war sanft und schüchtern, seine Gesichtsfarbe ein wenig blaß; doch stärkte er, seitdem er an den Jagdvergnügungen Geschmack gefunden hatte, seinen schwächlichen Körper durch die tägliche Bewegung so sehr, daß er bald die heftigsten Anstrengungen ertragen lernte. Seine liebevolle, fromme Gemahlin, der er aufrichtig zugethan war, pflegte seiner dabei auf das zärtlichste; und es ist fast rührend zu lesen, in welcher kindlichen Unschuld und Treue dieser nachher so ausgeartete Lüstling die drei ersten Jahre seines Ehestandes verlebte. Nachdem seine Gemahlin ihm zu seiner unaussprechlichen Freude (am 14. Aug. 1727) Zwillings-Prinzessinnen geboren hatte, und ihren Wünschen nun nichts mehr als ein Prinz fehlte, kamen sie darin überein, dem Himmel selbst ihr Gelübde darzubringen, und darauf eigends an einem außerordentlichen Tage (8. Decbr. 1728) das Abendmahl zu empfangen. Ihre Gebete wurden erhört, und das ganze französische Volk theilte die Freude der glücklichen Eltern, als am 4. Septbr. 1729 ein Dauphin das Licht der Welt erblickte. Der König war bei dem Tedeum zugegen, welches in der Kirche abgesungen wurde, und nahm Abends an einem großen Bürgerschmause auf dem Rathhause Theil. Mit der zartesten Sorgfalt entledigte sich auch die fromme Königin ihrer geistlichen Gelübde.

Leider war diese schöne Blüthe häuslicher Zufriedenheit von kurzer Dauer. Den Höflingen genügte ein Hof ohne Intriguen und ein König ohne Leidenschaften nicht; auch glaubten sie vorherzusehen, daß Langeweile und Neigung den König endlich doch zu anderen Weibern führen würden, und in der Furcht, alsdann ihren Einfluß zu verlieren, beschlossen sie, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten, sondern Ludwig's Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken. Fleury selbst wird beschuldigt, darum gewußt zu haben; der Hauptleiter des Complottes aber war der Herzog von Richelieu, die personificirte Verführungskunst. Man drängte den König zu den Ausschweifungen der Tafel, des Spieles und der Jagd. Dann verstrickte man ihn in vorübergehende galante Abenteuer, und brachte ihn endlich durch unwürdige Kunstgriffe dahin, dem fernern Umgange mit seiner Gemahlin zu entsagen und (1732) eine Gräfin von Mailly zur Buhlerin anzunehmen *). Dieser hatte man vorher die ernsthafteste Weisung gegeben,

*) Vgl. Martin, T. XV. p. 207.

Digitized by Google

ihren Einfluß nicht weiter als über das Vergnügen des Königs auszudehnen. Die Schamhaftigkeit des jungen Monarchen selbst mußte erst durch die schändlichste Beredtsamkeit der nichtswürdigen Verführer überwältigt und ausgerottet werden. Seitdem hielt er sich meistentheils in Rambouillet bei dem Grafen von Toulouse auf, jagte den Tag über und brachte die Nächte unter den Freuden einer verschwenderisch besetzten Tafel und einer üppigen Gesellschaft zu.

Unterdeß bekam Fleury, nachdem er sieben Jahre den Frieden gesichert, der polnischen Thronfolge halber den oben erzählten zweijährigen Krieg zu führen (1733—1735), der für Frankreich mit der Erwerbung Lothringen's, für den Kaiser aber mit dem Verluste von Neapel und Sicilien endete. Vergnügt, dem Reiche eine treffliche Provinz verschafft und den Erbfeind Frankreich's um ein Königreich ärmer gemacht zu haben, ging er in der alten Bahn kluger und bedächtiger Cabinetsunterhandlungen nach wie vor wieder fort. Er vermittelte den Frieden zwischen dem Kaiser und den Türken, stand den Genuesern gegen die Corsen bei, und machte in dem beruhigten und wieder aufgeblühten Frankreich verschiedene gute Einrichtungen. Der König wohnte nur den allerwichtigsten Berathschlagungen im Staatsrathe bei, hörte aber jedesmal mit großer Aufmerksamkeit zu, sprach aus Bescheidenheit gegen seine erfahrneren Minister nur wenig, urtheilte jedoch, wenn er einmal seine Meinung sagte, sehr richtig und scharf. Es mag wohl sein, daß er zu der Zeit, da er noch mit seiner Gemahlin umging, zu einem dauernden Interesse für die Geschäfte hätte gewöhnt werden können; allein, seitdem er in dem Umgange mit buhlerischen Weibern sein höchstes Vergnügen gefunden, erstarb nach und nach in ihm der Sinn für jede ernste Beschäftigung. In Kurzem ergab er sich der ungebundensten Sinnlichkeit so sehr, daß sein Hof sogar den des verstorbenen Herzogs von Orleans an Sittenlosigkeit übertraf. Im Jahre 1738 ließ er das Schloß zu Choisy mit ausschweifender Pracht ausschmücken, und zum Behuf seiner geheimen Vergnügungen mit Allem versehen, was die üppigste Phantasie zur Vervielfältigung und Verfeinerung aller Sinnengenüsse nur irgend erdenken konnte. Um bei seinen Schmausereien keiner Bedienten, lästiger Zeugen, zu bedürfen, war in seinen geheimsten Gemächern der Fußboden durchbrochen, und man durfte nur klopfen, so senkte sich, wie auf einer Bühne, der Tisch hinunter, und erschien sogleich wieder mit dem besetzt, was auf einem mitgeschickten Zettel verlangt worden war. Nach durchschwelgten Nächten folgten dann, wie natürlich, düstere Tage. Aus Langerweile nahm er bei schlechtem Wetter zuweilen das Drechseln vor, oder kochte in der Küche. Mit gelehrten Männern vermied

Digitized by Google

er zu sprechen; doch stritt er gern mit Geistlichen, hörte auch gern zu, wenn von der Naturlehre, Pflanzen- und Sternkunde gesprochen ward. Er versäumte keinen Gottesdienst, beobachtete alle Kirchengebräuche mit pünktlicher Genauigkeit, und sagte auch nach so schlecht verwandten Tagen und Nächten sein Abend- und Morgengebet mechanisch her. Aber bei dieser ängstlichen Anhänglichkeit an das Hergebrachte blieb es; in das Innere seines Gemüthes drang die Religion nicht ein.

Der alte Cardinal Fleury sah sich, trotz seiner Friedensliebe, noch kurz vor seinem Ende in den österreichischen Erbfolgekrieg verwickelt, dessen Geschichte wir später erzählen werden. Frankreich legte zu Anfang dieses Krieges wenig Ehre ein. Der dem Kampfe abgeneigte und sparsame Cardinal schickte ein viel zu schwaches Heer nach Deutschland, und lähmte dadurch auch den besten Willen der Befehlshaber. Mitten unter traurigen Nachrichten starb er selbst, beinahe neunzig Jahre alt, am 29. Jan. 1743. Ludwig XV. ließ ihm ein Hochamt halten, wie es sonst nur regierenden Häuptern gehalten ward, und sprach auch von einem Denkmal, das jedoch nachher auf Kosten der Familie vollendet werden mußte. Eins gereicht dem Minister besonders zum Ruhme: daß er weder sich noch seine Verwandten auf Kosten des Staats ungerechter Weise bereichert hat.

---

8. Rußland unter Katharina I., Peter II. und Anna I.

(1725—1740.)

Rußland, das, auf der Grenze Europa's und Asien's gelegen, bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts zwischen beiden Welttheilen unentschieden geschwankt hatte, war durch Peter den Großen eine europäische Macht geworden; aber es war dies mehr durch Staatskunst als durch Gesittung geschehen, und die beiden Hauptstädte zeigten in ihrer verschiedenen Gestalt noch lange den fortdauernden Kampf jener doppelten Richtung. Petersburg, die Hauptstadt der Regierung, stellte das europäische Element dar; Moskau, die Hauptstadt der Nation, behielt, wenn nicht einen rein asiatischen, doch einen gemischten Charakter. Peter der Große selbst trug diese Doppelnatur in sich und verfolgte daher die Aufgabe, Europa's Bildung und seines Volkes Rohheit zu vermitteln. Zu diesem Behufe hielt er es aber für hinreichend, Wissenschaft und Gelehrsamkeit auf Rußland's Boden zu verpflanzen, ohne den einst gefaßten Gedanken an Einführung

Digitized by

von Anstalten für den Volksunterricht fest zu halten. Anstatt guter Schulen wurde eine Akademie der Wissenschaften gestiftet, deren Mitglieder den schwierigsten Theilen der höhern Mathematik und den dunkelsten Gebieten der Völkerhistorien verdienstvolle Forschungen widmeten, jedoch den Fortschritt der russischen Volksbildung wenig förderten. Indeß eigneten die Großen, theils durch Reisen, theils durch Privaterziehung, mit vieler Leichtigkeit die Sitten und die Künste des Auslandes sich an; die Fremden aber behaupteten darum nicht minder im russischen Staats- und Kriegsdienste, wie in keinem andern, Zutritt und Uebergewicht. Die griechische Kirche legte ihnen kein Hinderniß in den Weg; denn ungeachtet dieselbe als ein sehr bestimmter Nationalcultus bestand, war doch Rußland damals der einzige Staat in Europa, in welchem der Ausländer christlicher Herkunft, der ihm dienen wollte, nicht nach seinem kirchlichen Religionsbekenntniß gefragt ward.

Die Regierung des großen Reichs gerieth nach Peter's I. Tode in gefährliche Schwankungen, welche den Inhabern oder Stellvertretern der höchsten Gewalt mehrmals verderblich wurden, indem sie die Erscheinungen der römischen und byzantinischen Kaiserzeit wieder in das Leben zurückführten. Der Hauptgrund des Uebels lag in dem Mangel einer geregelten Thronfolge. Durch ein Gesetz, welches Peter I. am 5. Februar 1722 gegeben hatte, war dem jedesmaligen Herrscher das Recht eingeräumt, sich den Würdigsten zum Nachfolger zu setzen. Diese Bestimmung, von der die Selbstherrschaft Verstärkung und Festigkeit empfangen sollte, bewirkte das Gegentheil, indem sie den Besitz des Thrones dem Einflusse der Ränke und des Parteienkampfes in der Hof- und Staatsdienerschaft Preis gab. Der Charakter der auf Peter folgenden Regenten trug dazu bei, die üblen Folgen des Gesetzes zu verschlimmern.

Unter dem Vorwande desselben wurde nach des Kaisers Tode seine Gemahlin Katharina durch den Fürsten Menzikow, ihren ehemaligen Gebieter, der vom niedrigsten Stande bis zum ersten Staatsminister und vertrauten Günstling Peter's des Großen emporgestiegen war, auf den Thron gehoben; zum Aergerniß und Nachtheil der altrussischen Partei, die es mit dem neunjährigen Peter Alexiewitsch hielt, dem Sohne des verurtheilten Alexei, der dem Erbrechte nach seinem Großvater hätte folgen müssen. Menzikow war fortan der eigentliche Regent; ein Cabinetsrath, dem alle übrigen Behörden, auch der Senat, unterworfen waren, hatte nur seinen Befehlen Folge zu leisten. Als die unversöhnlichen Feinde des Fürsten die Sache des verdrängten Peter Alexiewitsch nachdrücklicher ergreifen wollten, kam er ihnen zuvor, erwarb sich selbst die Gunst dieses Prinzen und traf

Digitized by Google

Anstalten, demselben seine Tochter Maria zu vermählen. Dazu trieb ihn auch die Eifersucht auf den Einfluß des holsteinischen Hofes. Schon Peter der Große hatte kurz vor seinem Tode den Angelegenheiten des Herzogs von Holstein-Gottorp, des Gemahls seiner ältesten Tochter Anna, große Theilnahme erwiesen; und Katharina selbst ließ dieser Familie eine Zuneigung blicken, welche den Fürsten beunruhigte. Mitten unter solchen Intriguen und Zerwürfnissen starb ganz unerwartet die Kaiserin am 6/16. Mai 1727. Ihr Testament verordnete die Nachfolge des Großfürsten Peter Alexiewitsch, und für die Zeit seiner Minderjährigkeit eine aus den Mitgliedern der kaiserlichen Familie bestehende Regentschaft.

Menzikow riß aber auch unter Peter II. sogleich die Alleingewalt an sich. Er verlobte den jungen Kaiser mit seiner Tochter, ließ ihn aus dem kaiserlichen Palast in den seinigen ziehen, und hoffte durch eine Vermählung seines Sohnes mit der Großfürstin Natalia, der Schwester des Kaisers, die Verbindung seiner Familie mit dem Throne unauflöslich zu machen. Der Herzog und die Herzogin von Holstein wurden fortgeschickt. Allein der Geiz und der Uebermuth des Fürsten wurde von Anderen, die ihn mehr beneideten als tadelten, auf das Eifrigste zu Anklagen benutzt, und Peter II. unablässig gegen denjenigen aufgereizt, von dem er glaubte, daß er zum Untergange seines unglücklichen Vaters beigetragen habe und ihn selber in Knechtschaft halte. Im September 1727 ward denn auch wirklich Menzikow durch die Familie Dolgorucki gestürzt; ein Geldgeschenk, welches der Kaiser seiner Schwester Natalia schickte, Menzikow aber dem Boten abnahm und für sich behielt, war die unmittelbare Veranlassung seines längst vorbereiteten Falles. Der Glanz des Gewaltigen erlosch in der Stille des sibirischen Städtchens Berezow, wohin er mit seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinen beiden Töchtern geführt ward. Von den Millionen, die er früher besessen hatte, blieben ihm täglich zehn Rubel zu seinem Unterhalte. Er suchte seinen Trost in Erbauung einer hölzernen Kirche, wozu er das Geld von jenem Tagegelde ersparte. Als aber der Gram zuerst seine Gemahlin und dann auch seine Tochter, die einst zur Kaiserin bestimmte Maria, tödtete, versank er in tiefe Schwermuth, sprach kein Wort mehr und nahm nichts zu sich als Wasser, bis er (am 2. November 1729) starb.

Die Dolgorucki führten den jungen Kaiser nach Moskau. Sie schmeichelten dem Volke durch die Aussicht, daß sie diesen Ort wieder zum Herrscherſitz machen und den Hof von dem fremdthümlichen Petersburg für immer entfernt halten würden. Indem sie in ihrem Mündel eine leidenschaftliche Liebe zur Jagd, die allen zum Regieren erforderlichen Einsichten

Digitized by Google

den Zugang verschloß, erregten und näherten, suchten sie ihren Einfluß nothwendig zu machen und ihn durch Verheirathung des Kaisers mit einer Dolgorucki gänzlich zu befestigen. Aber am 19/29. Januar 1730 starb Peter II., vierzehn Jahre alt, an den Pocken. Auch die Dolgorucki waren, wie vormals Menzikow, auf diesen Fall schon bedacht gewesen, und brachten es im Verein mit den übrigen Mitgliedern des Staatsraths dahin, daß, da jetzt der Mannsstamm des romanowschen Hauses ausgestorben war, unter den weiblichen Gliedern der kaiserlichen Familie die jüngere Tochter Iwan's, des älteren Bruders Peter's des Großen, Anna Iwanowna, verwittwete Herzogin von Kurland, zur Kaiserin erklärt ward. Weniger berechtigt als ihre ältere Schwester Katharina, Herzogin von Mecklenburg, und als ihre Muhmen, die Töchter Peter's des Großen, sollte sie den Thron wie ein Geschenk ansehen und ihn mit Beschränkungen erkaufen, welche der Staatsrath, der sich das Recht zu Krieg und Frieden, Ausschreibung von Abgaben und Ernennung eines Gemahls und Nachfolgers vorbehielt, der bisherigen unumschränkten kaiserlichen Gewalt auflegen wollte. Dem Anscheine nach hatte man sich nicht geirrt; die drei Abgesandten von Seiten des Staatsraths, des Senats und des Adels erhielten von der Herzogin ohne Bedenken die Unterschrift der Capitulation; aber bald genug wurden sie aus ihrem Wahne gerissen.

Die lange Dauer der Alleinherrschaft, und die kraftvolle Art, in welcher dieselbe gehandhabt worden war, hatte die Nation dergestalt an diese Staatsform gewöhnt, daß der bloße Name des Gebieters das Gefühl und den Trieb blinder Unterwerfung erweckte. Der kleine Adel fand es unerträglich, eine Anzahl derjenigen, die sonst vor dem Throne des Zars nicht mehr als er gegolten hatten, über sich herrschen zu sehen. Im Staatsrathe selbst bildete sich die Kaiserin Anna bald eine Partei, an deren Spitze zwei, schon von Peter dem Großen gebrauchte Deutsche standen, der Reichsvicekanzler Ostermann, Sohn eines Predigers aus Bockum in Westphalen, und Münnich, ein oldenburgischer Edelmann, der im hessischen Dienste den spanischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, dann in sächsische Dienste, aus diesen aber, in Folge eines Zweikampfes, in russische getreten und zu den ersten Kriegswürden aufgerückt war. Auch ihr Liebling Biron, dessen Entfernung zwar vor der Thronbesteigung ausbedungen worden, der aber seiner Gebieterin dennoch zur Krönung nach Moskau (Febr. 1730) gefolgt war, besaß Ehrgeiz und Unternehmungsgeist; er war der Sohn eines kurländischen Gutsbesitzers, hieß eigentlich Bühren, und nahm erst später den Namen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron an. Ein anderer der Kaiserin ergebener Mann, Soltikow, von ihr zum Obersten der Preo-

Digitized by Google

braſchenski'ſchen Garde erhoben, machte ihr auch dieſe Kraft dienſtbar, ſo daß ſchon am 8. März die drei Fürſten Trubetzkoi, Boratinski und Tſcherkaskoi mit mehr als ſechshundert Edelleuten vor der Kaiſerin erſcheinen und ihr eine Erklärung überreichen konnten, des Inhalts, daß alle Stände des Reichs, Geiſtlichkeit, Adel und Volk, die ſeit undenklichen Zeiten beſtehende unbeſchränkte Regierung für die dem ruſſiſchen Reiche angemeſſenſte erkennend, die Herſtellung dieſer allein rechtmäßigen Verfaſſung forderten. Anna erwiederte, ſie habe in der Meinung, daß die Nation es ſo haben wolle, eine Schrift unterzeichnet, die ihr entgegengeſetzte Verpflichtungen auflege, und befahl, dieſelbe zu holen und der Verſammlung vorzuleſen. Bei jedem Punkte fragte ſie, ob dies der Wille der Nation geweſen, und bei jedem wurde mit einem lauten Nein geantwortet. Darauf zerriß ſie die von ihr unterſchriebene Capitulation, verwies die Urheber derſelben, die Dolgorucki und Galitzin, auf ihre Güter, und belohnte diejenigen, welche ihr Unternehmen unterſtützt hatten. Statt des geheimen Raths und des hohen Senats wurde ein neuer, aus einundzwanzig Perſonen beſtehender dirigirender Senat und ein geheimer Cabinetsrath errichtet, in welchem Oſtermann als Kanzler den Vorſitz führte. Münnich ſollte als Feldmarſchall die Kriegskunſt, die er unter Eugen und Marlborough in Italien und in den Niederlanden gelernt hatte, bei dem ruſſiſchen Heere in Anwendung bringen. Die ſeit Peter's des Großen Tode eingetretene Vernachläſſigung der Land- und Seemacht eröffnete der unermüdeten Thätigkeit dieſes talentvollen Mannes, der bis dahin mit Erbauung des Ladoga-Canals beſchäftigt geweſen war, ein weites Feld. Den Haupteinfluß aber übte Biron, oder vielmehr er allein führte das Staatsruder, da ihm Anna, ſelbſt ohne Neigung zu Staatsgeſchäften, ſich und das Reich überließ. König Auguſt III. von Polen vergalt Biron's Theilnahme an ſeiner Erhebung auf den polniſchen Thron dadurch, daß er, nach dem Erlöſchen des Kettler'ſchen Hauſes in Kurland, ihn, den vormaligen Stallmeiſter, dem der kurländiſche Adel den Rang eines Edelmanns ſtreitig gemacht hatte, nach dem Wunſche der Kaiſerin Anna 1737 mit dem Herzogthum Kurland belehnte. Dieſer Herzog von Kurland herrſchte über Rußland mit eiſernem Scepter. Als die Dolgorucki einen Verſuch machten, die Gunſt der Kaiſerin wieder zu erlangen, verhing er über deren Familie ein ſchreckliches Strafgericht, ließ mehrere ihrer Glieder grauſam hinrichten, und ſandte Tauſende ihrer Anhänger nach Sibiriens Wüſten. Vergebens ſoll ſelbſt ſeine Gebieterin ſich ihm zu Füßen geworfen und um Gnade für ihre Freunde und Freundinnen gefleht haben.

Digitized by Google

9. Krieg Rußland's mit den Türken.

(1736—1739.)

Während dieſer Vorgänge am Hofe zu Petersburg erwarben die ruſſiſchen Waffen großen Kriegsruhm, beſonders gegen die Türken. Peter I. hatte im Eingange des Vertrags von 1711 bekennen müſſen, er verdanke ſeine Rettung der Barmherzigkeit der Gläubigen, und er habe den Frieden, um welchen er gebeten, aus Gnade erhalten. Er ſelbſt hatte dieſe Schmach rächen wollen; aber die Umſtände hatten ihn nicht begünſtigt, und der Tod ihn übereilt. Im Jahre 1735, wo die Türken in einen ſchweren Krieg mit dem Perſer-Schah Nadir (Thamas Chuli Khan) verwickelt waren, ſchien der geeignete Zeitpunkt gekommen. Die vielen Streifereien, durch welche die ruſſiſchen Koſaken von den Tataren heimgeſucht wurden, gaben einen Vorwand, den Frieden zu brechen. Obgleich der Sultan Mahmud I. für den von den Tataren geſtifteten Schaden Genugthuung zu geben verſprach, verwarf doch die ruſſiſche Regierung dies Anerbieten, weil ſie einen Krieg wünſchte, der, wie ſie hoffte, ihre Waffen bis in die krimiſche Halbinſel führen und ihre Herrſchaft am Ufer des ſchwarzen Meeres feſtpflanzen ſollte.

Münnich wurde von Warſchau, wo er noch mit der Einführung des vom ruſſiſchen Hofe eingeſetzten Königs Auguſt III. beſchäftigt war, im Jahre 1736 zum Heere berufen. Dieſes verſammelte ſich zu Iſoum, unweit der ukrainiſchen Linie, und zog, während Laſcy Aſow, die wichtige Feſtung am Ausfluſſe des Don, eroberte, unter Münnich's Führung gegen die Krim. Der Zugang zu derſelben war durch unfruchtbare Gegenden, durch umherſchwärmende Feinde und durch die berühmten Linien von Perekop auf der Landenge dieſer Halbinſel erſchwert, ja durch die letzteren, nach der Meinung der Tataren, die fünftauſend Menſchen mehrere Jahre nach einander daran hatten arbeiten laſſen, ganz unmöglich gemacht. Aber Münnich führte ſeine Ruſſen an den zwölf Klafter breiten und ſieben Klafter tiefen Graben, der quer hindurchging, und hinter dem eine Bruſtwehr zu bedeutender Höhe hinaufſtieg. Die Ruſſen ſtiegen trotz des feindlichen Feuers hinab; da aber ihre Leitern nicht an die Bruſtwehr reichten, mußten zuſammengebundene ſpaniſche Reiter den Mangel erſetzen, wobei die Unteren den Oberen mit ihren Bayonnetten und Spießen halfen. Dieſe Kühnheit erſchreckte die Tataren ſo ſehr, daß ſie ihre für unüberwindlich gehaltenen Linien verließen, ihr ganzes Lager und zwei Tage darauf auch die Feſtung Perekop den Ruſſen überließen. „Ich ſehe nicht, daß deine Krieger Fittige haben", ſagte der gefangen genommene türkiſche Be-

Digitized by Google

fehlshaber, der nicht wußte, daß Entschlossenheit des Feldherrn und Tapferkeit der Soldaten die Fittige eines Heeres sind.

Diesem Geiste seiner Truppen vertraute Münnich, als seine Generäle ihn auf den Mangel an Brot und auf die Schwierigkeit der Versorgung in einem verheerten Lande aufmerksam machten, und vorschlugen, bei Perekop ein Lager zu beziehen. Er ließ am folgenden Tage aufbrechen, in der Hoffnung, die Hindernisse der Natur wie die Bollwerke des Feindes zu überwältigen. Allein die ersteren waren stärker. Ungeachtet er Koslow, den größten Handelsort der Krim, und Bagdscheserai, die Residenz des Khans, erobert hatte, wurde er durch die Hitze und durch Krankheiten, die in seinem Heere einrissen, genöthigt, statt nach Kaffa vorwärts, auf Perekop und, sobald er diese Festung und die Linien zerstört, in die Ukraine zurückzugehen, wo er sich zum neuen Feldzuge (1737) rüstete.

Dieser schien den Türken entscheideneres Verderben zu drohen. Denn der österreichische Hof entschloß sich jetzt, wie in der Geschichte Karl's VI. erzählt ist, zur Theilnahme an dem Kriege. Wie kläglich es aber mit der Anführung der kaiserlichen Heere beschaffen war, und welche Unfälle dadurch für sie herbeigeführt wurden, ist dort gleichfalls schon berichtet. Auch den Russen maß man einen Theil der Schuld bei, wegen ihrer abgesonderten Unternehmungen, die auf das Hauptziel des Krieges nicht hinwirkten, sondern untergeordnete Zwecke verfolgten.

Münnich wollte in diesem Feldzuge sich der Mündung des Dniepers in das schwarze Meer versichern, und zu dem Ende Oczakow erobern; die an der andern Seite des Ausflusses gelegene Festung Kinburn war schon im Jahre 1736 von den Russen erobert und geschleift worden. Oczakow ward von 20,000 Türken und einer starken Artillerie vertheidigt. Das russische Heer befand sich in einer schwierigen Lage. Die Flotte, die den Dnieper herab Lebensmittel und andere Belagerungsbedürfnisse herbeiführen sollte, war noch nicht angekommen, und in der Nähe weder Holz noch Futter für die Pferde zu finden. Münnich, der einen Rückzug für gefährlich hielt, war der Meinung, es müsse etwas gewagt werden. Die Pferde wurden daher zurückgeschickt, und auf dem harten Boden Schanzen und Laufgräben begonnen. Ein starkes Feuer der Belagerer setzte die Stadt an vielen Orten in Brand, ein großes Pulvermagazin ward dabei entzündet. In der hierdurch entstandenen Verwirrung wurde die Festung unter großem Blutvergießen erstürmt. Die Stadt selbst ward so zerstört, daß für die einrückenden Truppen nicht einmal ein Obdach zu finden war. Aber die Flotte, die vierzehn Tage nach der Einnahme erschien, machte es möglich, die Häuser in bewohnbaren Stand zu setzen, und die Festungs-

Digitized by Google

werke zu verstärken. Münnich verfuhr hierbei, sowie in der Wahl des Befehlshabers, mit so vieler Einsicht, daß einige Zeit darauf die Türken, als sie die Wiedereroberung der Festung versuchten, abziehen mußten, ehe noch ein Entsatz angekommen war. Münnich war nach der Ukraine zurückgegangen und hatte die Belagerung der Festungen Bender und Choczym auf den nächsten Feldzug verschoben. Der dermalige hatte 60,000 Menschen gekostet, und einen türkischen Steinhaufen eingebracht. Und auch dieser mußte am Ende des folgenden Feldzuges (1738), als Mangel und Pest einen höchst verlustvollen Rückzug nothwendig gemacht hatten, wieder geräumt werden.

Dadurch wurde der Muth der Türken erhöht; um so mehr als auch die russische Flotte auf dem schwarzen Meere gegen die türkische den Kürzern gezogen hatte, und die Oesterreicher immer weiter zurückgewichen waren. Im nächsten Jahre (1739) verloren die letzteren die Schlacht bei Grotzka gegen den von den Einsichten des Franzosen Bonneval unterstützten Großvesir, worauf das türkische Heer die wichtige Festung Belgrad einschloß. Bonneval, der den Turban genommen, hatte die Türken auf europäische Art zu üben versucht, mußte aber, um nicht die Janitscharen zu reizen, auf die Ausdehnung dieser Versuche verzichten; zwei andere Franzosen, die ihm behülflich waren, wurden von den besorgten Russen heimlich gewonnen und in ihre Dienste herübergezogen. Münnich hatte indeß den Feldzug von 1739 glänzend und rühmlich geführt. Er war mit seinem 65,000 Mann starken Heere an den Dnieper gegangen, aber diesmal nicht durch die gefährlichen tatarischen Wüsten, sondern durch Polen, nach dessen Einwilligung nicht gefragt ward. Die Türken waren erst in Ungewißheit über Münnich's Absicht, und wurden dann durch seine Schnelligkeit überrascht. Der russische Feldherr ging über den Bug, erreichte den Dniester, und setzte am 29. Juli über diesen Fluß, sich den Orten nähernd, wo achtundzwanzig Jahre vorher Peter I. so große Schmach erlitten hatte. Gleiches Schicksal gedachte auch diesmal der Seraskier Vely Pascha den Russen zu bereiten; allein die Mittel, deren er sich dazu bediente, führten sein eigenes Verderben herbei. Er wollte die Russen recht tief in das Land locken, ihnen dann alle Futterung abschneiden, sie mit kleinen Heerhaufen beunruhigen, und so ohne Hauptschlacht vernichten; deshalb ließ er sie durch die engen Pässe und verrufenen Gebirge bei Perekop und Tschernanza ziehen, wo er sie mit einem zehnfach schwächern Heere hätte aufhalten können, geschweige denn mit dem viel stärkern, welches er unter seinem Befehle hatte. Münnich, der die Absichten des türkischen Befehlshabers erkannte, aber verachtete, rückte bis in die Ebene vor, wo das Dorf Sta-

Digitized by Google

wutſchane liegt. Hier ſtand der Feind in einem durch Kunſt und Natur ſtark befeſtigten Lager, und bedrohte alsbald das ruſſiſche Heer, das von den Tataren Tag und Nacht umſchwärmt wurde, mit völliger Einſchließung.

Die Lage Münnich's war bedenklich. Eine Niederlage würde nicht allein das Heer vernichtet, ſondern auch das Reich in Gefahr geſetzt haben. Die Polen, durch die ruſſiſchen Durchzüge beleidigt, lauerten auf eine ſolche Kunde, um ihrem Verdruſſe Luft zu machen; Schweden nährte Entwürfe der Rache für die im Nyſtädter Frieden erlittenen Verluſte. Münnich ſah nur Rettung in einem glänzenden Siege. Sein Scharfſinn entdeckte die Gelegenheit dazu in einer Gegend des Lagers, wo Moräſte und ein Fluß keinen Angriff erwarten ließen. Alsbald ordnete er den Hauptangriff gegen dieſe Seite an, ließ ihn aber durch einen Angriff auf einer andern Seite verſtecken. Sobald es ihm nur erſt gelungen war, die Hinderniſſe des Orts zu überwältigen, war die wüthende Gegenwehr der überraſcht herbeieilenden Türken vergeblich; ihr Lager wurde erſtürmt, ihre Flucht geſchah in wilder Verwirrung und mit großem Verluſt an Menſchen und Kriegsbedürfniſſen (28. Aug.). Die Einnahme der Feſtung Choczym, zwei Tage nach der Schlacht, war die Folge des Sieges. „Das hat Gott gethan", ſchrieb der fromme und tapfere Feldherr; „der Pruth, bisher ein Fluch für Rußland, iſt ihm ein Segen geworden." Allein die glänzenden Hoffnungen, die ihn ſchon über die Donau bis in das Herz des türkiſchen Reiches trugen, wurden durch den ſchmachvollen Frieden vereitelt, den unterdeß Oeſterreich übereilt geſchloſſen hatte. Nun mußte auch Rußland nachgeben. Es erhielt im Frieden (18. Sept. 1739) nicht einmal die freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen und aſowſchen Meer, und Aſow nur mit geſchleiften Feſtungswerken. Münnich mußte ſich begnügen, den Weg zur Vertreibung der Türken mit den Waffen gewieſen zu haben.

---

10. Thronveränderungen nach dem Tode der Kaiſerin Anna.

Die Kaiſerin Anna hatte keine Kinder. Wie nun ſchon durch ihre Erhebung die weibliche Nachkommenſchaft Peter's des Großen übergangen worden war, ſo wurde auch jetzt nicht dieſe Nachkommenſchaft, ſondern die Nichte der Kaiſerin, die Tochter ihrer Schweſter, der Herzogin Katharina von Mecklenburg, zur Erbfolge beſtimmt. Dieſe Prinzeſſin Anna, die an

Digitized by

den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählt worden war, sollte jedoch nicht selbst regieren, sondern ihr Sohn Iwan den Thron besteigen, und während der Minderjährigkeit desselben Biron als Regent des Reichs die Vormundschaft führen. So lautete nämlich die Acte, die der sterbenden Kaiserin zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Grafen Münnich, Ostermann, Löwenwolde und Bestuschew, theils von Furcht, theils von Hoffnung geleitet, hatten die Sache unterstützt. Als nun die Kaiserin Anna am 28. October 1740 starb, übernahm wirklich der Herzog als Regent und mit dem Titel „Kaiserliche Hoheit", den er sich vom Senate beilegen ließ, die Verwaltung.

Die Eltern des Großfürsten, die Prinzessin Anna und der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, hielten sich indeß dadurch in ihren Rechten, der Letztere sogar in seiner äußern Ehre verletzt; auch der Feldmarschall Münnich fand sich bald in seiner Hoffnung, Oberbefehlshaber der gesammten Waffenmacht zu Wasser und zu Lande zu werden, getäuscht. Das Mißvergnügen Beider vereinigte sie gegen Biron, der sich durch die Treue der zwei Garderegimenter, die sein Bruder und sein Sohn befehligten, gesichert glaubte. Aber Münnich, noch mehr bedroht durch eine geheime Verbindung zwischen Biron und der Prinzessin Elisabeth, der Tochter Peter's des Großen, die er vornehmlich von der Thronfolge verdrängt hatte, gewann die Preobraschenski'sche Garde, und überfiel mit derselben in der Nacht zum 20. November seinen Feind im Palaste. Er nahm ihn gefangen, und schickte ihn erst nach Schlüsselburg, bald darauf nach Sibirien. Anna erklärte sich zur Regentin, und Münnich ward Premierminister. Aber die Einigkeit zwischen Beiden dauerte nicht lange. Münnich's hochfahrender Sinn ertrug keinen Nebenbuhler. Ob er gleich dem Herzog Anton Ulrich die Würde eines Oberfeldherrn zugestehen mußte, konnte er doch nicht umhin, wenigstens in die Bestallung den Vermerk zu setzen: „daß der Feldmarschall Münnich diese Würde zwar habe verlangen können wegen seiner Verdienste, daß er sie aber dem Vater des Kaisers überlasse." Ebenso sehr ward der Herzog durch die wegwerfende Weise beleidigt, womit ihn Münnich behandelte; selten oder gar nicht wurden ihm die Anordnungen, die der Premierminister über das Kriegswesen traf, vorher mitgetheilt. Der Graf Ostermann, der die Staatssachen gern allein leiten wollte benutzte die Neigung Münnich's für Preußen*), um ihn bei der Regentin, welche diesem Hofe gram

*) Friedrich II. hatte zu seinem Gesandten den damaligen Major von Winterfeldt, einen Stiefschwiegersohn Münnich's, gewählt, und ließ den letztern wegen mancher Angelegenheit um Rath fragen.

Digitized by Google

war, verhaßt zu machen. Während einer Krankheit Münnich's, und bald nach einem unter seiner Vermittelung mit Preußen abgeschlossenen Bundesvertrage, ging daher die Großfürstin, als Gewährleisterin der pragmatischen Sanction, eine Verbindung mit den Höfen zu Wien und Dresden ein, die nur gegen Friedrich II. gerichtet sein konnte, welcher kurz zuvor in Schlesien eingebrochen war. Nun forderte Münnich seinen Abschied, in der Meinung, er sei unentbehrlich. Allein die Regentin sah sich gern von einem lästigen Theilnehmer befreit, und entließ ihn.

Während die Glieder der Regierung sich unter einander auf diese Weise entzweiten, hatte sich in der Nähe ein Ungewitter gebildet, welches plötzlich sie alle zerschmetterte, und auch Münnich, der allzu lange mit seiner Abreise gezögert hatte, noch in den Untergang zog. Elisabeth, die jüngere Tochter Peter's des Großen, lebte in scheinbarer, aber von Münnich wohl beobachteter Stille zu Petersburg. Ihre Reize verschafften ihr Freunde; ihre Abstammung gewann ihr bei dem Volke, das unwillig seit langer Zeit Deutsche über sich herrschen sah, Zuneigung; in ihr selbst war die Ueberzeugung lebendig, als Tochter Peter's des Großen ein besseres Recht zum Throne als die Regentin und deren Sohn zu haben. Nach Münnich's Entfernung von der Verwaltung war es leichter geworden, etwas Kühnes zu wagen; die Geldunterstützungen des französischen Gesandten La Chetardie, der Oesterreich eines wichtigen Bundesgenossen berauben wollte, gewährten äußere Hülfsmittel, und die sorglose Sicherheit der Regentin Anna verstattete, was durch Münnich's sorgfältige Beobachtung der Prinzessin bisher gehindert worden war. Diese spazierte nun oft in den Kasernen der Garde umher, hielt Kinder gemeiner Soldaten über die Taufe, erlaubte manchen Soldaten, hinten auf ihren offenen Schlitten zu treten, wenn sie in den Straßen von Petersburg umher fuhr, und that mehrere Schritte, welche sie hätten verdächtig machen sollen. Die Gesandten England's und Oesterreich's warnten vergebens.

Das beabsichtigte Unternehmen entzog sich der Aufmerksamkeit durch die Unscheinbarkeit des unmittelbaren Werkzeugs, dessen Elisabeth sich bediente. Es war ihr Wundarzt Lestocq, der ihren Entschluß zur Reife und die Sache zur Ausführung brachte. Er zeigte ihr, als er eines Morgens zu ihr trat, ein Kartenblatt, auf dessen einer Seite er ihr Bild mit der Kaiserkrone, auf der andern mit einem Nonnenschleier, ihre Anhänger aber auf Blutgerüsten, gezeichnet hatte. „Wählen Sie," sagte er, „die Wahl hängt von dem Augenblick ab." Elisabeth entschloß sich. In der Nacht vom 5. zum 6. December 1741 fuhr sie, von ihrem Kam-

Digitized by Google

merjunker Woronzow und von Lestocq begleitet, auf einem Schlitten nach den Kasernen der Grenadiere von der Preobraschenski'schen Garde, brachte einige hundert Mann auf ihre Seite, und eilte, ohne Widerstand zu finden, nach dem kaiserlichen Palast, wo die großfürstliche Familie gefangen genommen wurde. Dasselbe widerfuhr den Grafen Ostermann Löwenwolde, Golowkin und Münnich. Militär und Civil huldigten ihr am folgenden Tage; eine Kundmachung bewies dem Volke die Rechte und Ansprüche der neuen Kaiserin, und die Unrechtmäßigkeit der vorigen Regierung.

Um alle Spuren der letztern zu vernichten, wurden die mit Iwan's Bildnisse geprägten Münzen sorgfältig eingezogen und umgeschmolzen; der unglückliche Knabe selbst, der kaum ins zweite Lebensjahr getreten war, erhielt einen Kerker in Schlüsselburg zur Wohnung, lernte weder lesen noch schreiben, und der wachthabende Officier ward angewiesen, ihn auf der Stelle zu erstechen, wenn ein Versuch ihn zu befreien gemacht werden sollte. Seine Eltern wurden nach Sibirien verwiesen, und da sie ihr Unglück durch ihre gegenseitige Liebe sich erträglich machten, auf Befehl der Kaiserin Elisabeth von einander getrennt*). Die übrigen Gefangenen, unter ihnen auch Münnich, wurden zum Tode verurtheilt, aber auf dem Blutgerüste begnadigt, und sämmtlich nach Sibirien verwiesen. Münnich, den seine Gattin und sein Hausprediger dahin begleiteten, begegnete in der Vorstadt von Kasan dem Herzoge Biron, der nebst vielen Anderen zurückkehrte. Sie blickten sich starr an, und fuhren, ohne ein Wort zu sagen, an einander vorüber.

Unter diesen Rückkehrenden befand sich auch Bestuschew, der als ein treuer Anhänger Biron's in dessen Sturz mit verwickelt worden war. Lestocq, zum Grafen erhoben, und mehr auf Geldbelohnungen als auf Würden bedacht, empfahl ihn der Kaiserin zum Vicekanzler, gab aber sich selbst in ihm den gefährlichsten Feind. Entgegengesetzte politische Ansichten, da Lestocq Preußen's Partei hielt, während Bestuschew mit der Kaiserin österreichisch gesinnt war, wurden Anlaß oder Vorwand seines Falles. Man beschuldigte ihn, er habe, mit Preußen und Frankreich vereint, Schweden auf Kosten Rußland's mächtiger machen wollen.

---

*) Die Regentin Anna starb 1746 zu Kolmogori bei Archangel; ihr Gemahl, Herzog Anton Ulrich, blieb bis an seinen Tod, der erst 1775 erfolgte, in Sibirien, nachdem die Verhältnisse sich längst geändert hatten. Er weigerte sich, die von Katharina II. ihm ertheilte Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland anzunehmen, um nicht dort sein Unglück zur Schau zu tragen. Seine Kinder wurden nach Dänemark gebracht, wo sie erblos gestorben sind.

Digitized by Google

Die Kaiserin ließ jetzt den Mann, der sie auf den Thron gehoben hatte, durch Peitschenhiebe zum Geständniß einer angeblichen Schuld bringen, dann knuten und nach Sibirien führen. Bestuschew wurde nun ausschließlich die Seele der russischen Staatskunst. Er war Preußen's unversöhnlicher Feind, besonders seit der französische Gesandte, vereint mit dem preußischen, ihn im Jahre 1745 zu stürzen versuchte, um die englisch-österreichische Partei vom Hofe zu verdrängen.

Elisabeth überließ das Regieren Anderen, und führte für sich ein äußerst zügelloses Privatleben, dessen Ausschweifungen wunderlich genug mit Uebungen andächtelnder Frömmigkeit durchflochten wurden. Einer ihrer Günstlinge, Rasumowski, der als Chorknabe in der kaiserlichen Kapelle gesungen hatte und zum Grafen erhoben worden war, wurde, wie man sagt, heimlich ihr Gemahl; ein Anderer, Iwan Schuwalow, war durch seine Habsucht der Schrecken der Handelsleute. Die Verwaltung des Staats befand sich in der schrecklichsten Auflösung; eine geheime Inquisition verwandelte oft die Pflege des Rechts in die Ausübung schreiender Ungerechtigkeiten. Die Todesstrafe ward abgeschafft; aber um kläglichen Weibergeklätsches willen erhielten nicht selten Mitglieder der vornehmsten Familien die Knute und wurden mit abgeschnittenen Zungen nach Sibirien geschickt.

---

11. Polen unter August II. und August III.

Die polnische Krone, welche August II., wie wir sahen, um so hohen Preis erkaufte, war an sich ein so wenig wünschenswerthes Gut, daß die Nation sogar im Jahre 1668, als König Kasimir durch keine Bitten abgehalten werden konnte, dieselbe niederzulegen, ein Gesetz gemacht hatte, wonach in Zukunft kein König sollte abdanken dürfen. Während im übrigen Europa die Macht der Könige, unterstützt von den Fortschritten der bürgerlichen Cultur, größere Stärke gewann und der damals mitherrschende Adel überall Unterthan des Thrones ward, eignete sich in Polen, wo die Städte aus ihrer Unbedeutsamkeit sich nicht emporarbeiten konnten und der Bauer zu völliger Leibeigenschaft herabgedrückt ward, der Adel ausschließlich alle staatsbürgerlichen Rechte zu, und stellte, im Verhältniß zur Gesammtbevölkerung eine halbe Million gegen zehn Millionen, allein die Nation vor. Als solche bildete er eine demokrati-

sche Republik, deren erwähltes Oberhaupt an der Staatsgewalt nur geringen Antheil besaß und meist nur seinen Namen zur Genehmigung der von dem Reichstage gefaßten Beschlüsse hergab. Athen und Rom hatten zur Zeit des höchsten Rausches der Volksherrschaft weder so große Gleichheit der Bürger, wie die des polnischen Adels, gekannt, noch so stürmische Versammlungen, wie die polnischen Reichstage waren, gesehen. Alle Edelleute waren in ihren Rechten und Ansprüchen einander gleich, und es machte dabei keinen Unterschied, ob der Eine Güter im Werthe eines Fürstenthums besaß, der Andere vom Dienstlohne lebte. Neben den Deputirten oder Landboten, welche die einzelnen Woiwodschaften erwählten, nahm zwar ein Senat, aus den sämmtlichen Erzbischöfen, Bischöfen, Woiwoden, Kastellanen und den Ministern des Königs bestehend, an der National-Repräsentation Theil; aber diese Körperschaft, die nicht auf erbliches Besitzthum, sondern auf Aemter königlicher Verleihung gegründet war, wurde im Kampfe um diese Aemter und Würden gewöhnlich selbst ein Tummelplatz des wildesten Parteigeistes, und war ganz und gar nicht geeignet, die Hinneigung des Nationalcharakters zum Factionsgetriebe zu ermäßigen und Haltung in das polnische Staatswesen zu bringen. Außerdem trat der Staatsgewalt bei jedem Schritte, den sie versuchte, um irgend einen Zweig der öffentlichen Verwaltung zu beleben, das widersinnige Veto der Landboten hemmend entgegen. Die Heere blieben ohne Kriegskunst und ohne geregelte Ergänzung, die Festungen auf Städte, mit alten vor Erfindung des Geschützes errichteten Mauern beschränkt. Alle großen Veranstaltungen, welche bei anderen Völkern durch die Staatskraft ins Leben gesetzt wurden, fehlten nothwendig da, wo der Widerspruch eines Einzelnen auf den Land- und Reichstagen jeden, auch den gemeinnützigsten und einleuchtendsten Vorschlag rückgängig machen konnte. In den dringendsten Nothfällen half man sich durch Conföderationen — außerordentliche Verbindungen, welche geschlossen wurden, um das, was nach Zerreißung des Reichstages in gesetzmäßigen Formen nicht zu bewirken war, auf ungesetzlichem Wege zu Stande zu bringen. Diejenigen, die eine Conföderation zu errichten gedachten, verabredeten mit einander ihre Maßregeln und hielten Zusammenkünfte; dann thaten Kreise, Woiwodschaften, Provinzen ein Gleiches; zuletzt vereinigten sich diese einzelnen Verbindungen durch eine besondere Acte zu einer General-Conföderation, und erschienen unter diesem Namen auf dem Reichstage. Die Könige selbst versuchten zuweilen, solche Conföderationen zu bilden, oder sie traten denen, die sich ohne ihre Theilnahme gebildet hatten, bei. Der Aufstand gegen die

Digitized by Google

Staatsgewalt wurde dergestalt zu einer rechtmäßigen Handlung, und was anderwärts für ein Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung galt, war in Polen zuweilen das einzige Mittel, einige Spuren derselben herzustellen oder aufrecht zu erhalten. Schon das war ein Zeichen besserer Einsicht, daß bei den Berathschlagungen der Conföderationen die bloße Mehrheit der Stimmen entschied, und nicht, wie bei den Reichstagen, Einmüthigkeit der Meinungen verlangt ward.

So gering übrigens die Einwirkung des Königs auf das Ganze des Staatswesens war, so steigerte sich doch die Verwirrung aufs höchste, wenn sein Tod den Schattenthron in Erledigung setzte und der Uneinigkeit des Adels, den Umtrieben der fremden Gesandten, den ehrgeizigen und selbstsüchtigen Absichten der einheimischen Großen den weitesten Spielraum eröffnete. Auch die Wahl August's II. hatte davon zur Genüge Zeugniß abgelegt. Wir sahen, wie er die Krone gewann, aber auch wie er sie in dem Kriege gegen Karl XII. verlor und im Altranstädter Frieden auf sie Verzicht leisten mußte; erst als die Kunde von der Schlacht bei Pultawa erscholl, gelang es ihm, Polen wieder zu gewinnen und den von Karl eingesetzten Stanislaus Leszinsky als Anmaßer zu vertreiben.

Nach seiner Wiederherstellung behielt August II. seine sächsische Armee in Polen, in der Absicht sich nunmehr derselben zur Unterdrückung der Nationalfreiheit und zur Einführung wirklicher Königsgewalt zu bedienen. Er unterhandelte mit Rußland und Preußen über Theilungsplane, nach welchen er jenen Mächten beträchtliche Stücke des Königreichs überlassen wollte, um den Ueberrest als Erbkönig mit voller Souverainetät zu beherrschen. Aber zur Ausführung fehlte es ihm und seinem Minister Flemming an rechtem Muthe. Inzwischen wurde der niedere Adel durch die Erpressungen, welche die Truppen des Königs nothgedrungen ausübten, weil ihnen der unentbehrlichste Unterhalt abging, zum höchsten Unmuthe gereizt. Er ergriff endlich die Waffen, conföderirte sich durch das ganze Reich und fiel über die Sachsen her. In ihren Quartieren zerstreut konnten dieselben sich nicht mit Erfolg vertheidigen und wurden größtentheils aufgerieben. Die Großen, auf welche August gerechnet hatte, traten der allgemeinen Bewegung bei, und dem Könige blieb am Ende nichts übrig, als die russische Vermittelung anzusprechen. Durch dieselbe kam, am 30. Januar 1717, ein Vergleich zu Stande, nach welchem der König seine Sachsen entließ, aber auch die National-Armee weit unter die Hälfte ihres früheren Bestandes herabgesetzt wurde. Diese Verminderung der Staatskraft galt

Digitized by

dem Könige vermöge des widersinnigen Verhältnisses, das zwischen ihm und der Nation stattfand, für einen von ihm errungenen Vortheil.

Von dieser Zeit an vertauschte August den Plan, die polnische Nation durch Gewalt zu unterjochen, gegen den andern, sie durch Sittenverderbniß und Prunksucht sich zu eigen zu machen. Er hielt einen glänzenden und üppigen Hof, an welchem die Künste der Verfeinerung den Genüssen der rohen Sarmatenkraft beigesellt wurden. Die Verführung bemächtigte sich des weiblichen Geschlechts, und indem dasselbe die Gewalt benutzen lernte, die es über Sklaven der Sinnlichkeit zu erwerben vermag, entstand in Polen ein Einfluß der Weiber auf Staatsangelegenheiten, welcher der Macht, die sie in Frankreich übten, wenig nachgab. Dennoch vermochte August nicht durchzusetzen, was in anderen Zeiten den Königen von Frankreich, England und Spanien gelungen war: Herr in dem Reiche zu werden, dessen König er hieß, und die Herrschaft des Adels in gehorsame Unterthänigkeit umzuwandeln. Wie lebhaft auch sein Eifer war, diesen Zweck zu erreichen, so fehlte ihm doch das Genie oder das Glück, welches andere Fürsten in ähnlichen Verhältnissen zu Erfolgen geführt hatte. Und doch wurde kein Mittel von ihm verschmäht oder unversucht gelassen; ja so wenig achtete er seiner Vergangenheit und seines Rufes, daß er sogar seine vormaligen Glaubensgenossen der Verfolgung preisgab, um dem Mißtrauen des Mehrtheils der Nation zu begegnen und die von seinen Widersachern erhobene Verdächtigung, als ob er nicht eifrig katholisch sei, zu entkräften. Durch Benutzung dieser gezwungenen Stellung des Königs gelang es den Feinden der Protestanten, denselben alle Vortheile der Religionsfreiheit, die sie in den beiden letzteren Jahrhunderten in Polen genossen hatten, zu entreißen. Dem Anscheine nach hätten solche Absichten an dem liberum veto ein unübersteigliches Hinderniß finden sollen, da ja die Stimme eines einzigen dissidentischen Landboten verfassungsmäßig hinreichte, die Beschlüsse der Unduldsamkeit und des falschen Religionseifers zu nichte zu machen; dennoch ging unter Umständen, die in ihren Einzelheiten nicht genau bekannt sind, unzweifelhaft aber auf das Zusammenwirken geheimer Verabredungen von der einen und auf Schwäche oder Ueberraschung von der andern Seite schließen lassen, etwas ganz Unerwartetes und Verfassungswidriges durch. Der außerordentliche Reichstag, der am 1. Februar 1717 zur Bestätigung des Vergleiches über die Entfernung der sächsischen Truppen gehalten ward, und beispielloser Weise nur sechs Stunden dauerte, erhob sich plötzlich über seine Befugnisse, indem er die von einer Conföderation entworfenen Gesetze

Digitized by Google

als Gesetze der Republik vorlesen ließ, ohne der Minderzahl Einspruch zu gestatten. Bekanntlich ist es so schwer nicht, große Massen durch geschickte Behandlung einer vorhandenen Stimmung zu den widersinnigsten Beschlüssen fortzureißen. Ein solches Kunststück gelang damals dem verfolgungssüchtigen Theile des katholischen Klerus, und aller Anhänglichkeit der polnischen Nation an das liberum veto zum Trotz wurde das Gesetz gemacht, daß alle dissidentischen Landboten von dem Reichstage ausgeschlossen sein sollten.

Um jeden Verdacht zu entfernen, als ob er irgend eine Anhänglichkeit für seine ehemaligen Glaubensgenossen hege, machte August bald darauf den Uebertritt seines Sohnes, des Kurprinzen August, zur katholischen Kirche bekannt. Dieser Uebertritt war schon im Jahre 1712 in Bologna geschehen. Die Bekanntmachung an die sächsischen Landstände aber erfolgte am 23. Oct. 1717, zu einer Zeit, wo man in Sachsen eben im Begriff war, das zweihundertjährige Jubelfest der Reformation zu feiern. In dem Rescript hieß es, der König habe seinem Sohne in diesem Stücke volle Freiheit gelassen; der Prinz aber habe sein Herz ihm offenbaret, daß er sich bewogen finde, den katholischen Glauben anzunehmen. Da nun die Religion, zu welcher der König sich bekenne, erfordere, daß er solcher Entschließung keineswegs entgegen, sondern auch damit vergnügt sei, so wolle er solches den Ständen und Unterthanen bekannt machen, und sie zugleich bedeuten, sich durch diese Glaubensveränderung in keine Besorgniß setzen zu lassen. „Wir selbst sind in der Religionssache Niemand beschwerlich gewesen, wohl wissend, daß der Glaube eine Gabe Gottes ist und daß alle unsere Unterthanen sich in dem, was das Gewissen anbelangt, derselben Freiheit zu erfreuen haben müssen, so wir unserm königlichen Prinzen freigestellet"*). In Polen nahm seit dieser Zeit die Anfeindungs- und Verfolgungssucht gegen das nichtkatholische Kirchenthum von Jahr zu Jahr zu; im merkwürdigen Gegensatze gegen jene allgemeine Duldung aller Sekten, auch der von den Protestanten selber verfolgten Socinianer, wodurch Polen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert vor allen übrigen Staaten Europa's sich ausgezeichnet hatte.

Die von unbesonnenen Jünglingen verübte muthwillige Beschädigung eines Christus-Bildes war Veranlassung gewesen, daß im Jahre 1638 die zu Rakau, einem Städtchen in Podolien, befindliche Schule und Hauptstätte des Socinianismus in Polen zerstört wurde. Ein ähnlicher Vorfall brachte im Jahre 1724 über eine Stadt, die für eine

*) Theatrum Europaeum vom J. 1717, S. 169.

Digitized by Google

Hauptstütze des Lutherthums auf dem Gebiete der polnischen Herrschaft galt, schweres Unheil. Thorn, von den deutschen Rittern gegründet, hatte im Jahre 1454 gleich dem übrigen Westpreußen den Gehorsam des Ordens verlassen und sich unter den Schutz der Krone Polen begeben. Als im ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts die in Deutschland entstandene Reformation über Polen sich verbreitete, verschaffte die Gunst der Obrigkeiten und die Neigung des Bürgersinnes den neuen kirchlichen Formen auch in den westpreußischen Freistädten schnellen Eingang. Im Verlaufe der Zeit verbanden sich diese Formen mit der städtischen Verfassung aufs engste zu einem Gegensatze gegen das polnische Staats- und Nationalwesen, welches sich mehr und mehr seinem älteren, mit deutscher Art und Sitte befreundeten Verhältnissen entzog. Der Einfluß, den die Jesuiten unter den Königen aus dem Hause Wasa in Polen erlangten, und ihr Bemühen, in den von der römischen Kirche abgewendeten Städten neue Pflanzstätten zur Wiederherstellung des alten Kirchenthums anzulegen, fand daher hier, wie anderwärts, lebhaften Widerstand und verstärkte den bürgerlichen und kirchlichen Oppositionsgeist gegen den andersgläubigen Staat, dem die Stadt unterworfen war. Nach vieljährigem Widerstande mußte aber nachgegeben und dem Orden die Erbauung eines Collegiums gestattet werden (1605). Seitdem gab es unaufhörliche Händel des Magistrats mit den eingedrungenen Vätern. Die Bürger klagten, daß die Jesuiten durch freien Unterricht und anderweite Unterstützungen Knaben und Erwachsene an sich zögen, daß sie durch Gewerbsbetrieb innerhalb ihres Collegiums die städtischen Berechtigungen umgingen, daß die Jesuiten-Schüler sich ein freches beleidigendes Betragen gegen die übrigen Einwohner, besonders gegen die Schüler vom lutherischen Gymnasium erlaubten und darin von ihren Vorgesetzten eher bestärkt als gehemmt würden. Die hierüber entstandene Erbitterung kam endlich durch Schuld jener übermüthigen Jünglinge zum Ausbruche. Am 16. Juli 1724 mißhandelte ein polnischer Jesuiten-Schüler bei Gelegenheit einer Procession einige evangelische Zuschauer, die nicht niederknien wollten, und vergriff sich dann nochmals, ein paar Stunden nachher, mit mehreren Begleitern an Leuten, die er auf der Straße traf. In der hierüber entstandenen Schlägerei wurde der Urheber des Lärms von der Wache verhaftet. Zur Wiedervergeltung bemächtigten sich die Jesuiten-Schüler am folgenden Tage eines lutherischen Gymnasiasten und sperrten ihn im Collegium ein. Während der Magistrat den Pater Rector um Auslieferung desselben vergeblich beschickte, versammelte sich eine Menge

Digitized by Google

Gymnasiasten und Handwerksgesellen vor der Thür des Collegiums. Durch Schimpfworte und Steinwürfe gereizt drang ein Haufe in das Haus und befreite den Gefangenen. Die Jesuiten-Schüler schossen und warfen nun unter das Volk, läuteten auch mit ihrer Stundenglocke Sturm, zogen aber nur noch mehr Gegner herbei. Ein erneuter Angriff auf das Collegium geschah; der Pöbel drang ein, zerschlug Fenster, Tische, Geräthe und Bilder, und machte endlich von den Trümmern unter freiem Himmel ein Feuer, an welchem er sich ergötzte, bis ihn um Mitternacht die verstärkte Bürgerwache davon trieb.

Ohne Zweifel waren diese Vorgänge ein sträflicher Unfug, und das Verfahren des Magistrats bei der polizeilichen Abwehr, sowie nachher bei der Untersuchung und Bestrafung, von Tadel nicht frei; der Verdacht wenigstens lag nahe, daß die Verspätung der dem Collegium gebührenden Hülfe seiner Abneigung gegen die Jesuiten und seinem Wunsche zuzuschreiben sei, dieselben die Stärke des Volkshasses fühlen zu lassen. Noch weniger war sein nachheriges Verhalten den Forderungen der Klugheit angemessen. Auf das laute Geschrei, welches die Jesuiten erhoben, wurde nichts erwiedert, und weder ein Schritt zur Begütigung der Beleidigten gethan, noch der Klage auf Kirchenraub und Gottesschändung, die sie in Warschau anbrachten, etwas Ernstliches entgegen gesetzt, ja nicht einmal ein bedeutender Mann aus dem Rathe hingesandt. So konnte sich das Ungewitter zum Verderben der armen Stadt ungehindert zusammenziehen. Im September erschien eine Untersuchungs-Commission, bei welcher sich zwei geschworene Feinde der Thorner, der Bischof von Plozk und der Fürst Lubomirski, befanden. Weil bei der Plünderung des Collegiums einige Marien- und Heiligenbilder beschädigt und nachher sogar verbrannt worden waren, sprach man nur von der Beleidigung, die der Königin des Himmels angethan worden sei, und bewies, daß dieser gegen Gott an seiner Mutter verübte Frevel viel strenger bestraft werden müsse, als wenn ein irdischer Monarch beleidigt worden sei. Alles ließ schon damals ein äußerst ungünstiges Ergebniß erwarten; die Commission suchte unter andern von einem Amtsdiener des Magistrats mit Androhung der Tortur die Aussage zu erpressen, daß der erste Bürgermeister den Befehl zum Tumulte gegeben habe; bis zum Abgange derselben wurden über sechzig Menschen zur Haft gebracht. In früheren kräftigeren Zeiten des Bürgerthums würde bei solchen Aussichten eine wehrhafte Stadt Maßregeln ergriffen haben, sich gegen eine ihr zugedachte schmähliche Behandlung sicher zu stellen; besonders mußte nach polnischer Verfassung, in welcher Widerstand der Einzelnen gegen Be-

Digitized by

schlüsse der Gesammtheit nichts Ungesetzliches war, ein solcher Entschluß weniger bedenklich als anderwärts erscheinen. Allein gegen das Gefühl von Kraft und politischer Mannheit, wie es in jenem Jahrhundert allgemeiner Schlaffheit der polnische Adel allerdings in sich lebendig erhalten hatte, bildete der Sinn des leidenden Gehorsams, wie er im deutschen Bürger- und Mittelstande unter dem Druck der steifen Formen eines geistlosen Kirchen- und Staatswesens einheimisch geworden war, einen gar traurigen Gegensatz.

Am 2. October wurde auf dem Reichstage zu Warschau die Sache an das königliche Assessorial-Gericht gewiesen, und am 26. October die Verhandlung begonnen. Zum Nachtheil der Thorner war das Gericht durch außerordentliche Beisitzer aus der Zahl der Senatoren und Landboten verstärkt worden. Der Ankläger Nagrodski trat im Namen der Jesuiten mit den härtesten Anklagen auf; von Seiten der Stadt erschienen zwar Abgeordnete, um den angenommenen Advocaten Bohuszewski in seiner Vertheidigung zu unterstützen; aber durch einen schweren Mißgriff waren untergeordnete, des polnischen Wesens und der Mittel die Großen zu gewinnen, unkundige Personen zu diesem Geschäft gewählt worden. Auch die von anderen Seiten her versuchten Rettungswege verfehlten ihr Ziel. Einer Bittschrift an den König, die im Namen der westpreußischen Städte für das bedrängte Thorn übergeben werden sollte, versagte die Stadt Elbing ihre Unterschrift. Ueberdies hätte König August in dieser Angelegenheit kaum etwas thun können; bei den Richtern aber war der Haß gegen ein andersgläubiges Bürgerthum, welches der Kirche und dem Adel entgegen seine Selbständigkeit gewonnen hatte, zu mächtig, um Fürbitten Gehör zu geben. So wurde denn am 30. Oct. 1724 ein Spruch gefällt, der die beiden Bürgermeister, Stadtpräsident Rösner und Vicepräsident Zernecke, nebst dreizehn anderen Bürgern zur Enthauptung verurtheilte, wofern die Ankläger ihre Beschuldigung eidlich erhärten würden. Da die Verurtheilten hiervon zeitig genug Nachricht erhielten, hätten sie sich durch die Flucht retten können. Dennoch unterließen sie es, im guten Glauben, daß es zu der ungerechten Blutthat nicht kommen werde. Namentlich wurde Rösner durch die irrige Hoffnung zurückgehalten, daß die Dienste, die er im schwedischen Kriege dem König August erwiesen, Berücksichtigung finden würden, vielleicht auch durch die Meinung, daß der Rector der Jesuiten den Eid, von dessen Leistung die Gültigkeit des Bluturtheils abhängig war, nach den Gesetzen des Ordens nicht würde schwören dürfen. Am 15. November wurde das Urtheil einer Executions-Commission übergeben, und am

18. lief bereits ein Schreiben derselben mit der Warschauer Post ein, in welchem der Stadt die bevorstehende Ankunft der Commission zur Vollstreckung des Urtheils angezeigt ward. Rösner, als Vorstand des Magistrats, erbrach das Schreiben und ergab sich in sein Schicksal. Ehe sich noch die Bürgerschaft von der ersten Bestürzung über die Schreckenspost erholen konnte, rückte der Fürst Lubomirski, der sich gleich nach Fällung des Urtheils mit einem Executions-Commando auf den Weg gemacht hatte, in die Stadt ein, ohne ein Hinderniß anzutreffen. Die Verurtheilten wurden verhaftet, und (am 5. Dec.) vor das Commissions-Gericht gestellt. Noch sahen sie in dem den Jesuiten obliegenden Eid auf Blut und in dessen Unverträglichkeit mit den Ordensgesetzen derselben einen Schimmer von Hoffnung. Aber auf die Frage, ob er diesen Eid schwören wolle, erklärte der Rector, daß ihm selbst zwar die Regeln seines Ordens denselben untersagten, daß er ihn aber durch sieben andere namhaft zu machende Zeugen ablegen wolle. Die hiergegen erhobenen Einwendungen wurden nicht beachtet, und durch die frevelhafte Eidesleistung das Loos der Unglücklichen entschieden; denn nach polnischen Gesetzen war das Urtheil nunmehr unwiderruflich. Wenige Stunden darauf kam ein Eilbote mit einem Schreiben des päpstlichen Nuncius zu Warschau, wodurch den Jesuiten die Eidesleistung untersagt ward; die Commission kehrte sich aber an dies Verbot nicht, und ließ an demselben Abende den Verurtheilten ankündigen, daß sie nur noch den nächsten Tag zu leben hätten. Die Aufforderung zum Religionswechsel und das Anerbieten der Begnadigung für diesen Fall wies Rösner, den man deshalb am angelegentlichsten bestürmte, mit Festigkeit von sich, und auch die übrigen Verurtheilten bezeigten sich gleicher Weise standhaft in dem Bekenntnisse ihres Glaubens.

Am 7. December wurde Rösner in der Frühe des Morgens im Hofe des Rathhauses bei Fackelschein, die Uebrigen am hellen Tage auf einer in der Mitte des Marktes errichteten Blutbühne enthauptet; einige erst nachdem ihnen die Hände vorher abgehauen worden waren. Das Wehklagen der Weiber und Kinder sowie die an die Commission gerichtete Bitte, den Proceß nach deutschem oder preußischem Rechte entscheiden zu lassen, war unbeachtet geblieben. Nur der zweite Bürgermeister Zernecke erhielt auf Verwendung mehrerer polnischer Großen und seiner unermüdlichen Gattin zuerst einen Aufschub, dann Begnadigung, weil der Ankläger für ihn gebeten hatte; er ist es, welcher nachmals Geschichtschreiber Thorn's und dieses betrübten Vorganges geworden ist. Im Ganzen erlitten zehn der Bürger den Tod. Doch damit war das Ver-

Digitized by Google

hängniß noch nicht erfüllt. Die Stadt mußte nunmehr ihre evangelische Hauptkirche an die Katholischen abtreten und den Jesuiten eine ungeheure Summe als Schadenersatz bezahlen; auch sollte das evangelische Gymnasium aus den Ringmauern geschafft werden. Von den eigentlichen Urhebern der Händel ward Niemand bestraft.

Mehrere Mächte Europa's, selbst katholische, hatten sich rechtzeitig, wiewohl erfolglos, für die Opfer des Fanatismus verwendet; auch nachher noch schrieben die Könige von Preußen und Schweden entrüstet den Kaiser und an die Könige von Frankreich, England und Dänemark, und erinnerten sie an ihre im Frieden von Oliva übernommene Bürgschaft für die weltliche und kirchliche Verfassung von Thorn. Ja Friedrich Wilhelm gab dem König August selbst in einem Schreiben sein Mißfallen offen zu erkennen, und bezeichnete das grausame Verfahren mit den ihm gebührenden Namen. Die öffentliche Meinung in ganz Europa verdammte alsbald die Frevelthat so einmüthig und so nachdrucksvoll, daß selbst Kaiser und Papst in die Mißbilligung einstimmen mußten. Und doch war August II. diesmal, freilich nicht zu seinem Ruhme, nur ein untergeordnetes Werkzeug gewesen. Er ließ zu seiner Rechtfertigung am Regensburger Reichstage erklären, daß das Assessorial-Gericht zwar in seinem Namen spreche, aber von ihm unabhängig sei, und daß ihm nicht, wie anderen Königen, das Begnadigungsrecht zustehe. Auch ging der Unwille der Höfe nicht über Worte hinaus. Derjenige Monarch, der allein unter den damals lebenden in jener schmählichen Verletzung der Verträge auch einen anderweit willkommenen Anlaß gefunden haben würde, mit der Krone und Republik Polen zu rechten, der Zar Peter der Große, starb zu bald darnach, als daß seine diplomatischen Vorwürfe sich noch in Thaten hätten umsetzen können. So blieb das Blut der Bürger von Thorn ungerächt; um so eher darf die spätere Entwickelung der Geschicke, wodurch die Stadt unter die Herrschaft eines deutschen Königs zurückgeführt wurde, in diesem Punkte als eine tragisch versöhnende gelten *).

König August würde es übrigens vielleicht nicht ungern gesehen haben, wenn die Nachbarn Krieg angefangen hätten, weil ihm dies Gelegenheit verschafft haben würde, seine Sachsen wieder ins Land zu ziehen. Den Plan, mit Hülfe derselben die polnische Krone seinem Sohne zu versichern, hatte er nie aufgegeben, und er würde wahrscheinlich kein Bedenken getragen haben, um diesen Preis die Ausschweifungen des katholischen Eifers der Polen gegen die Evangelischen in Thorn durch

*) Vgl. Dörne, Thorn's Schreckenstage im Jahre 1724.

Digitized by Google

seine eifrig evangelischen Sachsen vertheidigen zu lassen. Man will sogar wissen, der König habe die Tataren zu Einbrüchen in das Land zu bewegen gesucht, um nur einen Vorwand zur Wiederkehr seiner Truppen zu gewinnen*). Nach der Politik des Jahrhunderts und nach der Bereitwilligkeit, womit August II. von jeher alle höheren Verpflichtungen irdischen Vortheilen nachgesetzt hatte, ist diese Angabe wenigstens nicht unglaublich. Indeß blieb August immer fern von seinem Ziele, und als er am 1. Februar 1733 während eines Reichstages zu Warschau starb, war für die Nachfolge seines Sohnes, des nunmehrigen Kurfürsten von Sachsen, in Polen nichts vorbereitet.

Die Blicke der Polen wandten sich sofort auf den König Stanislaus Leszinsky, der seit seiner Verdrängung anfangs in ziemlich dürftigen Umständen im Elsaß gelebt, aber im Jahre 1725, wie wir sahen, das unerwartete Glück gehabt hatte, seine Tochter zur Königin von Frankreich erhoben zu sehen. Am französischen Hofe ward es zum Ehrenpunkt, daß dem Schwiegervater des Königs die verlorene Krone wieder aufs Haupt gesetzt werden müsse. Der Erfolg schien um so gesicherter, als der Primas Potocki, ein Freund des Stanislaus, auf dem alsbald gehaltenen Convocationsreichstage die Fassung und eidliche Bekräftigung eines Beschlusses bewirkte, wonach jeder auswärtige Fürst von der Wahl ausgeschlossen sein und kein anderer als ein Piast, das heißt ein Eingeborener, erwählt werden sollte. Der französische Gesandte Monti unterstützte die Bemühungen des Primas mit Geld und Versprechungen so glücklich, daß die Nation bald für Stanislaus entschieden war. Oesterreich und Rußland aber erklärten sich gegen ihn. Der höhere politische Gesichtspunkt, keinen Einfluß Frankreich's in Polen dulden zu wollen, kam bei diesen Mächten hierbei weniger in Betracht als andere untergeordnete Verhältnisse. Namentlich wollte Kaiser Karl VI. den Kurfürsten von Sachsen für Anerkennung der pragmatischen Sanction und die damit verbundene Verzichtleistung auf die Ansprüche entschädigen, die derselbe durch seine Gemahlin, eine Tochter Joseph I., auf die österreichische Monarchie für sein Haus erheben konnte. Rußland, damals von Biron, dem Günstling der schwachen Kaiserin Anna, beherrscht, war für den Kurfürsten August durch dessen Zusage gewonnen, daß er als König von Polen dem Biron die Belehnung mit dem erledigten, bereits unter russische Verwaltung genommenen Herzogthum Kurland ertheilen werde. Zum Vorwande wurde von Oesterreich eine aus der ältern Ver-

*) Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne, liv. I. pag. 143.

Digitized by Google

bindung Polen's mit Ungarn hergeleitete Pflicht, über Erhaltung der polniſchen Verfaſſung zu wachen, von Rußland aber der Vertrag von 1717 gebraucht, der dieſer Macht das Recht eingeräumt haben ſollte, Polen zu beaufſichtigen, ungeachtet derſelbe nur die Räumung des polniſchen Gebiets von ruſſiſchen Truppen betroffen hatte. Beide Mächte erklärten, daß ſie die Erwählung des Stanislaus als eine Verletzung der polniſchen Verfaſſung betrachten müßten, da derſelbe früher durch einen Beſchluß der Nation von der polniſchen Krone für immer ausgeſchloſſen worden ſei. Zur Unterſtützung dieſes Widerſpruchs überſchritt ein ruſſiſches Heer die Grenze des Königreichs.

Inzwiſchen gelang es dem Stanislaus, die Hinderniſſe, die ſeiner Reiſe durch Deutſchland entgegenſtanden, mit Hülfe einer Verkleidung zu beſeitigen, und plötzlich in die Mitte des zu Warſchau verſammelten Wahltages zu treten. Hier ward er am 12. September 1733 durch eine ungeheure Mehrheit zum König ausgerufen. Aber eine ſchwache Gegenpartei, die Biſchöfe von Krakau und Poſen an der Spitze, hatte ſich auf dem andern Ufer der Weichſel in Praga verſammelt, und die Ankunft der Ruſſen beſchleunigt. Unter dem Schutze derſelben hielten nun etwa funfzehn Senatoren und ſechshundert Edelleute bei dem Dorfe Komiec einen Wahltag, und riefen den neuen Kurfürſten von Sachſen Friedrich Auguſt unter dem Namen Auguſt III. als König von Polen aus (5. Oct.). Stanislaus glaubte nicht, ſich in Warſchau behaupten zu können, und begab ſich nach Danzig, wohin ihm der Primas und der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Monti, folgten. Obwohl faſt ganz Polen für ihn war, und obwohl das Gebiet der Republik an Größe Deutſchland übertraf, hatte der faſt einmüthig erwählte König dennoch dem an Zahl mäßigen feindlichen Heere keinerlei Mittel entgegen zu ſetzen. Ein Kriegsfürſt mit großen Feldherrngaben würde den Adel in die Waffen gerufen und an der Spitze deſſelben den Fremden, welche unbefugter Weiſe in die inneren Angelegenheiten Polen's ſich miſchten, den Weg über die Grenze gewieſen haben; aber ein ſolcher war der liebenswürdige und wohlthätige Philoſoph Stanislaus nicht. Er beſchränkte ſich darauf, in Danzig die Ankunft der franzöſiſchen Hülfsvölker zu erwarten und den Muth der ihm ſehr ergebenen Stadtobrigkeit und Bürgerſchaft durch Hinweis auf dieſe Unterſtützung, welche nächſtens erſcheinen ſollte, aufrecht zu erhalten, während ungeſäumt ein ruſſiſches Heer unter Münnich, zu dem ſich bald noch ſächſiſche Truppen unter Herzog Adolf von Weißenfels geſellten, Danzig einſchloß und belagerte. Der König von Frankreich erließ ſelbſt an den Rath und die Bürgerſchaft ein Schrei-

Digitized by Google

ben mit der Versicherung, daß er ihr Interesse als sein eigenes ansehe, und nach der Freundschaft, die er zu ihnen trage, entschlossen sei, zur Sicherstellung desselben nichts, was in seinen Kräften stehe, zu verabsäumen. Aber die geringe Aufmerksamkeit, welche der Cardinal Fleury dem Seewesen widmete, und noch mehr die Spannung desselben mit der Königin waren Ursache, daß für die polnische Angelegenheit sehr geringe Anstrengungen gemacht wurden. Die in Brest und Toulon liegenden Escadren blieben müßig; nur aus Dünkirchen gingen einige französische Kriegsschiffe in die Ostsee, und erschienen um den 10. Mai 1734 auf der Danziger Rhede. Da sie sich aber nicht getrauten, vor der überlegenen russischen Flotte eine Landung zu bewerkstelligen, zogen sie am 14. Mai wieder ab, nach Kopenhagen. Der französische Gesandte am dänischen Hofe, Marquis von Plelo, war indeß von größerem Kriegsmuthe als die Befehlshaber der Flotte und der Truppen durchdrungen. Er stellte ihnen vor, daß durch so furchtsamen Zurücktritt von dem einmal angefangenen Unternehmen die französische Nationalehre befleckt werde, und erklärte sich selbst bereit, die Gefahren zu theilen.

Hierauf liefen am 24. Mai elf französische Kriegs- und Transportschiffe in die Danziger Rhede, und setzten 2400 Mann bei Weichselmünde ans Land. Da aber der Weg nach der Stadt den Franzosen durch russische Verschanzungen gesperrt ward, versuchten sie am 27. Mai, sich denselben mit Gewalt zu eröffnen, waren jedoch hierin nicht glücklich. Der Marquis von Plelo ward erschossen und das Corps auf seinen Lagerplatz zurückgeworfen, wo es am 23. Juni gegen Zusicherung freien Abzuges und Transportes auf russischen Schiffen, da die eigenen sich entfernt hatten, capitulirte. Um dieselbe Zeit ergab sich auch das Fort Weichselmünde den Russen. Stanislaus überzeugte sich nunmehr selbst, daß fernerer Widerstand keine Hoffnung eines glücklichen Erfolges darbiete, und veranlaßte die Stadtbehörde, Verhandlungen mit den Belagerern anzuknüpfen. Bei den Eröffnungen, die der Graf Poniatowski im Auftrage des Königs hierüber dem Collegio der Hundert machte, wurde eines der Mitglieder im Schmerzgefühl vom Schlage getroffen und stürzte todt zu den Füßen des Grafen*) Der Abschluß des Vertrages stieß jedoch auf Hindernisse, weil der russische Feldherr und der sächsische Prinz, nach dem unedelmüthigen Geiste der damaligen Politik, die Aus-

*) Lettre du Roi de Pologne, in den Oeuvres du philosophe bienfaisant, T. I. p. 37, unter welchem Titel eine Sammlung der Schriften des Stanislaus erschienen ist.

Digitized by Google

lieferung des Königs zur ersten Bedingung machten. Stanislaus mußte daher zur Rettung seiner Freiheit und wohl selbst seines Lebens auf Flucht bedacht sein. Nachdem mancherlei Plane zu diesem Behufe gefaßt und verworfen worden waren, verschaffte ihm der französische Gesandte eine Bauernkleidung, in welcher der unglückliche Fürst sich in der Nacht zum 27. Juni 1734, in Begleitung des schwedischen Generals Steinpflicht, der in gleicher Art verkleidet war, auf den Weg aus der Stadt machte. Die Gefährlichkeiten dieser Fluchtreise, die er selbst in einem Briefe an eine Freundin beschrieben hat, waren groß, und mehrmals befand er sich nahe daran, den Feinden in die Hände zu fallen. Doch erreichte er endlich die preußische Stadt Marienwerder, und begab sich von da nach Königsberg, wo ihm Preußen volle Sicherheit gewährte.

Die Stadt Danzig capitulirte nun am 6. Juli 1734; sie behielt ihre Freiheit und Verfassung, mußte sich aber zu einer Geldbuße von zwei Millionen Thalern an Rußland verstehen. Nicht bloß der Primas, sondern auch der französische Gesandte wurden als Gefangene behandelt und ins russische Lager gebracht. Die Magnaten, die sich in großer Zahl bei Stanislaus in der Stadt befunden hatten, mußten sich zur Anerkennung August's III. verstehen; auch der Primas unterwarf sich. Von dem Eidschwure, durch den die Nation sich verpflichtet hatte, keinen Fremden zum König zu wählen, ertheilte die römische Curie Lösung. Stanislaus wurde nachher, wie schon erzählt, im Wiener Frieden durch das Herzogthum Lothringen und Bar entschädigt, mit der Bedingung, daß dasselbe nach seinem Tode an Frankreich fallen sollte. Am 27. Januar 1736 stellte er zu Königsberg eine Entsagungsacte aus, und nahm im Februar und März 1737 von seiner neuen Herrschaft Besitz, wogegen der Erzherzog von Lothringen Franz Stephan mit dem Tode des Johann Gasto von Toscana (9. Juli 1737) in den Besitz dieses Großherzogthums trat. Des Stanislaus Residenz war Lüneville. Daselbst regierte er, von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt und von Europa geehrt, noch neunundzwanzig Jahre mit dem Titel eines Königs von Polen und Großherzogs von Litthauen, glücklicher als August, der nun die klägliche Rolle eines Schattenkönigs von Polen spielte. Stanislaus starb am 23. Februar 1766 neunundachtzig Jahre alt, an den Folgen von Brandwunden, die ihm Entzündung seiner Kleider am Kamin bei unvorsichtiger Annäherung zugezogen hatte.

Vor seiner Krönung mußte August III. die sogenannten Pacta Conventa von fünfundsiebzig Artikeln beschwören, worin geschrieben stand, was er in und für Polen Alles thun und nicht thun wolle. Es fehlte ihm

Digitized by Google

aber zu jedwedem Thun ebenso sehr an Macht, wie an Geschick und geistiger Kraft, die in der Staatsverwaltung Polen's der Wirksamkeit des Königs entgegenstehenden Hindernisse zu überwältigen. Während seiner dreißigjährigen Regierung brachte er einen einzigen Reichstag, den Pacifications-Reichstag im Juli 1736, zu Stande. Was der König schon in den Pactis Conventis beschworen hatte, daß derjenige für infam und vogelfrei erklärt werden solle, der fremde Heere ohne besondere Bewilligung der Republik in das Königreich führen würde, ward hier zum Reichstagsgesetz erhoben, dergestalt, daß August dasselbe Verfahren, durch welches er die Krone erworben hatte, in seiner Gegenwart, ja mit seiner Zustimmung und Unterschrift als ein todeswürdiges Verbrechen bezeichnen ließ. Da man auch ihm noch Vorliebe für die Confession zuschrieb, die er in seiner Jugend verlassen hatte, so wurden die schon unter seinem Vater gemachten Gesetze zur Ausschließung der Dissidenten von allen Staatsämtern auf diesem Reichstage noch verschärft. Mit Recht ist bemerkt worden, daß man ein Regentenleben wie das des Königs August III. nicht eine Regierung nennen sollte, da derjenige doch nicht regiere, der bloß durch sein körperliches Dasein wirke *). Sein Aeußeres war schön, ohne die Herzen zu gewinnen; sein Geist aber so träge oder stumpf, daß er niemals die Sprache seines Königreichs zu lernen vermochte. Seine einzige Leidenschaft war die Jagd. In der Meinung selbst zu regieren überließ er alle Staatsgeschäfte seinem Günstlinge, dem Grafen Heinrich von Brühl, der durch Gewandtheit seine Gunst gewonnen und sich durch den Schein sklavischer Unterwürfigkeit in derselben befestigt hatte. Dieser war sein steter Begleiter in den Wäldern. Oft brachte Brühl den ganzen Morgen bei dem König zu, ohne ein Wort zu reden, während August Tabak rauchend im Zimmer auf und abging, und seine Blicke auf den Minister fallen ließ, ohne ihn zu sehen. „Brühl, habe ich Geld?" — Ja, Sire! — war die ganze Unterhaltung **). August hatte aus Gewohnheit den Geschmack seines Vaters an Pracht und Kunstwerken beibehalten, ohne an jener Gefallen zu finden und ohne sich auf diese zu verstehen. Da es ihm selbst aber Mühe machte, sich der Bequemlichkeit des Privatlebens zu entziehen, sah er es gern, daß sein Minister, gleichsam für ihn, den grenzenlosesten Aufwand in Festen, Kleidungen, Equipagen und dergleichen machte. Die Indolenz des Gebieters und die Verschwendungssucht des Günstlings boten sich hierbei einander die Hände. Um das erforderliche Geld aufzutreiben, belastete

*) Spittler's europäische Staatengeschichte, Th. II S. 508.

**) Rulhière, Histoire de l'anarchie de Pologne, T. I. p. 177.

Digitized by Google

Brühl Sachsen mit Schulden, und verkaufte in Polen die Staatsämter an den Meistbietenden. Als Fremder war er eigentlich in Polen von der Theilnahme an der Staatsverwaltung ausgeschlossen; er wußte aber durch eine Geschlechtstafel, die er durch einen Rechtsspruch bekräftigen ließ, die Rechte polnischer Abkunft zu erwerben, und übte seitdem auch in Polen die Macht aus, die dem Könige zustand. Die Vergebung der Staatsämter war der vornehmste, für das Vermögen des Ministers sehr einträgliche, Bestandtheil derselben. Das politische System August's und Brühl's war gänzliche Ergebung an Rußland. Der König und sein Minister buhlten nur um die Gunst der russischen Günstlinge und schienen sich nur als untergeordnete Geschäftsträger des Petersburger Hofes zu betrachten. Von diesem wurde über Angelegenheiten Polen's verfügt, z. B. ein neues von Rußland abhängiges Bisthum für die Bekenner der griechischen Kirche in Polen errichtet, der Durchmarsch und die Verpflegung der russischen Truppen im Kriege gegen Preußen angeordnet, ohne die Regierung Polen's nur zu befragen. Warschau war die Hauptstadt einer russischen Provinz. Der König zog den Aufenthalt in Dresden vor, weil die Wälder des Kurfürstenthums besser zur Jagd eingerichtet waren als die Wälder Polen's. Alle zwei Jahre reiste er nach Warschau, um daselbst den verfassungsmäßigen Reichstag zu halten; aber nach einigen stürmischen Sitzungen wurde derselbe jedesmal durch einen der Landboten unter irgend einem Vorwande zerrissen, und der König, durch die Gewohnheit getröstet, kehrte, sobald die Jahreszeit günstig geworden war, nach Dresden zurück. Polen befand sich dergestalt viele Jahre hindurch ohne eigentliche Staatsverwaltung. Der Adel versank, nach dem Beispiele des Hofes immer tiefer in Ueppigkeit und Prunksucht, die Lage des Volks wurde gedrückter, weil die Grundbesitzer darauf ausgingen, zur Bestreitung ihrer größern Ausgaben ihre Einkünfte zu vermehren. Der alte kriegerische Geist der Nation wich der Erschlaffung, und eine Versammlung des allgemeinen Aufgebots würde schon im Mangel vollständiger Bewaffnung große Hindernisse gefunden haben, wenn es auch dem Hofe jemals hätte einfallen können, sich zu einem so kraftvollen Gedanken zu erheben.

Mitten in diesem Verfall äußerer Bedeutsamkeit und innerer Stärke bildete indessen Polen auch einen Gegensatz der Freiheit gegen die Herrschaft der Militär- und Finanzkünste, welcher die benachbarten Staaten unterworfen wurden; und dieser Gegensatz allein war im Stande, unter den nachdenkenden Polen nicht wenige über den Zustand ihres Vaterlandes zu trösten. Während in den Ländern der Aufklärung das Staatsthum die Uebergewalt, die es über alle bürgerlichen, kirchlichen und menschlichen

Digitized by

Verhältnisse erlangt hatte, dazu verwendete, die Selbständigkeit und moralische Schwungkraft des menschlichen Geistes durch die Mechanik und Technik der Heer- und Staatsverwaltung zu erdrücken, während ein eiskalter Indifferentismus über die Gemüther sich ausbreitete, der neue Glaube an die Allmacht der Ziffern und Massen den Kirchenglauben überbot, und die moderne Staatswirthschaft durch Handelssperren, Waarenverbote, erzwungene Fabrikation und ähnliche verkehrte Förderungsmittel des Nationalreichthums von dem Zielpunkte ihrer Bestrebungen sich desto weiter entfernte, je emsiger sie demselben nachjagte, — entbehrte Polen mit den Vortheilen des geregelten Staatswesens auch die großen Irrthümer und Uebel, an denen das Zeitalter krankte. Diejenigen, welche in diesem Lande ohne Regierung und Verwaltung zu dem Stande der Herren oder Freien gehörten, fanden sich leicht über die politische Nichtigkeit des Staates durch die vollkommene Unabhängigkeit entschädigt, deren sie selbst genossen. Daher kam es, daß in der Folge so viele Polen, die nichts weniger denn Sklavensinn hegten, als entschiedene Anhänger von Rußland handelten. Die Vormundschaft, welche diese despotische Macht über Polen ausübte, gewährte mittelbar die Bürgschaft eines Maßes von Freiheit, wie es sonst nirgends in Europa vorhanden war. Uebrigens gereicht es dem Nationalcharakter zur Ehre, daß der Mangel aller Staatsgewalt nicht zur Auflösung der sittlichen Ordnung führte, sondern daß man, nach glaubwürdigen Zeugnissen, von Verbrechen und Freveln weniger als anderwärts hörte. Die Nation blieb den Grundsätzen kirchlicher Frömmigkeit treu, und der Einfluß der Geistlichkeit ersetzte die Abwesenheit polizeilicher Zucht- und Gewaltmittel. Auch die Nachbarn befanden sich bei dieser Lage der Dinge nicht übel. Der Verkehr mit Polen unterlag keinen Beschränkungen, insofern nicht etwa die künstliche Staatswirthschaft von der eigenen Seite hemmend eingriff. Kauf und Verkauf war nach dem vorhandenen Bedürfniß gestaltet; Erwerb und Wohlstand für die Grenzländer das natürliche Ergebniß. In Polen selbst gab es keine Fabriken und Manufacturen, sondern nur Ackerbau und Viehzucht. Die Grundbesitzer standen im Genusse und noch mehr im Rufe des Reichthums, und das Loos der Bauern, wie kümmerlich es war, mochte in der Regel nicht schlechter sein, als das der zahlreichen Arbeiter, welche heute die Werkstätten des Kunstfleißes füllen. Es kann nicht die Rede davon sein, Verhältnisse wie die dargestellten als annehmlich oder wünschenswerth bezeichnen zu wollen; aber wenn der Gegensatz des Naturlebens der germanischen Völker gegen einen verfeinerten unfreien Gesellschaftszustand den größten römischen Geschichtsschreiber zu seiner berühmten Schilderung des erstern begeistert hat, darf

es auch nicht befremden, daß eine Verfassung, die im Jahrhundert der Staatstechnik ein alteuropäisches freies Volksleben in die Mitte künstlicher, nach materialistischen Prinzipien geregelter Staatsmaschinen hinstellte, unter den Eingebornen selbst zahlreiche Freunde und Vertheidiger hatte.

---

12. Schweden nach Karl XII.

Karl's XII. Tod hatte Schweden in einem so überaus erschöpften Zustande gelassen, daß, wie sich die Reichsstände in einem Ausschreiben ausdrückten, dem Königreiche nichts übrig blieb, als die Barmherzigkeit des allmächtigen Gottes. Um dieser aber den Zugang zu öffnen, glaubten sie, die Macht des Regenten vorher beschränken zu müssen; daher wählten sie Karl's XII. Schwester Ulrike Eleonore zur Herrscherin, hoffend unter einer weiblichen Regierung sich nicht nur erholen, sondern auch auf Kosten der königlichen Gewalt erheben zu können. Indem sie dabei das Maß überschritten, machten sie das Unglück Schweden's nur größer. Aus dem Getriebe streitender Parteien, die nothwendig entstanden, als die Macht der Regierung, statt alle Glieder zu durchdringen und zu verbinden, allein auf den Adel überging, erwuchs eine politische Kraftlosigkeit, die das einst so bedeutsam in die Gesammtheit der europäischen Staaten eingreifende Schwedenreich zum untergeordneten Werkzeuge auswärtiger Ränke herabsetzte.

Nachdem man sich durch die dem Nystädter Frieden vorangehenden Verträge mit Hannover, Preußen und Dänemark, worin fast alle von Gustav Adolf erkämpften Besitzungen aufgeopfert wurden, Ruhe von außen verschafft hatte, ging man an die neue Gestaltung der innern Verfassung. Die unumschränkte königliche Gewalt ward abgeschafft, die gesetzgebende Macht den Reichsständen, die Regierung der Königin und dem Reichsrathe, dessen Glieder vorher königliche Räthe hießen, übertragen. In diesem Rathe sollte die Königin zwei Stimmen führen, alle Sachen nach der Mehrheit entschieden werden; die Entscheidung über Krieg und Frieden, das Recht der Besteuerung und der Vorschlag zu erledigten Reichsrathsstellen ward den Reichsständen vorbehalten. Im Jahre 1720, als die Königin ihrem Gemahl Friedrich I. die Regierung überließ, wurden die Rechte der Krone noch mehr beschränkt. Die Souverainetät kam ganz an die Reichsstände. Alle Behörden wurden ihnen verpflichtet, alle Stellen

Digitized by Google

im Reichsrathe, wie im Heere, vom Oberſten aufwärts, von ihrer Ernennung abhängig gemacht; jeder Angriff auf die Unabhängigkeit der Reichsſtände ward für ein Majeſtätsverbrechen erklärt. Waren die Reichsſtände nicht verſammelt, ſo herrſchte der Reichsrath, ein Ausſchuß, der den König völlig zum Dogen herabſetzte.

Im Schooße der herrſchenden Ariſtokratie entſtanden zwei Parteien, die Gyllenborg'ſche und die Horn'ſche (die der Hüte und der Mützen), die, um die Worte König Guſtav's III. zu gebrauchen, aus der Nation zwei verſchiedene Völker machten, welche wetteifernd an dem Verderben des Vaterlandes arbeiteten. Die Mützen waren an Rußland, die Hüte an Frankreich verkauft; die Politik Schweden's richtete ſich nach den Geldſummen, welche dieſe beiden Mächte an die eine oder die andere dieſer Parteien zahlten. Die Reichstage waren Schauplätze der Parteiwuth, und ſtatt an die zweckmäßigſten Mittel zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu denken, war die ganze Aufmerkſamkeit jeder Partei darauf gerichtet, ſich die Mehrheit der Stimmen zu verſchaffen, um ſich vor der Gewaltthätigkeit der andern zu ſchützen; nicht ſelten wurde Blut vergoſſen.

Nur unter ſolchen Umſtänden konnte ein Krieg mit Rußland entſtehen, der ebenſo unklug unternommen als kläglich geführt ward. Im Jahre 1735 hatte Frankreich's Einfluß geſiegt, und es war ein Vertrag mit dieſer Krone geſchloſſen worden, in welchem Schweden gegen jährliche 300,000 Thaler verſprach, weder Frankreich's Feinden Truppen zu geben, noch irgend eine Verbindung ohne Frankreich's Wiſſen zu ſchließen. Auf dem Reichstage von 1738 triumphirte die franzöſiſche Partei durch Erkaufung der Stimmen vollends über die entgegengeſetzte friedliche, welche damals von den kriegeriſchgeſinnten Hüten den Namen (Schlaf-) Mützen erhielt. Der Graf Teſſin ward zu der einflußreichen Würde eines Reichstags-Marſchalls erhoben, der Reichsrath auf ſtürmiſche Weiſe durch Ausſtoßung der friedlich Geſinnten gereinigt und mit Gyllenborg'ſchen beſetzt. Der franzöſiſche Geſandte hatte die jungen Edelleute von der Garde für den Krieg zu erhitzen gewußt, und die Stimmung dafür verbreitete ſich ſelbſt über die Frauen. Der Schimpf und der Verluſt des Nyſtädter Friedens ward gebraucht, das ſchwediſche Ehrgefühl aufzureizen, und in der bedenklichen Verwickelung Rußland's mit der Pforte die Ausſicht auf Erſatz des verlornen Ruhmes und Beſitzes geöffnet. Das Schickſal des ſchwediſchen Majors Sinclair, eines großen Gegners der Ruſſen, der in Conſtantinopel und in Polen gegen Rußland unterhandelt hatte, auf der Rückreiſe aber in der Gegend von Croſſen angefallen und ermordet ward

(Juni 1739), gewährte dem Hasse gegen Rußland neue Nahrung. Man gab dem Feldmarschall Münnich diese Ermordung schuld, so sehr auch der russische Hof allen Verdacht der Theilnahme an derselben abzulehnen suchte. Gewiß ist, daß die Mörder russische Offiziere waren, daß ihre Schritte besonders durch die russischen Gesandten Bestuschew in Stockholm und Kayserlingk in Dresden geleitet wurden, daß die Leiter vorzugsweise der Winke Biron's gewärtig waren, und daß die Mörder nach Sibirien geschafft wurden, damit das Geheimniß nicht verrathen werde*).

Obgleich nun die Russen unterdeß ihren Frieden mit den Türken geschlossen hatten, wurden doch schwedischer Seits sogleich 6000 Mann nach Finnland geschickt. Eigentlich war die Gelegenheit zu erobern für die Schweden vorüber, und der Beweggrund für die Franzosen, den Türken Luft zu machen, weggefallen. Allein die Leidenschaft war einmal aufgeregt. Der Tod der Kaiserin Anna und der Regentenwechsel in Rußland, bei dem auch der französische Gesandte thätig war, ließ überdies den Schweden einen Krieg mit Rußland als sehr leicht, der Tod des Kaisers Karl's VI. aber und der darauf eintretende Erbfolgestreit den Franzosen die Beschäftigung Rußland's als sehr nützlich erscheinen. Dennoch traten allerhand Hemmungen ein. Namentlich mußte man Alles aufbieten, um die Gegner des Krieges im Zaume zu halten. Dies geschah theils dadurch, daß man einigen derselben den Schein des Hochverraths aufbürdete und sie schimpflich bestrafte, wie den Baron Gyllenstierna, der zwei Stunden im Halseisen zu stehen verurtheilt ward; theils indem man die ganze Frage über Krieg und Frieden von den Reichsständen an einen Ausschuß von gewonnenen Personen übertrug. Darüber wurde die gelegene Zeit abermals versäumt, und der Krieg erst im August 1741 erklärt. Dennoch erwartete man, daß wenigstens Karelien, Kexholm, Wiborg und der Ausfluß der Newa nebst den Festungen Nöteburg, Petersburg, Kronstadt und Kronslot gewonnen werden würden.

Schon der Anfang des Feldzugs hätte diese Hoffnungen niederschlagen können. Die russischen Generale Keith und Lascy brachen in Finnland ein, und siegten über die Schweden bei Willmanstrand den 3. September 1741. Allein, hatte man zuerst die russische Macht falsch berechnet, so rechnete man nun fälschlich auf die Verwirrung, welche die abermalige Thronrevolution in Petersburg hervorgebracht haben werde. In der That ließ die neue Kaiserin, Elisabeth, einen Waffenstillstand an-

*) S. Herrmann, a. a. O. Bd. IV. S. 600 ff.

Digitized by Google

tragen. Die Schweden, in dem Glauben, Rußland könne den Frieden nicht entbehren, stellten hohe Forderungen, unterließen aber die in jeder Rücksicht so nöthigen Rüstungen. Die Russen rückten hierauf wieder in Finnland ein, und trieben das schwedische Heer von einem Posten zum andern bis nach Helsingfors. Hier ward das Heer, das auch von der schlecht bemannten Flotte keine Hülfe erhielt, durch die Russen eingeschlossen und mußte am 25. August 1742 sich ergeben. Statt des gehofften Gewinnes war nun schwerer Verlust zu erwarten; ganz Finnland schien das Opfer zur Versöhnung des mächtigen Feindes werden zu müssen.

Dennoch fand sich ein weniger kostspieliger Weg zur Ausgleichung. Der Schwedenkönig Friedrich I. war ohne Erben, und es entstand die schwierige Frage über die Nachfolge auf dem Throne. In dem Hause Holstein-Gottorp war ein in weiblicher Linie dem Hause Wasa verwandter Prinz vorhanden, der Herzog Peter Ulrich, Enkel der ältern Schwester Karl's XII., deren Gemahl in der Schlacht bei Clissow erschossen worden war. Da aber Peter Ulrich, nach dem Erbrecht seiner Mutter Anna, der Tochter Peter's des Großen, schon zum russischen Throne bestimmt war, kam ein anderer Prinz dieses Hauses, Herzog Adolf Friedrich, in Vorschlag. Auch dieser Fürst war mit dem Hause Wasa verwandt, indem Karl's IX. Enkelin, Christine Magdalene, die ältere Schwester Karl Gustav's, mit dem Markgrafen Friedrich VI. von Baden vermählt, Großmutter der Gemahlin des Herzogs von Holstein, Albertine Friederike, und Urgroßmutter Adolf Friedrich's war. Zwar wollte der Bauernstand, besonders die Dalbauern, die auch mit bewaffneter Hand in Stockholm erschienen, den dänischen Kronprinzen erwählt und die calmarische Union hergestellt haben, und Dänemark bot für diesen Fall zwölf Linienschiffe und 12,000 Mann zur Fortsetzung des Krieges. Aber der Adel erklärte sich gegen diesen Vorschlag; er fürchtete, seine Gewalt unter einem an Eigenmacht gewöhnten Könige zu verlieren. Die russische Kaiserin sah gleichfalls die Vereinigung dieser Reiche ungern. Also näherten sich beide einander; der schwedische Adel erklärte sich für Adolf Friedrich, der nun zum Thronfolger erwählt ward, und Elisabeth schloß einen billigen Frieden zu Abo (1743), in welchem sie sich mit einigen Abtretungen in Finnland zur Sicherung ihrer Grenzen, mit der Provinz Kymmenegard nebst den Städten und Festungen Friedrichshamm, Willmanstrand und Nyslot begnügte. Für diesen Ausgang hatten die schwedischen Generale Buddenbrok und Löwenhaupt, denen der Reichsrath alle Schuld beimaß, während sie nur übel ausgeführt, was übel entworfen worden, mit ihren Köpfen zu büßen. Acht

Digitized by Google

Jahre nachher (1751) starb König Friedrich, und der zu seinem Nachfolger erwählte Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorp bestieg unangefochten den schwedischen Thron.

---

13. Der preußische Staat unter Friedrich I.

(1688—1713.)

Durch den Erwerb des Herzogthums Preußen und eines Theiles der jülichschen Erbschaft war zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts unter dem Kurfürsten Johann Sigismund (1608—1619) der erste Grund zum preußisch-brandenburgischen Staate gelegt worden. Aber unter seinem Sohn und Nachfolger Georg Wilhelm (1619—1640) stürzte der Staat durch die zerstörende Wuth des dreißigjährigen Krieges und durch die Schwäche des Fürsten selber in Ohnmacht und furchtbares Verderben. Schon schwebte er am Rande des Unterganges. Da erschien ihm in dem nächsten Kurfürsten, Friedrich Wilhelm dem Großen, ein Retter von hochstrebendem Geiste, seltener Einsicht, Geisteskraft und Besonnenheit. Ihm gelang es nicht nur, die völlig verödeten und menschenleeren Provinzen durch Begünstigung von Einzöglingen und weise Beförderung aller Gewerbe und Künste des Friedens wieder bevölkert und blühend zu machen, sondern er war es auch, der den bis auf ihn völlig geschiedenen und zu keiner Gesammtwirkung tauglichen Ländermassen durch Belebung und Zusammenfügung ihrer Kräfte eine Bedeutung gab, die sie erst zu einem europäischen Staate erhob. Das stehende Kriegsheer, welches er schuf, und der treffliche Gebrauch, den er als ein tapferer und erfahrener Feldherr davon machte, verschafften seinem Namen Bewunderung, seiner Macht Ansehen und seinen Ansprüchen auf eine unabhängige politische Stellung Nachdruck. Er sah ein, daß die freie Entwickelung seines Volkes ohne diese Unabhängigkeit unmöglich sei, und wenn zur Aufrechthaltung derselben die materiellen Kräfte seiner Staaten nicht hinzureichen schienen, so wußte er, daß der Geist die Masse ersetze und beherrsche. Durch dieses Vertrauen auf die Kraft des beseelenden Geistes hat er der preußischen Monarchie den Weg vorgezeichnet, auf welchem sie zu ihrer Größe gelangt ist.

Am 29. April 1688 starb dieser hochbegabte Fürst. Seine umfassende Geistesgröße vererbte sich nicht auf seinen Sohn, den Kur-

Digitized by Google

fürsten Friedrich III., der indeß neben einem milden, für das Schöne und Edle empfänglichen Sinne einen richtigen politischen Tact besaß und der von seinem Vorgänger eingenommenen Stellung nichts vergab. Eine unüberwindliche Neigung zu Pracht und Glanz verleitete ihn, die Behauptung dieses Ranges zugleich in der prunkvollsten Darlegung seiner fürstlichen Hoheit zu suchen. Der Glanz, womit Ludwig XIV. seinen Thron umgeben hatte, erschien ihm als der höchste Triumph irdischer Majestät; und nichts ging ihm über die Wonne eines feierlichen Einzuges, eines Beilagers oder einer Audienz, in der er die verschwenderische Pracht seines Hofstaates, seines Marstalls, seiner Kutschen, seines Schlosses und seiner Garderobe zur Schau stellen konnte. Die Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Gemahlin Sophie Charlotte, Tochter des ersten hannoverschen Kurfürsten Ernst August, sorgte indeß für eine geistreiche Belebung dieser Feste, obwohl sie selbst ruhigen Genuß und belehrenden Umgang mit kenntnißreichen Männern allem Prunke des Hoflebens vorzog *). Sie war glücklich genug, in dem von ihr bei dem Dorfe Lietzow erbauten Lustschlosse, um welches bald ein Ort, nach ihr Charlottenburg genannt, entstand, wenigstens einige Muße für ernste Beschäftigungen mit Wissenschaften und Künsten zu finden, und einen ausgezeichneten Kreis gelehrter und geistreicher Personen um sich zu versammeln; wie denn namentlich ihres Verhältnisses zu Leibnitz schon gedacht worden ist.

Während des ersten Jahrzehends von Friedrich's Regierung erwarb der Prinz von Oranien die englische und der Kurfürst von Sachsen die polnische Königskrone. Welch' ein Sporn für den prunksüchtigen Friedrich, auch sein Haus mit dem königlichen Titel zu schmücken! Gab es auch für ihn keine Krone eines fremden Staates zu erwerben, so konnte er doch das mit völliger Unabhängigkeit von ihm besessene Herzogthum Preußen zu einem Königreiche erheben. Es ist schon oben gesagt, welche glückliche Umstände zusammentrafen, um den Kaiser zur Einwilligung zu bewegen. Die Form, in der diese am 16. November 1700 erfolgte, war die Unterzeichnung eines Vertrags, worin Leopold I. den Kurfürsten als König in Preußen anerkannte, und dieser dagegen sich verpflichtete, ihm während des ganzen spanischen Erbfolgekrieges zehntausend Mann Hülfstruppen auf seine Kosten zu stellen, eine Compagnie Besatzung in Philippsburg zu unterhalten, in allen Reichsgeschäften mit ihm gemeinschaftlich zu handeln, seine deutschen Staaten kei-

*) Vgl. Varnhagen von Ense, Sophie Charlotte, S. 34 ff.

Digitized by Google

ner der bisherigen Verbindlichkeiten gegen das Reich zu entziehen, auf alle noch rückständigen Hülfsgelder Verzicht zu thun, und endlich seine Stimme zur Kaiserwahl immer dem Hause Oesterreich zu geben. So schritt denn der Kurfürst zum Werke. Die Pracht des feierlichen Einzuges in Königsberg und der Krönungsceremonie selbst wird als ganz überschwänglich geschildert. Herolde, reich bekleidet und beritten, riefen in den Straßen die Erhebung des Herzogthums zum Königreiche aus. Zum Gedächtniß dieser Begebenheit ward der schwarze Adlerorden gestiftet und am 17. Januar 1701 den vornehmsten Personen verliehen. Am Tage darauf geschah die Krönung selbst. Friedrich der Dritte, als König der Erste, setzte im Saale seines Schlosses, vor allen Großen des Reichs und den fremden Gesandten, sich und seiner vor ihm knieenden Gemahlin die Krone selber auf. Er saß auf einem prächtigen Throne, und hielt Scepter und Reichsapfel in den Händen. Eine gewaltige Perücke und ein karmoisinrother Mantel, in welchen unzählige Adler und Kronen gestickt waren, bedeckten die Fehler seines Wuchses. Knieend mußten ihm selbst sein Sohn und seine Brüder die Huldigung leisten. Hierauf begab sich der ganze Hof in die Kirche, wo zu beiden Seiten des Altars gleichfalls zwei prächtige Throne standen, auf denen sich der König und die Königin niederließen. Zwei bloß dazu ernannte reformirte Bischöfe verrichteten hier die Salbung, worauf das Selbstaufsetzen der Krone noch einmal vor dem versammelten Volke wiederholt ward. Gesänge, Predigt und Abendmahl wurden mit dieser Ceremonie verbunden, und eine allgemeine Begnadigung aller Verhafteten sowie eine reiche Armenspende beschlossen das Fest. Die Lustgelage währten hierauf fast ununterbrochen bis zum 8. März. Sophie Charlotte fand an diesen Festlichkeiten keinen Gefallen, aber sie wußte sich zur Zufriedenheit ihres Gemahls darein zu fügen; nur Einmal zog sie sich dessen Unwillen zu, als sie während der Königsceremonie auf ihrem Throne dem König gegenüber, ermüdet und ungeduldig, ihre von Peter I. erhaltene Dose hervorholte und eine Prise nahm; Friedrich ließ sie sofort durch einen Kammerherrn über diesen entsetzlichen Verstoß gegen Ort, Rang und Eitelkeit zur Rede stellen*). Am 6. Mai hielt der neue König seinen feierlichen Einzug in Berlin durch die Straße, die seitdem die Königsstraße heißt. Auch die Druckschriften, die das Gedächtniß der Festtage verewigen sollten, waren mit seltener Pracht ausgestattet**).

*) Varnhagen von Ense, a. a. O. S. 124 f.

**) Dahin gehört das Foliowerk: „Die Königliche Majestät, wie dieselbige durchs Wort Gottes und Gebet zu Gott an dem Allerdurchlauchtigstem Groß-

Digitized by Google

Ueber das ganze Unternehmen wurde sehr verschieden geurtheilt. Einige lächelten, Andere fürchteten traurige Folgen, wenn die Behauptung der neuen Würde mehr Aufwand erfordern sollte, als das arme Land möchte erschwingen können. Die Nachwelt, die aus den Folgen urtheilen kann, muß den Gang des Schicksals bewundern, das sich der Eitelkeit dieses Regenten bediente, um der Wirksamkeit größerer Nachfolger die erste Bahn zu brechen. Schön sagt einer derselben *): „Es war eine Lockspeise, welche Friedrich allen seinen Nachfolgern hinwarf, und wodurch er ihnen zu sagen schien: Ich habe euch einen Titel erworben, macht euch dessen würdig; ich habe den Grund zu eurer Größe gelegt, ihr müsset das Werk vollenden."

Es ist zu bedauern, daß dieser sonst wohlwollende Fürst schwach genug war, eine Zeit lang Unwürdige über sein Volk schalten zu lassen, die ihm selber schmeichelten und die Unterthanen aus Habsucht aussogen. Sie führten Kopfsteuern ein, denen sogar arme Hirtenjungen unterworfen wurden; nächstdem wurden Perücken, Fontangen, Hüte, Schuhe, Stiefel und Strümpfe mit Abgaben belegt. Eine Menge Geld ging mit den brandenburgischen Truppen außer Landes, die am Rhein, in Flandern, in Italien und in Ungarn für den Kaiser fochten. Selbst als der König seinen Liebling Wartenberg wegen offenbarer Schurkereien verbannen mußte, ließ er nicht nur diesen Elenden sein ganzes Vermögen mit ins Ausland nehmen, sondern ihm sogar noch ein Jahrgeld von 24,000 Thalern nach Frankfurt am Main schicken.

Der ehrenvollsten Erwähnung werth sind dagegen eine Anzahl Denkmäler aus der Regierung Friedrich's I., welche seinen Sinn für die Kunst bezeugen. Dahin gehören die herrlichen Werke der Baukunst: das Schloß, das Zeughaus, die lange Brücke und mehrere Kirchen zu Berlin, sowie die metallene Bildsäule Friedrich Wilhelm's des Großen zu

---

mächtigstem Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich, Könige in Preußen, ... erstlich bei Dero den 18. Januarii geschehenen Königlichen Krönung und Salbung in Dero Schloß-Kirchen zu Königsberg in Preußen, und folglich nach Dero den 6. Mai gehaltenem Königlichem Einzuge in die allhiesigen Residentien Berlin ... in Dero Dohm-Kirchen Christlich eingesegnet Benjamin Ursinus. Cöln an der Spree, druckts Ulrich Liebpert, Königl. Hof-Buchdr. 1701." Eingeschaltet ist das 16 Folioseiten starke und 40 Paragraphen umfassende „Reglement, welchergestalt die Königl. Salbung den 18. Januarii dieses 1701. Jahrs ... verrichtet werden soll."

*) Friedrich der Große Mémoires de Brandenbourg, in den Oeuvres publiées du vivant de l'auteur, T. I. pag. 178.

Digitized by Google

Pferde, von dem trefflichen Schlüter geformt. Von ihm, der als Baumeister und Bildhauer gleich ausgezeichnet war, rührt das Beste her, was unter dieser Regierung in Berlin an Bauten geschaffen wurde. Er leitete die vorzüglichsten derselben, bis er sich durch unwürdige Ränke verdrängt sah. Auch die erste Anlage zur Friedrichstadt von Berlin ward unter Friedrich I. gemacht (seit 1691). Die Hallischen Salzsiedereien wurden hergestellt, und die Spiegelmanufactur zu Neustadt an der Dosse angelegt (1692).

Der Glanz der Regierung und die von ihr geübte Duldung lockten auch treffliche Denker in die brandenburgischen Staaten, und schon im vorigen Bande ist der auf Veranlassung der Gemahlin Friedrich's gestifteten Societät der Wissenschaften in Berlin Erwähnung geschehen. Dieser Stiftung war die Einrichtung der Akademie der Künste und der hallischen Universität (1694), wozu die Vertreibung des Thomasius aus Leipzig den nächsten Anlaß gegeben hatte, vorhergegangen. Halle wurde ein Sitz edler Geistesfreiheit, wie man sie seit jener in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts eingetretenen Erstarrung der Lutherischen Kirche in Deutschland vergebens gesucht hatte. Die theologischen Lehrstühle wurden mit Freunden und Anhängern Spener's besetzt, so daß Halle nach dem Tode dieses trefflichen Mannes der wissenschaftliche Mittelpunkt der von ihm ausgegangenen Erneuerung des kirchlichen Lebens wurde. Zu diesen Lehrern der Theologie gehörte der schon genannte August Hermann Francke (geb. zu Lübeck den 22. März 1663), den die Orthodoxen zuerst aus Leipzig und späterhin aus Erfurt verjagt hatten. Da Aufopferungen und Wohlthun ihm Bedürfniß waren, so machte er sich in Halle um die Armen der Stadt sehr verdient, unterrichtete deren Kinder unentgeltlich im Christenthum, und stellte eine Büchse für sie in seiner Kirche aus. Als sich in dieser einst eine Gabe von sieben Gulden befand, sagte der überraschte Francke: „das ist ein ehrlich Capital! davon muß man etwas Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anlegen." Er bestellte einen armen Studenten wöchentlich für sechs Groschen zum Lehrer, kaufte von den fortgehenden Almosen Schulbücher, und unternahm beschwerliche Reisen, um auch an fremden Orten zum Besten seiner Anstalt zu sammeln. Ein festes Vertrauen auf den Beifall Gottes belebte die Seele des redlichen Mannes. Jedes Scherflein entlockte ihm Freudenthränen, und seines edlen Eifers willen trug Jedermann gern zu dem guten Werke bei. In kurzem sah sich Franke im Stande, ein Haus anzulegen, das sich allmählig durch fortdauernde Beiträge dergestalt erweiterte, daß schon nach zehn Jahren

Digitized by Google

hundertfünfundzwanzig Waisenknaben nebst fünfundsiebzig armen Studenten darin ernährt und achthundert Kinder unterrichtet werden konnten. Von den steigenden Fonds legte er eine Apotheke, eine Buchhandlung, eine Buchdruckerei, ein Wittwenhaus und ein Pädagogium für Kinder reicherer Eltern an; er entwickelte in der Einrichtung aller dieser Anstalten so helle pädagogische Einsichten, daß das Hallische Waisenhaus lange Zeit ein Muster für alle auswärtigen Schulanstalten gewesen ist. Auch die Lehrmethode war neu, und größtentheils nach Spener's Grundsätzen. Als Francke am 8. Juni 1727 sein thatenreiches Leben beschloß, bestand das Pädagogium aus hundertzweiundfunfzig Personen; in der Schule wurden 2125 Kinder von hundertdreißig Lehrern und acht Lehrerinnen unterrichtet, im Waisenhause wurden hundertvierunddreißig Waisenkinder, zweihundertfünfundfunfzig Studenten und einige Hundert arme Schüler gespeist; bei der Haushaltung, Meierei, Krankenpflege, Buchhandlung, Druckerei und Apotheke wurden dreiundfunfzig, und bei den Anstalten für das weibliche Geschlecht neunundzwanzig Personen unterhalten. Der Umfang aller dazu gehörigen Gebäude ist so groß, daß der innere Hof, den sie umschließen, einer langen und breiten Straße gleicht. Und das Alles hat ein armer Mann gethan, der nichts als sein redliches Gemüth, hellen Verstand und festen Willen hatte.

Neben Franke verdient unter den edlen Männern jener Zeit auch sein und Spener's Freund, Hildebrand, Freiherr von Canstein, geboren 1667 zu Lindenberg unweit Storkow, gestorben 1719, genannt zu werden. Er legte sein ganzes Vermögen zum Besten der Menschheit an. Damit die Bibel, als der Urquell aller christlichen Religionserkenntniß, auch in die Hände der Aermsten gebracht werden könne, schaffte er so viele Typen und Pressen an, daß die ganze Lutherische Uebersetzung in mancherlei Formaten immer gesetzt stehen bleiben, jeden Augenblick wieder abgedruckt, und mithin um einen sehr billigen Preis verkauft werden konnte. Er übertrug dem Hallischen Waisenhause die Ausführung dieses gemeinnützigen Werkes. Der Anfang ward 1710 gemacht, und von da bis zum 15. October 1825 sind 2,310,986 Bibeln und 1,025,714 Neue Testamente in dieser Offizin gedruckt worden. Außer dieser Wohlthat vermachte der wackere Mann dem Hallischen Waisenhause sein Haus in Berlin, seine Bibliothek und seinen Antheil an einem Kupferbergwerke.

Unter den damaligen Lehrern an der neuen Universität erlangte keiner einen größern und ausgebreiteteren Ruf als der berühmte Philo-

Digitized by

soph Christian Wolf (geb. 1679). Er war der Sohn eines Gerbers in Breslau, hörte schon auf der Schule seiner Vaterstadt von Descartes und Leibnitz, und machte deren Schriften und die Mathematik zu seinen Lieblingsstudien. Nach vollendetem akademischen Cursus betrat er in Leipzig den philosophischen Lehrstuhl, und erwarb sich durch die Klarheit seines Vortrags und die Gründlichkeit seiner Untersuchungen in kurzem eine ungewöhnliche Achtung. Er versuchte die Strenge der mathematischen Lehrart auf die Philosophie überzutragen. Siebenundzwanzig Jahre alt erhielt er (1706) einen Ruf nach Halle als Professor der Mathematik und Naturlehre, und bildete hier siebzehn Jahre lang eine unglaubliche Menge Schüler, von denen viele, durch seine eigene Freimüthigkeit aufgemuntert, die demonstrative Lehrart seiner Philosophie gegen einige Lehrsätze der Theologie kehrten, und dadurch besonders mit den Pietisten in die heftigste Opposition geriethen. Dies brachte Wolf selbst in Gefahr. Joachim Lange, ein eifriger Hallischer Theolog, reiste im Namen seiner Facultät nach Berlin, um den Nachfolger Friedrich's I. von den Irrlehren seines Amtsgenossen in Kenntniß zu setzen; und so erfolgte von dem Könige, der die Religion gefährdet glaubte, der Befehl, Wolf solle „bei Strafe des Galgens" binnen 48 Stunden die Stadt verlassen (November 1723). Er ging mit seiner Frau nach Merseburg, und erhielt hier in kurzer Zeit einen Ruf nach Leipzig und einen zweiten nach Marburg. Den letzteren nahm er an. Friedrich II. rief ihn 1740 wieder nach Halle zurück, und der Kaiser Karl VII. erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand. Er starb als Vicekanzler der Universität Halle 1754.

---

14. Friedrich Wilhelm I.

(1713—1740.)

Friedrich I. starb am 25. Februar 1713, sechsundfunfzig Jahre alt, nach einer fünfundzwanzigjährigen Regierung, und überließ die Zügel derselben seinem fünfundzwanzigjährigen kraftvollen Sohne, Friedrich Wilhelm, der schon längst vor Begierde gebrannt hatte, die mannigfachen Unordnungen abzustellen, welche durch die Nachlässigkeit und Prunkliebe seines Vaters veranlaßt worden waren. Friedrich Wilhelm I. verdient als der trefflichste Vorarbeiter seines großen Sohnes.

Digitized by Google

viel von dem Lobe, das der Letztere ihm in seinen Schriften, aber aus nicht unedler Absicht in allzureichlichem Maße ertheilt. Jedenfalls besaß er eine Heftigkeit der Gemüthsart, die der Karl's XII. und Peter's des Großen sehr nahe kam, und der sein sonst so heller Verstand oft unterlag. Für höhere Geistesbildung, für Wissenschaft und Kunst ging ihm jeder Sinn ab; weder von der Feinheit seiner hochgebildeten Mutter noch von der Prachtliebe seines Vaters hatte sich das Geringste auf ihn vererbt. Obgleich der Letztere ihn zum Rector der Universitäten Frankfurt und Halle gemacht, und die hohe Schule zu Oxford ihm das Diplom eines Doctors der Rechte übersandt hatte, so konnte ihn doch dies Alles nicht zur Achtung des Gelehrtenstandes bewegen. Er zog vielmehr die meisten Gehalte seiner Akademiker ein, verringerte in außerordentlichem Maße die Fonds der Bibliotheken und der Universitäten, machte seine Hofnarren zu Präsidenten der Berliner Societät, und ließ diese nur im militärärztlichen Interesse, wegen des damit verbundenen anatomischen Instituts und um der Kalender willen bestehen, deren Herausgabe schon bei der Stiftung ihr übertragen worden war. Von einem Verständniß für die selbstständigen Zwecke der Wissenschaft und Forschung war bei ihm nicht entfernt die Rede; sie erschienen ihm meist als überflüssig oder gar als schädlich, weil er Alles nach dem unmittelbaren Nutzen für das Leben und für seine eigenen Zwecke maß. Namentlich stand ihm dabei der militärische Gesichtspunkt obenan. Für die medicinisch-chirurgischen Studien interessirte er sich, weil sie ihm Wundärzte für seine Armee lieferten; der Professur für das Oekonomie-, Polizei- und Cameralfach war er hold, weil sie ihm seine Beamten schulte; gegen den Philosophen Wolf verfuhr er besonders deshalb so hart, weil man ihm vorgestellt, daß nach dessen Lehren über Prädestination kein Deserteur bestraft werden dürfe. In seiner rückhaltlosen Geringschätzung gegen die Vertreter der Wissenschaft ging er so weit, daß er sich einmal bei seiner Anwesenheit in Frankfurt (1737) ein Vergnügen daraus machte, öffentlich durch seinen Hofnarren Morgenstern den Satz vertheidigen zu lassen, die Gelehrten seien Salbader und Narren; und dazu ließ er die Professoren der Universität durch Unteroffiziere herbeiholen. Die Verachtung der Wissenschaften rächte sich an ihm selber durch die auffallende Rohheit seines Wesens, die seinem Rufe höchst nachtheilig ward, indem sie gar sehr die Bewunderung schwächt, die im Uebrigen die Kraft seines Charakters und seine rastlose Thätigkeit verdient *).

*) Aeußerst mild urtheilt Ranke, Neun Bücher preußischer Geschichte, Bd. I. S. 484 ff. Vgl. Stenzel, Gesch. des preuß. Staats, Thl. III. S. 493 ff.

Digitized by Google

Voll unermüdlichen Eifers für Ordnung und Sparſamkeit, war Friedrich Wilhelm zuerſt darauf bedacht, Alles, was bloß zum Luxus gehört hatte, von ſeinem Hofe zu verbannen. Von dem übermäßig zahlreichen und koſtſpieligen Hofſtaate und der großen Dienerſchaft ſeines Vaters behielt er für den Dienſt bei ſeiner Perſon nicht mehr als einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, einige Reitknechte, zwei Köche, einen Haushofmeiſter und zwei Kellermeiſter. Viele Gehalte wurden eingezogen, viele herabgeſetzt. Das koſtbare Gold- und Silbergeräth in den Zimmern des Schloſſes ſowie die aufgehäuften Schätze von Edelſteinen und Perlen wurden verkauft und von dem Gelde die Schulden bezahlt. Der König trug in der Regel keine andere Kleidung, als die Oberſten-Uniform des Potsdamer Grenadier-Regiments, und litt auch an ſeiner Umgebung keinen prunkenden Aufwand. Sein Haushalt ward mit einer unglaublich geringen Summe beſtritten; ſeine Lebensart war durchaus bürgerlich, ſeine Mahlzeiten beſtanden aus Hausmannskoſt. Seiner Gemahlin erlaubte er auf Reiſen nicht mehr Bedienung mitzunehmen, als eine einzige Kammerfrau; wünſchte ſie mehr, ſo ward noch eine und die andere unter Angſt und Zittern in einem Packwagen verſteckt. Seine Prinzen mußten ſchon als Knaben den Soldatendienſt von unten auf lernen, und wurden in ihrem Taſchengelde ſehr kurz gehalten. Die einzigen Vergnügungen, die er ſich erlaubte, waren die Jagd (in dem Gehölz bei Wuſterhauſen), das Spiel ſeiner Hautboiſten, und das ſogenannte Tabakscollegium, zu dem alle ſeine „guten Freunde" Zutritt hatten, und wo in völliger Ungezwungenheit, unter Aufhebung jeglichen Rangunterſchiedes, gemeinſam gekneipt, politiſirt, viel Wichtiges in Staats- und Familienſachen abgehandelt, aber auch daneben, gewöhnlich auf Koſten einiger Einfältigen oder Gutwilligen wie des gelehrten Hofnarren Gundling, der derbſte und ausgelaſſenſte Scherz getrieben ward; bei der politiſchen Bedeutung des Tabakscollegiums war es nicht zu verwundern, daß es auch in den Berichten der Geſandten an ihre Höfe eine große Rolle ſpielte. Dem König war es die liebſte Erholung. Dagegen wurden von ihm die Hofſchauſpiele, die unter Friedrich I. ſtattgefunden hatten, gänzlich eingeſtellt, die Capelle und die Oper verab-

---

und Kugler, Neuere Geſch. des preuß. Staats, Thl. I. S. 396 ff. Den Werth der Memoiren von Pöllnitz und der Markgräfin von Baireuth, der Tochter Friedrich Wilhelm's I., hat Ranke (Zur Kritik preußiſcher Memoiren 1851) in überzeugender Weiſe auf ein bedeutend knapperes Maß zurückgeführt, als man früher ihnen zuſchrieb.

Digitized by Google

schiedet, die Garderobe an die Armen vertheilt. Was der König den Berlinern von Schauspielen gestattete, bestand in der Regel aus Seiltänzerkünsten und Puppenkomödien*).

Man kann sich leicht denken, daß der König für seine Sparsamkeit von den Spöttern nicht selten arg mitgenommen wurde. Allein die gerechtere Nachwelt muß es anerkennen, daß er dabei von einer hellen Einsicht geleitet ward. Die Verschwendung seines Vaters hatte die Kräfte des Staats erschöpft; wollte er die Würde, ja das Bestehen des kleinen Königreichs retten, so mußte er die inneren Kräfte desselben verstärken; und wollte er in vorkommenden Fällen seinen mächtigeren Nachbarn gewachsen sein, so konnte er dies nur durch einen wohlgefüllten Schatz sowie durch ein Achtung gebietendes und gut abgerichtetes Heer erreichen. Er war aber billig genug einzusehen, daß er zuvor erst recht viel für seine Unterthanen thun müsse, ehe er ihre gegenseitige Hülfe ansprechen dürfe. Zu dem Ende war er mit unabläßiger Fürsorge auf die Emporbringung des Nährstandes bedacht. Er erließ die drückendsten Auflagen, und brachte das ganze Steuerwesen auf einen neuen Fuß. Er ordnete Kriegs- und Domänenkammern an, und gab ihnen eine vereinigende Oberbehörde in dem Generaldirectorium (1723). Die adeligen Güter, die vorher fast steuerfreie Mannlehen waren, und nur im Kriege Lehnpferdegelder statt des persönlich zu leistenden Kriegsdienstes zu stellen hatten, wurden jetzt nach Maßgabe der Ritterpferde, auf die sie veranschlagt waren, steuerpflichtig gemacht, aber auch dafür in freie Erbgüter verwandelt. Im Jahre 1722 wurde die Einführung des Stempelpapieres im ganzen Lande befohlen. Viele durch große Brandschäden heruntergekommene Städte ließ er wieder aufbauen. Die Stadt Potsdam, vorher ein wenig bedeutender kleiner Ort, verdankt ihm ihre ganze jetzige Gestalt; auch die von seinem Vater angefangene Friedrichstadt zu Berlin hat er vollendet. Unter ihm stiftete (1713) sein Finanzminister von Kraut das jetzt wieder aufgelöste Berlinische Lagerhaus, welches gegen fünftausend Menschen ernährte, die so viele und so gute Tücher verfertigten, daß das ganze Heer davon gekleidet werden konnte. Durch Schwertfeger und Büchsenschäfter aus Lüttich ließ der König in Spandau und Potsdam Gewehrfabriken anlegen, aus denen selbst auswärtige Heere mit Waffen versorgt wurden. Den irrigen Grundsätzen des Pro-

*) Förster, Friedrich Wilhelm I., Bd. I., S. 175. 302. 308. Carlyle, hist. of Friedrich II. of Prussia, Vol. I. (London 1858) S. 607 ff. widmet dem „Tobacco-Parliament“ ein ganzes Kapitel.

Digitized by Google

hibitivsyſtems folgend, doch in der entſchiedenen Meinung, dadurch zum Beſten der inländiſchen Leinweber und Wollenfabrikanten zu wirken, verbot er alle baumwollenen Zeuge und zwar mit ſolcher Strenge, daß er, wenn er irgendwo einen kattunenen Bettumhang in einem Hauſe fand, ihn verbrennen, und den gemeinen Weibern die kattunenen Kleider auf öffentlicher Straße vom Leibe reißen ließ. Zur Bevölkerung des durch die Peſt ganz verödeten Litthauen's nahm er viele arme Familien aus der Schweiz, aus Schwaben, Franken, Sachſen, Naſſau und der Wetterau auf, die theils durch die Gräuel des Krieges, theils durch unverſtändigen Religionszwang zum Auswandern genöthigt waren. Er gab ihnen Reiſegeld, wies ihnen Wohnplätze an, und ließ ihnen Baumaterialien, Geld und Ackergeräth reichen. Schon 1723 waren in Litthauen über zwanzigtauſend neue Familien angeſiedelt, zu denen in den folgenden Jahren noch ſiebzehntauſend Salzburger kamen, die, wie oben ſchon erzählt iſt, von ihrem fanatiſchen Landesherrn vertrieben worden waren. Auch einige hundert Böhmen von der Brüdergemeinde, meiſtens fleißige Weber, flüchteten ſich, der öſterreichiſchen Verfolgung zu entrinnen, in das Brandenburgiſche, und erhielten Wohnungen in der Friedrichſtadt Berlin's, wo ihre Nachkommen zum Theil noch heute wohnen. Mit Freuden gab der ſonſt ſo ſparſame Monarch Millionen zur Unterſtützung dieſer Anſiedler her; aber mit Argusaugen bewachte er deren gewiſſenhafte Verwendung. Einige Räthe von der preußiſchen Kammer glaubten von den für die Salzburger beſtimmten Geldern etwas für ſich behalten zu dürfen; ihre Unredlichkeit ward entdeckt, und ſie wurden, als der König 1731 nach Preußen kam, auf die Feſtung geſchickt. Einer derſelben, ein Herr von Schlubhut, benahm ſich ſo trotzig, daß der ergrimmte Friedrich Wilhelm ihm mit dem Galgen drohte. Schlubhut erwiederte, daß er das fehlende Geld erſetzen könne, und daß man einen Edelmann nicht hänge. Dafür ward er am folgenden Tage auf öffentlicher Straße, dem Kammergebäude in Königsberg gegenüber, Anderen zur Warnung wirklich aufgehängt.

Auch neue Landſchulen ließ Friedrich Wilhelm bereitwillig anlegen. In der Provinz Preußen ſind unter ihm gegen tauſend Schulen geſtiftet worden; 1734 gab er zu dieſem Zwecke allein 150,000 Thaler her. Im Jahre 1722 ward das große Potsdamer Waiſenhaus für 2500 arme Soldatenkinder erbaut, 1717 das Berliner Cadettenhaus. Ein von Friedrich I. im Jahre 1710, als die Peſt ſich auch nach der Hauptſtadt zu verbreiten drohte, zur Aufnahme von Angeſteckten angelegtes Gebäude wurde 1727 zu einem allgemeinen Krankenhauſe für Berlin

Digitized by Google

erweitert, und zugleich zu einer sehr nützlichen Uebungsschule für Aerzte und Wundärzte eingerichtet. Es erhielt den Namen der Charité, den es noch gegenwärtig führt. Endlich setzte Friedrich Wilhelm seine vier Hauptfestungen, Wesel, Magdeburg, Stettin und Memel, in den besten Stand, kaufte für zwei Millionen Landgüter für die Prinzen seines Hauses, für fünf Millionen neue Domänen zur Erhöhung der Staatseinkünfte, und wandte große Summen auf die Vermehrung und Unterhaltung seiner Kriegsmacht.

Muß man auch die Klugheit dieser letztern Maßregel zugestehen, so ist doch nicht zu verkennen, daß zugleich eine besondere Liebhaberei des Königs dabei im Spiele war. Er wollte nicht bloß Soldaten haben, es sollten auch lauter schöne und große Leute sein. Sein Leibregiment zu Potsdam bestand aus Riesen, die aus allen Ländern Europa's mühsam zusammengesucht waren, von denen mancher Tausende gekostet hatte und täglich eine Löhnung von zwei Thalern, der Geringste einen Gulden bekam. Für die Anwerbung eines Irländers wurden dem Könige einmal 1266½ Pfund Sterling, also fast 8500 Thaler berechnet*). Auf diese Weise verschwendete der geizige Friedrich Wilhelm fast unglaubliche Summen; von 1713 bis 1734 gingen an Werbegeldern zwölf Millionen Thaler in das Ausland. Der Flügelmann, Homann, hatte eine solche Höhe, daß König August II. von Polen, der nichts weniger als klein war, ihm mit der ausgestreckten Hand nicht an den Kopf reichen konnte. Die Ungebührlichkeiten, womit die preußischen Werber im In- und Auslande allen großen Leuten nachstellten, und die in wahre Menschendieberei ausarteten, machten dem Könige einen bösen Namen. In den Häusern, ja in den Betten wurden die Menschen überfallen; löwensche Studenten, italienische Edelleute, polnische Priester sahen sich nach Berlin und Potsdam geschleppt, und ohne Umstände eingekleidet. Vom Könige von Polen tauschte Friedrich Wilhelm sechshundert Dragoner gegen zwölf Gefäße von japanischem Porcellan ein. Peter der Große schickte ihm zum Geschenk verschiedene Male große Russen. Mit anderen Staaten kam er aber durch sein gewaltsames Werbesystem in unangenehme Reibungen, besonders mit Kurhannover und den Generalstaaten; und es fehlte nicht viel, so wäre es deswegen mit beiden zum Kriege gekommen.

Um in die Rekrutenlieferungen aus seinem eigenen Lande ein festes System zu bringen, richtete der König 1733 die Cantonverfassung ein,

*) Förster, Friedrich's des Großen Jugendjahre, S. 8.

Digitized by Google

die erſt 1814 ganz aufgehoben worden iſt. Die Dreſſur ſolcher Soldaten, wie man ſie damals verlangte, übernahm der durch ſeine Eigenthümlichkeit merkwürdige Fürſt Leopold von Deſſau, am meiſten unter dem Namen des alten Deſſauers bekannt (geb. 1676, geſt. 1747). Prinz Eugen nannte ihn wegen ſeiner wilden Tapferkeit den Bullenbeißer; unter den preußiſchen Prinzen hieß er der alte Routier. Eine heftige Leidenſchaft für den Krieg, den er meiſterhaft verſtand, für den ſeine rauhe und derbe, aber zugleich höchſt kernige und mannhafte Natur geſchaffen war, trieb ihn früh in preußiſche Dienſte, wo ſchon ſein Vater als Feldmarſchall ſtand; eine Würde, die er ſpäterhin gleichfalls bekleidete*). Nachdem er die Preußen bei Höchſtädt und Turin zum Siege und zu glänzender Kriegsehre geführt, ſtieg ſein Ruhm noch höher, als er ſogar des allgefürchteten Karl's XII. Anſtrengungen, Stralſund zu retten, zu Schanden gemacht, und dieſe Feſtung erobert hatte. Auch im Frieden blieb ihm die Uebung der Truppen das liebſte Geſchäft, das er mit leidenſchaftlicher, rückſichtsloſer Vorliebe trieb. Er iſt der Erfinder der eiſernen Ladeſtöcke und der Urheber jener außerordentlichen Fertigkeit und Abrichtung, wegen deren das preußiſche Heer als einzig in ſeiner Art bewundert ward und andere Staaten zur Nachahmung reizte. Denn vermöge ſo außerordentlicher Uebung feuerte ein preußiſches Bataillon dreimal geſchwinder als andere, und auf einen Ruf waren die Schlachtreihen gebildet. Die grauſame Strenge der Subordinationsgeſetze bewirkte dieſe Wunder; aber grauſamer noch als jene Geſetze war die Unmenſchlichkeit der Befehlshaber, die im Vertrauen auf ſie dem ungelenken Rekruten keine andere Behandlung für zuträglich hielten, als die mit Stockſchlägen, Fauſtſtößen und Fußtritten; eine Methode, die ſie ſich leider aus der Praxis des alten Deſſauers und des leidenſchaftlichen Königs ſelbſt bilden durfte. Heut erſcheint es unbegreiflich, wie man es damals natürlich finden konnte, einen Diener oder Untergebenen, der aus Unwiſſenheit oder Ungeſchick nicht ganz genau den Willen ſeines Herrn oder Vorgeſetzten befolgte, anſtatt ihn

*) Friedrich II. ſagt von ihm: „Er war die Seele aller kriegeriſchen Veranſtaltungen, ein Mann von einem heftigen und eigenſinnigen Charakter, lebhaft, aber vorſichtig in ſeinen Unternehmungen, und beſaß neben der Tapferkeit eines Helden die Erfahrung der ſchönſten Feldzüge Eugen's. Er war von wilden Sitten, einem übermäßigen Ehrgeiz, in der Belagerungskunſt geſchickt, ein glücklicher Krieger, aber ein ſchlimmer Bürger, und aller Unternehmungen eines Marius und Sulla fähig, wenn das Glück ſeinen Ehrgeiz eben ſo begünſtigt hätte, wie den dieſer Römer." Vergl. dazu Varnhagen von Enſe Biographiſche Denkmale, Th. II. S. 229 fg.

Digitized by Google

ruhig zurecht zu weisen, mit wüthenden Mißhandlungen zu überhäufen. Indessen Herr und Diener, selbst Vater und Sohn, waren an diese rohe Art der Begegnung so gewöhnt, daß sie nicht selten auch absichtlich, durch eine allgemeine Abprügelung, auf die Unschuldigen ausgedehnt ward, damit diese sich nicht für allzu sicher hielten. Noch an seinem Todestage, als Friedrich Wilhelm durch das Fenster bemerkte, daß die Stallknechte einigen Pferden nicht die rechten Sättel aufgelegt hatten, rief er: „Wenn ich nur gesund wäre, ich wollte die Schurken derb abprügeln! Geh doch einer hinunter und haue sie tüchtig zusammen. Was indeß der König sich und Andern in den Verhältnissen des Hausvaters und des Befehlshabers gestattete, wollte er den Beamten gegen die Bauern nicht einräumen; er verbot 1738 den Pächtern und Schreibern, die Unterthanen bei den Hofdiensten mit Peitschenhieben und Stockschlägen zu bestrafen oder anzutreiben, indem er nur dem eigentlichen Preußen gegenüber eine Ausnahme zuließ.

Friedrich Wilhelm hatte die Freude, sein Heer von etwa 40,000 Mann, die ihm sein Vater hinterlassen, gegen das Ende seines Lebens auf 89,000 erhöht zu sehen, die alle gut gekleidet und trefflich exercirt waren. Er forderte für diesen Stand so viel Achtung von den übrigen, daß unter andern einmal ein Gesetz ausging, welches Jeden zu hundert Ducaten Strafe verurtheilte, der die dem König verächtlich klingende Benennung Miliz davon gebrauchen würde. Doch ist er nie in die Nothwendigkeit gerathen, von seiner Kriegsmacht einen angestrengten Gebrauch zu machen, und seine Länder haben während seiner Regierung meist eines glücklichen Friedens genossen. Nachdem er, wie wir schon früher sahen, aus den Trümmern der schwedischen Macht an der Ostseeküste den wichtigsten Theil von Vorpommern, ein Land, wonach der große Kurfürst so sehnlich getrachtet, an sich gebracht hatte, war sein ganzer politischer Ehrgeiz auf die Erwerbung des Herzogthums Berg gerichtet. Denn das Haus Neuburg, mit dem sich die brandenburgischen Fürsten über die Theilung der Jülich-Clevischen Erbschaft verglichen hatten, war dem Aussterben nahe, und es entstand die neue Frage, ob die Herzogthümer Jülich und Berg alsdann an Preußen oder an den Erben der übrigen neuburgischen Lande, den Pfalzgrafen von Sulzbach, fallen sollten. Um sich den Besitz von Berg zu sichern, war Friedrich Wilhelm dem in der Geschichte Kaiser Karl's VI. erwähnten Herrnhauser Bündnisse beigetreten, und aus derselben Ursache hatte er später diese Verbindung mit Frankreich und England, die seinen Neigungen ohnehin nicht entsprach, wieder aufgegeben und sich dem Kaiser angeschlossen. Der Letztere hatte, gegen Gewährleistung der pragmatischen

Digitized by Google

Sanction, die Verpflichtung übernommen, dem König das gewünschte bergische Land zu verschaffen. (Berliner Vertrag vom 23. Dec. 1728). Zwar ging diese Verheißung nie in Erfüllung; aber der schlaue Gesandte Karl's VI. am Berliner Hofe, der Graf von Seckendorf, wußte den König so geschickt zu behandeln, daß er seine Politik nicht änderte und während seiner ganzen Regierung ein treuer Bundesgenosse Oesterreich's blieb. Dennoch fühlte er — zumal als der Kaiser 1738 die Bergische Erbschaft dem Sulzbachischen Hause zusprach und dafür sogar die Garantie Frankreich's gegen Preußen einholte — den ihm durch diese Wortbrüchigkeit angethanen Schimpf so tief, daß er eines Tages auf den Kronprinzen zeigend, sagte: „Da steht Einer, der mich rächen wird."

Trotz der bedeutenden Ausgabe, die ihm die Erwerbung Pommern's verursachte, und trotz des auf die Verbesserung seines Landes sowie auf das Militär verwandten Geldes, erlaubte ihm der treffliche Zustand seines Staatshaushalts einen Schatz zu sammeln. Nicht bloß baares Geld legte er zurück, sondern er verwandelte auch große Summen in Silberarbeiten, die dem Nachfolger nicht gleich so angreifbar sein möchten als baare Münze, aber doch im höchsten Nothfall Dienste thun könnten. Man sah daher in dem sogenannten weißen Saale des Schlosses silberne Tische, Spiegel, Gefäße und Kronleuchter, ja eine ganze Galerie von gediegenem Silber für die Musiker. Von den massiven Kronleuchtern hatte der größte sechzehn Fuß im Durchmesser und drei Reihen Arme über einander; ihn zu halten, war eine eigene Winde im Hängewerk des Daches angebracht. Der baare Schatz, den der Nachfolger vorfand, betrug 8,700,000 Thaler, und die jährlichen Einkünfte beliefen sich auf 7,400,000 Reichsthaler.

In seiner Persönlichkeit lag wenig Liebenswürdiges; er hatte das Wesen eines rauhen und strengen Hausherrn. Seine hitzige Gemüthsart und sein unermüdeter Hang zur Thätigkeit trieben ihn an, Alles selbst zu sehen, selbst zu machen, selbst zu lesen. Jeder Bescheid mußte ihm zur Unterschrift vorgelegt werden, und den Sitzungen der Kammern wohnte er oft persönlich bei. Auf der Straße ging man ihm gern aus dem Wege, weil er oft Leute anredete und scharf ausfragte. Er hielt auf sein Ansehen so eifrig, daß ein entschiedener Widerspruch ihn bis zu Thätlichkeiten aufbringen konnte; ja seine älteste Tochter, die einmal eine Gegenrede wagte, war in Gefahr erstochen zu werden. Ihm galt kein Ansehen der Person. Ein „Räsonnir' er nicht!" in einem abschreckenden Tone fast unverständlich durch die Nase geschnarrt, schnitt alle Einwendungen ab. Verbrecher wollte er schnell und scharf bestraft wissen. Hausdiebe wurden vor der Thür des Hauses, in dem sie gestohlen hatten, aufgehängt. Seinen eigenen Stock

Digitized by Google

und seine Fäuste hat Mancher, selbst der Erbe seines Thrones, gefühlt. Mit einem Wort, sein bloßer Name erregte schon, wie einst der des Sixtus in Rom, Schrecken und Schweigen. Dabei war dem König alles hoffärtige Wesen, alle h.-fische Schmeichelei, alles Ceremoniel und alle Phrase bis in den Tod zuwider. Daher schaffte er den Phrasenpomp, in dem sich sein Vater gefallen hatte, völlig ab; nun hieß es nicht mehr: „unsere herzgeliebte Gemahlin Liebden" oder „unsers vielgeliebten Sohnes des Churprinzen Liebden", sondern einfach: meine Frau, mein Sohn, und ebenso trat das Ich durchweg an die Stelle des Wir*).

Podagra und Gicht untergruben früh des Königs schönen und starken Körper, der in den letzten Jahren durch eine unförmliche Dicke entstellt ward; aber seine Thätigkeit erlosch erst mit seinem Leben. Da er nicht mehr ausgehen konnte, mußte man ihm allerlei Arbeitszeug an seinen Stuhl bringen; und nun fing er an zu malen, zu drechseln, und Kästchen von Lindenholz zu verfertigen, wobei er ein solches Geräusch machte, daß man es auf der Straße hören konnte. Den Frühling 1740 wollte er in Potsdam zubringen, doch der schöne Mai erheiterte ihn nicht. Am 27. Mai ließ die Königin den Kronprinzen aus Rheinsberg rufen. Er fand seinen Vater im Garten in einem Rollstuhl, und stürzte ihm in die Arme. Alle Mißhelligkeiten, die bis dahin zwischen Beiden obgewaltet hatten, waren vergessen; Friedrich Wilhelm nannte den Prinzen „seinen lieben Fritz", und unterhielt sich mit ihm am folgenden Tage mehrere Stunden lang über die Angelegenheiten des Staats. Er empfahl ihm nach dem Bericht des dabei anwesenden Kabinetsministers von Podewils, sein Augenmerk ausschließlich und gleichzeitig auf das Emporkommen seines Hauses und auf die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu richten, und sich von jeder Allianz in fremdem Interesse fern zu halten. Dem Kaiser, sagte er, müsse man geben was des Kaisers sei, d. h. ihm mit aller der Rücksicht entgegenkommen, die das Oberhaupt des Reichs von einem Reichsstande fordern könne; aber man dürfe nicht vergessen, daß er dem Hause Oesterreich angehöre, das seinen eigenen Vortheil suche und den unabänderlichen Grundsatz befolge, das Haus Brandenburg eher kleiner zu machen, als größer**).

---

*) Ranke, Preuß. Gesch. Bd. I. S. 248 f.

**) Ebendaselbst, Bd. II. (1848), S. 41 u. S. 80 ff. Es ist zu verwundern, daß man trotz dieser Mittheilungen Ranke's noch zehn Jahre später bei Carlyle hist. of Friedrich II., Vol. II. (1858), S. 686 die veraltete Auskunft erhält: What the lessons were, we know not. Und doch hatte zuvor schon auch Stenzel, Gesch. des Preuß. Staats, Th. IV. (1851), S. 56 f. die Kunde aus Ranke beigebracht.

Digitized by

Nach der Unterredung, als die Gesellschaft wieder eingetreten, pries er Gott, der ihm einen so braven Sohn gegeben, und erklärte, er sterbe zufrieden, da er einen so würdigen Nachfolger hinterlasse. Zwei Geistliche bereiteten ihn hierauf zum Abschied von dem Leben vor. Er starb mit der Ruhe eines Weisen, Dienstag den 31. Mai, in seinem zweiundfunfzigsten Jahre, und machte — ohne es, trotz der schließlichen Versöhnung zu ahnen — einem größeren Herrscher, als er selber war, Platz.

Der große Kurfürst hatte seine Nachfolger die Bahn der Selbstständigkeit wandeln, seine Völker die eigene Kraft fühlen gelehrt. Friedrich Wilhelm I. sammelte diese Kraft, bis sie zu einem Marke anschwoll, das in dem gegebenen Dasein keinen genügenden Spielraum mehr fand. Mit Friedrich dem Großen trat der entscheidende Wendepunkt ein: die Selbstständigkeit der Politik und das Selbstgefühl der gesammelten Kraft ward zur weithinschaffenden That *).

*) Ad. Schmidt, Preußen's deutsche Politik, 2. Aufl. (1850), S. 4.

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Zweiter Abschnitt.

Friedrich der Große bis zum Hubertsburger Frieden.

1. Friedrich's II. Jugendjahre.

Friedrich II., oft auch Karl Friedrich genannt*), war am 24. Januar 1712 zu Berlin geboren. Schon als Knabe machten ihn sein Anstand, seine glückliche Gesichtsbildung, seine lebhafte Wißbegierde und seine Geistesgegenwart sehr anziehend. In seinem Charakter vereinigte er des Vaters festen Sinn und feuriges Temperament mit dem zarten, innigen Gefühl seiner Mutter, Sophie Dorothee, einer Schwester König Georg's II. von England. Seine erste Kindheit verlebte er unter den Augen einer ehrwürdigen Frau, der Wittwe des französischen Obersten von Rocoulles, die auch schon seines Vaters Erzieherin gewesen war. Es spricht sehr für

*) Preuß, Friedrich's des Gr. Jugend und Thronbesteigung (1840), S. 5 f. Ranke, Pr Geich B. I. S. 246. Daß der Name Karl als Taufname zweifelhaft ist, weiß Carlyle hist. of Friedr. II., Vol. I. p. 28 nicht. Ueber die Jugendgeschichte Friedrich's ist außer den genannten Werken noch zu vergleichen: Preuß, Friedrich der Große, Bd. I. S. 6 ff. Stenzel, a. a. O. Th. III. S 571 ff Häusser, Zur Beurtheilung Friedrich's des Gr. (Sendschreiben an Dr. Onno Klopp), 1862. S. 20 ff.

Digitized by Google

den Charakter dieſer Frau, die um den Religionsverfolgungen in Frankreich zu entgehen, ohne männliches Geleit, aber mit männlichem Muth, die Auswanderung ihrer Familie ins Werk geſetzt hatte, daß ſie zwei der thatkräftigſten Fürſten Europa's herangebildet, und daß ſie in Friedrich nicht nur die lebhafte Natur des Knaben mit Liebe an ſich zu feſſeln gewußt, ſondern auch noch die Achtung des Mannes bis an ihr Ende (ſie ſtarb 1741) behalten hat. Von ihr empfing er die Vorliebe für die franzöſiſche Sprache, die überhaupt damals, obgleich von Friedrich Wilhelm gehaßt, die Sprache des Hofes und aller Gebildeten war. Im ſiebenten Jahre kam er unter männliche Leitung. Zwei hohe Militärperſonen, General Finkenſtein und Oberſtlieutnant Kalkſtein, führten die beſondere Aufſicht über ihn; der Major von Senning unterwies ihn in der Feldmeß- und Kriegsbaukunſt, ein Cadet in den Waffenübungen; Fecht-, Reit- und Tanzmeiſter unterrichteten ihn zu gleicher Zeit. In Betreff des wiſſenſchaftlichen Unterrichts verordnete Friedrich Wilhelm, daß man ſich auf die für das Leben nöthigſten Gegenſtände zu beſchränken habe; der Prinz ſoll ſich im Franzöſiſchen und Deutſchen einen fließenden Stil aneignen, aber mit methodiſcher Grammatik nicht geplagt werden, und mit dem Latein ganz verſchont bleiben; im Rechnen ſoll er eine vollkommene Fertigkeit erwerben, die Geographie an der Hand der Landkarte, die preußiſche Hiſtorie in Verbindung mit der Staatenkunde überhaupt erlernen. Von einer excluſiven „Geſchichte des Hauſes Brandenburg" wollte der König nichts wiſſen, und das Studium der Genealogie verwarf er völlig; es war ihm zuwider, daß man den Fürſtenſöhnen ſo viel von dem Alterthum ihrer Häuſer und von der Hoheit ihres Blutes zu hören gebe, und ihnen mit hochtrabenden Titeln den Hof mache. Er verbat ſich ein ſolches Verfahren; man ſoll, befahl er, einen Jeden, der den Prinzen ſieht, verwarnen, daß er demſelben nicht ſchmeichle; wer es dennoch zu thun wage, ſolle bei ihm verklagt werden; bei Leibe ſolle man ſeinem Sohne nichts in den Kopf ſetzen, ihn nicht hoffärtig machen.

Die militäriſche Erziehung des Sohnes lag dem König zu meiſt am Herzen. Auch ward für denſelben ein eigenes kleines Zeughaus zum Spielplatz eingerichtet. Der lebhafte Prinz fand an Allem Vergnügen; doch als er, etwas weiter im Knabenalter vorgerückt, durch einen geiſtreichen Franzoſen, Duhan de Jandun, ſeinen „Präceptor," mit den geſchichtlichen und dichteriſchen Werken der Franzoſen bekannt wurde, gewann der Geſchmack an den Büchern in ihm ſo ſehr die Oberhand über alle anderen Beſchäftigungen, daß der Vater ſich ſchon mit bitterm Verdruß, anſtatt eines unternehmenden Kriegers, einen gelehrten franzöſiſchen Gecken zum Nachfolger weiſſagte.

Digitized by Google

Friedrich erhielt indeß früh eine Hauptmannsstelle bei den Cadetten, und einige Zeit darauf eine Compagnie bei dem Potsdamer Leibregiment. Zwei Hofprediger unterrichteten ihn in der Religion; als er das erste Mal communicirte, wurde er öffentlich vor der ganzen Gemeinde im Dom geprüft, und legte ebenso auch das Glaubensbekenntniß ab; einige Monate vorher aber hatten die beiden militärischen Führer dem Könige geklagt, daß der Prinz von der festgesetzten „Information im Christenthum seit acht Monaten nicht viel profitiret." Früh entwickelte sich in ihm die Neigung zur Musik; ein Organist unterwies ihn im Klavierspiel. Die Theilnahme für dieses Instrument verschwand jedoch in ihm, als er bei einem Besuche, den Friedrich Wilhelm zu Dresden in Begleitung des Kronprinzen abstattete (Jan. u. Febr. 1728), August's II. berühmten Tonkünstler Quanz auf der Flöte hörte. Durch der Mutter geheime Vermittelung wurde es veranstaltet, daß Quanz von seinem Hofe die Erlaubniß erhielt, zweimal im Jahre nach Berlin reisen zu dürfen, um den lernbegierigen Kronprinzen zu unterrichten. Selten ward der Lehrer unter drei Stunden fortgelassen. Aber diese Lehrstunden mußten vor dem Könige sehr geheim gehalten werden. Dennoch ist Friedrich ein großer Meister im Flötenspiel geworden, und zwar ohne jemals eine Pflicht oder andere nöthige Studien über diese Liebhaberei versäumt zu haben.

Im März 1728 ward er Oberstlieutenant bei dem Leibregiment, und bekam seitdem bei dem unabläßigen Einüben der Truppen viel zu thun. War dies Geschäft schon an sich ihm lästig, so mußte es ihm durch die unmenschliche Härte noch widerlicher werden, mit welcher den beklagenswerthen Soldaten dabei von seinem Vater und dem Fürsten von Dessau begegnet ward, und von der er täglich Zeuge sein mußte. Der Vater andererseits war unzufrieden mit des Sohnes mißbilligenden Mienen und Aeußerungen, z. B. auch über die Jagd, die er für ein rohes Vergnügen und für einen unwürdigen Zeitvertreib der Regenten erklärte; nicht minder mit dessen Ernst, wenn er selber lachte, und mit dem kurzen Tone seiner Antworten. Genug, Beide stießen einander immer mehr zurück; und der Vater, der sein Ansehn am wenigsten von seinen eigenen Kindern gekränkt sehen konnte, griff zu den härtesten Mitteln. Der Prinz ward sehr strenge gehalten, saß oft Schulden halber in der Wache, und mußte täglich die Vormittage auf dem Exercierplatze zubringen. Nur die Nachmittage konnte er dem Studiren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn der lauernde Vater einst (1730), ehe er noch die modische Frisur zerstören

Digitized

konnte, die er so gern statt des steifen Soldatenzopfes anlegte. Sein schöner Schlafrock von Goldbrokat, der hinter den Tapeten entdeckt ward, flog ins Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler wieder zurücknehmen, und wohl eine Stunde lang währte die drohende Strafpredigt, von der der zitternde Quanz, der sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel versteckt hatte, ein unsichtbarer Zuhörer war. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen langen Seitenhaare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte dieser doch nur einen Theil derselben durch List retten. Selbst den ehrenrührigsten Mißhandlungen konnte der ehrliebende Jüngling nicht entgehen. Als er sich über dem Gebrauch silberner dreizinkiger Gabeln, anstatt eiserner zweizinkiger, ertappen ließ, fuhr der Vater im heftigsten Zorne über ihn mit Schlägen her; wegen einer unbedeutenden Nachlässigkeit wurde er ein andermal von ihm bei den Haaren herumgeschleift; ja an öffentlicher Tafel sah er sich von ihm durch „solche Titel" beschimpft, wie sie nach dem Ausdruck eines Gesandten „auch der geringste Mann seinem Sohne beizulegen billig Bedenken trägt."

Je mehr sich Friedrich fühlen lernte, desto unerträglicher ward ihm des Vaters Tyrannei. Er hatte damals noch nicht die Ueberzeugung, daß Schweigen und Dulden in solchen Verhältnissen das einzig geziemende Benehmen eines edlen Sohnes sei, und so kam es denn zu harten Reibungen. Der König verlangte sogar von ihm, er solle der Thronfolge entsagen, zu Gunsten seines jüngern Bruders August Wilhelm, der mehr von dem väterlichen Blute habe als er. Friedrich erklärte dagegen, er werde sich eher den Kopf abschlagen lassen, als in dies Begehren willigen; es sei denn, daß der Vater ihn für unehelich erkläre — eine Bedingung, vor der der treue Eheherr zurückprallte. Die Spannung erreichte den höchsten Grad, als die Vermählung des Kronprinzen ernstlicher zur Sprache kam. Es war ein Lieblingsentwurf der Mutter gewesen, ihre beiden ältesten Kinder mit denen ihres Bruders zu verbinden wodurch die geistreiche Prinzessin Wilhelmine in der Folge Königin von England, Friedrich II. hingegen der Gemahl der schönen englischen Prinzessin Amalie geworden wäre, die er schon im Bilde und aus den Erzählungen seiner Mutter liebgewonnen hatte*). Anfangs verwarf

*) Sie war ein Jahr älter als Friedrich, und ist ein Jahr nach ihm im jungfräulichen Stande gestorben. Man sagt, sie habe bis an ihr Ende sein Bildniß auf der Brust getragen.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm diesen Gedanken nicht; als ihn aber später die Händel wegen seiner Werbungen zum Haß gegen seinen Schwager Georg II. stimmten, erklärte er sich entschieden dagegen, und ließ sich in der Wahl seiner Schwiegerkinder lieber von dem schlauen österreichischen Gesandten Seckendorf leiten, der dabei natürlich nur den Vortheil seines Hofes zu Rathe zog. Der Gedanke, dergestalt von Fremden an Fremde verhandelt zu werden, und die stets wachsende Tyrannei seines Vaters empörten den Jüngling bis zu dem kühnen Entschlusse, sich durch eine heimliche Flucht nach England der väterlichen Gewalt zu entziehen, und dort unter dem Schutze seines Oheims eine veränderte Zukunft abzuwarten.

Jene wachsende Tyrannei des Vaters bethätigte sich namentlich seit dem Beginn des Jahres 1730 in immer häufigeren körperlichen Mißhandlungen. Einmal ging er in seinem Jähzorn so weit, wie Friedrich selbst seiner Schwester erzählte, daß er ihn bei den Haaren ergriff, zu Boden warf, schlug und, ungeachtet alles Widerstandes, an das nächste Fenster zerrte, wo er ihm eine Schnur des Vorhangs um den Hals schlang, wie um ihn zu erwürgen. „Glücklicherweise," fügte Friedrich hinzu, „hatte ich mich aufgerichtet, hielt ihm die Hände und schrie; ein Kammerdiener kam mir zu Hülfe und rettete mich." In dem sächsischen Lustlager zu Mühlberg (im Juni 1730), wozu der König und der Kronprinz eingeladen waren, und wo die Augen so vieler Fremden sich auf beide richteten, wurde der letztere von seinem Vater nicht nur geflissentlich wie ein ungehorsamer Knabe, selbst mit Stock und Faust mißhandelt, sondern auch noch mit dem äußersten Schimpfe belegt. Denn den heftigsten dieser Auftritte schloß der aufgebrachte König, der die Folgen seiner Worte niemals erwog, mit dem Ausspruch: wäre er von seinem Vater je also behandelt worden, so hätte er sich todtgeschossen; aber Friedrich habe keine Ehre, er lasse sich alles gefallen.

Friedrich war außer sich; nur mit großer Selbstüberwindung stand er davon ab, seinen Fluchtplan auf der Stelle auszuführen. Aber desto entschlossener bereitete er die Ausführung vor. Einige junge Officiere, seine vertrauten Freunde, und seine älteste Schwester Wilhelmine wurden von ihm in das Geheimniß gezogen. Die passendste Gelegenheit zur Flucht schien eine Reise darzubieten, die der König im Juli 1730 mit dem Kronprinzen durch Sachsen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinlande unternahm. Mehrere Male war der Prinz während dieser Reise nahe daran, sein Vorhaben ins Werk zu setzen, aber immer wurde es im entscheidenden Augenblick vereitelt; so in Anspach durch die

Digitized by

Vorsicht des Markgrafen, in Steinfurt durch die Dazwischenkunft des Oberstlieutenant von Rochow, in Mannheim durch den Verrath des Pagen von Keith. Noch hielt der König an sich, um erst das eigene Gebiet zu erreichen, und machte nur Rochow mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, daß er den Prinzen „lebendig oder todt" nach Wesel bringe. Als er aber in Frankfurt durch einen Brief des Prinzen an seinen Freund, den Lieutenant von Katte, der wegen mangelhafter Aufschrift in falsche Hände gerathen war, die sichersten Beweise von der beabsichtigten Flucht erhielt: da gerieth er außer sich vor Ingrimm. Sofort ließ er ihn auf ein Schiff bringen und dort wie einen Gefangenen überwachen. Am folgenden Tage, wo er gleichfalls das Fahrzeug bestieg, war er in einem so heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte, und ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß. Nur mit Mühe wehrte der General Waldow die Gefahr der Erwürgung oder lebensgefährlicher Verletzung ab; Friedrich aber brach entsetzt in die Worte aus: „Nie hat ein brandenburgischer Prinz solche Schmach erlitten." In Wesel ließ der König ihn nochmals vor sich führen, nannte ihn einen feigen Ausreißer ohne Ehre, und zückte sogar den Degen auf ihn, als ihm der General Mosel noch rechtzeitig in den Arm fiel. „Tödten Sie mich," rief er, „aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Nach Berlin erging sofort der geheime Befehl, den Lieutenant Katte zu verhaften. Ein anderer Vertrauter des Prinzen, der Lieutenant von Keith in Wesel, der ihm bei der Flucht hatte behülflich sein sollen, wurde noch zur rechten Zeit durch ihn selbst gewarnt. Der Prinz hatte Gelegenheit gefunden, ihm die mit Bleistift geschriebenen Worte zu schicken: Sauvez-vous, tout est découvert! worauf Keith schnell nach Holland und von dort nach England entfloh. Den Kronprinzen ließ der König auf einem Umweg nach Mittenwalde, drei Meilen von Berlin, bringen, wo er streng bewacht und von einer Militärcommission verhört ward. Empört durch die unziemliche Gewalt, die sein Feind, der Feldmarschall und Minister von Grumbkow, bei diesem Verhör geltend machen wollte, antwortete er nur wenig und in den stärksten Ausdrücken. Die Folge davon war, daß er immer härter behandelt und nach Küstrin auf die Festung gebracht ward, wo er bei magerer Kost, die er auf hölzernem Schemel ohne Messer und Gabel verzehren mußte, volle Muße hatte, aus der Sinnesart seines Vaters und dessen früheren Planen die schrecklichste Zukunft zu ahnen. Dennoch blieb er ungebeugt, und der Officier, der am ersten Abend um acht Uhr auf Befehl hereintrat, um sein Licht auszulöschen, erhielt eine derbe Ohrfeige.

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm wüthete unterdeß in Berlin und Potsdam gegen Alles, was seinem Sohne nur nahe gekommen war, mit ungezähmter Leidenschaftlichkeit. Ein Minister erhielt seinen Abschied, einige Herren und Damen vom Hofe wurden verhaftet oder fortgejagt; ein Küster, Friedrichs Bücherbeforger, verlor seinen Dienst; der erste Kammerdiener kam nach Spandau an die Karre; die unschuldige Tochter des Rectors in Potsdam, die nur ein Geschenk von dem Prinzen angenommen hatte, erhielt öffentlich in ihrer Vaterstadt den Staupbesen von Henkers Hand, und kam dann nach Spandau ins Zuchthaus, während ihre unglücklichen Eltern mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt wurden. Dem Lieutenant von Katte, der dem Könige gleich nach seiner Ankunft in Berlin in einem leinenen Gensdarmenkittel vorgeführt ward und sofort auf die Kniee sank, riß er das Ordenskreuz vom Halse, und trat ihn mit Füßen. Seine Tochter, die Prinzessin Wilhelmine, nachherige Markgräfin von Baireuth, erhielt, als Friedrich's Mitverschworne, Faustschläge in's Gesicht, und wurde nur durch eine beherzte Kammerfrau vor noch härteren Mißhandlungen gerettet. Der großbritannische Gesandte erhielt den Auftrag, seinem Hofe zu melden, daß an keine Heirathsverbindung mit demselben zu denken sei, ein Schritt, der die erschrockene Königin von Preußen völlig niederbeugte.

Der Prinz hatte unterdessen in seinem öden Gefängnisse zu Küstrin immer mehr Ursache, einen traurigen Ausgang zu fürchten. Am 16. Sept. wurde ihm auf Befehl des Königs die Frage vorgelegt: ob er, da er sich der Succession unwürdig gemacht und sein Leben verwirkt habe, um dieses zu retten, auf die Erbfolge verzichten wolle. Friedrich antwortete: an seinem Leben liege ihm so viel nicht, doch hoffe er, daß Se. Maj. nicht so ganz ungnädig auf ihn sein werde. In der Furcht, sein Vater könne ihn zu ewigem Gefängniß verdammen, ergänzte er diese Antwort am 1. October durch die Erklärung: fortdauernde Haft würde ihm unerträglich sein, lieber sei ihm Verzichtleistung, oder der Tod. Nach Beendigung aller Verhöre wurde ein Kriegsgericht in Cöpenick niedergesetzt und am 25. October eröffnet, um über den Prinzen und dessen Mitschuldige das Urtheil zu sprechen. Es waren drei Generalmajors, drei Obersten, drei Oberstlieutenants, drei Majors und drei Kapitäne, unter dem Vorsitz des Generallieutenants von Schulenburg. Friedrich Wilhelm wollte seinen Sohn durchaus nicht als Prinzen, sondern als „den Oberstlieutenant Fritz" und als Deserteur gerichtet wissen; und als solchem hätten die Kriegsgesetze ihm allerdings das Leben aberkennen müssen. Wirklich ging und geht noch heut die Sage, als sei ein Todesurtheil gegen ihn

Digitized by

erfolgt; das ist indessen eine leere Fabel. Vielmehr weigerten sich die Mitglieder des Gerichts, aller königlichen Befehle ungeachtet, standhaft, überhaupt ein Urtheil über ihn zu fällen, und waren der Meinung, daß der Angeklagte weder als bloßer Oberstlieutenant, noch als Deserteur betrachtet werden dürfe. Ihr einmüthiger Spruch ging dahin, daß es ihnen als Unterthanen nicht zukomme, über Vorfälle in der königlichen Familie zu richten; daß es ihrer Pflicht zuwiderlaufe, über dieselben eine Nachforschung anzustellen, wie sie zu einem gründlichen Urtheile erforderlich wäre; daß in den Kriegsartikeln nichts enthalten sei, was auf den gegebenen Fall passe; und daß der Prinz durch seinen Arrest schon hinreichend gestraft sein dürfte. Zugleich wurden dem Könige von Seiten Einzelner die eindringlichsten Vorstellungen gemacht. Die Oberhofmeisterin, Frau von Kamecke, wagte ihn an das Beispiel des Don Carlos und des Alexei zu erinnern; „fürchten Sie," sagte sie zu ihm, „Gottes Gerechtigkeit, die Philipp den Zweiten und Peter den Ersten bestrafte, weil sie das Blut ihrer Söhne vergossen haben, wie Sie es thun wollen." Der ehrwürdige Feldmarschall von Natzmer sprach ebenso mit edler Wärme gegen den grausamen Gedanken der Hinrichtung des Thronfolgers. Der Generalmajor von Buddenbruck sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!" Fast auf dieselbe Art sprach auch der Fürst Leopold von Dessau, der dem Könige schon mehr als ein Anderer sagen durfte. Alles dies, sowie vielleicht auch die allgemeine Verwendung der befreundeten Höfe, und vor allem ein stiller Rest von väterlicher Liebe, bewirkte es wohl, daß Friedrich Wilhelm den Spruch des Kriegsgerichts schließlich ohne Widerrede und ohne Aenderung hinnahm. Friedrich selbst faßte damals in seiner Schwermuth nahezu den Entschluß, durch Vollziehung der so sehr gewünschten Verzichtleistung auf den Thron seinen Vater zu versöhnen und sein Leben zu retten. Zum Glück für die Welt redete ihm der Küstrinische Kammerpräsident von Münchow, der sich einen geheimen Zugang zu ihm zu verschaffen gewußt, diesen Gedanken aus, und ermunterte ihn dagegen, sich mit Beseitigung alles unzeitigen Stolzes seinem Vater mit Reue und Ergebung zu nähern. Der Prinz folgte diesem guten Rathe, ohne jedoch vor der Hand eine Wirkung davon zu erfahren.

Vielmehr stand ihm noch ein schmerzlicher Schlag bevor. Sein Freund Katte war durch jenes Kriegsgericht, zum Verdrusse des Königs, nur zu lebenslänglicher Festungsstrafe verurtheilt worden. Friedrich Wil-

Digitized by Google

helm meinte entrüſtet, das Urtheil ſei aus Menſchenfurcht gefloſſen, ließ das Gericht am 31. Oct. nochmals zuſammentreten, um ein ſtrengeres Urtheil zu fällen, und als es feſt bei ſeinem Spruche blieb, entſchloß er ſich, das Urtheil von ſich aus zu ändern und zu ſchärfen. Indem er es beſonders betonte, daß Katte „mit der künftigen Sonne tramirt" und ſich Behufs der Deſertion in Durchſtechereien mit fremden Miniſtern und Geſandten eingelaſſen habe, und daß er ſelbſt ſich auf Niemand mehr würde verlaſſen können, falls Katte „ſo leicht und gut durchkäme," verwandelte er die Feſtungsſtrafe in Hinrichtung durch das Schwert. Katte ſollte nach Küſtrin gebracht, und dort vor Friedrich's Augen vom Leben zum Tode gebracht werden. So gebot des Königs Machtſpruch; und kein Gnadengeſuch des Unglücklichen, keine fußfällige Fürbitte ſeines Vaters und ſeines Großvaters, des Generallieutenants von Katte und des Feldmarſchalls von Wartensleben, konnte den Unerbittlichen auf mildere Gedanken bringen. Er blieb dabei, daß dem Verbrecher noch Gnade widerfahre, da er für ſein Vergehen glühende Zangen und den Galgen verdient habe. So ward er denn am 3. November in einer Kutſche, in Geſellſchaft ſeines Feldpredigers Müller, und von einer Abtheilung Gensdarmen begleitet, nach Küſtrin abgeführt. Am 6. Novbr., zwiſchen ſieben und acht Uhr in der Frühe, geſchah die Hinrichtung auf dem Walle hinter dem Schloſſe. Der Prinz, erſt unmittelbar zuvor von dem Bevorſtehenden unterrichtet, ſtand in wilder Verzweiflung am Fenſter, als der Unglückliche vorübergeführt ward. „Mein lieber Katte," rief er ihm weinend zu, „vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieſes Unglück geſtürzt habe!" — „Deſſen bedarfs nicht, mein Prinz," antwortete Katte; „wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, ſo wollte ich ſie willig für Sie hingeben!" Angekommen am Sandhügel, und eingeſchloſſen in den Kreis der Gensdarmen, hörte der junge Mann das Todesurtheil noch einmal mit Standhaftigkeit an, entkleidete ſich gelaſſen, kniete nieder, warf noch mit ſeiner Hand einen Kuß nach dem Fenſter des Prinzen hin, zog mit der andern die Mütze über die Augen, und empfing gleich darauf den Todesſtreich. Es iſt nicht mehr zu bezweifeln, daß die Richtſtätte ſich wirklich unmittelbar unter den Fenſtern des Prinzen befand, über der Mühlenpforte bei der Wache; aber Friedrich war vor dem letzten ſchrecklichen Moment bei dem Anblick der Procedur in Ohnmacht geſunken. Als er wieder zu ſich kam, war alles vorüber; den ganzen Tag wich er nicht vom Fenſter, ſtarrte nach dem Platze, wo Kopf und Rumpf des theuren Todten lagen, und ſelbſt als Nachmittags zwölf Bürger von der Schützengilde den Körper in einem

Digitized by Google

Sarge weggeschafft hatten, verwandte er bis zum Abend kein Auge von der Richtstätte. In der Nacht war er fieberhaft aufgeregt, und noch am andern Morgen sagte er: unaufhörlich stehe Katte ihm vor Augen. Im Geiste sah er sich schon nach kurzer Frist denselben Weg wie dieser wandeln. Noch am 6. November, als er sich einigermaßen gesammelt hatte, empfing er den Besuch des Feldpredigers Müller, der den Abgeschiedenen zum Tode bereitet hatte. Dieser wackre Mann überbrachte ihm die letzten Aufträge seines für ihn gestorbenen Freundes, in denen sich ein vom Schicksal gebeugtes und von der Religion wieder beruhigtes und veredeltes Gemüth offenbarte. „Er solle diese traurige Begebenheit nicht als Zufall, noch als Folge einer Unvorsichtigkeit, sondern als eine Veranstaltung Gottes zu seiner Besserung ansehen, sich seinem Vater unterwerfen, einen festen Glauben an einen heiligen Weltregierer zur Richtschnur seines Lebens machen, und sich nie bösen Schmeichlern hingeben." Der ganz zerknirschte Prinz fand so viel Labsal in dem Zuspruche dieses Mannes, daß er denselben nicht wieder mit den Gensdarmen nach Berlin zurückgehen lassen wollte, sondern ihn noch vierzehn Tage bei sich behielt, in welcher Zeit er sich täglich mit ihm über religiöse Gegenstände besprach. Dies traf mit den Wünschen des Königs zusammen, der mit dem Prediger einen Briefwechsel führte, und ihm auftrug, dem Prinzen sein Unrecht vorzustellen, ihm seinen schädlichen Glauben an eine blinde Nothwendigkeit aus dem Kopfe zu bringen, und über den Erfolg seiner Bemühungen täglich zu berichten. Sobald der Prinz von diesen königlichen Aufträgen erfuhr, ergriff ihn vollends die Besorgniß, daß der Prediger ihn nur zum Tode vorbereiten solle. In diesem schmerzlichen Gefühle gab er den Lehren der Kirche williger nach, las mit dem Prediger in der Bibel, und unterdrückte allmählig seine früheren Gedanken. Er äußerte auch Reue über seinen im Verhör bewiesenen Trotz, versicherte aber, daß er ganz anders geantwortet haben würde, wenn man ihm beweglich und ohne harte Drohungen zugeredet hätte. Gleich die ersten Nachrichten des Predigers über diese Sinnesänderung gefielen dem Vater so gut, daß er schon am 8. Nov. beschloß, der Angst des Sohnes ein Ende zu machen. Er versprach ihm Begnadigung, doch solle er einen Eid schwören, künftig stets ein gehorsamer Sohn und Unterthan zu sein, und „wofern er wieder umschlüge, der Krone und Kur bei der Succession verlustig sein, auch nach den Umständen wohl gar das Leben verlieren." Friedrich legte den Eid am 19. November deutlich und ohne Rückhalt vor einer Commission von Ministern und Generalen ab, und erhielt nun Orden und Degen zurück.

Digitized by Google

Am folgenden Tage mußte er dem Gottesdienst in der reformirten Kirche beiwohnen; dies war sein erster Ausgang. Als sich der Feldprediger bei ihm beurlaubte, um nach Wusterhausen zum Könige zurückzugehen, trug er demselben auf, Se. Majestät auch um die Zurückgabe des Portepees zu bitten. „Was?" rief der König aus, als er die Bitte hörte, „ist denn Fritz auch ein Soldat? Nun, das ist ja gut."

Zur gänzlichen Versöhnung wollte es der König indessen noch nicht so schnell kommen lassen. Vielmehr hielt er zur völligen Dämpfung eines so hochfahrenden Sinnes noch eine fernere Abbüßung für nöthig. Deshalb verordnete er, der Prinz solle einige Jahre in Küstrin bleiben, ein Haus in der Stadt beziehen, in Civilkleidern gehen, nicht aus den Stadtthoren kommen und bei der Kriegs- und Domänenkammer als wirklicher Kriegsrath arbeiten. Der Prinz that dies mit dem größten Eifer, und es ist kein Zweifel, daß er in dieser trefflichen Schule einen schätzbaren Vorrath von Verwaltungskenntnissen eingesammelt habe. Sein Schloßgefängniß verließ er mit herzlichem Danke gegen die Familie des Präsidenten von Münchow, die alle ersinnliche List aufgeboten hatte, ihm trotz der strengen Instructionen seiner Wächter, den traurigen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Auf die Frage des Herrn von Münchow, wie er sich einst als König gegen seine gegenwärtigen Feinde zu verhalten gedenke, antwortete er: „Ich werde feurige Kohlen auf ihrem Haupte sammeln." Und er hat Wort gehalten, sowie er anderseits die Familie Katte's und den zurückgerufenen Keith gleich nach seiner Thronbesteigung mit ausgezeichneten Gnadenbezeigungen überhäuft hat.

Fast das ganze folgende Jahr (1731) verstrich, ohne daß es den Fürsprechern des Prinzen gelang, ihm die Erlaubniß, daß er Küstrin verlassen dürfe, auszuwirken. Unterdeß brachte Friedrich Wilhelm eine Heirath seiner Tochter Wilhelmine mit dem Erbprinzen Friedrich von Baireuth, leider auch durch Zwang, zu Stande, und da er sich sehr auf das Vermählungsfest freute, so wagte man ihm vorzustellen, daß die Freude seiner Gemahlin an diesem Feste ohne die Gegenwart ihres Lieblings nur unvollkommen sein würde. Da ließ er ihn heimlich nach Berlin kommen, jedoch erst am vierten Tage der Hochzeitsfeier (23. November 1731), an welchem er sich bei ungewöhnlich guter Laune zeigte. Es war gegen sieben Uhr Abends, und eben hatte der Tanz begonnen, als er zur Ueberraschung aller Anwesenden mit ihm in den Saal trat; er führte ihn zur Königin mit den Worten: „Sehet Ihr, Madame, da ist nun der Fritz wieder." Mutter und Sohn und die zärtliche Schwester,

Digitized by Google

die so Vieles um ihn erduldet, überließen sich den schönsten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Man erkannte den Prinzen kaum, da er in grauen Civilkleidern war. Am Tage darauf begaben sich alle in Berlin befindlichen Generale und Obersten, unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau, zum König, und baten ihn, den Prinzen wieder in den Militärdienst aufzunehmen. Der König bewilligte die Bitte, und umarmte den Sohn unter väterlichen Ermahnungen. Als dieser nun in der Uniform des Goltzischen Infanterieregiments bei der Heerschau erschien, bezeigte das Volk eine lebhafte Freude. Aber zu Ende des Decembers sandte der Vater ihn doch wieder nach Küstrin zurück, um ihn noch einige Monate bei der Kammer fortarbeiten zu lassen.

Als auch diese Prüfungszeit vorüber war, hatte der Groll ein Ende. Friedrich, der zum Obersten und Befehlshaber des Goltzischen Regiments ernannt wurde, setzte eine Ehre darein, seinem Vater Ergebenheit und Gehorsam zu bezeigen, und erfüllte besonders seine militärischen Dienstpflichten mit äußerster Pünktlichkeit. Der Vater suchte jetzt auch eine Braut für ihn, und wählte dazu die junge und liebenswürdige Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern, einer Nebenlinie des Hauses Wolfenbüttel, die in die Regierung eintrat, als die Hauptlinie 1735 ausstarb. Das Beilager geschah am 12. Juni 1733 auf dem Schlosse Salzdahlen; der berühmte Mosheim verrichtete die Trauung. Obgleich eigentlich das Haus Oesterreich durch Seckendorf diese Wahl geleitet hatte, um den Kronprinzen von der Verbindung mit England abzuziehen und an die österreichische Politik zu fesseln, und obwohl Friedrich's Neigung gar nicht befragt worden war, so fügte er sich doch gehorsam in den väterlichen Willen. Unmittelbar zuvor hatte der König selbst das Project gehegt, ihn mit der russischen Thronerbin zu vermählen und zum Czaren zu erheben, vielleicht um dem jüngern Sohne die Thronfolge in Preußen zuzuwenden. Friedrich aber, der gegen diesen Plan die lebhafteste Abneigung zeigte und erklärte, daß er als Czar jedenfalls sein väterliches Erbe an der Spitze einer russischen Armee zurückfordern würde, hatte seinerseits den Vorschlag gemacht, ihn mit der österreichischen Erbin Maria Theresia zu vermählen, vorausgesetzt, daß er die Religion nicht zu ändern brauche. Wenn England, meinte er, durch Vermählung des Prinzen von Wales mit einer preußischen Prinzessin gewonnen würde, so erscheine durch den Bund Oesterreich's, Preußen's und England's die pragmatische Sanction, die der Maria Theresia die Nachfolge in allen österreichischen Ländern zuspreche, so vollkommen sicher gestellt, daß man sich um den etwaigen Widerspruch Frankreich's und der übrigen Mächte

Digitized by Google

nicht zu kümmern brauche. Der greise Prinz Eugen, Oesterreich's damaliger Staatslenker, war bei dieser Kunde überrascht und betroffen. Es erhelle daraus, meinte er, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr hege; es müsse ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen; um so gefährlicher dürfte er mit der Zeit seinen Nachbarn werden; es sei zu befürchten, daß er Alles, was jetzt der Vater thue, später völlig umändere; ihn von seinen bedenklichen Grundsätzen abzubringen, sei ohne das Zustandekommen der Heirath mit der Prinzessin von Bevern nicht zu hoffen. Um so eifriger wurde diese nun von Oesterreich betrieben, in der Erwartung, den künftigen König durch den Einfluß seiner Gemahlin für sich zu gewinnen*).

Aber Friedrich's großer und weiter Geist war nicht für die engen Schranken eines häuslichen Zirkels gemacht, und konnte sich um so weniger darein finden, als er von Anfang an den entschiedensten Widerwillen gegen diese Ehe empfunden. Er befreite sich daher sehr bald aus denselben, sah seine Gemahlin selten, und erklärte in Folge seiner kinderlosen Ehe gleich nach seiner Thronbesteigung den ältesten seiner Brüder für den Erben des Thrones.

Im Jahre 1734 erhielt Friedrich von seinem Vater die Herrschaft Ruppin zum Leibgedinge; auch kaufte derselbe für ihn das zwei Meilen von Neu-Ruppin gelegene Städtchen Rheinsberg an, dessen altes Lustschloß, prächtig umgebaut, jetzt sein dauernder Wohnsitz ward. Hier, von allen lästigen Fesseln befreit und fern von der drückenden Nähe des Vaters, überließ sich der kraftvolle, feurige Jüngling allen den schönen Phantasien, die in diesem glücklichen Zeitraum des Lebens die Welt zu einem Paradiese gestalten, und die Zukunft mit Idealen füllen, welche das Herz mit heißer Liebe umfaßt. Die Begierde nach Ruhm, der frühe Bürge künftiger Thaten und die Leidenschaft aller großen Seelen, erfüllte sein Inneres mit sehnsüchtiger Ungeduld. Die Helden des Alterthums und der neuern Zeit, mit deren Thaten ihn sein Lehrer Dühan früh bekannt gemacht hatte, regten seine innigste Sehnsucht auf. Aber fast noch höher als Heldenruhm dünkte ihm das Glück, als der Urheber classischer Geisteswerke im Munde der Mitwelt und Nachwelt zu leben. Beide Arten des Ruhmes in sich zu vereinigen erschien ihm als das höchste Ideal menschlicher Größe. Damals war Voltaire der gelesenste aller Schriftsteller. Eine seltene Vielseitigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes machten es diesem Autor möglich, bei Solchen, welche die ihm fehlende

*) Vgl. Arneth a. a. O. Bd. III. S. 334 ff.

Digitized by

Tiefe und Gründlichkeit nicht vermißten, für einen der erhabenſten Geiſter zu gelten. Als ein ſolcher erſchien er auch dem jugendlichen Friedrich. Die fließende Sprache, der leichte Scherz, die feine Satire, der treffende Witz, die Beſtimmtheit des Ausdrucks, die Fülle der artigen Gedanken ſind Eigenſchaften, die ſich bei Voltaire in der That in einem ſeltenen Grade finden; Friedrich aber gehörte zu den Beurtheilern, die ihn in jeder Hinſicht bewundernswerth fanden. Ihm ſchien er alle Tiefen der Poeſie erſchöpft zu haben. Die Henriade, jener Verſuch eines franzöſiſchen Heldengedichts nach dem Muſter der Aeneide, galt ihm für das erſte Geiſtesproduct in der Welt, und ein einziger Gedanke darin wog nach ſeiner Meinung die ganze Iliade auf*). Mit raſtloſem Eifer las Friedrich auch die übrigen berühmten Schriftſteller Frankreich's, und faſt alle dichteriſchen und geſchichtlichen Werke der Griechen und Römer in franzöſiſchen Ueberſetzungen, die, ſo ungenügend ſie waren, ihn doch den erhabenen Geiſt des Alterthums ahnen ließen und ſeine Begeiſterung für das Große und Unſterbliche nährten.

Es fehlte damals am Hofe zu Berlin nicht an geiſtreichen Männern, die, theils ſelbſt Franzoſen, theils von Franzoſen gebildet, Friedrich's Intereſſe für die Wiſſenſchaften theilten. Dieſe wußte er bald heraus zu finden, und aus ihnen bildete er ſeinen vertrauteren Hof in Ruppin und Rheinsberg. Dietrich, Freiherr von Kaiſerling**), von ſeinem fürſtlichen Freunde ſcherzweiſe Cäſarion genannt, ein Mann von der feinſten Bildung, mannigfaltigen Kenntniſſen und liebenswürdigen, geſellſchaftlichen Talenten; Jordan, ehemaliger franzöſiſcher Prediger in Prenzlau***); der treffliche Baukünſtler Freiherr von Knobelsdorf; der alte biedere Oberſtwachmeiſter von Senning; der Ritter von Chaſot, ein trefflicher franzöſiſcher Officier, den der Prinz am Rheine kennen lernte; der Hofprediger Deschamps; die Maler Desne und Debuiſon; die beiden muſikaliſchen Brüder Graun; der nicht minder berühmte Violiniſt Benda, und die geiſtreichſten Officiere von ſeinem Regimente — das waren die Geſellſchafter des Prinzen. Ihre Geſpräche waren die ſchönſte Würze ſeiner Tafel und ſeine Erholung nach den Stunden der Arbeit. Witz und Scherz wechſelten mit lehrreichem Ernſte, und auf wiſſenſchaftliche Verhandlungen folgten die ergötzlichſten muſikaliſchen Unterhal-

*) Hinterl. Werke Thl. VI. S. 159.

**) Er ſtarb 1745 am 13. Auguſt als Oberſt und Generaladjutant, zu Berlin, im achtundvierzigſten Lebensjahre.

***) Starb zu Berlin 1745 am 23. Mai, im fünfundvierzigſten Lebensjahre, als geheimer Rath und Vicepräſident der Akademie der Wiſſenſchaften.

Digitized by

tungen. Friedrich, jetzt Meister auf der Flöte, unterhielt seine Freunde nicht selten mit selbstgesetzten Concerten, oder las ihnen mit seiner edlen, reinen Stimme ein schönes Gedicht vor, oder übte ihren Witz durch seine eigene unerschöpfliche Laune. Auch das süße desipere in loco ward nicht verschmäht, und mancher Jugendstreich des großen Mannes zeigt, daß seine große Kraft auch in den Spielen des Muthwillens gern weiter ging, als ein kalter oder grämlicher Moralist billigen kann.

Doch dergleichen Scherze gehörten unter die Nebendinge. Das Verlangen des Jünglings, dem es zum erstenmal gestattet war, seinem eigenen Genius zu folgen, war auf die edelste Ausbildung und die würdigste Beschäftigung gerichtet; die Ergründung der mannigfaltigsten und schwierigsten Fragen, religiöser und kirchlicher, politischer und philosophischer, literarischer und künstlerischer, zog ihn vor Allem an. Das verrathen auch seine Freundschaften mit den besten Männern an seines Vaters Hofe, selbst wenn sie ihm an Jahren noch so weit überlegen waren. Der würdige Oberst Camas und der sächsische Gesandte Suhm hatten ihn lediglich durch ihre Einsichten, jener in der Kriegskunst, dieser in der Philosophie, so an sich gefesselt, daß er auch getrennt von ihnen fast wöchentlich mit ihnen Briefe wechselte. Aus den Briefen an Suhm sieht man, daß er sich mit diesem trefflichen Manne oft bis tief in die Nacht über metaphysische Gegenstände unterhalten hat, und daß derselbe ausdrücklich für ihn Wolfs damals erschienene Metaphysik ins Französische übersetzt hat. Merkwürdig ist dabei, daß Suhm bei diesem Geschäft oft Anlaß fand, zu klagen, die französische Sprache sei viel zu arm für die so vielfach und scharf getheilten Begriffe des deutschen Philosophen, daß aber Friedrich schon damals zu sehr gegen die deutsche Sprache eingenommen war, als daß selbst jener wichtige Umstand ihn hätte bewegen können, das Buch in der Urschrift zu lesen.

Während seiner Beschäftigung mit den Wissenschaften vergaß er jedoch die Kriegskunst keineswegs. Er studirte die Feldzüge der berühmtesten Feldherren, und benutzte jede Gelegenheit, auch im Gespräch mit Kennern und Erfahrenen sich in diesem Fache gründlich zu unterrichten. Der jugendliche Enthusiasmus gab ihm den Gedanken ein, unter seinen militärischen Freunden einen ritterlichen Orden zu stiften, dessen Schutzpatron der berühmte Bayard sein sollte. Außer ihm selbst waren die beiden älteren seiner Brüder, desgleichen der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Bevern, der Major von Fouqué und einige andere Officiere von gleichem Geiste Mitglieder. Das Sinnbild dieses Bayardordens war ein auf einem Lorbeerkranz liegender De-

Digitized

gen mit der Umschrift: Sans peur et sans reproche. Fouqué, als ein bereits erfahrener Krieger und ein Mann von ausgezeichneter Rechtschaffenheit, ward zum Großmeister erwählt. Von ihm nahm selbst Friedrich den Ritterschlag an. Jeder hatte nach alter Sitte einen Ordensnamen; Friedrich hieß le Constant, Fouqué le Chaste, Herzog Ferdinand le Sobre, der Herzog von Bevern le Gaillard oder auch der Ritter vom goldenen Köcher, u. s. w. Sie schrieben sich Briefe im altfranzösischen Stile, wovon sich noch einer, von der Hand des talentvollen Herzogs von Bevern, erhalten hat, den man nicht ohne Interesse betrachten kann *).

Den Vater ganz zu befriedigen erschien das kronprinzliche Regiment auf den Musterungen als eins der bestexercirten und rekrutirten in der Armee; aus der Holländerei und dem Garten zu Rheinsberg lief manch willkommenes Geschenk, schöne Kälber oder Truthähne, Melonen, früher Spargel, Blumenkohl u. dergl. in die Berliner Schloßküche ein. Gehorsam begleitete der Sohn den Vater auf seinen Musterungsreisen; und im Jahre 1734, als wegen der polnischen Thronfolge der Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich ausgebrochen war, begleitete er das preußische Hülfscorps in das österreichische Lager, wo er noch das Schattenbild des weiland großen Eugen kennen lernte. Mit Begierde lauschte er den Belehrungen des alten erfahrenen Helden, der an dem kriegerischen Geist des jungen Wohlgefallen fand. Daß Friedrich damals mit Erlaubniß seines Vaters auch das französische Lager besucht habe, ist unbegründet. Der Feldzug war ein thatenloser, und Friedrich ebensowenig von der Leitung wie von den Einrichtungen des österreichischen Heeres erbaut. Bei allen Anlässen zeigte er einen so regen Eifer für die Angelegenheiten des Krieges, daß Friedrich Wilhelm von seinen Vorurtheilen über ihn mehr und mehr zurückkam. Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seines Geistes zog Aller Augen auf ihn. Ob er gleich nur wenigen Schlafes bedurfte, so beschwerte er sich doch oft darüber, daß dies lästige Bedürfniß dem Menschen einen so großen Theil seines ohnehin so kurzen Lebens raube. Einst wollte er, wie erzählt wird, den Versuch machen, ob man nicht vermittelst immerwährender Beschäftigung diese Schwäche ganz überwinden und so das Leben verdoppeln könne; mit Hülfe starken Kaffees gelang es ihm, vier Tage lang munter zu bleiben, aber dann verlangte die Natur desto stärker ihren Zoll; er schlief über Tische ein, und das unnatürlich erhitzte Blut erinnerte ihn, künftig ähnliche Ueber-

*) Er ist Fouqués Memoiren angehängt.

Digitized by Google

spannungen zu vermeiden. In dem genannten Jahre machte er auch noch mit dem Fürsten von Dessau eine Reise nach Stettin, um die Festungswerke dieser Stadt zu besehen; und im folgenden besuchte er den geflüchteten König Stanislaus zu Königsberg, mit dem er bis an dessen Ende einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten hat.

Die Begierde nach Ruhm wurde indessen immer lebendiger in seiner Brust. Er ergriff die Feder; er schrieb an Voltaire, an Wolf, an den Geschichtschreiber Rollin, an die Mathematiker Gravesand und Maupertuis, an den geistvollen Italiener Algarotti, um ihnen zu sagen, wie sehr er sie schätze und bewundere. Er wollte, daß die Berühmtesten und Besten ihn kennen lernen, und daß die Welt aus der Gesellschaft, die er sich erwählt, auf ihn selbst einen ehrenvollen Schluß machen möge. Die schmeichelhaftesten Antworten blieben nicht aus, und um sich diesen Genuß wiederholt zu verschaffen, schmeichelte er wieder. Ja er ließ sich herab, Voltaires Freundin, die Marquise du Chatelet, die in die Physik hineinpfuschte und einige seichte Abhandlungen geschrieben hatte, zu beschenken, ihre Briefe zu beantworten, und sie mit den größten Geistern in eine Klasse zu setzen. Er nennt sie die „göttliche Emilie" und stellt sie mit Descartes, Leibnitz und Newton zusammen, obwohl er sie doch im Herzen verachtete*). Den Voltaire selbst nennt er den ersten Mann seines Jahrhunderts; einen Mann, der allein mehr werth sei als seine ganze Nation, dessen Beifall ihm mehr gelte wie der des halben menschlichen Geschlechts; er sagt ihm, es gebe nur Einen Gott und Einen Voltaire; er verspricht ihm, seine Werke ebenso köstlich aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; ja er ging wirklich damit um, die ganze Henriade von dem Engländer Pine in Kupfer stechen zu lassen, ein Unternehmen, zu dem sich der Künstler sieben Jahre Zeit ausbat. „Sehen Sie," — schrieb er 1736 an Voltaire — „meine Handlungen künftig als die Früchte ihrer Lehren an. Durch diese ist mein Herz gerührt worden, und ich habe es mir zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, sie mein ganzes Leben hindurch zu befolgen." Wie sehr auch diese Huldigungen übertrieben sein mögen, so flossen sie doch alle aus einer schönen Quelle. Der jugendliche Geist will so gern enthusiastisch bewundern, und möchte sich blindlings dem Ideal zu Füßen werfen; ja die ersten Aeußerungen des aufkeimenden Genies bestehen eben darin, daß es von dem vollendeten Genie entflammt wird. Und Voltaire stand ihm damals noch fern genug, um ihm für ein Ideal gelten zu können. Gewiß ohne die min-

*) Hinterl. Werke Thl. VIII. S. 76.

Digitized by Google

deste Affectation sagt er in einem seiner Briefe (H. W. VIII. 246): „Ich habe geringes Verdienst und wenige Kenntnisse, aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Quelle von Achtung und Liebe für Personen von ausgezeichneter Tugend." Und an einem andern Orte (VIII. 302): „Ich wünschte sehr, in einem gemäßigten Klima leben zu können, Freunde von Ihrer Art zu verdienen und von rechtschaffenen Leuten geachtet zu werden. Gern entsage ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Habsucht und Ehrbegierde; aber ich fühle nur zu stark, daß, wenn ich kein Prinz wäre, ich sehr wenig sein würde. Sie werden um Ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet und bewundert; doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen."

In der That scheint Friedrich damals, als er noch nicht wissen konnte, ob Gelegenheit und Glück ihn jemals auf die Heldenbahn führen würden, nach der seine Seele dürstete, nur von schriftstellerischen Werken den einzigen ihm erreichbaren Ruhm erwartet zu haben. Die poetischen Briefe, die er an Brüder, Schwestern, Verwandte und Freunde sandte, athmen eine durchaus edle, moralische Gesinnung, herzliche Liebe für seine Freunde, und ein feines, oft erhabenes Gefühl. Aber das eigentliche Bestreben seines großen Geistes offenbart sich erst in seinen politischen und historischen Schriften. Seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa" vom Jahre 1737 und seine späterhin geschriebenen historischen Werke zeigen ihn in seinem wahren Elemente. In jenen schilderte er zunächst mit großer Einsicht die Stellung und die Interessen der verschiedenen Mächte; dann die Pflichten der Fürsten und den Ursprung ihrer Gewalt aus dem Volke. „Wenn meine Betrachtungen das Glück haben," sagte er, „bis zu den Ohren einiger Fürsten zu gelangen: so werden sie Wahrheiten darin finden, die sie niemals aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler vernommen haben würden. Mögen sie lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftetste Quelle der Uebel Europa's sind. Darin liegt der Irrthum des größten Theils der Fürsten: sie wähnen, Gott habe eigends um ihretwillen, aus ganz besonderer Rücksicht auf ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz, diese Menge von Menschen geschaffen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, und ihre Unterthanen seien nur dazu bestimmt, Werkzeuge ihrer Leidenschaften zu sein. Daher diese ungeregelte Liebe für den falschen Ruhm; daher dieses brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, womit das Volk belastet ist; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre

Digitized by Google

Inhumanität, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur erniedrigen. Wenn die Fürsten auf den Zweck ihrer Einsetzung zurückgehen wollten, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung — nur das Werk der Völker ist; daß diese Tausende von Menschen, die ihnen anvertraut sind, sich durchaus nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen haben machen wollen, damit er desto furchtbarer und mächtiger erscheine; daß sie durchaus nicht sich Einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein; sondern, daß sie nur Denjenigen aus ihrer Mitte erwählt haben, den sie für den gerechtesten und besten, für den muthigsten und weisesten hielten, für den Mann, der am geeignetsten wäre, den Staatskörper zu vertreten, und dem die souveräne Macht zur Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit, nicht zum Mittel der Tyrannei dienen sollte." Diesen Aufsatz, der zunächst nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war, schickte Friedrich u. A. im Juni 1738 an Voltaire.

Um aber auch der Welt ein Zeugniß von seinen Gesinnungen zu geben, schrieb er seinen Anti-Machiavell; die erste Schrift aus seiner Feder, die öffentlich bekannt gemacht ward. Indem er den Machiavelli als ein „Ungeheuer" ansah, das durch seine Rathschläge die Fürsten zum Absolutismus verführen und die Menschlichkeit vernichten wolle, führt er daselbst aus: daß der Fürst das Wohl des Volkes jedem andern Interesse vorziehen müsse; daß er, weit entfernt, der unumschränkte Herr desselben zu sein, vielmehr nur dessen Diener sei (domestique); und daß kein Mensch ein Recht habe, sich eine unumschränkte Herrschaft über seine Mitmenschen anzumaßen. Rechtmäßiger Herr eines Landes, lehrte er, könne man nicht nur durch Erbfolge oder durch Eroberung in Folge eines gerechten Krieges werden, sondern auch durch Wahl des Volks; einen ungläubigen Fürsten, der ein rechtschaffener Mann sei und das Volk glücklich mache, werde dieses mehr lieben als einen rechtgläubigen Bösewicht, ein glückliches Volk denke nicht an Empörung, sondern fürchte vielmehr seinen Fürsten und Wohlthäter zu verlieren, so daß dieser nicht besorgt zu sein brauche, seine Gewalt vermindert zu sehen. „Nur Tyrannei der Regierungen, ruft er aus, bringt die Völker zur Empörung."

Während Friedrich diesen Erguß seiner Gesinnungen unter der Vermittlung Voltaire's in Holland drucken ließ, lag sein Vater schon in Potsdam schwer krank darnieder. Zwar wurde er noch einmal schwankend und machte den Versuch, die Handschrift wieder zurückzuziehen; allein Voltaire, der sie an einen Buchhändler verhandelt hatte, war nicht

Digitized by

geſonnen, das erhaltene Honorar zurückzuzahlen, und ſchrieb dem Könige: der eigennützige Buchhändler verlange eine ungeheure Entſchädigungsſumme. Dieſe dem eigennützigen Voltaire anzuweiſen, trug der knapp geſtellte Friedrich Bedenken, und ſo lief das Buch vom Stapel *).

Um dieſelbe Zeit, im Jahre 1739, entwarf Suhm eine Charakteriſtik des preußiſchen Thronfolgers, der wir einige Züge entnehmen wollen. „Ich glaube, ſagt dieſer ſeine Beobachter, daß ſeine größte Leidenſchaft die für den Ruhm iſt, der nach ſeiner Meinung darin beſteht, immer der ſtrengſten Vernunft gemäß zu handeln und ſich von keinem Vorurtheil beherrſchen zu laſſen. Er iſt unerſchütterlich in den Entſchlüſſen, die er nach reifer Ueberlegung gefaßt hat. Er iſt gut, großmüthig, freigebig, und gefühlvoll für fremdes Unglück, und Ungerechtigkeiten empören ihn. In ſeiner frühen Jugend machte es ihm Vergnügen, die Fehler und das Lächerliche an Anderen aufzuſuchen; aber in der Folge habe ich ihn in dieſem Stück ſehr verändert gefunden, und er iſt der erſte, diejenigen zu tadeln, die von dieſem Geſchmacke ſind; über Alles verabſcheut er die Verläumdung. Ich ſagte ihm einmal, er habe ſich ein Ziel geſetzt, das er nie erreichen werde, nämlich die Vollkommenheit. Hierauf erwiederte er: es ſei damit, wie mit dem Stein der Weiſen; wer ihn ſuche, werde doch immer durch etwas Gutes belohnt, das er auf dem Wege finde. Und als ich hinzufügte, daß, wofern er nur die Hälfte der großen Geſinnungen behielte, die ich an ihm kennte, er immer ein großer König ſein würde, antwortete er mir: er werde zwar hoffentlich nie ſeine gegenwärtige Art zu denken ändern, aber das beweiſe noch nichts für meine Prophezeihung; denn — hier citirte er mir beſcheiden den Voltaire'ſchen Vers: Tel brille au second rang qui s'éclipse au premier. Er iſt ſtolz auf ſeine Feſtigkeit in der Freundſchaft. Als er mir einmal weitläufig die Urſachen ſeines Bruches mit einer gewiſſen Standesperſon erzählt hatte, fügte er ausdrücklich hinzu: er ſei mir dies Detail ſchuldig, um keinen Argwohn über die Feſtigkeit ſeiner Freundſchaft in mir zurückzulaſſen. Nie läßt er in Unterhaltungen etwas von Staatsangelegenheiten einfließen, gleich als ob dieſe Dinge ihn noch nichts angingen. Einmal an der Tafel des Feldmarſchalls von Grumbkow, als des jungen kürzlich verſtorbenen Prinzen

*) Voltaire in ſeiner Vie privée de Fréderic II. entſtellt auch dieſe Thatſache. Er ſagt nichts davon, daß ihm Friedrich die Handſchrift geſchenkt habe, und erzählt das Obige alſo: J'allai en Hollande, uniquement pour lui rendre ce petit service; mais le libraire demanda tant d'argent, que le roi, qui d'ailleurs n'était pas fâché dans le fond du coeur dê'tre imprimé, aima mieux lê'tre pour rien, que de payer pour ne l'être pas.

Eugen erwähnt ward, warf Jemand die Frage auf, ob derselbe wohl jemals ein großer Mann geworden sein würde. Der Kronprinz entschied: Nein, denn er würde sich nie einen Freund erworben haben, der es gewagt hätte, ihm die Wahrheit vorzustellen."

---

2. Friedrich's II. Regierungsantritt.

So erregte denn der Hintritt Friedrich Wilhelm's I. bei Vielen gespannte Erwartungen, bei den Unterthanen des preußischen Staats aber große Hoffnungen. Wohl wissend, daß das erste Auftreten Alles entscheide, bemühte sich der junge Monarch, es mit der größten Würde zu verbinden. Der Scherz war auf lange Zeit von seinen Lippen verbannt; einem ehemaligen lustigen Tischgenossen, der die gewohnten Vertraulichkeiten fortsetzen wollte, erklärte er kurz, die Zeit der Possen sei jetzt vorüber. Mit kindlicher Ehrfurcht erfüllte er des Vaters letzte Aufträge, und seiner Mutter setzte er mehr Einkünfte aus, als sie bei Lebzeiten ihres Gemahls bezogen hatte. Die Generale und Minister seines Vaters empfing er mit einer Anrede, die ihnen Achtung und Bewunderung einflößte. Jenen sagte er: An zwei Dinge wolle er sie erinnern; daß die Truppen ebensowohl gut und brauchbar sein müßten, wie schön; und daß sie dem Lande, welches sie beschützen sollen, nicht verderblich werden dürften; ein guter Soldat müsse nicht minder menschlich und vernünftig wie herzhaft und brav sein. Zu den Ministern äußerte er: Bisher habe man zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht; er aber hege andere Grundsätze. „Ich denke", sagte er, „daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre; sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben."*)

Friedrich's Thätigkeit überstieg alsbald noch die seines Vorgängers; die Raschheit seiner Befehle, seiner Fragen und Antworten, selbst seines Ganges und aller seiner Bewegungen, setzte seine Leute in Erstaunen und außer Athem**). „Um Ew. Excellenz einen richtigen Begriff von der

---

*) Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 47 f. Stenzel, a. a. O. Bd. IV. S. 40 f.

**) Seine Reisen im Wagen mit acht Pferden waren Flüge; zu Pferde ging es meistentheils Galopp und Carriere. Zu einem Ritt von Berlin nach

Digitized by Google

neuen Regierung zu geben — heißt es in einem Bericht des däniſchen Geſandten Prätorius vom 2. October — muß ich ſagen, daß bis jetzt der König von Preußen ſchlechterdings Alles ſelbſt thut, und daß, ausgenommen von dem Finanzminiſter Boden, der die Sparſamkeit predigt, Se. Majeſtät keinen Rath von irgend einem Miniſter leiden, ſo daß Herr von Podewils nichts zu thun hat, als die ihm unmittelbar aus dem Cabinet zukommenden Befehle zu expediren, ohne daß er über etwas gefragt wird. ... Unglücklicher Weiſe (!) iſt nicht Einer um den König, der ſein ganzes Vertrauen hätte, und deſſen man ſich bedienen könnte, um mit Erfolg die nöthigen Einleitungen zu machen; daher ein Geſandter hier weniger orientirt iſt, als an jedem andern Hofe."

Die erſten Gnadenbezeigungen, mit denen ein neuer Regent gewöhnlich ſeine Laufbahn eröffnet, wurden von ihm eben ſo zweckmäßig gewählt, als würdig vertheilt. Da der vorhergegangene, wegen ſeiner ſtrengen Kälte berühmte Winter die Noth im Lande ſehr groß gemacht hatte, ſo ließ er auf der Stelle ſeine Magazine öffnen und überall Korn zu wohlfeilen Preiſen verkaufen. Sein Vater hatte einige Jahre vor ſeinem Tode, zu großer Unzufriedenheit des Volks, den Geiſtlichen die Chorhemden und die Lichter bei der Communion unterſagt: er ließ ihnen Alles wieder frei, und erklärte, daß er in Religionsſachen die größte Duldung beobachtet wiſſen wolle. Der Philoſoph Wolf ward aus Marburg zurückgerufen; den Mathematiker Maupertuis lud er ſelbſt in einem höflichen Schreiben ein, Paris mit Berlin zu vertauſchen. Dieſen hatte er zum Präſidenten der von ſeinem Großvater geſtifteten Geſellſchaft der Wiſſenſchaften auserſehen, die, unter ſeinem Vater ganz verfallen, jetzt wieder mit neuem Glanze ins Leben treten, und Akademie der Wiſſenſchaften heißen ſollte; ſie hielt ihre erſte Sitzung am 23. Januar 1744. Er ſtiftete einen neuen Orden für das Verdienſt, eine Art von Adel, der nur durch perſönliche Würdigkeit erreichbar ſein ſollte. Das potsdamſche Leibregiment von lauter Rieſen, das ſeinem Vater ſo außerordentliche Summen gekoſtet hatte, ließ er auseinander gehen. Nur ein Bataillon der Größten und Schönſten ward zum Andenken an ſeinen Vater der Garde einverleibt, die übrigen wurden unter andere Regimenter vertheilt. Die Tortur und das Säcken der Kindesmörderinnen (Erſäufen in einem Sacke, den ſie ſelber nähen mußten) hob er gänzlich auf; die vormals

---

Potsdam, auf untergelegten Pferden, brauchte er noch im höhern Alter nie mehr als eine Stunde.

Digitized by Google

übliche entehrende Strafe gefallener Jungfrauen, während des Gottesdienstes vor allen Leuten am Altar zu knien, hatte schon sein Vater abgeschafft.

Im Juli trat der neue König seine Huldigungsreise nach Preußen an, und im August nach seinen westphälischen Provinzen. In Berlin empfing er die Huldigung am 2. August. Das Volk rief dreimal aus freudiger Seele: Es lebe der König! „Gegen die Gewohnheit und Etikette — erzählt ein Gesandtenbericht — blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcon, mit festem aufmerksamen Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schlosse hinabschauend. Er schien in tiefe Betrachtungen verloren. Warum konnte man nicht seine Gedanken errathen? Sie waren sicherlich seiner würdig." Vieles bei der Feierlichkeit wich vom Hergebrachten ab; man sah weder den Kurhut noch das Scepter des Reichserzkämmerers, und auf der Huldigungsmedaille fehlten die Worte „von Gottes Gnaden." Mit der Reise nach dem Westen vereinigte Friedrich II. mehrere Zwecke. Zuerst besuchte er seine geliebten Schwestern in Baireuth und Anspach; dann ging er unter fremdem Namen nach Strasburg, dessen Festungswerke er genau besah, und vielleicht wäre es noch etwas tiefer in Frankreich hineingegangen, wenn man ihn dort nicht erkannt hätte. Von Strasburg reiste er über Frankfurt den Rhein hinunter nach Cleve, wo er Voltaire zu sich kommen ließ, dem er schon vorher seine Thronbesteigung in den leutseligsten Ausdrücken gemeldet, auch ein Geschenk von Ungarwein übersandt hatte, das aber diesem habsüchtigen Menschen nach seinem eigenen Geständniß viel zu gering war. Mit jener Zusammenkunft waren übrigens beide Theile gleich sehr zufrieden. Der König, in dessen Gesellschaft sich Algarotti, Kaiserling und Maupertuis befanden, schrieb darüber seinem Freunde Jordan: „Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war. Er ist beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius, und so weise wie Agrippa; ja ich glaube, er vereinigt in sich die Tugenden und Talente der größten Männer des Alterthums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem witzigen Ausspruch. Er hat uns sein herrliches Trauerspiel Mahomed vorgelesen; wir waren entzückt davon; ich konnte bloß bewundern und schweigen. Die Marquise du Chatelet ist glücklich, daß sie ihn besitzt; denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Person, die gar nicht zum Denken geschaffen wäre und bloß Gedächtniß hätte, ein vortreffliches Werk zusammensetzen." Voltaire selbst, der seine Geschichte freilich in einer andern Stimmung aufsetzte, sagt von dieser Zusammen-

Digitized by Google

kunft, er habe „einen kleinen Mann“*) in einem Schlafrocke von blauem Tuch gefunden, und kann des Königs Umgebung nicht ärmlich genug beschreiben. Am 23. September traf der Letztere wieder zu Potsdam ein; im October zog er sich nach Rheinsberg in die Einsamkeit zurück.

---

3. Die Anfänge des ersten schlesischen Krieges.

(1740—1741.)

Der junge Monarch ward den fremden Gesandten, die ihn mit Falkenaugen beobachteten, immer räthselhafter. „Alle, die von Rheinsberg kommen, schrieb einer derselben (Prätorius), sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet, und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingiebt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht. Denn es ist die allgemeine Meinung, daß er unwiderstehlich ist, wenn er sichs vorgesetzt hat, Jemanden zu fesseln. Will er verreisen, so pflegt er die, welche ihm folgen sollen, nur wenige Stunden vorher von seiner Abreise zu benachrichtigen, und er findet sie bereit, da er weder einen Hof noch Höflinge, sondern lauter Generale, Prinzen und Adjutanten zu Begleitern hat.“ Die kriegerischen Uebungen seines Vaters wurden nicht nur beibehalten, sondern vermehrt; ja es wurden noch mehrere neue Regimenter errichtet. Man trug sich in Berlin und außerhalb mit allerlei Vermuthungen; ihre höchste Spannung aber erreichten die unruhigen Erwartungen, als die Nachricht einlief, Kaiser Karl VI. sei am 20. Oct. (1740) gestorben.

Außerordentliche Rüstungen wurden jetzt mit gewaltiger Schnelligkeit und noch größerer Verschwiegenheit betrieben. Sonst gingen doch großen Unternehmungen Bündnisse mit fremden Mächten voran; Friedrich aber sprach mit keinem Gesandten. Dies vermehrte die Furcht vor seinen Planen; denn sein Vater hatte ihm, wie man wußte, sowohl einen reichen Schatz als ein beträchtliches Heer der wohlbewehrtesten Krieger hinterlassen, und die Zahlenverhältnisse beider wurden durch das Gerücht, wie gewöhnlich, noch um vieles vergrößert. So hielt man

*) Friedrich maß doch fünf Fuß sechs Zoll.

Digitized by Google

ihn allerdings für fähig, ohne alle Bundesgenossen mit seinen eigenen einen großen Streich auszuführen. Im November setzten sich die Truppen in Bewegung, und aus den Magazinen, die in Frankfurt und Krossen angelegt wurden, schloß man, daß es Schlesien gelte. Der dänische Gesandte berichtete um diese Zeit: „Die Arbeiten des Königs, seine große Thätigkeit und die Raschheit, womit er seine Befehle vollziehen läßt, setzen Jedermann in Erstaunen und sind in der That bewundernswürdig. Ich glaube, die Geschichte liefert kein Beispiel von einem Fürsten, der so viel über sich genommen hat und es so leicht ins Werk setzt. Ueber die Zukunft erlaube ich mir keine Voraussagung; aber sicherlich sinnt dieser Monarch auf eine große Unternehmung und wird sich nicht mit der Eroberung einer Provinz begnügen, sondern trachten, der Schiedsrichter des deutschen Reichs zu werden." Der König, der inzwischen nach Berlin gekommen war, nahm unbefangen an allen Maskenbällen Theil, mit denen der Hof die Winterlustbarkeiten feierte, tanzte mit allen Damen, und hielt alle Welt in ungewisser Spannung, bis er plötzlich am 13. December die Hauptstadt verließ und sich an die Spitze seiner Heeresmacht stellte, die den 16. bereits auf schlesischem Boden stand.

Die Veranlassung zu dieser raschen That war die durch Karl's VI. Tod herbeigeführte Gelegenheit zur Vermehrung der preußischen Macht. Friedrich bestritt nicht die Gültigkeit der pragmatischen Sanction, wollte nicht Maria Theresia's Nachfolge in ihrem väterlichen Erbe verhindern, hatte sie vielmehr sogleich (31. Oct.) als Königin von Ungarn und Böhmen anerkannt; aber er wollte die Lockerheit der Uebergangsverhältnisse wahrnehmen, um eigene Erbansprüche seines Hauses, längst erworbene doch stets unterdrückte, auf die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf, jetzt mit Energie geltend zu machen. Die Gelegenheit war um so günstiger, als mit der Erledigung der Kaiserwürde die höchste Reichsautorität ruhte, und durch das Erlöschen der männlichen Linie der Habsburger, die sich Jahrhunderte hindurch in derselben festgesetzt hatten, ein Interregnum von sehr unbestimmter Dauer und von höchst zweifelhaftem Ausgange bedingt war. Ob er unter diesen Umständen schon jetzt die Hoffnung gefaßt hatte, sich zum Schiedsrichter des deutschen Reiches aufzuschwingen, muß dahin gestellt bleiben; von vornherein aber verfolgte er das Ziel, Preußen zu einer europäischen und zu einer deutschen Großmacht zu erheben. Schon als Kronprinz hatte er nur mit bitterem Unmuth die Geringschätzung ertragen, mit der die größeren Mächte Europa's den kleinen König von Preußen behan-

Digitized by Google

delten. Ueber seinen Vater wurde an anderen Höfen geradezu verächtlich gesprochen. Man spottete über dessen Soldatenliebe, und sagte, er spanne seine Waffen beständig, drücke aber nie los. Georg II. von England hatte ihn immer nur seinen Bruder den Unterofficier und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer genannt. Und in der That, sollte der preußische Staat seinen Titel mit Würde führen, so mußte er eine angemessene Macht zu erlangen suchen; widrigenfalls war er bei der ersten unglücklichen Gelegenheit einer schimpflichen Behandlung bloßgestellt.

Friedrich Wilhelm I. hatte, wie wir gesehen, nach dem Besitz des bergischen Landes getrachtet, aber vergeblich; und tief genug hatte er dabei die Wortbrüchigkeit Oesterreich's empfunden (s. oben S. 268). Für Friedrich's Streben war die Aussicht auf jene vom Herzen seiner Staaten so entlegene Erwerbschaft, obgleich er sie diplomatisch nach allen Seiten hin zu fördern suchte, eine geringe Befriedigung; auch hätte er zur Durchführung seiner Ansprüche einen Krieg am Rheine führen und seine Erbstaaten ganz entblößen müssen*). Desto lieber und entschiedener wandte er den Blick nach dem thatsächlich ganz dem österreichischen Scepter unterworfenen Schlesien, das sechzehn Fürstenthümer und sechs freie Standesherrschaften umfaßte. Die Ansprüche des brandenburgischen Hauses auf die genannten vier Fürstenthümer waren unzweifelhaft. Kurfürst Joachim II. hatte im Jahre 1537 mit dem Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Brieg und Wohlau eine Erbverbrüderung geschlossen, kraft welcher diese Fürstenthümer im Fall des Erlöschens des Liegnitzschen Mannesstammes an Kurbrandenburg kommen sollten. Dieser Fall war 1675 eingetreten; allein das österreichische Kaiserhaus hatte seinerseits das eröffnete Erbe eingezogen, weil Ferdinand I. jene Erbverbrüderung schon für nichtig erklärt habe, wozu er indeß gar nicht berechtigt war, da die schlesischen Fürsten ihre Länder der Krone Böhmen nur unter der ausdrücklichen Bedingung zu Lehn aufgetragen hatten, daß sie eine völlig freie Verfügung darüber behielten. Ferner war das Fürstenthum Jägerndorf dem Markgrafen Johann Georg von Brandenburg durch Ferdinand II. geradezu genommen worden, und auch der Sohn dieses Fürsten erhielt das väterliche Besitzthum nicht wieder. Das Recht desselben vererbte sich, da er kinderlos starb, auf die Kurlinie; allein der große Kurfürst konnte weder für diesen noch für den erstern Anspruch

*) Histoire de mon temps, in den Oeuvres posthumes, T. I. p. 128. Vgl. Ranke, a. a. O. Bd. II. S. 80—98.

Befriedigung erhalten, er, dessen nicht durch Ländermassen, sondern auf der Grundlage geistiger Kraft emporstrebende Größe von dem Hause Oesterreich mit so großer Scheelsucht betrachtet ward, und den es für alle der Sache Deutschland's gebrachten Opfer so übel bezahlte. Schließlich mußte er sich für seine Forderungen durch den Schwiebuser Kreis abfinden lassen, und dabei erzwang man noch von dem Kurprinzen (dem nachmaligen König Friedrich I.) ein geheimes Versprechen, daß er bei seinem Regierungsantritt dieses Ländchen wieder herausgeben wolle. Dies geschah in der That; damit war aber das Haus Brandenburg wieder in den vollen Besitz seiner Ansprüche getreten. Diese geltend zu machen, war Friedrich I. selbst nicht der Mann. „Das Recht in Schlesien auszuführen," sagte er, „will ich meinen Nachkommen überlassen, als welche ich ohnedem bei diesen widerrechtlichen Umständen weder binden kann noch will." Friedrich Wilhelm I. hatte zwar in dem Vertrage von 1728 seine Ansprüche auf Berg beschränkt; aber ausdrücklich war darin festgesetzt worden, daß, wenn ein Theil dawider handle, der andere an nichts mehr gebunden sein solle; da nun der Kaiser im Jahre 1738 in Bezug auf die Erbschaft unzweifelhaft vertragswidrig gehandelt hatte, so war Friedrich II. im Grunde weder an die Gewährleistung der pragmatischen Sanction, noch an die Beschränkung der Ansprüche seines Hauses auf das Herzogthum Berg gebunden. Indem er sich nunmehr anschickte, seine Rechte auf Schlesien mit den Waffen in der Hand zur Geltung zu bringen, war er sich wohl bewußt, daß sie nicht bei Jedem über allen Zweifel erhaben seien, auch daß sie sich nicht auf alles erstreckten, was er begehrte, und daß ein glücklicher Erfolg ihn über sie hinausführen könne. Was ihn in seinem Entschlusse vor allem bestärkte, das war, — wie er selbst sagt, — die Begierde, Ruhm zu erwerben, und seinem Lande zu dem Titel auch die Macht eines Königreichs zu verschaffen *).

Zuerst jedoch ließ Friedrich einen Gesandten, den Grafen Gotter,

*) Pour rassembler ici tout ce qui pouvoit animer la vivacité d'un jeune prince parvenu à la régence, ajoutons que Fréderic I., en érigeant la Prusse en royaume, avoit par cette vaine grandeur mis un germe d'ambition dans sa postérité qui devoit fructifier tôt ou tard. La monarchie qu'il avoit laissée à ses descendans étoit, s'il m'est permis de m'exprimer ainsi, une espèce d'hermaphrodite qui tenoit plus de l'électorat que du royaume. Il y avoit de la gloire à décider cet être, et ce sentiment fut sûrement un de ceux qui fortifièrent le roi dans les grandes entreprises où tant de motifs l'engageoient. Oeuvres posth. T. I. p. 123.

Digitized by Google

nach Wien gehen (9. Dec.), um der jungen Königin von Ungarn und Böhmen den Vorschlag zu machen, ob sie ihm nicht in Güte für seine Ansprüche Schlesien oder doch einen Theil desselben abtreten wolle, wofür er versprach, ihre Erbfolge mit allen seinen Kräften gegen jeden Angriff zu vertheidigen, ihr sogleich zwei Millionen Gulden zu zahlen, und bei der bevorstehenden Kaiserwahl seine Kurstimme ihrem Gemahl zu geben. Da man indeß einer abschlägigen Antwort mit Gewißheit entgegen sah, so war das Heer zu gleicher Zeit aufgebrochen und rückte, wie schon gesagt, am 16. December in Schlesien ein. Ein Manifest machte die Gründe dieser Besitznehmung bekannt, ermahnte die Einwohner zur Furchtlosigkeit und Ruhe, und versprach ihnen ungekränkten Besitz ihres Eigenthums und ungestörte Religionsübung. Das letztere gewann den Preußen die Herzen aller evangelischen Schlesier, die unter der engherzigen und unduldsamen österreichischen Regierung ihres Glaubens wegen so manche Bedrückung erfahren hatten. Außerdem war die Mannszucht musterhaft, jeder Soldat bezahlte seine Bedürfnisse, aber die treuherzigen Schlesier gaben Vieles unentgeltlich.

Die Eroberung eines unvertheidigten Landes war freilich kein Heldenstück. Nur drei Festungen waren eines ernsthaften Widerstandes fähig, Glogau, Brieg nnd Neiße. Während der Erbprinz Leopold von Dessau die erstere eingeschlossen hielt, ging der König mit dem größern Theile des Heeres vorwärts nach Breslau. Diese große Handelsstadt genoß bedeutende Vorrechte und war sowohl von kaiserlicher Besatzung als von Rekrutenlieferungen frei. Friedrich, der sie sich zum Freunde machen wollte, gestattete ihre Neutralität. Der Schuhmacher Döblin aus Krossen, sowie später der schon genannte Hofgelehrte Morgenstern, förderte daselbst als Volksführer das preußische Interesse*). Von Breslau wandte sich der König nach Ohlau, welches am 9. Januar 1741 von der schwachen Besatzung geräumt ward. General Jeez war unterdessen über die Oder gegangen, und besetzte am 31. Januar Namslau. Der Feldmarschall Schwerin war nach Ottmachau vorausgezogen, und hatte die dortige kleine Besatzung zur Uebergabe aufgefordert; hier fielen die ersten Schüsse, und hier fand auch das erste Gefecht, mit österreichischer Reiterei, statt. Die Besatzung ergab sich, als der König am 12. Januar mit dem schweren Geschütz nachkam. Der König war über so rasche Erfolge voll Entzücken: „Mein lieber Herr Jordan, mein

*) Grünhagen, Zwei Demagogen im Dienste Friedrich's des Großen. Nach handschriftl. Quellen. Breslau, 1861.

Digitized by Google

süßer Herr Jordan, mein guter, milder, friedliebender Herr Jordan — schrieb er am 14. Januar von Ottmachau — ich melde deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist, und daß Neiße schon bombardirt wird. Ich bereite dich auf sehr wichtige Plane vor, und kündige dir das größte Glück an, das Fortunens Schoß je geboren hat. Das muß für dich jetzt genug sein. Sei mein Cicero bei der Vertheidigung meiner Sache; in ihrer Ausführung will ich dein Cäsar sein. Lebe wohl. Du weißt selbst, ob ich nicht mit der herzlichsten Liebe dein treuer Freund bin."

Von Ottmachau gingen General Kleist und Feldmarschall Schwerin nach Oppeln und Troppau. Brieg und Neiße wurden vergeblich aufgefordert. Man beschoß die letztere Festung drei Tage lang; aber nachdem man 4200 Bomben und 3000 glühende Kugeln vergebens hineingeworfen hatte, mußte man sich begnügen, sie sowie Glogau und Brieg einzuschließen, worauf die Truppen auf kurze Zeit in die Winterquartiere gelegt wurden. Friedrich selbst ging nach Berlin zurück (26. Januar), um neue Anstalten für den nächsten Feldzug zu treffen.

Maria Theresia hatte bisher den raschen Unternehmungen ihres Feindes fast unthätig zusehen müssen. Sie war überrascht worden; die meisten österreichischen Truppen standen seit dem letzten Türkenkriege in Ungarn, und der Feldmarschall Browne, der schnell nach Mähren geschickt worden war, hatte kaum 3000 Mann zusammenbringen können. Mit dem Anfang des Jahres 1741 traf sie bessere Anstalten. Der Feldmarschall von Neipperg, ein erfahrener Feldherr aus Eugen's Schule, zog bei Olmütz ein ansehnliches Heer zusammen, und rückte damit im März in Oberschlesien ein. Aber auch Friedrich war am 19. Februar schon wieder von Berlin abgegangen. Jetzt sollte es sich zeigen, ob er die ohne Widerstand genommene Provinz auch gegen ein Heer würde behaupten können, welches damals zu den kriegserfahrensten in der Welt gehörte, sowie gegen den Neid der Nachbarn. Um bei den zweideutigen Gesinnungen Sachsen's und Hannover's nach dieser Seite hin gedeckt zu sein, ließ er den alten Fürsten Leopold von Dessau im Magdeburgischen einen Heerhaufen zusammenziehen. Die Hoffnung des schlesischen Heeres beruhte auf dem geübten Feldmarschall Grafen von Schwerin (Kurt Christoph, geb. 1684 auf einem Gute bei Anklam), der seine Schule in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough gemacht hatte*). Er war den Winter über in Oberschlesien stehen geblie-

*) Varnhagen v. Ense, Leben d. F. M. Grafen v. Schwerin, Berlin 1841.

Digitized by Google

ben, um gleich in der Nähe zu ſein. Friedrich fand bei ſeiner Ankunft auf dem Kriegsſchauplatz die Truppen voll Muth und Ungeduld. Der Erbprinz von Deſſau legte ihm einen Plan vor, das noch immer eingeſchloſſene Glogau mit Sturm zu erobern, und der König genehmigte denſelben. In der Nacht vom 8. zum 9. März wurden die Feſtungswerke an drei Punkten zugleich berannt. Um Mitternacht waren die erſten Palliſaden erſtiegen, und um ein Uhr die Preußen Herrn der Stadt. Auch hier empfahlen ſie ſich durch ihre ſeltene Mannszucht. Kein Haus ward geplündert, kein Bürger gekränkt. Friedrich, vergnügt über dieſe glückliche Eröffnung des Feldzuges, ließ unter die Sieger eine anſehnliche Summe austheilen, und ſchrieb ſeinem Freunde Jordan in Berlin Briefe voll der muthwilligſten Laune und der jugendlichſten Offenherzigkeit. Auf Grund der tadelnden Urtheile, die ſelbſt viele Berliner über ſein Unternehmen fällten, äußerte er ſich ſehr ehrlich (H. W. VIII., S. 85): „Du wirſt finden, daß ich ein beſſerer Philoſoph bin, als man denkt. Ich bin es immer geweſen, das eine Mal mehr, das andere weniger. Meine Jugend, das Feuer der Leidenſchaften, Begierde nach Ruhm, ſelbſt (um dir nichts zu verhehlen) Neugierde, und endlich ein geheimer Inſtinct, haben mich der ſanften Ruhe, die ich genoß, entriſſen, und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen, auch künftig wohl in der Geſchichte zu ſehen, hat mich verführt.“

Da man erfuhr, daß der Feind über Zuckmantel und Ziegenhain heranrücke, um Neiße zu entſetzen: ſo eilte der König, ſeine Mannſchaft zuſammenzuziehen, und ſich mit Schwerin in Neuſtadt bei Jägerndorf zu vereinigen. Die Belagerung von Brieg mußte aufgehoben werden, denn man brauchte die Truppen zur Verſtärkung des Hauptheeres. Am 5. April marſchirte man auf Steinau, erhielt aber ſo unſichere Nachrichten vom Feinde, daß der Marſch unaufhörlich verändert werden mußte. Den 8. April ging das Heer bei Michelau über die Neiße, um, im ſtärkſten Schneegeſtöber, auf Grottkau zu marſchiren. Da ſtieß man plötzlich auf feindliche Huſaren. Ein Scharmützel begann, man machte etwa vierzig Gefangene. Von dieſen hörte man, daß das öſterreichiſche Heer unlängſt in Grottkau angekommen ſei, und am folgenden Tage nach Ohlau gehen wolle, um das preußiſche Hauptmagazin und die ſtarke Artillerie wegzunehmen, die der König dorthin geſchickt hatte. Dies machte eine Schlacht immer nothwendiger. Aber am folgenden Tage (9. April) fiel der Schnee ſo ſtark, daß man nur wenige Schritte um ſich ſehen konnte. Man erfuhr indeß, daß der Feind ſich Brieg genähert habe. Am 10. April war endlich der Morgen klar und heiter. Schon

Digitized by Google

früh um fünf Uhr zog ſich das Heer bei dem Dorfe Pogarell zuſammen, und rückte in vier Colonnen in der Richtung auf die Ohlau'ſche Straße vor. Einige Gefangene ſagten aus, daß das feindliche Heer in den Dörfern Mollwitz, Grüningen und Hünern gelagert ſei. Sobald die Colonnen ſich Mollwitz auf zweitauſend Schritt genähert hatten, breitete ſich das Heer auseinander, um ſich regelrecht in Schlachtordnung aufzuſtellen, ohne daß man einen Feind im Felde erſcheinen ſah. Leicht hätte man die öſterreichiſchen Heerhaufen einzeln in den Dörfern umzingeln können, ſo unerwartet war ihnen die Nähe der Preußen; aber Friedrich war noch zu ſehr Anfänger, um gleich das erſte Mal die rechten Maßregeln zu treffen. So ließ man ihnen denn Zeit, ſich zu ordnen und nun erſt begann, Nachmittags um zwei Uhr, die förmliche Schlacht.

Die beiden Heere waren an Stärke einander ziemlich gleich. Die Preußen zählten 16,000 Mann Fußvolk und 60 Geſchütze, aber nur 3200 Reiter; die Oeſterreicher hatten zwar nur 11,000 Mann zu Fuß und nur 18 Geſchütze, dagegen mehr als 8000 Mann zu Pferde. Das Uebergewicht der preußiſchen Artillerie wurde durch das Uebergewicht der feindlichen Reiterei aufgehoben; dieſe hieb die Kanoniere nieder und nahm viele Kanonen weg, die nun auf die Preußen ſelbſt gerichtet wurden. Von beiden Seiten kämpfte man auf das Tapferſte. Friedrich ſelbſt ſetzte ſich, mitten im dichteſten Getümmel, voll Muth und Hoffnung den größten Gefahren aus, brachte die Fliehenden zum Stehen und führte ſie von neuem in die Schlacht. Aber der Kampf war ſo blutig und blieb ſo lange zweifelhaft, daß der junge Monarch, der hier zum erſten Male Ehre und Glück auf dem Spiele ſtehen ſah, bei der wiederholten Flucht ſeiner Reiterei die innerliche Faſſung verlor und die Beendigung des fürchterlichen Auftritts ſeinem braven Feldmarſchall Schwerin überließ, der überhaupt in dieſer Schlacht der eigentliche Führer war. Die öſterreichiſche Reiterei hatte auch unter der preußiſchen Infanterie ſchrecklich gewüthet, und das feindliche Kanonenfeuer hatte ganze Reihen braver Krieger niedergeſtreckt. Friedrich's linker Flügel hatte ſchon fünf Stunden lang im Feuer geſtanden und ſich ganz verſchoſſen. Man ſah den Augenblick voraus, wo dieſe trefflichen Truppen ohne Pulvervorrath ſich dem Feinde würden ergeben müſſen. In dieſer Lage rieth Schwerin dem Könige, ſich zum Herzog von Holſtein-Beck zu begeben, der mit ſieben Bataillonen und ſieben Schwadronen bei Strehlen ſtand, während er das Seinige thun wolle, die Schlacht noch zu gewinnen; gelänge dies aber nicht, ſo würde der Rückzug über die Oder höchſt mißlich ſein, der König dagegen könne denſelben mit dem

holsteiniſchen Heerhaufen trefflich unterſtützen und zugleich noch Ohlau decken. Dem Könige gefiel dieſer Vorſchlag nicht. Er ritt wieder nach dem ganz geworfenen Flügel zurück. Es fing an dunkel zu werden, und der König wurde immer unruhiger. Endlich gab er den wiederholten Vorſtellungen Schwerin's, ſich zu entfernen, nach, und beſchloß, nach Oppeln zu reiten, wegen der dortigen Brücke über die Oder. Eine Schwadron Gensdarmen folgte ihm ohne ſeinen Willen, vermuthlich auf Befehl des Erbprinzen von Deſſau; aber er ritt mit ſeinem Gefolge ſo ſcharf, daß ſie mit ihren ermüdeten Pferden nicht folgen konnten; ſie blieben daher in dem Städtchen Löwen. Der König kam dagegen mit ſeinem Gefolge mitten in der Nacht an das äußere Thor von Oppeln. Hier vermuthete er preußiſche Beſatzung, und war daher verwundert, als auf die Ankündigung: „Preußen!“ mit Flintenſchüſſen geantwortet ward. Es waren Oeſterreicher, die ſich den Tag vorher hier eingefunden hatten, und die den König hätten gefangen nehmen können, wenn ſie ihn ſtill eingelaſſen hätten. Aber durch ihre Schüſſe gewarnt, kehrte er ſchnell wieder nach Löwen zurück, wo er mit Tagesanbruch ankam, und die frohe Nachricht vernahm, daß die Schlacht gewonnen ſei. Schwerin hatte noch einmal alle Kräfte zuſammengefaßt, und durch einen letzten Hauptangriff an der Spitze des geſammten Fußvolks das Glück des Tages für Preußen entſchieden. Vierzehn preußiſche Schwadronen aus Ohlau waren erſt eingetroffen, als der Feind ſchon im Rückzug begriffen war.

Sogleich begab ſich Friedrich nach Mollwitz zurück, nicht ohne Scham und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, daß er dem Feldmarſchall nachgegeben. Er fand ihn von zwei Schüſſen verwundet; der Erbprinz Leopold von Deſſau hatte den Kampf beendigt. Der König ritt auf dem Schlachtfelde umher, von dem man die Todten und Verwundeten wegzubringen beſchäftigt war. Unter den letzteren erblickte er einen ſeiner Lieblinge, einen Hauptmann von Fitzgerald von der Garde, dem beide Beine weggeſchoſſen waren. Er ſchlug die Hände zuſammen, wofür der Sterbende ihm zurief: „Ich danke Ew. Majeſtät. Leben Sie glücklich und wohl! Mit mir iſt's vorbei!“ — „Aber, Fitzgerald,“ ſagte der König, „welch' ein Unglück hat Sie treffen müſſen!“ Man zählte von preußiſcher Seite 900 Todte und 3000 Verwundete. Das ſchöne erſte Bataillon Garde, auf welches der Hauptangriff des Feindes gefallen war, hatte die Hälfte ſeiner Officiere verloren, und von den 800 Mann, aus denen es beſtanden, blieben nur hundertundachtzig in dienſtfähigem Zuſtande übrig. Die Oeſterreicher gaben ihren Verluſt

Digitized by Google

auf 800 Todte, 2000 Verwundete und 1500 Vermißte an. Dieser Sieg, freilich theuer erkauft, hatte zunächst die Uebergabe von Brieg (4. Mai) zur Folge, entschied aber auch im Allgemeinen Alles für Friedrich's Sache. Ganz Europa ward aufmerksam auf den jungen Monarchen, die wegwerfenden Urtheile über den naseweisen Schneekönig und seine Putzsoldaten verstummten, und die Mächte, die sein Unternehmen zuvor als eine abenteuerliche Unbesonnenheit betrachtet hatten, waren nun geneigt, ihn als einen Helden zu bewundern, und desto mehr beeifert, ihn in ihr Interesse zu ziehen. Besonders eifrig erwies sich Frankreich. Der Cardinal Fleury trat in Briefwechsel mit dem König, und schickte den Marschall von Belleisle mit Vorschlägen zu einem geheimen Bündniß ins preußische Lager ab. Denn Frankreich war eben damals im Begriff, sich mit Baiern zum Kampfe gegen Maria Theresia zu verbinden.

---

4. Ausbruch des österreichischen Erbfolgekrieges.

Der verstorbene Kaiser Karl VI. hatte sich unter den Verlusten und Kränkungen, die den Abend seiner einst glänzenden Regierung trübten, mit dem Gedanken getröstet, daß er wenigstens durch die in den letzten Friedensschlüssen dargebrachten Opfer seiner Tochter Maria Theresia eine ruhige Nachfolge in seinen Erbstaaten gesichert habe. Alle Mächte Europa's hatten die Gewährleistung der pragmatischen Sanction übernommen, und jenem warnenden Worte des erfahrenen Eugen, daß zweimalhunderttausend Bajonette dieselbe besser als eine Million Eidschwüre aller Fürsten Europa's verbürgen würden, hatte der vertrauensvolle Karl den Glauben versagt, während der nach Eugen's Tode geführte unglückliche Türkenkrieg den Verfall des Heeres und der Finanzen vollendete. Das Haus Habsburg, dessen letzter männlicher Sproß in ihm erstarb, hatte seit dem im Jahre 1278 von Rudolf über Ottokar auf dem Marchfelde erstrittenen Siege vierhundertundzweiundsechzig Jahre über Oesterreich geherrscht und an dasselbe die Kronen von Ungarn und Böhmen, die Lombardei und die Niederlande geknüpft. Dieser große Ländercomplex sollte nun dem Scepter einer Frau anheimfallen. An sich konnte dieser Wandel keine Besorgniß einflößen; denn Europa war an weibliche Regierungen gewöhnt. In Rußland hatten

Digitized by

zwei Kaiſerinnen, Katharina und Anna, kurz nach einander regiert, und die letztere hinterließ eben damals die Regentſchaft über das Reich wiederum einer Frau. Ueberdies ſchien Maria Thereſia, durch Geiſt und Schönheit ausgezeichnet, ganz geeignet, den gealterten Stamm der Monarchie zu einem kräftigen Leben zu erneuern. Geboren den 13. Mai 1717, war ſie am 12. Februar 1736 mit dem Herzoge Franz von Lothringen vermählt worden, der bald darauf gegen Ueberlaſſung ſeines Stammlandes an Stanislaus Leszinski, mit dem Erbanfall an Frankreich, in den Beſitz des Großherzogthums Toscana eingetreten war. Maria Thereſia nahm ihrerſeits, da ſie das Kaiſerthum nicht erben konnte, den Titel Königin von Ungarn und Böhmen an. Alles blickte voll Hoffnung zu der jungen Herrſcherin auf; Niemand ahnte, daß ein Anderer als ſie Gebieter Oeſterreich's zu werden trachte, oder gar ſchon zu ſein ſich einbilde.

Aber bereits wenige Tage nach dem Tode des Kaiſers erklärte der baieriſche Geſandte in Wien, Graf von Peruſa, daß ſein Herr, der Kurfürſt Karl Albrecht, die Erzherzogin Maria Thereſia als Erbin und Nachfolgerin des verſtorbenen Kaiſers nicht anerkennen könne, da ihm ſelbſt die öſterreichiſche Monarchie gehöre, und zwar ſowohl nach ſeiner Abſtammung von der älteſten Tochter Kaiſer Ferdinand's I., als auch noch beſonders nach einer teſtamentariſchen Verfügung dieſes Monarchen, kraft deren, nach Abgang der männlichen Erben des Hauſes Habsburg, die Nachkommen dieſer Tochter in den Königreichen Ungarn und Böhmen ſuccediren ſollten. Es war voraus zu ſehen, daß man öſterreichiſcher Seits die von Baiern aufgeſtellte Erbfolgeordnung durch die ſeither immer beobachtete Rechtsregel widerlegen würde, nach welcher das nähere Verhältniß eines Nachkommen zum letzten Beſitzer auch deſſen Näherrecht auf die Erbſchaft beſtimme. Die Berufung Baiern's auf eine teſtamentariſche Verfügung Ferdinand's I. wurde dadurch erledigt, daß ſich aus der Urkunde, als dieſelbe eingeſehen ward, ergab, die Erbfolge der Tochter Ferdinand's ſollte nicht nach dem Abgange der männlichen, ſondern der ehelichen Leibeserben der Söhne dieſes Kaiſers eintreten, wonach von einem Anſpruche des baieriſchen Hauſes zur Zeit noch gar keine Rede ſein konnte. Deſſenungeachtet verließ der Geſandte Wien, nachdem er gegen die Erbfolge der Erzherzogin Proteſtation eingelegt und die Gerechtſame ſeines Herrn förmlich verwahrt hatte. So unbegründet dieſes Verfahren erſchien, war es doch in den eingeweihten Kreiſen nicht ganz unerwartet, da der Kurfürſt ſchon bei Lebzeiten des Kaiſers die Anerkennung der pragmatiſchen Sanction verweigert und ſich

Digitized by Google

der Genehmigung derselben beim Reichstage in Regensburg widersetzt hatte. Desto weniger aber ward in Wien besorgt, daß auch andere Mächte, welche die Sanction feierlich anerkannt und sogar gewährleistet hatten, die Gültigkeit derselben anfechten würden.

Dennoch geschah dies, vornehmlich auf Antrieb einer am französischen Hofe geschäftigen Partei, deren Seele der nachher zum Marschall erhobene Graf von Belleisle war. Dieser entschiedene Anhänger der Richelieu'schen Politik hoffte, sich durch den Umsturz der österreichischen Monarchie Wichtigkeit und einen unsterblichen Namen zu erwerben. Der dirigirende Minister, Cardinal Fleury, war der Sache entgegen und hätte gern Ruhe gehabt, wurde aber zum Nachgeben genöthigt. Frankreich selbst sollte freilich nicht mit Ansprüchen auftreten, wohl aber Spanien, das zwar auch die Sanction anerkannt und gewährleistet hatte, nun aber behauptete, daß diese Anerkennung und Gewährleistung, als den unveränderlichen Rechten der spanischen Krone entgegen, unkräftig und nichtig gewesen sei. Die Könige von Spanien aus dem österreichischen Hause und die nach Spanien vermählten österreichischen Prinzessinnen hätten nämlich ihre Rechte auf die Erbfolge der deutschen Linie für den Fall, daß der Mannsstamm derselben erlösche, vorbehalten, und der König von Spanien als Abkömmling jener gehe daher, für sich und seine Prinzen, einer Fürstentochter der deutschen Linie unzweifelhaft vor. Frankreich fand nun, daß seine Garantie der Sanction nur insofern gültig sei, als dieselbe den Rechten eines dritten keinen Abbruch thue, und hielt sich verpflichtet, für diese Rechte in die Schranken zu treten. Wie die Ansprüche Spanien's mit den Ansprüchen Baiern's auf den Gesammtbesitz der Monarchie Theresia's vereinbart werden sollten, blieb vor der Hand unentschieden; wenn fürs Erste nur die Monarchie selbst erobert sein werde, glaubte Belleisle, werde das Uebrige sich schon finden. Um die Verwirrung vollständig zu machen, wurde auch König August von Polen und Kurfürst von Sachsen durch die Einflüsterungen Frankreich's vermocht, die Ansprüche seiner Gemahlin, der ältesten Tochter des Kaisers Joseph I., der als älterer Bruder Karl's VI. vor dem letztern die Monarchie besessen hatte, zur Sprache zu bringen. Zugleich wurde der Kurfürst von Baiern ermuntert, sich um die erledigte Kaiserkrone zu bewerben und ihm zur Erlangung und Behauptung derselben die kräftigste Unterstützung Frankreich's verheißen. Außerdem wurden mit den Kurfürsten von Köln und von der Pfalz sowie mit dem Könige von Sicilien, und endlich auch, wie wir sahen, mit Preußen Verbindungen angeknüpft.

Digitized by Google

Das Lager in Mollwitz füllte sich überhaupt sehr rasch mit den Gesandten der europäischen Höfe; nicht nur Frankreich, sondern auch England, Dänemark, Spanien, Holland, Rußland, Baiern und Sachsen waren alsbald vertreten. Belleisle kam als außerordentlicher Gesandter in glänzendem Aufzuge, und wurde von Friedrich II. mit großen Ehrenbezeugungen empfangen (27. April 1741); ja der König gab ihm das Schauspiel der Belagerung von Brieg. Allein gegen die Bundesanträge Frankreich's, dem er nicht traute, verhielt er sich spröd; er fürchtete, daß Frankreich ein zu großes Uebergewicht erlangen, und daß der neue Kaiser sammt dem deutschen Reichskörper ganz in die Hände dieser Macht gerathen könne; auch hätte er es noch immer vorgezogen, sich unter Vermittelung England's mit Oesterreich zu vertragen. Auf alle Fälle war er nur durch Thaten, nicht durch Worte zu gewinnen; er verlangte als Vorbedingung ein so kräftiges militärisches Auftreten, daß er weder Rußland noch Hannover zu scheuen brauche. So behielt er sich die Entscheidung vor. Belleisle verließ Schlesien ohne sein Ziel, den Abschluß eines Vertrages, erreicht zu haben, und mit der Ueberzeugung, daß die unverzügliche Entwickelung einer starken Waffenmacht das einzige Mittel sei, Friedrich zu einer Allianz zu vermögen. Er begab sich schleunig durch Sachsen, wo er den Hof für seine Absichten gewann, nach Baiern. Hier wurden nunmehr die Unterhandlungen so rasch gefördert, daß er am 22. Mai 1741 den definitiven Vertrag zu Nymphenburg bei München unterzeichnen konnte. Durch denselben schlossen die beiden Kronen Frankreich und Spanien mit dem Kurfürsten ein förmliches Bündniß zu seiner Unterstützung bei der Kaiserwahl und zur Eroberung der österreichischen Monarchie. Frankreich verpflichtete sich, zwei Armeen im Felde erscheinen zu lassen.

Am 31. Juli 1741 begann der Kurfürst von Baiern den Krieg gegen Maria Theresia durch Ueberrumpelung der Stadt Passau und der dabei liegenden Festung Oberhaus; durch die Ankunft des ersten französischen Heeres von 30,000 Mann unter Belleisle verstärkt, rückte er ohne sonderlichen Widerstand in Oesterreich vor, zog am 14. September in Linz ein, und ließ sich hier als Erzherzog huldigen. Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August III., trat am 19. September dem Bündnisse der drei Höfe förmlich bei, und beeilte sich nun, sich auch seinerseits eines Theils der großen Beute zu bemächtigen, indem er ein sächsisches Heer unter Anführung seines Stiefbruders, des Grafen Rutowsky, nach Böhmen sandte. Die Bundesgenossen, auf welche Maria Theresia in ihrer Bedrängniß rechnen konnte, waren König Georg II.

Digitized by Google

von England, Kurfürst von Hannover, und die Regentin des russischen Reiches, die Großfürstin Anna. Aber jener, der in der That 30,000 Hannoveraner in Norddeutschland versammelt hatte, sah sich durch das zweite französische Heer unter dem Marschall Maillebois von der einen, durch ein preußisches von der andern Seite eingeschlossen, und schon am 7. September 1741 zur vorläufigen Annahme eines Vertrages mit Frankreich genöthigt, der am 28. October förmlich vollzogen ward, und wodurch er sich zur Neutralität verpflichtete. Rußland aber wurde durch den bereits im Juli von Schweden, auf Eingebung Frankreich's, ihm erklärten Krieg von jeder thätigen Unterstützung der Königin von Ungarn abgehalten.

In dieser Bedrängniß erwuchs aber für Maria Theresia Rettung aus den Fehlern ihrer Gegner. Anstatt den Weg nach Wien längs der Donau hinab zu verfolgen, wandte der Kurfürst von Baiern sich plötzlich nach Böhmen, weil er besorgte, wenn die Sachsen allein dieses Königreich eroberten, möchten sie dasselbe behalten wollen. König Friedrich, der sich eben damals den Verbündeten enger anzuschließen begann, hatte diesen vom Ziele abführenden Marsch widerrathen; aber die französischen Generale sahen denselben nicht ungern, da ihnen wenig daran gelegen war, dem Kurfürsten von Baiern die gesammte österreichische Monarchie in die Hände zu spielen; Auflösung derselben, nicht bloße Veränderung der Dynastie, schwebte ihnen vor Augen. Am 26. November 1741 bemächtigten sich die Sachsen, Baiern und Franzosen durch einen glücklich ausgeführten nächtlichen Ueberfall der Hauptstadt Prag, und am 19. December empfing Karl Albrecht daselbst die Huldigung als König von Böhmen. Aber während er sich in diesem Prunke gefiel, und an den größern der Kaiserkrönung dachte, fand Maria Theresia Zeit und Mittel, das Erbe ihrer Väter zu retten. Auf einer Versammlung der ungarischen Stände im Schlosse zu Presburg, am 11. Sept., gewann sie durch kluge Willfährigkeit die Gemüther. Und als hierauf die junge Königin in einer ebenso rührenden als würdevollen Rede die Hülfe der Nation in Anspruch nahm, wurde ihr mit dem begeisterten Ausrufe: Blut und Leben für unsern König Maria Theresia! geantwortet. Dieser Auftritt der Begeisterung wiederholte sich, als zehn Tage später ihr Gemahl als Mitregent dem Reiche Treue gelobte und ihr sechsmonatlicher Sohn Joseph auf dem Arm seiner Amme der Versammlung vorgestellt wurde. Schon vor dem Ende des October fanden sich 15,000 berittene Edelleute in Presburg ein, und aus den Gespannschaften strömten zahlreiche Mannschaften herbei. Zwei Heere wurden

Digitized by Google

gebildet. Mit dem einen rückte Großherzog Franz, der Gemahl der Königin, in Böhmen ein; mit dem andern eroberte der General Bärenklau im Januar 1742 Oberösterreich wieder. Hiermit nicht zufrieden, drangen die Oesterreicher in Baiern vor. Am 24. Januar 1742 ward Karl Albrecht in Frankfurt am Main zum Kaiser erwählt, und am 12. Februar als solcher gekrönt; aber Tags darauf mußte sich seine Hauptstadt München an die Oesterreicher ergeben, und wenige Wochen später war sein ganzes Land in den Händen derselben. Als Kaiser Karl VII. saß er nun in Frankfurt, auf die spärlichen Erträge des Kaiserthums und den Beistand Frankreich's verwiesen. Die Ankunft eines neuen französischen Heeres unter dem Marschall Harcourt und die Erfolge, welche der König von Preußen in Mähren und Böhmen über die Oesterreicher davon trug, erhielten die Hoffnungen des unglücklichen Fürsten noch aufrecht. Da aber lief im Juni plötzlich die Nachricht ein, daß dieser wichtigste Gegner Maria Theresia's sich mit ihr vertragen und der ferneren Theilnahme am Kriege entsagt habe.

---

5. Ausgang des ersten schlesischen Krieges.

(1741—1742.)

Nach der Schlacht bei Mollwitz hatte sich Neipperg bis hinter Neiße zurückgezogen, wo er eine Zeitlang still lag. Dann plötzlich hatte er sich aufgemacht in der Absicht, den König zu umgehen und sich Breslau's zu bemächtigen. Er rechnete dabei auf die Unterstützung von Mönchen, frommen katholischen Frauen und zwei österreichisch gesinnten Stadtsyndiken, mit denen er ein geheimes Einverständniß unterhielt. Allein Friedrich war auf seiner Hut und kam ihm zuvor; er sei dieses beständigen Cabalirens müde, sagte er, und wolle dem ein Ende machen. Am 10. August 1741 in der Frühe rückte eine preußische Truppenabtheilung, die den Durchzug begehrt hatte, unter dem Erbprinzen Leopold von Dessau in Breslau ein und besetzte sogleich die Hauptpunkte der Stadt, während sich andere Truppen durch andere Thore hereindrängten. Der früher geschlossene Neutralitätsvertrag wurde für aufgehoben erklärt, und die Bürgerschaft mußte dem Könige huldigen. Man wollte hierauf das österreichische Heer noch einmal angreifen, um es womöglich ganz aus Schlesien zu vertreiben; allein Neipperg nahm

Digitized by Google

so gute Stellungen, daß man ihm nicht beikommen konnte. Nur der kleine Krieg ward mit abwechselndem Glücke fortgeführt, wobei besonders der berühmte Zieten sich hervorthat, der in diesem Feldzuge innerhalb dreier Wochen vom Oberstwachtmeister bis zum Obersten und Chef eines Husarenregiments aufstieg. Der König füllte die Muße des Lagers mit Lesen, Flötenspiel, Dichten und Briefschreiben, besonders an seinen lieben Jordan, aus, bei dem er sich mit unersättlicher Neugier nach Allem erkundigte, was in Berlin gethan und gesprochen wurde.

Indeß rückte, wie wir sahen, der Kurfürst Karl Albrecht an der Spitze der baierisch-französischen Armee in Oesterreich ein, brandschatzte das Land und setzte die Hauptstadt in Schrecken. Der Wiener Hof flüchtete mit dem Archiv und den Kostbarkeiten nach Presburg. Außer dem Neippergschen Heer, das mit den Preußen in Schlesien genug zu thun hatte, konnte man den vielen Feinden, denen sich alsbald auch Sachsen zugesellte, fast nichts entgegenstellen. In dieser Noth gab Maria Theresia den Engländern Gehör, welche ihr riethen, ihre Feinde zu trennen, und den gefährlichsten derselben durch einige Aufopferungen zu einem besondern Frieden zu bewegen. Lord Hyndford, der von Georg II. nach der Schlacht bei Mollwitz in das preußische Hauptquartier gesandt worden war, um wo möglich einen Frieden zu Stande zu bringen, machte den Vermittler. Noch im Juni hätte sich Friedrich mit vier, ihm bequem gelegnen schlesischen Fürstenthümern begnügt; man hatte aber nicht einmal Glogau hergeben wollen. So groß vielmehr war die Leidenschaft gegen Preußen, daß ein österreichischer Minister sagte: man müsse lieber alle italienischen Besitzungen dem Könige von Sardinien abtreten, als einen Fuß breit Land an Preußen. Wenige Monate nachher hatten sich die Dinge dergestalt geändert, daß man sich zu weit Mehrerem verstehen mußte*). Der König, Lord Hyndford, und die beiden österreichischen Generale Neipperg und Lentulus hatten hierauf eine geheime Zusammenkunft zu Klein-Schnellendorf (9. Oct. 1741), in welcher protokollarisch verabredet ward: es solle durch einen vor Ablauf des Jahres abzuschließenden Definitivvertrag dem Könige das gesammte Niederschlesien, auf der einen Seite bis zur Neiße, mit Einschluß der Festung dieses Namens, auf der andern bis an die Grenzen des Fürstenthums Oppeln, abgetreten und demgemäß die genannte Festung ihm nach einer Scheinbelagerung übergeben werden; dagegen solle der König nicht weiter angriffsweise gegen die Königin und deren Ver-

*) v. Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte, Bd. II. S. 131. 133. Ranke, a. a. O., Bd. II. S. 334 ff. Stenzel, a. a. O., Bd. IV. S. 125 ff.

Digitized by Google

bündete verfahren, und den Abmarsch Neipperg's, vom 16. October an, nicht hindern. Der König fügte jedoch vor Allem die Bedingung der tiefsten Verschwiegenheit hinzu, widrigenfalls er sich durch diesen Waffenstillstand nicht gebunden erachten werde. Hierauf begab sich Neipperg unangefochten mit seiner Armee nach Mähren, die Preußen aber rückten wieder vor Neiße, das ihnen am 31. October übergeben wurde. Um diese Zeit rückten die Baiern und Sachsen in Böhmen ein. Da wähnte der bedrängte österreichische Hof durch die Enthüllung der geheimen Verabredung von Klein-Schnellendorf Mißtrauen unter seinen Feinden erregen zu können. Allein der Erfolg war das Gegentheil. Friedrich, im höchsten Grade aufgebracht über ein so hastiges Brechen einer eben erst ausdrücklich eingegangenen schriftlich festgesetzten Verpflichtung, zögerte keinen Augenblick, jene Verabredung, die ihn zum Frieden mit Oesterreich, aber nicht zum Bruche mit Frankreich und dessen Verbündeten, hatte führen sollen, für null und nichtig zu erklären; und da er den sofortigen Abschluß eines förmlichen Friedens nicht erlangen konnte, so verband er sich nunmehr am 1. und 4. November durch Verträge mit den Kurfürsten von Sachsen und Baiern, wobei der letztere als König von Böhmen für 400,000 Thaler ihm die Grafschaft Glatz überließ, die freilich erst zu erobern war. Bald darauf verzichtete seinerseits Friedrich zu Gunsten des Hauses Sulzbach auf Jülich und Berg.

Zugleich ward ungesäumt und kräftig der Krieg gegen Maria Theresia wieder aufgenommen. Der Feldmarschall Schwerin drang in Mähren ein und nahm am 27. December Olmütz. Der Erbprinz Leopold von Dessau bemächtigte sich im Januar 1742 der Stadt und Grafschaft Glatz und nahm dann in Böhmen seine Quartiere. Der König selbst begab sich nach kurzer Winterruhe in Berlin, nach Dresden (19. Jan. 1742), um August III., oder vielmehr dessen Minister Brühl, zur lebhaftesten Unterstützung aufzufordern. Von Dresden ging er nach Prag (21. Jan.), um auch mit den dortigen französisch-baierischen Generalen den Plan zum bevorstehenden Feldzuge zu verabreden. Das vereinigte preußisch-sächsische Heer rückte in der rauhesten Jahreszeit in Mähren ein, und drang über Iglau (15. Febr.) bis gegen Znaim vor. Aber weiter in Oesterreich einzudringen, waren die Sachsen nicht zu bewegen; Friedrich mußte sich daher mit der Belagerung von Brünn begnügen (9. März). Preußische Reiter fielen jedoch in Ungarn ein, und trieben den dort sich versammelnden Heerbann auseinander; ja die Zietenschen Husaren streiften sogar bis Stockerau, vier Meilen von Wien, und nahmen Lebensmittel weg. Indeß näherte sich der Prinz Karl von Lothringen mit einem Heere von 40,000 Oesterreichern

Digitized by Google

zum Entsatze von Brünn. Friedrich schlug dem sächsischen General vor, jenen zu erwarten und eine Schlacht anzunehmen; aber dieser machte viele Einwendungen und schützte die Schwäche seines Heeres vor. Bald darauf rief sogar der in Prag befehligende französische Marschall Broglio die sächsischen Truppen zu seiner Verstärkung zurück. Unter diesen Umständen entschloß sich auch der König zum Rückzug (5. April); denn er fühlte keinen Beruf, das nach dem Theilungsplane dem Kurfürsten von Sachsen bestimmte Mähren für einen Fürsten zu erobern, dessen eigene Truppen dabei nicht thätig sein wollten.

Friedrich brach nach Böhmen auf, wohin er auch das jetzt bei Magdeburg unnütze Heer des alten Fürsten von Dessau beorderte. Einen Theil seiner Macht ließ er Anfangs unter dem Prinzen Dietrich von Anhalt und dem Feldmarschall Schwerin in einem festen Lager bei Olmütz zurück; allein die Behauptung desselben erwies sich als unausführbar, und am 25. April wurde Olmütz von den Preußen geräumt; Mähren war nun vollständig aufgegeben. Schon am 17. April hatte Friedrich's erste Colonne Chrudim in Böhmen erreicht, hier zwischen Elbe und Sassawa, ward Rast gemacht und die Vereinigung mit dem Fürsten Leopold bewerkstelligt. Vier Wochen hatten die Truppen geruht, als die Nachricht einlief, der Prinz von Lothringen sei über Deutschbrod und Zwittau im Anmarsch, und mache Miene, die preußischen Magazine in Podiebrad und Nimburg wegzunehmen. Dies zu verhindern, setzte sich der König am 15. Mai mit einer zahlreichen Vorhut in Bewegung, und befahl dem Prinzen Leopold, ihm mit dem Hauptheere langsam zu folgen. Kaum war er aber in Kuttenberg angekommen, so wandten sich die Oesterreicher rechts und besetzten die Stadt Czaslau ganz in der Nähe des Prinzen Leopold, den sie angreifen wollten, und der nun in möglichster Eile seinen Plan machen mußte, sie zu empfangen. Noch in der Nacht war der König zurückgerufen. Er kam am 17. Mai um 8 Uhr Morgens mit seinem Vortrab an, und fand beide Heere schon in Schlachtordnung; die Preußen hatten ihre Stellung bei dem Flecken Chotusitz genommen. Sofort begann das Treffen. Die Oesterreicher zählten 38, die Preußen nur 30 Bataillone; jene 92, diese nur 70 Schwadronen. Aber die zweiundachtzig Kanonen, welche die Preußen bei sich führten, gaben ihnen über den mit Artillerie schlecht versehenen Feind ein Uebergewicht, das keine Tapferkeit aufheben konnte. Auch war der Prinz von Lothringen kein Eugen, sonst hätten die Preußen dennoch wohl einen schlimmeren Stand gehabt. Denn alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß die Verwirrung bei den letzteren schon ziemlich groß war. Allein die österreichische Reiterei plünderte zur Unzeit das

Digitized by Google

preußische Lager, und am Ende entschied der König durch eine unvermuthete und siegreiche Schwenkung das Geschick des Tages. Die Oesterreicher verließen in großer Unordnung und mit Zurücklassung von achtzehn Kanonen das Schlachtfeld. Gegen tausend Mann wurden noch beim Nachsetzen zu Gefangenen gemacht. Die Zahl der Todten und Verwundeten war auf beiden Seiten fast gleich, ungefähr vier tausend.

Diese Schlacht, die bei Czaslau oder bei Chotusitz genannt, gab den Ausschlag für den Frieden. Maria Theresia war nicht Willens, gegen einen jungen kühnen Monarchen, den das Glück so ausgezeichnet begünstigte, noch eine Schlacht zu wagen, sondern ging jetzt williger als je in die Vorschläge der englischen Vermittler ein. Lord Hyndford ward zum zweiten Male an den König abgesandt. Dieser bevollmächtigte seinen Minister, Grafen von Podewils, in Breslau mit demselben zu unterhandeln. Schon am 11. Juni unterzeichneten beide daselbst die Friedenspräliminarien. Der endgültige Friedensschluß kam am 28. Juli zu Berlin zu Stande, wo der König am 12. unter großem Jubel der Einwohner angekommen war. Der Hauptpunkt dieses Friedens war die Abtretung von Ober- und Niederschlesien und der Grafschaft Glatz, mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und eines Theiles der Fürstenthümer Troppau, Jägerndorf und Neiße, an den König von Preußen; wogegen dieser die Zahlung von 1,700,000 Thalern österreichischer Schulden übernahm, die von den Engländern und Holländern pfandweise auf Schlesien geliehen waren. Die Truppen des Königs räumten gleich nach Unterzeichnung der Präliminarien die kaiserlichen Staaten und hinterließen in jeder Hinsicht daselbst einen ehrenvollen Ruf.

Die verbündeten Mächte erhoben über das Friedenswerk ein gewaltiges Geschrei, und nannten Preußen treulos; aber Friedrich hatte den Zweck, um den allein er den Krieg unternommen, vollständig erreicht; um fernerer Eroberungen willen wollte er den Kampf nicht fortsetzen; auch war es ebensowenig sein Zweck, Oesterreich's Macht zu brechen, als die französische auf Kosten Deutschland's mit deutschem Blute zu vergrößern, um so weniger, da er wohl wußte, daß sein Vortheil von diesem Staate am allererſten würde aufgeopfert werden.

So hatte denn das Glück die kühn begonnene und kräftig durchgeführte Unternehmung des Königs mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Auch das war ein glücklicher Umstand, daß der Krieg nicht länger dauerte, als der Schatz Friedrich Wilhelm's ausreichte. Nur 150,000 Thaler waren von den acht Millionen noch übrig. Die Unterthanen waren ungedrückt geblieben. Gern fügten sich die neu hinzugekommenen in die

Digitized by Google

preußischen Gesetze; die milde Behandlung und die Religionsfreiheit belebten Handel und Gewerbe. Friedrich ließ fünf schlesische Plätze ganz neu befestigen, und vermehrte sein Heer um achtzehntausend Mann. Durch die größte Sparsamkeit gelang es ihm noch außerdem, eine Summe für künftige Bedürfnisse zurückzulegen. Denn er konnte wohl voraussehen, daß der eben geendigte Krieg nicht sein letzter sein würde, und — die Wahrheit zu sagen — er wünschte es auch nicht.

Mit rastlosem Eifer organisirte Friedrich die neuerworbene Provinz. Von seiner frohen Laune in dieser Periode seines Lebens mag folgende Stelle aus einem Briefe zeugen, den er am 27. September 1742 von Breslau an seinen Jordan richtete: „Ich habe in acht Tagen, schrieb er, mehr Geschäfte abgemacht, als die Bevollmächtigten des Hauses Oesterreich in acht Jahren, und beinahe Alles ist mir glücklich von Statten gegangen. In meinem Kopf ist jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles herausschaffen, um etwas Besseres hineinzubringen. Ich habe Verse gemacht, und habe sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, und man hat es verbrannt; auf einem Klavier gespielt, und es ist zerbrochen; ein Pferd geritten, und es ist lahm geworden. Es fehlt nichts, um mein Mißgeschick zu vollenden, als daß Sie meine Freundschaft mit Undank bezahlen."

---

6. Kaiser Karl VII.

(1742—1745.)

Der Rückzug Preußen's vom Kriege war der härteste, aber nicht der einzige Schlag, der den bedrängten Kaiser Karl VII. traf. Denn bald darauf folgte Sachsen dem Beispiel Preußen's und versöhnte sich mit Oesterreich, ohne förmlichen Friedensschluß, mittelst gegenseitiger Erklärungen vom 23. und 28. Juli.

Das Uebergewicht der österreichischen Waffen war hierdurch entschieden. Die französische Armee in Böhmen unter den Marschällen Broglio und Belleisle wurde genöthigt, sich nach Prag zurück zu ziehen. Marschall Maillebois kam ihr zwar mit der Armee, die in Westphalen gestanden hatte, zu Hülfe: da ihm aber von dem alten eigensinnigen Cardinal, in dessen Händen sich die Regierung Frankreich's befand, auf das bestimmteste untersagt war, ein Treffen zu wagen, richtete er nichts aus, sondern kehrte im October durch die Oberpfalz nach Baiern zurück.

Digitized by Google

Hier hatte das Glück dem Kaiser einen Augenblick gelächelt. Der aus österreichischen Diensten in die seinigen getretene Feldmarschall Seckendorf hatte in den ersten Tagen des Octobers Baiern wiedererobert. Kräftige Unterstützung von Seiten Frankreich's würde jetzt noch dem Kriege eine andere Wendung gegeben haben; befand sich doch selbst Eger, das Thor Böhmen's, in den Händen der Verbündeten. Aber der schlaffe Geist, der das französische Cabinet, auch nachdem der Cardinal Fleury gestorben war, beherrschte, und der den Feldherren sich mittheilte, war Maria Theresia's bester Bundesgenosse. Marschall Belleisle hatte in so langer Zeit keine Mittel gefunden, die Lage seiner Angelegenheiten in Böhmen zu verbessern, und sah sich in Prag mit 14,000 Mann dem Hungertode Preis gegeben; er besaß aber Ehrgefühl und Muth genug, um einen verzweifelten Entschluß schimpflicher Ergebung vorzuziehen. Am 17. Dec. 1742, in einer finstern Winternacht, zog er heimlich aus Prag, indem er nur eine schwache Besatzung von etwa 1000 Invaliden zurückließ. Erst spät gewahrten die Oesterreicher unter Lobkowitz die Veränderung in der Stadt, und setzten den Ausgezogenen nach. Diese hatten jedoch einen zu großen Vorsprung gewonnen, und erreichten Eger nach elftägigem Marsche, obwohl sie auf demselben durch Kälte und Verfolgung viele Leute verloren. Die zurückgelassenen Invaliden capitulirten und erhielten freien Abzug nach Eger; der österreichische General war sehr erstaunt, als er sah, wie gering ihre Zahl war. Belleisle, der sich für einen neuen Xenophon hielt, wurde in Versailles kalt empfangen, und auf sein Gouvernement zu Metz verwiesen.

Im April 1743 kehrte Kaiser Karl VII. in seine Hauptstadt München zurück. Aber die Befreiung Böhmen's hatte den Oesterreichern neue Angriffsmittel verliehen. Geführt von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Großherzogs Franz, wandten sie sich nach Baiern, schlugen, am 9. Mai, eine Abtheilung des baierischen Heeres bei Simpach und nöthigten den Kaiser, (am 8. Juni) zum zweitenmal aus München zu fliehen. Seinem Feldmarschall Seckendorf blieb nichts übrig, als (am 27. Juni) mit dem Prinzen von Lothringen einen Räumungsvertrag zu schließen, kraft dessen der Ueberrest des baierischen Heeres Quartiere bezog und das Land den Oesterreichern überlassen ward. Zur Vergeltung der von Karl in Prag angenommenen Huldigung ließ sich Maria Theresia nun in München Huldigung leisten. Während die Staatskunst des Zeitalters in ihrem Gebahren sich aller Treue und Rechtlichkeit entschlagen hatte, wähnte sie, die Treue der Unterthanen, die sie ihren angestammten Beherrschern entriß, durch erzwungene Eidschwüre an neue Gebieter fesseln zu können, die ihrerseits kein Hehl dar-

Digitized by Google

aus machten, daß sie die Dauer derselben nur von der Convenienz würden abhängen lassen.

Inzwischen ergriff Frankreich in dem Kriege, welcher seit dem Jahre 1739 zwischen England und Spanien ausgebrochen war, die Partei des letzteren, und bestimmte dadurch das englische Parlament, dem Wunsche des Königs Georg II. gemäß, der Sache Oesterreich's thätige Hülfe zu leisten. Georg gewann die Republik der vereinigten Niederlande dafür, ihre Waffen mit den seinigen zum Schutze der auch von ihr gewährleisteten pragmatischen Sanction zu vereinigen. Schon im Herbst 1742 versammelte sich eine Armee von 50,000 Mann, unter der sonderbaren Bezeichnung einer pragmatischen, in den Niederlanden, und im Februar 1743 wurde sie vom Könige Georg, der Protestationen des Kaisers Karl und des Königs von Preußen ungeachtet, durch das Jülichsche und Kölnische gegen den Main geführt. Auf die Kunde hiervon sandte Frankreich den Marschall Noailles mit 60,000 Mann nach Deutschland. Bei Dettingen, in der Nähe von Aschaffenburg, kam es am 27. Juni 1743 zwischen der französischen und der pragmatischen Armee zu einer Schlacht, welche zum Nachtheil der erstern ausfiel und ihren Rückzug bestimmte. König Georg zog ihr im August über den Rhein nach, über den auch der Prinz von Lothringen die Oesterreicher geführt hatte. Dieser Zug bewirkte, daß Frankreich, welches bis jetzt bloß als Hülfsmacht des Kaisers oder Baiern's thätig gewesen war, nunmehr selbst als kriegführende Macht anftrat, und am 26. April 1744 der Königin von Ungarn, sowie am 15. März desselben Jahres England den Krieg erklärte. König Ludwig XV. wurde durch seine damalige Geliebte, die Herzogin von Chateauroux, die ihn von kriegerischem Ruhm umglänzt sehen wollte, bestimmt, sich selbst zur Armee zu begeben. Als Zweck des Krieges wurde jetzt die Eroberung der Niederlande ins Auge gefaßt. Hier erwarb sich fortan auf Seiten Frankreich's den größesten Feldherrnruhm der Marschall von Sachsen; er hieß eigentlich Graf Moritz von Sachsen und war ein Sohn des Königs August II. von Polen und der schwedischen Gräfin Aurora von Königsmark; nach dem Scheitern seiner Absichten auf Erlangung des Herzogthums Kurland nahm er französische Dienste und wurde seiner hohen militärischen Eigenschaften halber, trotz seiner Eigenschaft als Protestant, zum Marschall von Frankreich ernannt. Im Laufe zweier Monate fielen vier feste Plätze, Menin, Ypern, Knoke und Furnes, in die Hände der Franzosen. Unterdeß war der Prinz Karl von Lothringen nahe daran, das Erbe seiner Väter wieder zu erobern. Da verließ König Ludwig die Niederlande, um ihm die

Digitized by

Spitze zu bieten. Aber gleich nach seiner Ankunft in Metz, am 4. August, warf ihn ein Fieber aufs Krankenbett; und als er genas, waren die Oesterreicher von den Grenzen Frankreich's schon wieder entfernt. Denn eben damals hatte König Friedrich von Preußen neuerdings gegen Maria Theresia die Waffen ergriffen und bereits Böhmen erobert. In Folge dessen wurde der Prinz von Lothringen eiligst aus dem Elsaß zurückgerufen; verstärkt durch ein sächsisches Hülfscorps, nöthigte er in der That die Preußen noch in demselben Jahre (1744) zur Räumung Böhmen's.

Dennoch hatte dieser Seitenkrieg dem Kaiser so viel geholfen, daß er Frankfurt verlassen und am 23. October 1744 wieder in München einziehen konnte. Auch diesmal würde indeß seines Bleibens hier nicht lange gewesen sein; denn nach dem Abzuge der Preußen aus Böhmen trugen die Oesterreicher von Neuem ihre Waffen nach Baiern. Aber unerwartet machte der Tod, in Folge einer zurückgetretenen Fußgicht, am 20. Januar 1745 den politischen und körperlichen Leiden Karl's VII. ein Ende. „Mich wird das Unglück nicht verlassen, bis ich es verlasse," hatte er oft zu den Seinen, wenn sie ihn trösten wollten, gesagt. Wenn aber auch ihn selbst sein Tod von allem irdischen Unglück befreite, so dauerte doch das Elend des Krieges, den sein kraftloser Ehrgeiz entzündet hatte, noch Jahre lang fort.

---

7. Der zweite schlesische Krieg.

(1744—1745.)

Die Trennung Preußen's von den übrigen Feinden Oesterreich's, im Jahre 1742, war für das letztere Haus der Anfang einer Reihe glücklicher Ereignisse geworden. Doch eben diese Erfolge der österreichischen Waffen und die Unterstützung, die Maria Theresia in ihren Bündnissen mit England, Holland, Sardinien und Sachsen fand, schienen für Friedrich II. bedenklich; um so mehr, als ein am 13. September 1743 zwischen Oesterreich, England und Sardinien zu Worms abgeschlossenes Bündniß eine Gewährleistung des Besitzstandes von 1739 enthielt, und ein am 20. December unterzeichneter Vertrag zwischen Maria Theresia und dem Dresdner Hofe in demselben Sinne abgefaßt war. Die gedachten Bündnisse ließen ihn mit Recht fürchten, daß man damit um-

Digitized by Google

gehe, ihm Schlesien wieder zu entreißen. Daher faßte er den Entschluß, der Gefahr zuvorzukommen. Zudem hielt er es seiner würdig, den Untergang des Kaisers, dem er selbst seine Stimme gegeben, nicht in träger Ruhe mit anzusehen, sondern sich durch eine nachdrückliche Einmischung in den allgemeinen Krieg Achtung im Rathe der Häupter Europa's zu verschaffen. Er wollte die Trennung des Kaiserthums von Oesterreich aufrecht erhalten, mit Baiern vereint die verwaltende Autorität in Deutschland behaupten*). Nur ein Umstand machte dem Vorsichtigen Sorge: die ungewisse Gesinnung Rußland's, das damals von der Kaiserin Elisabeth regiert wurde, die sich leidenschaftlichen und bestechlichen Ministern überließ, und aus diesem Grunde den Engländern mehr als jedem andern Volke geneigt war. Friedrich suchte sich jedoch dadurch eine Partei an jenem Hofe zu machen, daß er eine Vermählung des Thronerben Peter mit der Prinzessin Katharina von Anhalt-Zerbst (der nachmals so berühmten Kaiserin) zu Stande brachte, deren Vater General in preußischen Diensten und ihm sehr ergeben war. Als er sich von dorther ziemlich gesichert glaubte, fing er an mit Frankreich zu unterhandeln, und erbot sich, die Macht der Königin von Ungarn durch einen Einfall in Böhmen zu theilen, wenn die französischen Heere dagegen zu gleicher Zeit in Westphalen und Baiern einrücken wollten. Am 22. Mai 1744 schloß er mit Kaiser Karl, Kurpfalz und Hessen-Cassel die Frankfurter Union zur Unterstützung des Ersteren; am 6. Juni trat ihr auch Frankreich als Bürge des Westphälischen Friedens bei, nachdem es sich am 5. Juni durch einen besondern Vertrag mit Preußen verbunden. Endlich stellte ein geheimes Abkommen zwischen Friedrich und dem Kaiser (24. Juli) die Abtretung einiger Kreise Böhmen's an Preußen fest.

Nun brach Friedrich mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit auf (15. August 1744), und rückte mit achtzigtausend Mann „kaiserlicher Hülfsvölker," wie es in dem Manifeste hieß, in drei Colonnen in Böhmen ein. Die ganze Macht vereinigte sich Anfangs September vor Prag; Schwerin und Prinz Leopold ließen sogleich die Stadt berennen, und nach einem heftigen Bombardement ergab sich am 17ten die Besatzung. Jetzt rückte das Heer ohne Verzug den österreichischen Grenzen entgegen, und ohne große Mühe wurden die Plätze Tabor, Budweis und Frauenberg noch im September eingenommen.

---

*) Ranke, a. a. O. Bd. III. S. 216. 353 f. Vgl. Ad. Schmidt, Preußen's deutsche Politik, 2. Aufl. S. 16 ff.

Digitized by Google

Maria Thereſia, in gerechter Furcht, zum zweiten Male ihre Reſidenz verlaſſen zu müſſen, rief nun eben den Prinzen von Lothringen eiligſt vom Rheine herbei; auch 22,000 Mann Sachſen rückten in Böhmen ein, und eine große Schaar leichter ungariſcher Reiterei, die den Gegnern Preußen's in dieſer wichtigen Waffengattung eine außerordentliche Ueberlegenheit gab. Es war der Plan der öſtereichiſchen Feldherren, den König, ohne ihm ein Treffen zu liefern, aus Böhmen zu vertreiben, indem man ihm von Zeit zu Zeit durch Märſche und Stellungen Boden abzugewinnen und durch die Menge von leichten Truppen den Unterhalt abzuſchneiden ſuchte; und dieſer Plan gelang vollkommen. Bald rieth dem Könige die dringende Noth zum Rückzuge. Das böhmiſche Landvolk haßte die Preußen, und entzog ihnen alle Lebensmittel. Die ſtreifenden Uhlanen und Panduren fingen alle Befehle und Berichte und alle Zufuhr auf. Die Truppen murrten; täglich hatte man eine Anzahl Entlaufener. Mit großem Verluſte und unter unaufhörlichen Angriffen der Feinde, die fort und fort ein entſcheidendes Treffen ſorgfältig vermieden, mußte man ſich bei Kollin und Kuttenberg über die Elbe zurückziehen. Ein ſchönes Magazin in Pardubitz ward von den herumſtreifenden ungariſchen Reitern verbrannt. Das öſterreichiſche Hauptheer, von dem trefflichen Feldmarſchall von Traun angeführt, der unter dem Prinzen von Lothringen befehligte, folgte dem Könige immer nach, wußte ſich aber auch immer durch meiſterhafte Stellungen unangreifbar zu machen. So ward der König im November bis nach Schleſien zurückgedrängt, wo er in der traurigſten Verfaſſung ankam. Und ſelbſt in den Winterquartieren beunruhigten ihn die unaufhörlich ſtreifenden leichten Reiterſchaaren, die in Schleſien auf dem platten Lande ſengten und brannten, und Menſchen und Vieh todtſchlugen oder wegführten. Die preußiſche Beſatzung in Prag hatte bei ihrem Abgange alles ſchwere Geſchütz den Feinden zurücklaſſen müſſen. Das war der Anfang eines Krieges, in welchem der junge Held Böhmen hatte erobern und das deutſche Reich retten wollen! Er ſelbſt vergleicht dieſen Feldzug mit Philipp's des Zweiten unüberwindlicher Flotte, nennt aber doch denſelben ſeine Schule, und den Feldmarſchall von Traun ſeinen Lehrer.

Nimmt man hinzu, daß dieſe ſo ganz fruchtloſe Unternehmung ſeinen Schatz dergeſtalt erſchöpft hatte, daß er, zur Beſtreitung neuer Kriegsbedürfniſſe, ſeines Vaters maſſives Silbergeräth aus dem Berliner Schloſſe in die Münze ſchicken mußte, ſo wird man ſeine damalige Lage doppelt mißlich finden. Die Franzoſen hatten ſich überdies als

Digitized by Google

treulose Bundesgenossen gezeigt, und der plötzliche Tod Kaiser Karl's VII. schien ein besonders unheildrohender Umstand, weil nun noch weniger zu hoffen war, daß der französische Hof den Krieg mit Nachdruck fortsetzen werde. Friedrich wurde durch diese Wendung der Dinge schmerzlich berührt. Nicht nur sah er den Hauptzweck des unternommenen Krieges durch den unerwarteten Todesfall vereitelt und die Reichsgewalt wieder den Gelüsten Oesterreich's preisgegeben, sondern auch sich selbst in einer wahrhaft gefährlichen Lage.

Schon wenige Tage vor dem Tode des Kaisers, am 8. Januar 1745, war zu Warschau ein förmliches Bündniß zwischen Oesterreich, England, Sachsen und den Generalstaaten der Niederlande geschlossen worden; und der Hauptzweck desselben war gegen Preußen gerichtet. Nach dem Ableben Karl's VII. zeigte nun auch dessen Sohn, der neue Kurfürst von Baiern Maximilian III., keine Neigung in der antiösterreichischen Politik seines Vaters zu verharren; vielmehr schloß er am 22. April zu Füssen Frieden mit Maria Theresia, erhielt seine Staaten zurück und verzichtete dagegen auf seine Ansprüche an die österreichischen Erblande. So bekam die Königin von Ungarn freiere Hand für die Kriegführung gegen Preußen, und zugleich, durch die Zusicherung der bairischen Kurstimme zu den Stimmen Sachsen's, Hannover's, Böhmen's und der drei geistlichen Kurfürsten, deren sie schon gewiß zu sein glaubte, die Aussicht, ihrem Gemahle, dem Großherzog Franz, die Kaiserkrone zu verschaffen.

Schlesien wurde jetzt von den Oesterreichern mit der größten Lebhaftigkeit angegriffen. Die Croaten besetzten Hirschberg, Landshut und Schmiedeberg, und trieben überall starke Brandschatzungen ein. Am 27. Mai 1745 fiel auch die Festung Kosel in feindliche Hände, und ganz Oberschlesien ward mit Oesterreichern überschwemmt. Dies gab jedoch einzelnen preußischen Helden schöne Gelegenheit, tapfere und kluge Unternehmungen auszuführen. Die berühmten Anführer Winterfeldt*) und Zieten vollbrachten mit einzelnen kühnen Reiterschwärmen glänzende Thaten, und kehrten gewöhnlich mit großen Schaaren gefangener Feinde zurück. In dieser Zeit war es unter andern, wo dem letztern ein berühmter Meisterstreich gelang. Der König stand bei Frankenstein, und war vom Markgrafen Karl, der 9000 Mann in Jägerndorf befehligte, durch 20,000 Oesterreicher abgeschnitten, die jede Ge-

*) S. Varnhagen von Ense, Leben des Generals H. K. v. Winterfeldt, 1836.

meinschaft mit ihm unmöglich machten. Da aber der König seines Beistandes schlechterdings bedurfte, so befahl er dem kühnen Zieten mit seinem ganzen Regimente sich durchzuschlagen, und die Ordre an den Markgrafen selbst jedem einzelnen Gemeinen mitzutheilen, damit, wenn auch nur ein einziger Husar durchkäme, der Befehl doch anlange. Zieten, der sich nicht dazu verstehen konnte, seine braven Husaren so grausam, und vielleicht dennoch zwecklos, aufzuopfern, befahl denselben, die neu angekommenen blauen Pelze anzuziehen, in denen sie den Oesterreichern noch nicht bekannt waren, ja die ihnen sogar eine Aehnlichkeit mit einem kaiserlichen Regimente gaben. Dieser List vertrauend ritt er ganz ruhig fort, wartete eine Gelegenheit ab, wo er sich an einen feindlichen Trupp, der von Neustadt abzog, anschließen konnte, und zog so am hellen Tage mitten durch ein großes mit Feinden bedecktes Feld. Erst gegen das Ende erkannte man ihn; aber nun schlug er sich glücklich durch, und kam nicht nur mit geringem Verlust, sondern selbst mit einigen gefangenen feindlichen Officieren in Jägerndorf an.

Während der König bei Frankenstein sein Heer zusammenzog, erfuhr er, daß der Prinz von Lothringen sich bei Trautenau in Böhmen mit den sächsischen Truppen vereinigt habe, und über Schatzlar vorrücke, entschlossen, den Besitz von Schlesien sobald als möglich durch eine Schlacht zu entscheiden. Friedrich konnte ihm den Eintritt in dies Land nicht mehr wehren; er stellte sich daher, als zöge er sich furchtsam zurück, und lockte ihn dadurch in die Falle. Am 1. Juni bezog er ein Lager zwischen Schweidnitz und Striegau, das wegen der vielen Anhöhen jener Gegend dem Auge des Feindes fast verborgen blieb. Dieser rückte immer näher heran, und zeigte sich am 3. Juni in den Dörfern an der Landstraße von Jauer nach Landshut, unter denen der Name Hohenfriedberg seitdem verewigt worden ist. Hier überließ er sich einer sträflichen Sorglosigkeit, auf welche bald Schrecken und Bangigkeit folgten. Denn am folgenden Tage (4. Juni 1745), da kaum der Morgen graute, erschien das preußische Heer in schönster Schlachtordnung auf den Anhöhen von Striegau, und ehe die Oesterreicher sich noch völlig gesammelt hatten, erdonnerte schon, früh um vier Uhr, das Gebirge umher vom Wiederhall der preußischen Kanonen. Die Reiterei hieb wüthend ein, und vom Anfang an war der Vortheil des Kampfes auf preußischer Seite. Alle Soldaten hatten sich auf diesen Tag gefreut, und man hat es als eine beispiellose Merkwürdigkeit aufbehalten, daß in der Nacht vor diesem Treffen kein einziger Mann davon lief. Der rechte Flügel mußte durch Sümpfe und Wasser waten, und fiel den Feind mit gefälltem Bajonette

Digitized by Google

an. Um neun Uhr war Alles entschieden. Fünftausend Feinde lagen auf dem Schlachtfelde, siebentausend waren gefangen, und eine außerordentliche Menge von Ueberläufern vermehrte das preußische Heer. Sechsundsechzig Kanonen, acht Paar Pauken, sieben Standarten und über siebzig Fahnen fielen den Siegern in die Hände. Von den letzteren hatte das Dragonerregiment Baireuth, unter der Anführung des Generals Geßler, allein sechsundsechzig erbeutet. Der König ließ zur Dankbarkeit diesem braven Regimente noch auf der Wahlstatt ein Belobungsschreiben wegen seiner an diesem Tage bewiesenen Tapferkeit ausstellen, das auf ewige Zeiten bei demselben aufgehoben werden sollte, und in welchem die Namen aller dabei zugegen gewesenen Officiere verewigt wurden; auch erhielt das Regiment ein verändertes Siegel mit der Zahl 66. Seinem Jugendfreunde Chasot, der als Major bei diesem Regimente stand, veränderte der König gleichfalls das Wappen, indem er viele Fahnen, und dazu die Zahl 66 und den Namen Hohenfriedberg hineinsetzen ließ. Ja er meldete der Mutter dieses tapfern Officiers die Nachricht von dem rühmlichen Verhalten ihres Sohnes in einem eigenhändigen Schreiben, das er mit einer kostbaren Dose begleitete. So begeistert hatte ihn dieser Sieg; in der That auch einer der glorreichsten, den er je gewonnen, und von dem er mit Recht einen großen Theil des Ruhmes sich selbst zueignen konnte.

Der überwundene Feind mußte sich nach Böhmen zurückziehen. Friedrich, sein eignes Land zu erleichtern, folgte ihm dahin. Bei Landshut trat ihn ein Schwarm von einigen tausend Bauern an, mit der Frage, ob sie ihre katholischen Nachbarn todtschlagen sollten, zur Vergeltung dafür, daß man ehemals sie, die Evangelischen, so hart gedrückt habe. Der König erinnerte sie daran, daß das Gebot des Evangeliums sei, seine Feinde zu lieben. Sie gaben ihm nach, und gingen ruhig nach Hause.

Der Prinz von Lothringen bezog ein festes Lager bei Königingräz. Die Preußen lagen ihm immer gegenüber, zuerst bei Chlum, nachher bei Jaromirz. Beide Theile begnügten sich ein Vierteljahr damit, einander zu beobachten und im kleinen Kriege, besonders mit der Reiterei, Vortheile zu gewinnen. Friedrich wollte theils darum nichts Großes wagen, weil er sich durch Absendung starker Haufen (von denen der eine die Feinde aus Oberschlesien vertrieb und am 6. September Kosel wieder wegnahm) sehr geschwächt hatte, theils weil er so eben mit England in Unterhandlungen begriffen war, die vielleicht zum Frieden führen konnten. König Georg II. nämlich, der starken Hülfsgelder müde, und

Digitized by Google

schon mit Frankreich hinreichend beschäftigt, wünschte die deutschen Händel beendigt zu sehen; und da Friedrich seit des Kaisers Ableben keine neuen Eroberungen mehr bezweckte und den Großherzog Franz als Kaiser anerkennen wollte, so schloß Georg mit ihm am 26. August zu Hannover einen Vertrag, kraft dessen England die Königin von Ungarn zum Frieden zu bewegen, für sich selbst von dem Bündnisse gegen Friedrich zurückzutreten, und dem letztern die Gewährleistung aller übrigen Mächte für den Besitz Schlesien's auszuwirken versprach. Aber Maria Theresia war noch immer unversöhnlich gegen Friedrich und Preußen gestimmt. Zwar hatten in Italien die Oesterreicher im Juli manche Unfälle gegen die Franzosen und Spanier erlitten, und in den Niederlanden war am 11. Mai das vereinigte Heer der Engländer und Holländer in einem sehr blutigen Treffen bei Fontenoi von den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen geschlagen worden. Doch hatten diese, nach der damaligen behutsamen Kriegsweise, ihren Sieg nicht auszubeuten verstanden; und bald war auch ein neues österreichisches Heer am Rhein erschienen, das unter dem Oberbefehl des Großherzogs Franz selbst die Franzosen zum Rückzuge über diesen Strom nöthigte, und die nach Frankfurt ausgeschriebene Kaiserwahl deckte. Am 13. Sept. 1745 wurde wirklich der Großherzog, trotz der Protestationen von Kurbrandenburg und Kurpfalz, durch die sieben anderen Kurstimmen zum Kaiser erwählt, und am 4. October als Franz I. gekrönt. Bei so glücklichem Fortgange ihrer Angelegenheiten wollte nun vollends Maria Theresia von der hannoverschen Uebereinkunft nichts wissen, sondern äußerte mit größter Lebhaftigkeit, eher wolle sie den Rock vom Leibe als Schlesien verlieren, und drang darauf, daß der Prinz von Lothringen eine Schlacht liefere.

Und in der That, bequemer konnte der Zeitpunkt dazu nicht gewählt werden. Der Prinz war damals fast vierzigtausend Mann stark, und Friedrich hatte nicht viel über achtzehntausend Mann bei sich. Dazu beging der letztere die Unvorsichtigkeit, am 18. September ein Lager bei Staudenz zu beziehen, das auf der einen Seite durch nichts geschützt war. Eben an dem Tage (30. September), da er die Zelte abbrechen lassen wollte, erhielt er, früh um fünf Uhr, die Nachricht, der Feind rücke in voller Schlachtordnung an. Nur ein so braves Heer, als das seinige war, konnte einer so überlegenen Anzahl ohne Furcht entgegengeführt werden; und nur ein Feldherr von Friedrich's Besonnenheit konnte in solcher Ueberraschung einen Plan zur Vertheidigung entwerfen. Das Heer mußte sich in der Geschwindigkeit mitten unter den feindlichen Ka-

Digitized by Google

nonenschüssen aufstellen, und die ersten Angriffe auf die österreichischen Batterien kosteten eine große Menge tapferer Krieger. Aber die Schnelligkeit der preußischen Reiterei stürzte dafür ganze Schaaren der verwirrten Feinde auf einander; den braven Grenadieren glückte es, eine der fürchterlichsten Batterien wegzunehmen; und der nachmals so berühmt gewordene Herzog Ferdinand von Braunschweig gewann eine sehr wichtige Anhöhe, von der er, — seltsam genug! — seinen eigenen Bruder Ludwig vertrieb, der im österreichischen Heere diente. Beträchtliche Fehler des feindlichen Feldherrn während der Schlacht erleichterten den Preußen den Sieg, und nach einem Kampfe von fünf Stunden floh der Feind in das Gebirge. Das war die berühmte Schlacht bei Soor, von der Friedrich selbst gesteht, daß er ihren Gewinn einzig dem Glücke sowie der Tapferkeit seiner braven Truppen verdankte. Theure Leichen wurden freilich auch hier begraben. Einen Theil des Lagers hatten die Croaten während des Treffens geplündert, und selbst des Königs Feldgeräth hatten sie mit sich genommen. Allein der preußische Gewinn bestand dafür in zweiundzwanzig Kanonen, zehn Fahnen und siebzehnhundert Gefangenen, und vor allen Dingen in der freudigen, heldenmüthigen Stimmung, die eine gewonnene Schlacht dem siegreichen Heere mittheilt.

Da indeß in der Gegend bei Soor kein Unterhalt mehr zu finden war, beschloß der König, sich, nachdem er der Ehre wegen fünf Tage auf dem Schlachtfelde verweilt hatte, nach Schlesien zurückzuziehen. Dieser Rückzug war besonders wegen der engen Pässe bei Schatzlar sehr beschwerlich. Aus allen Büschen feuerten Panduren auf die Vorüberziehenden, die sich in den tiefen Hohlwegen nicht wehren konnten, und viele verbluteten ungerächt; auch ein Theil des Gepäckes ging verloren. Der König vertheilte darauf sein Heer zwischen Schweidnitz und Striegau, und ging am 28. October nach Berlin, um dort die Unterhandlungen fortzusetzen.

Aber eben, indem er den sehnlich gewünschten Frieden vorzubereiten strebte, erhielt er die Kunde von einer kühnen Absicht des Feindes, in das Herz seiner Staaten einzudringen. Prinz Karl von Lothringen sollte durch die Lausitz nach Sagan und Crossen gehen, und ein anderes österreichisches Heer unter dem General Grünne in Vereinigung mit einem Corps Sachsen über Leipzig in die Kurmark einfallen, um den König noch in diesem Winter auf die Bedingungen zum Frieden zu zwingen, daß er Schlesien an Oesterreich, und das Herzogthum Magdeburg sammt dem Gebiet von Kottbus und Peiz an Sachsen abtrete. Der Plan war von dem sächsischen Minister Brühl entworfen und im Wiener Cabinet geneh-

Digitized by Google

migt. Aber wie geheim man ihn auch zu halten suchte, Friedrich erhielt doch davon Kunde, besonders durch schwedische Diplomaten, und eilte, der Ausführung zuvorzukommen. Am 16. November ging er schon wieder nach Schlesien ab, zog seine Truppen schnell zusammen, besetzte alle Pässe nach Böhmen und der Lausitz, damit keine Kundschaft von ihm zu den Feinden kommen könne, und ging am 23. November in vier Colonnen bei Naumburg über die Queis, und rückte auf Görlitz vor. Den ersten feindlichen Haufen traf man bei Katholisch-Hennersdorf, vier Sächsische Cürassierregimenter und ein Regiment Fußvolk, die ganz erstaunt waren, die Preußen zu erblicken, welche sie tief in Schlesien geglaubt hatten. Zieten war es, der mit seinen Husaren zuerst auf sie stieß, und sie ohne Rücksicht auf ihre überlegene Zahl angriff. Zwei Reiterregimenter, die der König ihm nachsandte, und General Winterfeld mit einigen Bataillonen halfen sie in die Flucht treiben und den Sieg vollenden. Man nahm den Sachsen sechs Kanonen, zwei Paar Pauken, drei Fahnen, drei Standarten, tausend Gefangene und das ganze Feldgeräth ab. Die Nachricht von diesem Gefechte verbreitete durch ganz Sachsen Furcht und Schrecken, und bewog den General Grünne, der sich schon den brandenburgischen Grenzen genähert hatte, umzukehren, und sich mit dem sächsischen Hauptheere, das unter den Befehlen des Grafen Rutowsky in Dresden stand, zu vereinigen.

Am 25. November rückte Friedrich in Görlitz ein, wo er ein treffliches feindliches Magazin fand. Der Prinz von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück, General Winterfeld erreichte seinen Nachtrab bei Zittau, und nahm ihm Gepäck und Gefangene ab. Oberst Brandeis bemächtigte sich in Guben eines andern sächsischen Magazines und schaffte es auf hundertundachtunddreißig Wagen nach Bautzen. Von Görlitz aus befahl der König dem alten Fürsten von Dessau mit seinem bei Halle versammelten Heere in das Kurfürstenthum einzufallen, und die Sachsen bei Dresden anzugreifen. Fürst Leopold nahm denn auch am 29. November Leipzig durch Capitulation ein, rückte — wiewohl nicht mit Friedrich's Schnelligkeit — über Torgau nach Meißen, wo sich der General Lehwald aus der Lausitz mit ihm vereinigte (13. Dec.), und ging nunmehr auf die Hauptstadt los. August III. war nach Prag geflohen, aber in solcher Verwirrung, daß die jüngsten Prinzen zurückgeblieben waren. Friedrich rückte seinerseits am 15. December nach Meißen vor, um hier mit dem Hauptheere das Schicksal des Fürsten von Dessau abzuwarten.

Gleich bei seiner Ankunft in Meißen erhielt er von dem englischen

Digitized by Google

Gesandten am Dresdener Hofe die Nachricht, daß August III., der bisher alle Friedenseröffnungen von sich gewiesen, jetzt dieselben anzunehmen bereit sei. Er hatte kaum den Brief zu Ende gelesen, als ihm gemeldet ward, der ganze Horizont in der Gegend von Dresden stehe in Feuer, und man höre das ferne Krachen einer entsetzlichen Kanonade. Spät am Abend brachte ein Officier die Nachricht von der gewonnenen Schlacht bei Kesselsdorf (15. Dec.). Der alte Dessauer hatte das sächsische Heer sammt dem Grünne'schen Heerhaufen auf den Anhöhen dieses Dorfes in einer trefflichen Stellung gefunden, aber dennoch, um zwei Uhr Nachmittags, den Angriff gewagt. Fürchterlich hatten die Kartätschen unter den preußischen Grenadieren gewüthet; indem aber die Sachsen und Oesterreicher, weil sie die Schlacht schon für gewonnen hielten, aus dem Dorfe hervorbrachen, hatten sie sich den Verlust dieser unersetzlichen Verschanzung zugezogen. Auf dem linken Flügel hatte des Feldherrn wackerer Sohn, Prinz Moritz von Anhalt, zum Erstaunen der Feinde, neun Bataillone durch das eisige Wasser eines nur halb zugefrornen Grabens geführt. Allenthalben waren die Preußen steile, mit Schnee und schlüpfrigem Eise bedeckte Berge hinangeklimmt, und hatten die Sachsen mit gefällten Bajonnetten zurückgetrieben. Nur die Dunkelheit hatte dem wüthenden Gefecht ein Ende gemacht, das übrigens für die Sieger nicht minder blutig als für die Besiegten ausgefallen war, weil die äußerst ungünstige Stellung sie dem feindlichen Feuer gar zu lange ausgesetzt hatte. Ueber 5000 Todte von beiden Seiten, die Verwundeten ungerechnet, bedeckten den Wahlplatz; die Preußen machten 5000 Gefangene und erbeuteten achtundvierzig Kanonen. Der Prinz von Lothringen hatte, gleichwie Friedrich, keinen Antheil an der Schlacht genommen, sondern im Plauen'schen Grunde still gelegen, und ging nunmehr, da er die Bundesgenossen geschlagen sah, über Pirna nach Böhmen zurück.

Friedrich stieß gleich am folgenden Tage mit seinem Heere zu dem des Fürsten von Dessau, und ließ sich am 17. Dec. von diesem das Schlachtfeld zeigen. Bei der ersten Begegnung umarmte der König entblößten Hauptes den alten Feldherrn und dankte ihm öffentlich. Am 18. hielt er in Dresden seinen Einzug, besuchte den zurückgebliebenen Theil der königlichen Familie, tröstete Alle auf das höflichste, und ließ ihnen alle gewohnte Ehre erweisen. Den Ministern legte er seinen ursprünglichen Friedensplan nochmals vor, ohne den geringsten Zusatz in seinen Forderungen zu machen. Aus Wien erschien Graf Harrach mit Vollmachten; nun endlich war der Stolz der Kaiserin-Königin gebeugt. Man

Digitized by Google

war verwundert, den Sieger nichts weiter verlangen zu hören, als die Vollziehung des hannoverſchen Vertrages. Allein er ſelbſt war erſchöpft, und eilte mit ſeinen Feinden abzuſchließen, ehe Rußland, das ſchon längſt gedroht, ſich zu ihnen geſelle. So ward denn ſchon am 25. December 1745 zu Dresden der Friede unterzeichnet. Oeſterreich that zum zweitenmale auf Schleſien Verzicht, und der König von Preußen erkannte den Großherzog Franz als Kaiſer an. Auguſt III. verpflichtete ſich, ſeine Landſtände, außer den bereits erhobenen Contributionen, noch eine Million Thaler an König Friedrich zahlen zu laſſen, worauf die Truppen deſſelben Sachſen ſofort räumten.

Unter dem Jubelgeſchrei ſeines Volkes kam Friedrich am 28. December zu Berlin an. Man holte ihn prachtvoll ein, erleuchtete die Stadt, und überließ ſich ganz dem Rauſche der Freude. Er ſelbſt, in dieſen feſtlichen Tagen zu jeder Handlung reiner Menſchlichkeit doppelt geneigt, fuhr noch am nämlichen Abend zu ſeinem ſterbenden Lehrer Duhan de Jandun, deſſen Krankheit man ihm gemeldet hatte, und erheiterte durch dieſen Beſuch noch die letzten Tage dieſes würdigen Mannes. Wohin er ſich wandte, tönten ihm Lobſprüche, Bewunderung und Dank entgegen. Die Größe der Gefahr, und die Schnelligkeit, mit der er ſie abgewandt, hatten die Gemüther gleich ſtark bewegt. So hatten ſich die Bewohner der verſchiedenen von Preußen's Königen beherrſchten Provinzen noch nie als ein Volk gefühlt. Ein Aufſchwung der Begeiſterung belebte und erfüllte ſie, ein Nationalgefühl, das ſie zu den größten Thaten fähig machte, und eine ehrfurchtsvolle Bewunderung des großen Königs, die ſich auf ihre Nachkommen ungeſchmälert fort und fort vererbt hat.

Die Koſten dieſes Krieges berechnet Friedrich ſelbſt auf acht Millionen. In ſeiner Caſſe fanden ſich nur noch 15,000 Rthlr. Den Sachſen hatte ihr Bündniß mit Oeſterreich fünf Millionen gekoſtet. Der König machte durch die vielen Gefangenen, die preußiſche Dienſte nehmen wollten, ſeine Regimenter bald wieder vollzählig, und legte ſogleich Hand ans Werk, um auch den Schaden wieder gutzumachen, den der Krieg in ſeinem Lande angerichtet hatte.

Digitized by

8. Ausgang des österreichischen Erbfolgekrieges.

Durch die Summe der neuesten Ereignisse, vornehmlich aber durch den Rücktritt Baiern's und Preußen's, war dem österreichischen Erbfolgekriege im Grunde Ziel und Unterlage entzogen worden. Dennoch dauerte der einmal entbrannte vielverzweigte Kampf noch ein paar Jahre fort; theils zu Lande in Italien und den Niederlanden, theils und vorzüglich zur See. Wir gedenken hier nur des Landkrieges, an dem allein Oesterreich betheiligt war. Die Schwankungen desselben waren im Allgemeinen dem Letztern und seinen Verbündeten nicht günstig. Im Feldzuge von 1746 ging die Schlacht bei Raucoux (11. October) und die Gesammtheit der österreichischen Niederlande, bis auf Luxemburg und Limburg, an die Franzosen verloren. In Italien hatten die Kaiserlichen zwar mehr Glück; allein ein Zug, den der General Brown im December nach der Provence unternahm, lief ebenso traurig ab, wie alle früheren Versuche, die Franzosen in ihrem eigenen Lande zu bekriegen. Im folgenden Jahre (1747) eroberten die Marschälle von Sachsen und von Löwendahl auch das ganze holländische Flandern. Diese Bedrängniß der Republik der Niederlande gab Veranlassung, daß die oranische Partei ihr Haupt erhob und, wie im Jahre 1672, gebieterisch Wiederherstellung der seit Wilhelm's III. Tode erledigt gebliebenen Erbstatthalterschaft verlangte, weil der Staat eines Heerführers bedürfe. Die bürgerlichen Magistrate, welche seit 1702 regiert hatten, mußten nachgeben, daß Wilhelm IV., Prinz von Nassau-Oranien, ein Seitenverwandter Wilhelm's III., zum Erbstatthalter erhoben und diese Würde für die männlichen und weiblichen Nachkommen des Fürsten erblich erklärt ward.

Nun wurden Anstalten zu einer nachdrücklicheren Führung des Krieges getroffen. Aber die Erschöpfung der Mächte stimmte sie alle zum Frieden. Ein Congreß trat zur Unterhandlung desselben im Frühjahr 1748 in Aachen zusammen. Am 30. April kamen die Präliminarien zu Stande, und am 18. October, hundert Jahre nach dem westphälischen Frieden, wurde der Hauptfriede unterzeichnet. Das achtjährige Blutvergießen war ohne ein großes Ergebniß geblieben. Alle Eroberungen wurden gegenseitig herausgegeben, bis auf Parma, Piacenza und Guastalla, welches Oesterreich an den spanischen Prinzen Philipp abtrat (so daß Elisabeth von Parma auch ihren zweiten Sohn noch mit einem Fürstenthume versorgt sah), und bis auf ein Stück von Mailand, welches der König von Sardinien erhielt. Die Absicht, die

Digitized by

Krone Karl's VI. vom Haupte seiner Tochter zu reißen und die österreichische Monarchie zu zertrümmern, war verfehlt; Frankreich, Baiern und Sachsen gingen gänzlich leer aus, und die Opfer, welche Maria Theresia an Preußen, Sardinien und Spanien darbringen mußte, standen in keinem Verhältnisse zu den Verlusten, mit welchen sie am Anfange des Krieges bedroht gewesen war.

---

9. Gleichzeitiger Krieg zwischen England, Spanien und Frankreich.

(1739—1748.)

Mit dem österreichischen Erbfolgekriege hatte sich ein Krieg der bedeutendsten Seemächte wider einander verwebt. Wir wollen diesen letztern jetzt in seinem eigenthümlichen Zusammenhange überblicken.

Vermöge des Assientovertrages zwischen England und Spanien, wie er zur Zeit der Utrechter Friedensverhandlungen im J. 1713 abgeschlossen worden war, hatte die englische Südseegesellschaft das Recht erhalten, Sklaven nach dem spanischen Amerika einzuführen, und jährlich ein Schiff von fünfhundert Tonnen mit europäischen Waaren auf die Messe von Portobello zu bringen. Diese Bewilligungen hatten die Folge, daß der Schleichhandel nach jenen Colonien sehr zunahm. Als die spanische Regierung denselben zu hemmen suchte, wurde sie von den Engländern beschuldigt, dabei mit allzugroßer Härte zu verfahren, und sich eine vertragswidrige Untersuchung der Schiffe auf offener See herauszunehmen. Zu den hierüber entstandenen Mißhelligkeiten kam ein Streit über die Provinz Georgia, welche England als einen Theil von Carolina, Spanien als einen Theil von Florida ansehen wollte. Aufs höchste aber wurde der Nationalstolz der Engländer empört, als bei einer Schiffsuntersuchung einem oder mehreren englischen Matrosen, welche Schleichhandel getrieben hatten oder getrieben haben sollten, von den Spaniern die Ohren abgeschnitten wurden. Indeß suchte der Minister Walpole, der wegen der Stärke der Opposition in einem Kriege sich nicht behaupten zu können glaubte, den Frieden zu erhalten; er schloß mit Spanien einen vorläufigen Vertrag zu Pardo (Januar 1739), in welchem verabredet ward, es solle zu Madrid eine Zusammenkunft gehalten werden, um die gegenseitigen Ansprüche beider Völker auf Schifffahrt und Handel in Europa und Amerika sowie die übrigen Streitpunkte

auszugleichen, der König von Spanien aber für die Forderungen engliſcher Unterthanen 95,000 Pfund bezahlen. Wenn nun ſchon die Geringfügigkeit der Summe, die durch eine Gegenrechnung der Spanier bis auf 27,000 Pfund herabfiel, beleidigte, ſo ſchmerzte es den Nationalſtolz noch mehr, daß nicht einmal das Wort Genugthuung in dem Vertrage vorkam; daher ward dem Miniſter Walpole im Parlamente Nichtbeachtung der Würde des engliſchen Volkes und ſeiner Rechte auf das heftigſte vorgeworfen. Die Oppoſition ſprach um ſo lauter und kühner, weil ſie auf die allgemeine Stimmung der Nation rechnete; ſie war eines glücklichen Erfolgs ſo gewiß, daß Vernon, ein ſehr eifriges Mitglied derſelben, ſich anheiſchig machte, mit ſechs Schiffen in kurzer Zeit Portobello wegzunehmen. Der Miniſter mußte endlich nachgeben, da Spanien aufgemuntert von Frankreich und beleidigt durch die ſtolzen Reden und Hoffnungen England's, auf der neuen Zuſammenkunft ſowohl die Bezahlung der verſprochenen Geldſumme unter einem Vorwande verweigerte, als auch wegen der übrigen Streitpunkte einen hohen Ton anſtimmte. England kündigte daher den Krieg an (30. Oct.) und Vernon hielt Wort. Am 3. December ergab ſich ihm Portobello.

Dieſer glückliche Vorfall erregte allgemeine Freude und größere Hoffnungen. Vernon ward mit Führung einer Flotte beauftragt, um in Weſtindien und an den Küſten des ſpaniſchen America Angriffe und Eroberungen zu machen. Anſon ſollte an der andern Seite der Landenge von Darien und an den Küſten von Peru und Chili thätig ſein. Die letztere Fahrt war noch nicht oft verſucht, und man hoffte daher, der unerwartete Schlag werde deſto gefährlicher die Spanier treffen; ja, in Berechnung ihrer geringen Macht in Südamerika, glaubte man durch dieſe kühne Unternehmung England in Beſitz deſſelben ſetzen zu können. Aber beide Unternehmungen entſprachen den Hoffnungen nicht. Nachdem Anſon, unter großen Gefahren und mit Verluſt eines Theils ſeines Geſchwaders, das Cap Horn umſchifft hatte, beunruhigte er zwar die ganze Küſte von Peru und Chili acht Monate lang, und eroberte einige Schiffe, unter andern das reiche jährlich nach Manilla gehende Handelsſchiff von Acapulco; aber ſeinen größern Zweck führte er nicht aus. Er brachte nur anſehnliche Beute und den Ruhm, als glücklicher Abenteurer und Entdecker die ganze Südſee durchſchifft zu haben, nach einer vierjährigen Abweſenheit nach Europa zurück. Eben ſo vergeblich hatte Vernon einen Angriff gegen Carthagena gemacht, und ein anderer auf Cuba war gleichfalls mißlungen.

Das Volk ward über dieſe Fehlſchläge ungeduldig, die Kaufmann-

Digitized by Google

ſchaft beſchwerte ſich über ſchlechte Beſchützung ihres Handels, die Unzufriedenheit gegen Walpole ward immer größer, und die Oppoſition, an deren Spitze ſelbſt der Prinz von Wales ſtand, erhielt ſo ſehr das Uebergewicht, daß Georg II. den Miniſter nur durch Entlaſſung von einer öffentlichen Anklage retten konnte (Februar 1742). Zum Beweiſe ſeiner Gnade erhob er ihn zum Grafen von Oxford. Indeß befriedigte auch das neue in ſich uneinige Miniſterium, deſſen Häupter Lord Carteret und der Graf Newcaſtle waren, die Hoffnungen des Volks nicht. Die Oppoſition beſchwerte ſich, da um dieſe Zeit auch der öſterreichiſche Erbfolgekrieg ausgebrochen war, daß der Krieg gegen Spanien mit geringer Anſtrengung geführt, und alle Sorge auf das feſte Land und auf die Vortheile des mit dem Könige Georg eng verbundenen öſterreichiſchen Hauſes gerichtet werde; ſie nannte Hannover den Abgrund, der die Reichthümer England's verzehre; ein hungriges und unfruchtbares Kurfürſtenthum werde durch die Schätze Großbritannien's bereichert; ſie tadelte es, daß Georg II. am Tage der Schlacht bei Dettingen hannoverſche Feldzeichen getragen habe. Ebenſo mißbilligte ſie, daß ein Theil der Seemacht unter dem Admiral Matthews gebraucht wurde, ſowohl den König von Neapel durch Bedrohung ſeiner Hauptſtadt zur Zurückziehung ſeiner Truppen von den Spaniern und Franzoſen zu zwingen, als auch die ſpaniſchen Unternehmungen gegen Oberitalien, die Don Philipp von Savoyen aus leitete, durch Beunruhigung der italieniſchen und franzöſiſchen Küſten zu hindern. Es ward ſogar im Parlament darauf angetragen, den König zu bitten, den Krieg auf dem feſten Lande zu enden. Doch fiel dieſer Antrag durch.

Dieſe Parteikämpfe im Parlamente regten die franzöſiſche Regierung, die von Fleury's friedfertigem Geiſte nicht mehr beſeelt ward und ſchon mit Spanien ein enges Bündniß geſchloſſen hatte, zu großen Erwartungen auf. Nachdem der Krieg mit England durch einen Kampf des Admirals Matthews und der mit der franzöſiſchen vereinigten ſpaniſchen Flotte am 22. Februar 1744 begonnen und am 15. März förmlich erklärt worden war, beſchloß man in Frankreich, den Stuart'ſchen Prinzen Karl Eduard, Sohn des Prätendenten Jakob III. und Enkel Jakob's II., nach England zu ſchicken, um das hannoverſche Haus vom Throne zu ſtoßen. Karl Eduard und eine große Landmacht unter dem Befehle des Marſchalls von Sachſen wurden eingeſchifft und näherten ſich der Küſte England's, als ein Sturm und die Erſcheinung einer britiſchen Flotte für diesmal den Plan vereitelte. Aber der Prinz ließ ſich nicht abſchrecken, ſondern landete im Juli des folgenden Jahres (1745),

Digitized by Google

als Georg II. in Deutschland und der größte Theil seines Heeres mit dem Herzoge von Cumberland in den Niederlanden war, bei Moydart an der westlichen Küste von Schottland. Er hatte nur ein Schiff und wenige Begleiter; bald jedoch sammelten sich um ihn die Häuptlinge der Hochländer mit ihren Stämmen. An ihrer Spitze rückte er zuerst auf Perth, dann auf Edinburg, welches sich im September ergab. In der Nähe dieser Stadt bei Preston-Pans stellte sich ihm der erste englische Heerhaufe entgegen. Die Hochländer, ohne Reiterei und Geschütz, schlugen ihn mit ihren großen Schlachtschwertern in die Flucht (21. Sept. a. St.). Dieser Sieg verschaffte dem Prinzen Waffen und größeren Anhang. Viele der alten Freunde des Hauses Stuart stellten sich unter seine Fahnen. Zu Fuß, in der Kleidung eines Hochländers, führte er seine Getreuen vorwärts, und drang in England vor bis Derby, nicht fern mehr von London. Aber verkehrte Maaßregeln machten sein Glück rückgängig. Er zeigte den Engländern, daß er die alten Gesinnungen und Grundsätze seiner Familie zu ihnen bringe. Der erwartete Zulauf blieb daher aus; ihm selbst fehlte es an Geld und Geschütz. Frankreich's Hülfe bestand in einigen Truppenhaufen, die in Schottland ausgeschifft wurden. Dagegen bot das englische Ministerium alle Vertheidigungsmittel auf, und rief den Herzog von Cumberland mit englischen und hessischen Völkern aus den Niederlanden herbei. Nach der Ankunft desselben fürchtete der Stuart'sche Prinz abgeschnitten zu werden, und eilte, von dem Herzoge verfolgt, nach Schottland zurück. Bei Falkirk erkämpfte er zwar noch einmal mit seinem kleinen Haufen den Sieg (Januar 1746); aber zu schwach ihn zu benutzen, zog er sich nach dem nördlichen Schottland. Hier wagte er bei Culloden (16./27. April 1746) eine entscheidende Schlacht. Die Tapferkeit der Hochländer unterlag der Menge, ihre Schwerter den Bajonnetten und Geschützen. Der Prinz selbst floh vom Schlachtfelde nach den westlichen Eilanden. Nach vielen und großen Gefahren, stets verfolgt von Spähern, aber immer gerettet durch die Treue und Anhänglichkeit des Volks, das durch den auf seinen Kopf gesetzten Preis von 30,000 Pfund nicht gelockt wurde, gelang es ihm endlich ein französisches Schiff zu erreichen, auf dem er im October 1746 nach Frankreich zurückkam *).

*) Dieser Prinz lebte seitdem von Pensionen, die ihm Frankreich und Spanien zahlten, in Frankreich. Als er dieses Königreich nach dem Frieden verlassen mußte, ging er nach Italien, wo der päpstliche Hof schon seinen Vater Jakob III., erhielt. Nach dessen Tode (1766) vermählte er sich, um sein Geschlecht nicht aussterben zu lassen, mit einer Gräfin Stolberg, die ihm aber keine Kinder

Digitized by

Ueber ſeine Anhänger erging ein ſchweres Gericht. Das ſiegreiche Heer hatte ſchon gegen die Verwundeten und Gefangenen gewüthet, und nach der Schlacht die Beſitzungen und Güter der ſchottiſchen Großen verheert. Nun verloren noch viele ihr Leben auf dem Blutgerüſt; unter ihnen der Graf Kilmarnok und der Lord Balmerino. Andere, welche ihre Güter retten wollten, wurden im Kerker durch den Druck ſchwerer auf ſie gelegter Gewichte getödtet. Um dem Erfolge ſolcher Aufſtände für die Zukunft vorzubeugen, wurden die Hochländer von ihren Häuptlingen getrennt, und Mittel bereitet, ſie zu einer größern Gewerbſamkeit zu erziehen, um in ihnen den Geiſt, der ſie zu dem alten Königshauſe hinzog, zu ertödten.

Während dieſer Bewegungen war Carteret aus dem Miniſterium geſchieden, und Newcaſtle an die Spitze eines neuen getreten, in welchem ſich bald William Pitt ſehr auszeichnete. Auch von dem neuen Miniſterium wurde der Krieg auf dem feſten Lande unterſtützt, ſowohl in Italien wie in den Niederlanden. Dort hatten die Franzoſen und Spanier, nachdem ſich Genua für ſie erklärt und ihnen die Päſſe geöffnet, große Ueberlegenheit gewonnen, und Piemont, Mailand, Parma und Piacenza erobert (1745). Zwar entriß ihnen des Fürſten von Lichtenſtein Sieg bei Piacenza (16. Juni 1746) dieſe Vortheile, und Genua ſelbſt fiel am 6. September in die Hände der Oeſterreicher, die nun in Frankreich einzudringen bedacht waren; aber ein unbedeutender Zwiſt zwiſchen einem Genueſer und einem Oeſterreicher entzündete am 5. December einen Volksaufſtand, durch den die Oeſterreicher nach fünftägigem Kampfe aus Genua wieder vertrieben und ſo am Vordringen in der Provence verhindert wurden. Vergeblich verſuchten ſie, durch eine engliſche Flotte von der Seeſeite unterſtützt, Genua wieder zu erobern.

Nicht glücklicher waren England's Bemühungen, den Siegeslauf des Marſchalls von Sachſen und der Franzoſen in den Niederlanden aufzuhalten. Nach den Siegen bei Fontenoi (1745) und Raucoux (1746) war ganz Belgien in der Gewalt der Franzoſen, und die Grenzwehre niedergeſtürzt, die der Utrechter Friede zur Sicherung Hollands aufgerichtet hatte. Zwar bewirkte die Bedrängniß dieſes Freiſtaates die ſchon erwähnte Wiederherſtellung der Erbſtatthalterſchaft und eine kriegeriſche Ermannung. Dennoch bahnte der Sieg des Marſchalls von Sachſen bei Laffeldt (2. Juli

---

gebar, und ſich ſpäter, ſeiner üblen Launen wegen, wieder von ihm trennte. Er führte den Namen Graf von Albanien, und ſtarb am 31. Januar 1788 zu Rom. Sein jüngerer Bruder, der Cardinal von York, ſtarb erſt 1807.

Digitized by Google

1747) über die Verbündeten unter dem Herzog von Cumberland den Franzosen den Weg zur Belagerung von Mastricht, als am 30. April 1748 durch den unerwarteten Abschluß des Friedens zu Aachen dem Kriege in allen seinen Verzweigungen ein Ende gemacht wurde. König Philipp V. von Spanien war im Jahre 1746 gestorben; sein Sohn Ferdinand VI. (1746—1759) hatte für die italienischen Erwerbungen seines Halbbruders Don Philipp nicht den Eifer seiner Stiefmutter, und wurde von seiner Gemahlin, einer portugiesischen Prinzessin, ganz für England gewonnen. Dieß und das Glück, womit die Engländer die Seemacht und den Handel der Franzosen vernichteten, erweckte in Versailles friedliche Gesinnungen. Anson, der eben mit Ruhm und Beute beladen von seiner Reise um die Welt zurückgekommen war, schlug nebst dem Admiral Warren bei Cap Finisterre im Mai 1747 ein französisches nach Westindien bestimmtes Geschwader; der französische Befehlshaber La Jonquiere mußte sich mit fünf königlichen Kriegsschiffen und sieben Fahrzeugen der indischen Compagnie ergeben, deren reiche Ladung, über fünf Millionen an Werth, auf zwanzig Wagen von Spitehead nach London gebracht wurde. Einige Wochen später fielen vierzig reich beladene Schiffe von S. Domingo in die Hände der Engländer; und im October besiegte Admiral Hawke wiederum ein französisches Geschwader von acht Linienschiffen, deren sechs in seine Gewalt geriethen. Die während eines Jahres erbeuteten Gelder beliefen sich auf achtzehn Millionen Thaler.

Das waren aber auch für England die einzigen und zwar mit großem Aufwande von Gut und Blut gewonnenen Vortheile dieses Krieges. Sogar das eroberte Kap Breton wurde im Aachner Frieden an Frankreich zurückgegeben, um die Verluste der vereinigten Niederlande damit auszulösen. Ueber das Recht der Spanier, britische Schiffe in Westindien zu visitiren, worüber der Streit ausgebrochen war, ward gar nichts festgesetzt. Der Assiento wurde den Engländern, für die Unterbrechung während des Krieges, auf vier Jahre verlängert, aber bald darauf von Spanien mit 600,000 Thalern abgekauft, um den Streitigkeiten, die aus demselben entstanden, ein Ende zu machen.

Auf die achtjährige kriegerische Bewegung Europa's folgten nunmehr acht Jahre der Ruhe und des Friedens, die sich für Friedrich den Großen zu einem Jahrzehnd erweiterten.

Digitized by Google

10. Friedrich's II. Privatleben.
(1746—1756.)

Auf Friedrich's Charakter hatten die glücklichen Erfolge seiner ersten Unternehmungen den günstigsten Einfluß. Sie stärkten sein Vertrauen zu sich selbst, und befestigten jenen edlen Stolz in ihm, nicht einen Augenblick den König zu vergessen, sondern durchaus selbst Alles zu thun und zu sehen, und auch in dem friedlichen Theile seiner Regierung dieselbe Einsicht und Kraft zu zeigen, durch die er im Kriege so Großes vollführt hatte. Als der erste Mann in seinem Staate, wollte er auch der thätigste sein, wozu Natur und Gemüthsart ihn ohnehin antrieben. „Du hast Recht, schreibt er einmal an Jordan, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang" (H. W. VIII, 182). Aber sein Arbeiten war nicht eine verworrene, planlose Geschäftigkeit. Der Geist der Ordnung waltete über seinen kleinsten Beschäftigungen. Der früh entworfene Plan seines Lebens blieb bis an sein Ende unverändert. Fast jede Stunde hatte ihre genaueste Bestimmung. Nichts aufschieben war sein fester Grundsatz, von dem weder Müdigkeit noch übles Wetter, noch eine Lieblingsneigung ihn abbringen konnten. Schon um vier Uhr des Morgens stand er im Sommer auf; ja zur Berliner Musterung war er um diese Zeit schon auf dem Pferde. Von dem Augenblicke an, da er das Bett verließ, bis zu dem, da er sich wieder niederlegte, war er gestiefelt. Zum An- und Auskleiden, ja selbst zum Frisiren bediente er sich keiner fremden Hülfe. Sein erster Gang war an den Schreibtisch, auf welchem er die in der Nacht eingegangenen Briefe fand. Die wichtigeren las er selbst, von den übrigen hatten die Cabinetsräthe kurze Auszüge zu machen. Dann hörte er die Berichte der Adjutanten an, gab Befehle, trank Kaffee, und griff zu seiner Flöte. Wohl zwei Stunden lang spazierte er blasend aus einem Zimmer in das andere, und oft hat er erzählt, wie ihm mitten unter diesen Phantasien unmerklich eine Menge ernster Gedanken und neuer Entschlüsse über die wichtigsten Gegenstände durch den Kopf gegangen seien. Wenn er die Flöte weglegte, traten die Cabinetsräthe mit ihren Auszügen herein. Er sagte ihnen hierauf, was auf jeden Brief oder auf jede Eingabe eines Ministers geantwortet werden solle, schrieb auch oft ein Paar lakonische Worte an den Rand. So sehr er die französische Sprache der deutschen vorzog, so gab er doch auf alles deutsch Eingereichte eine deutsche Antwort, und die deutsche Sprache war und blieb die Dienstsprache. Alles ward mit Pünktlichkeit und Kürze

Digitized by Google

abgemacht. Nach der Beendigung der Cabinetsgeschäfte zog er die Uniform an, nahm ein Buch zur Hand, oder schrieb Briefe. Das Lesen geschah laut, und mit reiner, deutlicher Stimme. Mit dem Schlag zwölf Uhr ging er zur Tafel, die mit mancherlei Leckerbissen seiner Köche besetzt war, deren Küchenzettel er sich schon Morgens früh zur Durchsicht hatte bringen lassen. Diese Art des sinnlichen Genusses erlaubte er sich um so unbedenklicher, als er denselben jedesmal durch die reizendsten geistigen Genüsse veredelte. Seine Tischgesellschaften sind berühmt. Er wählte dazu nicht bloß die geistreichsten und gebildetsten unter seinen Offizieren, sondern vergrößerte diesen Zirkel auch durch mehrere ausgezeichnete Humoristen und Gelehrte, besonders aus Frankreich, die er an seinen Hof zog. Am liebsten führte er die Unterhaltung selbst. Er sprach schnell und fließend, und sein ungeheures Gedächtniß, seine Erfahrung, seine Belesenheit und sein Witz ließen es nie an Stoff fehlen. Wer nicht geläufig französisch sprach, hörte bloß zu; von andern hörte er gern Einwendungen, und er haßte diejenigen Zuhörer, die nur alles trocken bejahten. Nach der Tafel blies er wieder eine halbe Stunde auf der Flöte; dann unterzeichnete er die unterdessen im Cabinet abgefaßten Briefe, trank Kaffee, und besah seine Anlagen. Die Stunden von vier bis sechs waren gewöhnlich seinen schriftstellerischen Arbeiten gewidmet. Von sechs bis sieben dauerte das Concert, in welchem er drei Solo's zu spielen pflegte, auch wohl von Quantz oder einem andern Künstler eins hörte, wobei aber kein Nichtmusiker zugelassen ward. Nach diesem ging die Abendmahlzeit an, die in so geistreicher Gesellschaft oft bis Mitternacht währte, und in welcher ein witziger Einfall den andern jagte. Voltaire selbst gesteht, daß diese Abendmahlzeiten wahre sokratische Gastmähler gewesen seien. Erst nach dem siebenjährigen Kriege versagte er sich aus diätetischen Gründen das Essen zu Nacht, und nun verwandelten sich die Tischstunden in Lesestunden, in denen er sich mit einem hinzugezogenen Gelehrten über das Gelesene unterhielt.

In der Eintheilung des Jahres machten die festgesetzten militärischen Geschäfte die Hauptabschnitte. Hier blieb fast Alles bei der von Friedrich Wilhelm I. eingeführten Ordnung. Bestimmt am 17. und 18. Mai war bei Potsdam die Truppenmusterung, am 21. bis 23. bei Berlin, am 26. bis 28. bei Magdeburg, am 2. Juni bei Küstrin, am 3. und 4. bei Stargard, am 8. bis 10. in Preußen. Nach einer Brunnencur in Sanssouci, seinem Sommeraufenthalte, trat er am 14. August die Musterungsreise nach Schlesien an. In der ersten Hälfte des September besah er das Artilleriecorps, und vom 21. bis 23. war wieder in Potsdam Herbstmanöver. Gegen das Ende des November bezog er das Schloß zu Potsdam, und

Digitized by Google

während der Carnevalszeit (24. Dezember bis 24. Januar) wohnte er in Berlin.

Auf seinen Reisen erkundigte er sich nach Allem, merkte sich Alles, und überraschte gern durch scheinbare Allwissenheit. Die Amtleute und Landräthe mußten oft neben seinem Wagen herreiten und von ihren Angelegenheiten erzählen. Mit Bauern und geringen Leuten redete er treuherzig, mit Vornehmen zurückhaltend und kurz. Einen Staatsrath hatte er nicht. Seine Minister mußten Alles schriftlich an ihn berichten, und erhielten die königliche Verfügung wieder schriftlich aus dem Cabinette. Seine Eifersucht auf eigenes Ansehen war so groß, daß er selbst einen guten Vorschlag rasch verwarf, wenn ihm derselbe nicht in der Gestalt einer bescheidenen Anfrage oder Muthmaßung vorgelegt ward; doch ließ er darum das Gute selbst nicht verloren gehen, sondern brachte es gewöhnlich bald darauf als seinen eigenen Gedanken wieder vor. Am wenigsten duldete er, wenn andere in seinem eigenen Lande sich eigenmächtige und willkürliche Handlungen erlaubten. Bauern, welche von ihren Edelleuten hart behandelt wurden, fanden in ihm gewiß den kräftigsten Vertreter.

Den Künsten wandte Friedrich gleichfalls seine Pflege zu. Mit dem Anfange seiner Regierung hatte der Geheime Finanzrath von Knobelsdorf den Bau des trefflichen Berliner Opernhauses begonnen, und am 1 December 1742 ward schon die erste Oper (Kleopatra und Cäsar von Graun) darin aufgeführt. Italien und Frankreich lieferten die Sänger und Tänzer. Der König beschäftigte sich so lebhaft auch mit diesen Dingen, daß er selbst die Proben besuchte, mit den Sängern sprach, und vieles nach eigenen Gedanken anordnete. Die Bibliothek ward ansehnlich vermehrt, eine Münzsammlung angelegt, und 1742 eine schöne Sammlung von Antiken gekauft (für 22,500 Thaler), die der Cardinal Polignac in Italien zusammengebracht hatte. Zu einer Bildergalerie ward erst späterhin ein Anfang gemacht, weil der sparsame Monarch sich selbst die Befriedigung einer Lieblingsneigung nicht eher erlaubte, als bis die dazu bestimmte Casse wieder gefüllt war. Denn bis an sein Ende hielt er an dem haushälterischen Grundsatz, nie die Cassen zu vermischen.

Berlin und Potsdam verschönerten sich nun von Jahr zu Jahr. Das große und schöne Invalidenhaus ward 1747 fertig, und der Bau der katholischen und der Domkirche angefangen. Als 1750 aus dem abgebrochenen alten Dom die messingenen Särge der Kurfürsten in den neuen gebracht wurden, ließ der König den des großen Friedrich Wilhelm öffnen, betrachtete lange schweigend die noch sehr kenntlichen Züge, und sagte dann zu seinen Begleitern: „Messieurs, der hat viel gethan." Um diese Zeit

Digitized by Google

wurde auch das abgebrannte Schmiedeberg neu wieder aufgebaut. In Neustadt-Eberswalde ward eine ganze Vorstadt von funfzig Häusern für die Messer- und Scheerenschmiede errichtet (1750). Im Jahre 1749 erhielt Berlin eine Zuckersiederei. Den Oderbruch und andere Gegenden urbar zu machen, wurden viele Colonisten ins Land gezogen.

Das schöne Sommerschloß Sanssouci, dessen Bau 1745 nach Knobelsdorf's Rissen angefangen worden war, wurde am 1. Mai 1747 durch ein fröhliches Fest eingeweiht. Hier verlebte Friedrich im Schooße der Musen und der Freundschaft seine glücklichsten Stunden; aber es schien, als wollte das Schicksal selbst ihn jener zarteren Gefühle immer mehr entwöhnen. Zwei seiner liebsten Gesellschafter, Jordan und Kaiserling, hatte ihm der Tod schon im Sommer 1745 entrissen; ihnen folgte 1747 der gleich innig von ihm geschätzte Generalmajor von der Golz, und 1751 der Generallieutenant Graf von Rothenburg. Beide letztere besuchte der König selbst mit sichtbarer Bewegung in ihrer Krankheit, und oft hörte man ihn nachher noch ausrufen: „Warum mußte ich diese Männer verlieren!" Mit großem Schmerze trennte er sich auch von dem schwedischen Gesandten, Grafen von Rudenskjold (1748), den man in Berlin nur den Ministre favori nannte. La Mettrie, welcher wegen seines rohen, leichtsinnigen und oberflächlichen Materialismus in Frankreich und Holland verfolgt wurde, in Berlin Schutz fand, und dem Könige wegen seines Witzes und seiner Scherze gefiel, starb 1751. Algarotti, Darget und Chasot verließen ihn das Jahr darauf, und es blieb ihm Niemand als der Marquis d'Argens, der Präsident Maupertuis, Lord Maréchall, ein Bruder des Feldmarschall's von Keith *), und der Baron Pöllnitz. Der letztere diente nur zum Ziel des königlichen Witzes. An Maupertuis achtete Friedrich die Kenntnisse, und an Lord Maréchall die ausgezeichnet biedere Sinnesart. Von allen dreien vereinigte der hypochondrische Marquis d'Argens etwas in sich. Nur ein Charakter wie der seinige konnte eines Friedrich's Freundschaft beinahe dreißig Jahre lang festhalten. Er

*) Diese beiden Schotten, welche bei der Empörung des Jahres 1715 die Partei des Prätendenten genommen, und deswegen aus ihrem Vaterlande hatten fliehen müssen, nahm Friedrich in seine Dienste. Keith's Heldentod wird noch später erwähnt werden. Der ältere Bruder hatte während des siebenjährigen Krieges als preußischer Gesandter in Madrid Gelegenheit, der englischen Regierung einen so wichtigen Dienst zu leisten, daß ihm die Rückkehr gestattet ward. Auf Friedrich's Bitten ging er aber wieder an dessen Hof, wo er 1778 starb. Vgl. Lord Dover, Life of Frederic the second, Vol. I. p. 414. Varnhagen v. Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith, 1844.

Digitized by

war geistreich genug, um den wohlgelaunten König zu unterhalten, biegsam genug, um dem übelgelaunten zu rechter Zeit auszuweichen, und gutmüthig genug, um seinem hohen Gönner, trotz manchem bittern Scherze, von ganzem Herzen ergeben zu bleiben.

Ohne diese letztere Eigenschaft mußte der vertraute Umgang mit einem Könige von Friedrichs Geiste allerdings eine gefährliche Sache sein. Wenn zu so viel Witz und so viel Aufgelegtheit, die Fehler Anderer hervorzuziehen, noch das Bewußtsein der entschiedensten äußern Ueberlegenheit hinzukommt, so sind Schonung und Mäßigung nicht zu erwarten. Erwägt man, daß die Gereizten sich keineswegs waffenlos fühlten, daß aber der Gebrauch ihrer Waffen gegen den König eine sehr mißliche Sache war: so wird man es ganz begreiflich finden, daß die besten Köpfe sich in dieser peinlichen, wiewohl sehr glänzenden Gesellschaft nicht lange gefielen, und daß z. B. der französische Mathematiker d'Alembert selbst einen Jahrgehalt von sechstausend Thalern ausschlug, um nur dieser Gesellschaft zu entgehen *).

Nicht so klug war Voltaire, und doch hatte dieser gerade das Meiste zu fürchten. Wir wissen, daß der König ihn gleich nach dem Antritt seiner Regierung in Cleve kennen lernte. Nachher kam er als Kundschafter zweimal, 1740 und 1743, auf acht Tage nach Berlin, von denen jeder Tag dem Könige, wie er in einem Briefe an Jordan klagt, fünfhundertfunfzig Thaler kostete; und endlich (1750) ließ er es sich, nach dem Tode der Marquise du Chatelet, auf vieles Zureden Friedrich's gefallen, seine Wohnung in Sanssouci aufzuschlagen. Der sonst so sparsame Monarch gab ihm die gewünschten 4000 Thaler Reisegeld, ferner ein Jahrgehalt von 3000 Thalern für sich und 2000 für seine Nichte, Madame Denis, nebst freier Wohnung im Schlosse, auch freier Tafel und Equipage, und machte ihn nach Begehr zum Kammerherrn sowie zum Ritter des Verdienstordens. Bei seiner Ankunft ging er ihm bis an den Wagen entgegen, umarmte ihn, und führte ihn selbst in seine Zimmer. In seiner Gesellschaft wollte er durchaus nicht König sein; willig huldigte er dem Geiste, den er über den seinigen setzte, und war eine Zeitlang entzückt über seine neue Erwerbung. Aber die Nähe minderte die Bewunderung, da der Bewunderte so große Fehler und Mängel zeigte. Man erzählt, daß der Mann, der in seinen Werken die edelsten Gesinnungen zur Schau trug, heimlich die halb abgebrannten Wachs-

*) Beispiele von Friedrich's muthwilligeren Scherzen kann man finden in Stein's Charakteristik I. S. 101 und III. S. 220.

Digitized by Google

lichter aus dem Schlosse eingesteckt habe, um sich eine Ausgabe zu ersparen, ja daß er in starken Verdacht eines betrügerischen Handels mit einem Berliner Juden gerathen sei. Friedrich sah dieses gepriesene Genie mit der Wuth eines eifersüchtigen Weibes auf jeden Andern losfahren, der sich außer ihm anmaßte, mit dem Könige zu sprechen, und mit hämischer Bosheit diejenigen verlästern, deren moralischen Werth er nicht aufzuwiegen sich bewußt war. In den Abendunterhaltungen ließ er durchaus Keinen neben sich aufkommen, als Friedrich allein, und schlug nicht selten, wenn Alles in der besten Laune war, einen der Andern auf eine so unartige Weise nieder, daß es den König selbst verdroß. Den giftigsten Neid ergoß er auf Maupertuis; und nicht genug, ihn persönlich zu kränken, wollte er ihn in einer beißenden Schmähschrift vor der ganzen Welt lächerlich machen. Der König nahm sich des Gekränkten an, allein Jener gab die Schrift trotz dem Verbot heraus. Es kam hierauf zu heftigen Reibungen. Friedrich ließ die Schmähschrift auf den öffentlichen Plätzen von Berlin durch Henkershand verbrennen, worauf Voltaire ihm das Jahrgehaltsversprechen, den Orden und den Kammerherrnschlüssel zurücksandte. Es erfolgte zwar bald eine Versöhnung, der König schickte ihm die Ehrenzeichen aufs Neue zu, aber das gute Verhältniß war nicht von Dauer und konnte es nicht sein. Voltaire benutzte eine Gelegenheit, nach Frankreich zurückzugehen (1753), und um sich noch einen Gewinn zuzueignen, steckte er heimlich ein Heft Gedichte vom Könige ein, die er in Frankreich gegen ein ansehnliches Honorar drucken lassen konnte. Da der König die Gedichte vermißte, ward er so aufgebracht, daß er ihn in Frankfurt am Main so lange festhalten ließ, bis er die Handschrift, die noch in Leipzig war, herbeigeschafft hatte; auch mußte er Orden und Schlüssel wieder herausgeben *). Diese allerdings unangemessene und gehässige Behandlung von Seiten eines großen Königs, von dessen Freundschaft Voltaire vorher so viel Rühmens gemacht hatte, war ein Fest für die Pariser; aber eben darum machte sie den Poeten nur desto wüthender. In Versen und in Prosa rächte sich Voltaire auf unwürdige Weise an Friedrich dem Schriftsteller, dem Könige und dem Menschen. Noch nach seinem Tode erschienen in dieser Richtung Memoiren über sein Leben, von ihm selbst geschrieben, die auch unter

*) Preuß, Friedrich der Große, Bd. I. S. 257. Derselbe, Friedr. d. Gr. mit s. Verwandten und Freunden, 1838, S. 199. Daß sich Friedrich in seinem Verfahren gegen Voltaire übereilt habe, gestand er später selbst zu. S. Stenzel, a. a. O. Bd. IV. S. 360. Ranke, a. a. O. Bd. III. S. 463.

Digitized by Google

dem Titel „Privatleben Friedrich's II." ins Publicum gebracht wurden, und die ein wahres Meisterstück boshafter Verläumdung sind; denn sie bestehen aus einer Menge von Lügen, deren jede mit etwas Wahrem künstlich vermischt ist, und die alle so keck hingestellt und dabei so anziehend werden, daß auch ein Wohlunterrichteter leicht irre geführt werden kann. Von der Tafel des Königs z. B. sagte er, sie sei so gut gewesen, als sie es in einem Lande sein könne, wo es weder Wildpret noch Hühner, noch erträgliches Schlachtfleisch gebe, und wo man den Weizen aus Magdeburg müsse kommen lassen*). Was den König am meisten verdroß, war die Dreistigkeit, womit Voltaire 1758 zu Lyon dessen Gedichte herausgab, von denen er zu diesem Zweck wahrscheinlich schon in Sanssouci eine Abschrift hatte machen lassen. Dennoch trat eine äußerliche Versöhnung ein, so daß diese beiden ausgezeichneten Geister in ununterbrochenem Briefwechsel blieben bis an Voltaire's Tod.

Erfahrungen wie die angedeutete haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, Friedrich's der Freundschaft sonst so empfängliches Herz allmählig zu verhärten, und ihn gegen die Menschen mißtrauischer und verschlossener zu machen. Weiblichem Umgange hatte er sich ohnehin seit seiner Thronbesteigung schon entzogen. Die einzigen Geschöpfe, deren Liebkosungen er sich ohne allen Argwohn hingab, waren seine Windspiele; und schon aus der Anhänglichkeit und Sorgfalt, die er diesen Thieren erwies, kann man entnehmen, welch' ein Bedürfniß treuer Liebe in seinem Herzen war. Es ist bekannt, daß seine jedesmalige Favoritbündin auf seinem Bette schlafen mußte, daß er ihr ein Paar gleichartige Gesellschafter hielt, daß die ganze kleine Gesellschaft täglich von einem Bedienten spazieren geführt und dem Könige auf seinen Reisen nach Berlin in einer sechsspännigen Kutsche nachgefahren wurde, daß der Leichnam eines dieser Thiere, das während seiner Abwesenheit gestorben war, in einem Sarge in seinem Bibliothekzimmer bis zu seiner Rückkehr aufbewahrt werden mußte, und daß er allen seinen Lieblingen in dem Garten von Sanssouci kleine Grabsteine hat setzen lassen, welche die Namen der Begrabenen als Inschrift führen.

---

*) Man hat die Aechtheit dieser Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire, écrits par lui-même (in der Zweibrücker Ausgabe der Werke T. 100) zwar bezweifelt, allein mit ungenügenden Gründen. In jedem Fall bleibt Beaumarchais' Bemerkung sehr richtig, daß, weil diese Schrift Alles enthält, was die Rachsucht nur eingeben kann, sie dem, was der Verfasser nothgedrungen zum Lobe von Friedrich's Geist, Muth u. s. w. sagen muß, nur ein stärkeres Gewicht ertheilt. Vgl. Preuß, a. a. O. S. 255.

Digitized by Google

Waren literarische Arbeiten für Friedrich der höchste Genuß und die liebste Erholung: so entzog er doch keinen Augenblick den ihm obliegenden Geschäften; denn dazu sei er geboren, sagte er, sie zu verwalten. „Ein Fürst," äußerte er in seinem politischen Testamente, „der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, ist nicht allein auf dem Throne unnütz, er macht sich sogar eines Verbrechens schuldig; denn nicht dazu ist der Fürst zu einem so hohen Range erhoben, nicht dazu hat man ihm die höchste Gewalt anvertraut, damit er in Ueppigkeit lebe, sich mit den Gütern des Volkes mäste und glücklich sei, während alle Welt leidet. Der Fürst ist der erste Diener des Staats; er ist gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung anständig zu vertreten; aber man verlangt von ihm, daß er wirksam für das Wohl des Staates arbeite und wenigstens die Hauptgeschäfte mit Aufmerksamkeit leite."

---

11. Veranlassung und Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

(1756.)

Die Stellung, welche der König von Preußen durch eine Reihe erfolgreicher Siege und durch die Erwerbung einer ansehnlichen Provinz jetzt in der Reihe der europäischen Staaten einnahm, war noch zu neu, und schien noch zu wenig befestigt, als daß nicht hier der Verdruß über die erlittene Einbuße und der gekränkte Ehrgeiz, dort der Neid mit dem jede wachsende Größe betrachtet wird, sich mit der Hoffnung hätten schmeicheln sollen, ihn bald wieder in seine vorige Lage herabzudrücken. Im Herzen Maria Theresia's war der Gedanke an Schlesien's Verlust ein unverschmerzlicher Dorn. Elisabeth, Rußland's Beherrscherin, betrachtete mit nicht minder eifersüchtiger Regung das kühne Emporstreben des Nachbars, und in Sachsen regierte noch als Alles vermögender Minister der Graf von Brühl, der Friedrich II., weil dieser nie anders als verächtlich von ihm zu sprechen pflegte, persönlich haßte, und aus Rachsucht unaufhörlich den glühenden Haß der beiden mächtigeren Höfe zu vermehren trachtete.

Schon am 2. Juni 1746 war ein Bündniß zwischen Rußland und Oesterreich zu gegenseitiger Hülfsleistung im Fall eines Angriffs geschlos-

Digitized by Google

ſen worden. Die wahre Abſicht des Vertrages aber war in einem geheimen Artikel enthalten. Vermöge deſſelben machte ſich die Kaiſerin Eliſabeth anheiſchig, der Kaiſerin-Königin zur Wiedereroberung Schleſien's und der Grafſchaft Glatz beizuſtehen, wenn Friedrich je den Dresdner Frieden durch einen Krieg mit Rußland, Oeſterreich, Sachſen oder Polen bräche; eine Gewährleiſtung, in welcher ſich der geheime Wunſch, den angenommenen Fall herbeigeführt zu ſehen, ſchwerlich verkennen läßt*). Sachſen verſchob ſeinen Beitritt, bis es nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges mit größerer Sicherheit handeln könne. Indeß unterließ Brühl nichts, das von ihm beſonders ſehnlich gewünſchte Ziel zu erreichen, und zeigte ſich vorzüglich geſchäftig, Eliſabeth's Abneigung gegen Friedrich zu erhalten und zu verſtärken. Spottreden, die dieſem an der Tafel über die Kaiſerin entfallen waren, wurden ihr mit Uebertreibungen hinterbracht oder auch ganz erdichtet. Friedrich war mit allen dieſen Umtrieben vollſtändig bekannt, da er durch einen beſtochenen Secretair im Dresdner Cabinette Abſchriften ſowohl von den geheimen Artikeln jenes Vertrages als von Brühl's vertrautem Briefwechſel mit den Geſandten an den beiden Kaiſerhöfen und anderen Staatsmännern erhielt.

Während dieſer Zunder zu einem neuen Kampfe bereit lag, kam, aus weiter unten zu erzählenden Urſachen, im Jahre 1755 ein Seekrieg zwiſchen Frankreich und England zum Ausbruch und drohte, da Hannover den Franzoſen einen Gegenſtand des Angriffs darbot, ſich auch auf das feſte Land zu verbreiten. Da kam die beiderſeitige Abſicht, ſich Verbündete zu verſchaffen, bald in Berührung mit jenem in den Anſchlägen zu Preußen's Verkleinerung liegenden Gährungsſtoffe. Nach den Verhältniſſen des öſterreichiſchen Erbfolgekrieges wäre der wichtigſte Bundesgenoſſe England's in Deutſchland Oeſterreich geweſen; da dieſe Macht aber angefangen hatte, ſich dem franzöſiſchen Hofe zu nähern, fürchtete Georg II., daß ſie ſich einem Angriffe des letztern auf Hannover nicht widerſetzen würde. Er wandte ſich daher an Friedrich II., der den geringen Nutzen einer Verbindung mit Frankreich im zweiten ſchleſiſchen Kriege erfahren hatte. Dem engliſchen Botſchafter Legge hatte er bei Gelegenheit des Aachener Friedens geſagt: er kenne die Weiſe des franzöſiſchen Hofes, der an ſeine Verbündeten ſtets die größten Forderungen mache, zu gut, und wiſſe, daß ein Verbündeter der Franzoſen ſein ſo viel heiße als ihr Sklave ſein**). Daher ging er jetzt auf jenen Antrag ein, und ſchloß am

*) Stenzel, a. a. O. Bd. IV. S. 367 f.
**) Raumer, Beiträge, Th. II. S. 227.

Digitized by Google

16. Januar 1756 ein Bündniß mit England, in welchem beide Theile sich verpflichteten, nicht zu dulden, daß eine fremde Macht Truppen in Deutschland einrücken lasse. Friedrich hoffte dadurch auch Rußland, als Bundesgenossen England's zu versöhnen. Hierin sah er sich aber völlig getäuscht. Elisabeth's Haß gegen ihn war so groß, daß sie vielmehr darüber mit England brach.

Oesterreich dagegen gelangte durch den Vertrag zwischen Preußen und England zu dem ersehnten Ziele einer Verbindung mit Frankreich. Der kaiserliche Minister Graf (nachher Fürst) von Kaunitz setzte seinen ganzen Ehrgeiz darein, diese von den Staatsmännern kaum für möglich gehaltene Vereinigung zu Stande zu bringen, und sparte als Gesandter am französischen Hofe kein dazu führendes Mittel. Es gelang ihm, die damals allmächtige Buhlerin des Königs, die Marquise von Pompadour, für seinen Plan zu gewinnen, und selbst die Kaiserin vergaß aus Rachsucht gegen Friedrich ihren Stolz so sehr, daß sie der Pompadour die schmeichelhaftesten Briefe schrieb. Alle Einwendungen einsichtsvoller französischer Staatsmänner blieben fruchtlos. Am 1. Mai 1756 wurde zu Versailles das Bündniß zwischen zwei Staaten abgeschlossen, deren gegenseitige Eifersucht seit Jahrhunderten den Mittelpunkt der europäischen Politik ausgemacht hatte. Da es aber keine großartige, aus Friedens- und Gerechtigkeitsliebe hervorgehende Gesinnung war, welche diese Versöhnung zu Stande brachte, so änderte sich nur die Stellung der Staaten zu einander, nicht das alte Triebwerk der europäischen Politik. Für Frankreich war bei der neuen Verbindung gar kein Vortheil abzusehen. Indem es die Richtung, die seine Staatskunst durch Franz I., Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. gegen Oesterreich genommen hatte, verließ, wurde es nicht gerechter; und indem es zugleich seine politische Selbständigkeit aufgab, um den Zwecken seines bisherigen Gegners zu dienen, erschien es verächtlich.

Um dieselbe Zeit zog die russische Regierung in Livland und die österreichische in Böhmen zahlreiche Truppenmassen zusammen. Friedrich, durch die Nachrichten, die er aus Dresden über die fortgehenden Verabredungen erhielt, aufgeregt, zweifelte nicht, daß das Ungewitter in kurzer Frist losbrechen werde. In dieser Ueberzeugung glaubte er der drohenden Gefahr nicht nachdrücklicher begegnen zu können, als wenn er selbst den Angriff mache, um die Feinde zu überraschen, ehe sie ihre Rüstungen vollendet haben konnten. Er betrachtete den bevorstehenden Kampf vor allem aus dem Gesichtspunkt der Ehre. Jeder Gedanke an Eroberung lag ihm fern; er erklärte dem englischen Gesandten Mitchell Ende Juli, daß er

Digitized by Google

zu behalten begehre, was er besitze, aber keineswegs die Absicht hege, neue Erwerbungen zu machen. Er wollte die einmal errungene Stellung durch Energie behaupten, sie nicht durch heimliche Intriguen untergraben lassen. „Schauen Sie mir ins Gesicht!" rief er dem beschwichtigenden Gesandten zu — „Glauben Sie, daß meine Nase gemacht sei, um Nasenstüber zu empfangen? Bei Gott, ich werde sie mir nicht gefallen lassen! Ich werde diesen Leuten da nicht nachgeben! Diese Dame (auf das Bild der Maria Theresia deutend) will Krieg haben, und sie soll ihn bald haben; ich muß diese Verschwörung zu brechen trachten, bevor sie zu stark wird"*). Auch an den König von England schrieb er: „Besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen." Seine Absicht war, zuerst sich Sachsen zu versichern, es mit Gewalt zu seinem Bundesgenossen zu machen, und dann über Böhmen herzufallen. Allein schon auf der Hälfte des Weges hemmten ihn unerwartete Hindernisse.

Der Anfang war des großen Schauspiels würdig, das sich jetzt eröffnen sollte. Siebzigtausend Preußen brachen plötzlich auf, um in Sachsen einzufallen. Am 29. August 1756 hielt der Gesandte Friedrich's in Dresden um freien Durchzug an, und zugleich betraten auch schon die preußischen Colonnen den sächsischen Boden. Wittenberg, Torgau, Leipzig und viele andere Städte wurden besetzt, und die Hauptstadt selbst sah am 9. September die Preußen in ihren Mauern. Der erschrockene König von Polen flüchtete mit seinem Minister Brühl in das Lager seines Feldmarschalls, des Grafen Rutowsky, der in der Eile 18,000 Krieger zusammengebracht hatte. Brühl's Gedanke war, mit dieser Schaar nach Böhmen hinüber zu gehen, und daselbst den kaiserlichen Feldmarschall Browne zu verstärken. Aber auf des französischen Gesandten Broglio umsichtigeren Rath beschloß man, ein festes Lager zwischen Pirna und Königstein zu beziehen, und dadurch die Preußen aufzuhalten und den Oesterreichern Zeit zu verschaffen.

Da es indeß Friedrich's Absicht Anfangs gar nicht war, gegen Sachsen feindlich zu verfahren, sondern vielmehr es auf seine Seite zu bringen, gebot er nicht nur seinen Truppen die größte Mäßigung, sondern trat auch mit August III. in einen Briefwechsel. Aber der König von Polen, d. h. Brühl, gelobte nichts als Neutralität, ein wenig genügendes Versprechen, das zu nichts führen konnte. Wie hätte man einem Brühl trauen, und einen Feind im Rücken lassen können, der die Zufuhr auf der

*) Ad. Schmidt, Zeitschrift für Geschichtswissensch. Bd. I. S. 134 ff. Derselbe, Preußen's deutsche Pol. S. 7.

Digitized by Google

Elbe, ja das Heer selbst so leicht abschneiden konnte! Es blieb also bei der Feindschaft, und so war es auch für Friedrich zuträglicher. Er konnte sich nun der Hülfsquellen dieses reichen Landes bedienen, ohne einem Bundesgenossen von seinen Unternehmungen Rechenschaft ablegen zu dürfen. Die wohlversehenen Zeughäuser zu Dresden, Weißenfels und Zeiz wurden ausgeräumt, und die Waffen sammt dem Geschütz nach Magdeburg geschafft. Das ganze sächsische Conferenzministerium ward außer Thätigkeit gesetzt, und eine preußische Landesverwaltung in Dresden angeordnet. In Torgau bildete sich ein Kriegscommissariat, das durch Ausschreiben allen Einnehmern kurfürstlicher Gefälle im ganzen Lande gebot, dieselben nicht mehr an den Landesherrn, sondern an den König von Preußen zu entrichten. Allenthalben wurden die öffentlichen Cassen, desgleichen die Bergwerke, die Münze und die Porzellanfabrik in Beschlag genommen, und die Kanzeleien versiegelt. Das Eigenthum der Unterthanen ward dagegen auf alle Weise geschont, Friedrich selbst legte in sein Betragen alle ersinnliche Artigkeit. Er ließ die Königin von Polen in Dresden höflich begrüßen, nahm von allen Standespersonen Besuche an, und hielt offene Tafel vor unzähliger Zuschauer Augen.

Unterdeß liefen schon kaiserliche Mandate, Aufforderungen und Abmahnungen im deutschen Reiche umher. An Friedrich selbst erging ein solches „Dehortatorium" vom 13. Sept., worin er von dem Reichsoberhaupte ermahnt ward, von seiner „unerhörten, höchst sträflichen Empörung" abzustehen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und seine Truppen wieder zurückzuziehen. In einem andern Schreiben ward allen seinen Generalen und Kriegsobersten befohlen, ihren Herrn zu verlassen. Friedrich ließ dagegen eine ausführliche Erzählung aller gegen ihn geschmiedeten Ränke sammt den Urkunden drucken, deren Originale sich er jetzt aus dem Dresdner Archiv verschafft hatte. Vergeblich hatte die Königin von Polen sich persönlich der Eröffnung der Schränke widersetzt; erst als ihr erklärt wurde, daß man Befehl habe, im Nothfall Gewalt zu gebrauchen, gab sie nach; ein Theil der Schränke mußte durch einen Schlosser geöffnet werden.

Friedrich, der jetzt so gern unverweilt nach Böhmen geeilt wäre, sah sich zu seinem Verdrusse durch die Stellung der Sachsen in ihrem unangreifbaren Lager daran verhindert. Ueber vier Wochen mußte er sie wie in einer Festung belagern, und nur vom Hunger konnte er ihre Uebergabe erwarten, wenn es nicht etwa gar den Oesterreichern glückte, sie noch aus ihrem Kerker zu befreien. Wirklich näherte sich der Feldmarschall Browne in dieser Absicht, und ging schon am 30. September bei Budin über die

Digitized by

Eger. Den Plan des Feindes zu vereiteln, verließ Friedrich das Einſchließungsheer, und traf ebenfalls am 30. September bei ſeinem Beobachtungsheere ein, das in Böhmen eingedrungen war und unter dem Befehle des Feldmarſchalls von Keith bei Außig ſtand. Indem Preußen und Oeſterreicher einander entgegenrückten, trafen ſie am folgenden Morgen bei dem Städtchen Lowoſitz zuſammen (1. Oct.). Die gebirgige Gegend hinderte den öſterreichiſchen Feldherrn von ſeinem ganzen Heere Gebrauch zu machen. Schon früh um ſieben Uhr begann die Kanonade; aber ein dicker Nebel, der ſich erſt um Mittag ganz verzog, machte beide Feldherren verlegen, und verzögerte den Ausgang der Schlacht bis Nachmittags um drei Uhr. Ein ſchönes Manöver des Herzogs von Bevern, der die Infanterie des linken Flügels mit gefälltem Bajonett gegen den Feind führte, entſchied den Sieg, den erſten in dieſem Kriege, für die Preußen. Browne führte ſein Heer wieder über die Eger nach Budin zurück.

Des Königs Freude über den errungenen Vortheil war nur mäßig. Browne war nur halb geſchlagen, und noch immer mächtiger als er. Auf dem Schlachtfelde lagen mehr preußiſche als öſterreichiſche Leichen. Der Feind hatte ſich ſo einſichtsvoll und tapfer vertheidigt, daß man wohl ſah, man habe nicht mehr die Oeſterreicher der beiden ſchleſiſchen Kriege vor ſich. Aber auch Friedrich's eigene Truppen nöthigten ihm durch ihre Ordnung, Beſonnenheit und Tapferkeit Bewunderung ab. „Jetzt habe ich geſehen, was meine Truppen vermögen," ſchrieb er in einem Berichte; und in einem Schreiben an den Feldmarſchall Schwerin ſagte er ſogar: „Nie haben meine Truppen ſolche Wunder der Tapferkeit gethan, ſeitdem ich die Ehre habe, ſie zu commandiren." Ein klug gewählter Ausdruck, um das Ehrgefühl ſeiner Krieger aufs feurigſte zu entflammen.

Die bedrängten Sachſen hörten mit tiefem Schmerze das ſtolze Victoriaſchießen der Preußen rings auf den Felſenhöhen, die ihr Gefängniß einſchloſſen. Schon längſt hatten ſie nur halbe Rationen bekommen, den Pferden blieb nichts als Stroh und Gras, und viele derſelben mußten ſogar niedergeſtochen werden, weil man ſie nicht ernähren konnte. Eine Ausſicht blieb noch übrig. Man wollte in einer Nacht über die Elbe gehen, und ſich jenſeits nach Böhmen durchzuſchlagen ſuchen; Browne ſollte den Abziehenden entgegen kommen. Aber es trat ein entſetzliches Regenwetter mit ſchauerlichen Stürmen ein; man konnte auch mit der Brücke nicht zur rechten Zeit fertig werden; unterdeß beſetzten die Preußen jenen Ausgang mit fürchterlichen Batterien, und Browne, der ſich ſchon bis Schandau vorgewagt hatte, aber keine Sachſen kommen ſah, auch das

Digitized by Google

Terrain höchst nachtheilig fand, kehrte wieder um. Die Sachsen gingen indeß wirklich über die Elbe, und stellten sich unter dem Lilienstein auf, unaufhörlich verfolgt von dem heftigsten Kanonenfeuer der Preußen, kraftlos hinsinkend in dem Schlamm der bergangehenden, ausgeregneten Wege, zitternd vor Frost und Nässe, und fast erschöpft vor Hunger und Mattigkeit; denn seit drei Tagen hatten sie kaum gegessen noch geschlafen. Und kein Oesterreicher ließ sich sehen, alle Hohlwege waren von dem Feinde besetzt. In dieser Noth gereichte es den braven Männern nicht zur Schande, die Waffen niederzulegen. Am 14. October bot ihr Anführer, Graf Rutowsky, dem Könige eine Capitulation an. Friedrich, jetzt mehr als jemals erzürnt, machte harte Bedingungen. Das ganze Heer, noch vierzehntausend Mann stark, mußte sich mit Waffen und Vorräthen zu Kriegsgefangenen ergeben. Nur die Fahnen und Standarten erlaubte er auf den Königstein zu bringen. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort, nicht gegen Preußen zu dienen, freigelassen; nur 53, etwa der zwölfte Theil, traten in preußische Dienste. Die Unterofficiere und Gemeinen, deren unnütze Einkerkerung in den Casematten Millionen gekostet haben würde, wurden zwangsweise der preußischen Armee einverleibt. Man sah diesen wackeren Leuten den verbissenen Ingrimm an, mit welchem sie den erzwungenen Eid der Treue schwuren; und da Friedrich den Fehler beging, sie nicht einzeln unter seine Truppen zu stecken, sondern ihre Haufen beisammen zu lassen, so entwichen bei der ersten Gelegenheit ganze Regimenter derselben, und zogen, ihrem Könige treu, nach Polen. Dahin ging auch unbehelligt August mit seinen beiden Söhnen und seinem Minister Brühl, nachdem er Friedrich davon in Kenntniß gesetzt. Dieser traf sogar Anstalten, ihm auf dem Wege durch Schlesien jeden Anblick preußischer Waffen zu entziehen, eine Höflichkeit, die jenen für den erlittenen Schmerz wenig entschädigen konnte.

Der Feldzug war nun für dies Jahr zu Ende. Die Oesterreicher zogen sich tief in Böhmen zurück, die Preußen nahmen ihre Winterquartiere in Schlesien und Sachsen. Friedrich blieb in Dresden, besorgte die Landesverwaltung, verlangte von den Landständen Kriegssteuern und zehntausend Rekruten, las, schrieb, dichtete, spielte die Flöte, und besuchte die Oper, die Bildergallerie und Hassen's Concerte. Nach einer kurzen Reise zur Besichtigung der Truppen und nach Berlin kehrte er schon im Januar wieder nach Dresden zurück.

Digitized by

12. Die Schlachten bei Prag und Kollin.

(1757.)

Der plötzliche Einfall in Sachſen hatte das größte Aufſehen in ganz Europa erregt. Die öſterreichiſche Regierung ergoß ihren Verdruß in Schmähungen und klagte über Landfriedensbruch, über verletztes Völkerrecht, über unerhörte Gewaltthätigkeit. Von Wien und Regensburg gingen die heftigſten Schriften gegen Preußen aus. Frankreich fand in ſeiner Gewährleiſtung des weſtphäliſchen Friedens, den Friedrich gebrochen haben ſollte, einen Vorwand zur Theilnahme am Kriege, und brachte durch ſein Geld und ſeinen Einfluß auch Schweden unter derſelben Angabe in die Waffen. In Rußland rüſteten ſich hunderttauſend Mann zum Beiſtande Oeſterreich's, und ſelbſt die deutſchen Stände bewilligten der Kaiſerin eine Reichshülfe von ſechszigtauſend Mann, von der jedoch nach deutſcher Weiſe kaum die Hälfte zuſammen kam, über welche der Prinz Joſeph Friedrich von Hildburghauſen den Oberbefehl erhielt. Aus dem Schooße Oeſterreich's und Ungarn's ſtrömten ganze Schaaren von Kriegern herbei, und Friedrich konnte berechnen, daß in dem nächſten Feldzuge gegen 500,000 Mann aus allen Weltgegenden über ihn herfallen würden, denen er doch mit aller Anſpannung ſeiner Kräfte, ſeine wenigen Bundesgenoſſen mit eingerechnet, höchſtens 200,000 entgegenſtellen konnte.

Und was war von der Barbarei der Ruſſen, von der Raubgier der Franzoſen, von dem beleidigten Stolze Thereſien's zu erwarten, wenn endlich die ſchwache Kraft des kühnen Angreifers überwältigt ward! Es lag in dem Plane der Gegner, ihn bis zum Range eines Kurfürſten herabzudrücken, und ihm nichts als die Mark Brandenburg zu laſſen. Das Königreich Preußen ſollte an Rußland, Pommern an Schweden, Schleſien an Oeſterreich, Magdeburg und Halberſtadt an Sachſen, die weſtphäliſchen Länder an Frankreich fallen. So groß war die Erbitterung zu Wien, daß allen Buchdruckern und Buchhändlern im Reiche bei ſchwerer Strafe verboten ward, Friedrich's Vertheidigungsſchriften zu verkaufen, und daß der öſterreichiſche General Haddik in einer Kundmachung alle ſächſiſchen Dörfer in Aſche zu legen drohte, die den Preußen ihre Deſerteure ausliefern würden.

Friedrich's einzige Freunde in dieſer unüberſehbaren Gefahr waren der König von England, der Landgraf von Heſſen-Caſſel und die Herzöge von Braunſchweig und Gotha. Ihnen allein mußte er vor der Hand die

Digitized by Google

Abhaltung der Franzoſen überlaſſen; Preußen konnte er vor der Wuth der zu erwartenden Ruſſen nur durch vierzehntauſend Mann ſchützen, die der alte Feldmarſchall Lehwald anführte, und gegen die Schweden hatte er nicht mehr als viertauſend Mann übrig. Aber mit ſeiner Hauptmacht wollte er ſich auf den furchtbarſten Feind, die Oeſterreicher, werfen, und wo möglich durch eine glückliche Schlacht ſich auch in Böhmen feſtſetzen.

Die Anſtalten zu dem neuen Feldzuge wurden daher mit größter Lebhaftigkeit betrieben. Sachſen mußte Geld, Lebensmittel und Rekruten ſchaffen. Die Einziehung der Gehalte der kurfürſtlichen Sänger und Muſiker und die Verringerung vieler anderen hohen Beſoldungen brachten ſchon anſehnlichen Gewinn. Doch ward von dem Eigenthum des Landesherrn nichts genommen; noch weniger fiel es dem Könige ein, ſich von den Kunſtſchätzen, welche die Dresdner Sammlungen zur Freude aller deutſchen Kunſtfreunde enthielten, etwas zuzueignen. Die Barbarei, Kunſtwerke als dem Eroberungsrechte verfallen zuſammenzurauben, ſollte das Jahrhundert erſt ein Menſchenalter ſpäter von Frankreich ausüben ſehen.

Im März 1757 ging Friedrich nach Schleſien, und verabredete mit dem Feldmarſchall Schwerin in Hainau den Plan des bevorſtehenden Feldzuges. Der erſte Theil dieſes Plans war die Wegnahme Prag's. Sie ſollte raſch und unerwartet geſchehen; zu dem Ende ſollten vier Heerhaufen von verſchiedenen Seiten in Böhmen einbrechen und am 4. Mai ſich ſämmtlich vor Prag vereinigen. Es geſchah pünktlich. Ueberall nahmen die Eindringenden in der Ueberraſchung Magazine weg, ſo viel, daß das ganze preußiſche Heer zwei Monate lang daraus verpflegt werden konnte, und die Abtheilung, welche der Herzog von Bevern anführte, warf ſogar ein feindliches Heer von achtzehntauſend Mann bei Reichenberg über den Haufen. Am 5. Mai vereinigte ſich der König mit Schwerin, wodurch ſein Heer 64,000 Mann ſtark wurde. Mit Vergnügen hörte er, daß über die öſterreichiſche Armee, die gegen 70,000 Mann ſtark, bei Prag ſtand, nicht der erfahrene Browne, ſondern der ihm ſchon von Soor und Striegau bekannte Prinz Karl von Lothringen den Oberbefehl führe und mit Jenem in der größten Uneinigkeit lebe. Der König und ſein Liebling Winterfeldt, beide Freunde raſcher Thaten, wollten daher ſchon am andern Morgen die Beſtürzung des Feindes durch einen raſchen Angriff nutzen. Schwerin und Andere riethen dagegen, das Terrain erſt beſſer zu erkunden, den ermüdeten Truppen einen Tag Ruhe zu gönnen, und dem Prinzen Moritz, der

noch an dem linken Ufer der Moldau, bei Branik, ſtand, Zeit zu laſſen, eine Schiffbrücke über den Fluß zu ſchlagen. Aber Friedrich, der ſich einmal vorgeſetzt hatte, am 6. zu ſchlagen, rief: „Nichts, nichts! es muß noch heute ſein. Friſche Fiſche, gute Fiſche.“ Heftig, und wie von einer böſen Ahnung ergriffen, erwiederte der alte Schwerin, den Hut in die Augen drückend: „Nun, ſoll und muß es denn heute ſein, ſo will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn ſehe!“

Der König entwarf den Plan zur Schlacht, und die Regimenter ſtellten ſich. Aber ſchon beim Aufmarſchiren fand man in dem ſumpfigen und bergigen Erdreich unberechnete Schwierigkeiten. Erſt gegen elf Uhr konnte man zum Angriff ſchreiten. Schwerin drängte jetzt ſelbſt dazu, und als der König noch zu zögern ſchien, ſprengte er mit den Worten: „Friſche Eier, gute Eier!“ davon, und hob den Kampf an*). Aber die wohlangebrachten feindlichen Batterien empfingen die vorrückenden Preußen mit einem ſo entſetzlichen Feuer, daß jeder Anlauf vereitelt ward, und ganze Reihen von den Kartätſchen getroffen niederſtürzten. Kaum vermochte der wackere Zieten noch ſeine einſt ſo beherzten Schaaren heranzubringen. Gegen dieſe Feuerſchlünde ſchien alle menſchliche Tapferkeit vergeblich zu ſein. Die ſchönſten Regimenter waren ſchon gefallen, die Nachrückenden ſtiegen über die zuckenden Körper ihrer Kameraden weg und bedeckten, wie ſie, mit ihren Leichnamen den Boden. Nun wollte Niemand mehr vorwärts. Das war der Augenblick, wo der dreiundſiebzigjährige Feldmarſchall Schwerin einem fliehenden Fähnrich die Fahne aus der Hand riß, ſie mit den ermahnenden Worten: „Heran, meine Kinder! Wer ein braver Kerl iſt, der folge mir!“ dem verderbenſprühenden Kanonendonner entgegen trug, und gleich darauf, von fünf Kartätſchenkugeln durchbohrt, ſeine Heldenſeele aushauchte**). General Manteuffel hob die Fahne auf, und führte die begeiſterten Krieger weiter durch den blutigen Pfad. General Fouqué übernahm an Schwerin's Stelle das Commando des linken Flügels; aber auch ihm zerſchmetterte eine Kartätſchenkugel das Gefäß des Degens in der Hand. Ein Officier, dem eine Kanonenkugel beide Füße weggenommen hatte, reichte ihm ſeinen Degen, und bat ſich dafür die Wohlthat aus, durch

*) S. Varnhagen v. Enſe, Schwerin, S. 195 f. und 205.

**) Als ſich Kaiſer Joſeph II. am 7. September 1776 zu einer Heerſchau auf dieſem Platze einfand, ließ er an der Stelle, wo Schwerin gefallen, fünf Grenadierbataillone eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen geben, und nahm bei jedem Feuer mit allen ſeinen Officieren ehrfurchtsvoll den Hut ab.

Digitized by Google

einen Pistolenschuß sein Leben zu enden. Fouqué ließ ihn verbinden, sich aber den Degen an der verwundeten Hand befestigen. Auch Prinz Heinrich, des Königs Bruder, sprang vom Pferde, führte seine Brigade zu Fuß gegen den Feind, und eroberte eine Batterie. Einen fürchterlichen Anfall that der Herzog Ferdinand von Braunschweig gegen den linken Flügel der Oesterreicher, und trieb ihn von Berg zu Berg. Lange schien dennoch ein eigentlicher Sieg unmöglich; doch als auf feindlicher Seite der alte Feldmarschall Browne, der statt des vom Brustkrampf befallenen Prinzen Karl von Lothringen den Oberbefehl übernommen hatte, tödtlich verwundet weggetragen ward, riß Schrecken und Verwirrung bei seinem Heere ein, so daß endlich beide Flügel schwankten. Da durchbrach in einem glücklichen Augenblick Friedrich selbst den Mittelpunkt der Feinde, und entschied dadurch siegreich den langen Kampf.

Nur einem Heere, das so von Liebe für seinen Feldherrn beseelt war, wie das Friedrich's, hatte eine so heldenmüthige Ausdauer zugemuthet werden können. Ein Augenzeuge, der Feldprediger Küster, der uns manchen schönen Zug von dem Geiste der preußischen Truppen aufbehalten hat, erzählt u. a. von dieser Schlacht: „Die Officiere sprachen mit Verwunderung von der persönlichen Tapferkeit des Königs. Dem einen war der Arm zerschmettert, und der andere hatte eine eingeklemmte Kugel im Brustknochen. Beide waren dicht neben dem Könige ohnmächtig hingesunken. Sie sagten mir, daß, als sie aus der Betäubung wieder zu sich selbst gekommen, und nur gehört hatten, der König lebe und sei gesund, ihnen alle Schmerzen weniger fühlbar gewesen wären“*). Ein Theil des geschlagenen österreichischen Heeres warf sich in die Mauern von Prag, ein anderer zog sich südlich nach Kuttenberg, wo der Feldmarschall Daun mit einem Hülfsheere stand. Daß jetzt der Prinz Moritz mit seiner Brücke noch nicht fertig war, rettete die Feinde von der gänzlichen Vernichtung. Friedrich war desto unzufriedener darüber, da sein Sieg, einer der blutigsten des achtzehnten Jahrhunderts, sein Heer nicht viel weniger als das feindliche geschwächt hatte. 16,500 Preußen waren theils todt, theils verwundet! Und nun war noch die mühselige Arbeit übrig, eine große Hauptstadt zu belagern, welche 46,000 Streiter in sich schloß, und einen mächtigen Helfer (Feldmarschall Daun) in der Nähe hatte. Friedrich ließ den Herzog Wilhelm von Bevern mit zwanzigtausend Mann nach Kuttenberg gehen, um daselbst Daun zu beobachten; er selbst blieb mit dem Hauptheere vor Prag, und

*) Küster, Lebensrettungen Friedrich's II., S. 12.

ließ die Stadt nachdrücklich beschießen. Der Oberst Maier brach mit zweitausend Mann nach Franken auf und verbreitete dort unter den sich rüstenden Reichsfürsten Schrecken. Er drang bis in die Oberpfalz vor, jagte überall die sich sammelnden Truppen aus einander, brandschatzte die Reichsstädte und Bisthümer, und kam mit reicher Beute beladen zurück.

Unterdeß liefen aus Westphalen und Preußen beunruhigende Nachrichten ein. Dort waren hunderttausend Franzosen, hier eben so viele Russen im Anzuge, und Friedrich hatte schon fünf lange Wochen umsonst vor Prag verschwendet. Da faßte er den Entschluß, Daun zu schlagen, überzeugt, daß dies die Uebergabe von Prag zur Folge haben müßte. Er brach deshalb mit zwölftausend Mann auf, und vereinigte sich am 13. Juni bei Kaurzim mit dem Herzog von Bevern. Seine Ungeduld hatte ihn verstimmt, und gegen seine besten Generale zeigte er üble Laune. Bevern, der das größte Lob verdient hatte, wurde mit Tadel überhäuft; Prinz Moritz, der noch von Prag her übel angeschrieben stand, durfte gar nichts sagen. Die Hartnäckigkeit des mißmuthigen Monarchen ging so weit, daß alle Officiere Unrecht bekamen, die ihm die Stellung des Feindes anders, als er sie wissen wollte, beschrieben. Diese unglückliche Stimmung, wie erklärlich sie auch bei einem Manne von solchen Gemüthsbewegungen erscheint, dem so vielerlei und so wichtige Geschäfte oblagen, schlug doch das ganze Heer nieder, und der redliche Zieten, der sonst nicht leicht sein Urtheil laut werden ließ, sagte mit ahnender Seele, er sehe das Unglück des Königs deutlich vorher, da derselbe seinen zuverlässigsten Berichten nicht glauben wolle.

Und genugsam bekannt fürwahr durch sein Unglück ist der Schreckenstag von Kollin (18. Juni). Wie uns die alten Tragiker die Heroen, denen ein schweres Schicksal bevorsteht, in einer gewissen Verdüsterung des Gemüths vorstellen, so erschien auch in den ahnungsschweren Tagen vor dieser unheilbringenden Schlacht des großen Friedrich's Seele. Der Plan zum Angriff wird indessen von allen Augenzeugen als ein Meisterstück gerühmt. Ihm zufolge eröffneten die Generale Hülsen und Zieten den blutigen Auftritt auf dem rechten Flügel, Nachmittags nach ein Uhr. Alles versprach den besten Erfolg, als auf einmal der König selbst, man weiß nicht durch welche irrige Vorstellung verleitet, von seinem eigenen Plane abwich, und den Regimentern, die zur Verstärkung jener beiden Generale anrückten, Halt zurief. Der Prinz Moritz, der die Folgen dieses Zögerns einsah, sprengte ohne die Ordre befolgen zu lassen zum

Digitized by Google

König, und beschwor ihn, den gefährlichen Befehl aufzuheben, ward aber zornig zurückgewiesen. Der Prinz bat zum zweiten, zum dritten Mal; der König widersprach immer heftiger, und donnerte endlich mit seinem drohendsten Blick, und indem er mit gezogenem Degen auf ihn losritt: „In des Teufels Namen, machen Sie Front, wenn ich es befehle.“ Der Prinz, nun gehorchend, sagte betrübt zu seinem Neffen: „die Schlacht ist verloren.“ Und in der That war das die erste Ursache des Verderbens, aber nicht die einzige. Auch einige Generale wichen von ihren Befehlen ab. Die männlichste Tapferkeit der Truppen konnte die Fehler ihrer Anführer nicht wieder gut machen. In dem Fußvolke des linken Flügels waren durch die Wuth des österreichischen Geschützes schon beträchtliche Lücken entstanden. Hier hieb die sächsische Reiterei ein, und vollendete die schreckliche Niederlage. Zerstreut und mit Hinterlassung alles Geschützes flohen die Trümmer des linken Flügels nach dem rechten hin. In halber Verzweiflung führte Friedrich selbst etwa vierzig Mann von diesen Flüchtlingen mit klingendem Spiele gegen eine Batterie; auch diese Wenigen flohen, als die feindlichen Kugeln sie erreichten. Er ward es nicht gewahr, sondern ritt immer weiter fort. Endlich rief ihm der Major Grant zu: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein erobern?“ Ohne zu antworten, hielt er sein Pferd an, sah sich um, betrachtete die Batterie durch sein Fernglas und ritt langsam nach dem rechten Flügel.

Dieser war bisher so siegreich gewesen, daß Daun vor der unglücklichen Wendung auf der andern Seite bereits einen mit Bleistift geschriebenen Laufzettel, mit den Worten: „Die Retraite ist nach Suchdol,“ hatte umhergehen lassen, den aber der Befehlshaber der in österreichische Dienste übergegangenen Sachsen noch zur rechten Zeit angehalten hatte. Jetzt ordneten Prinz Moritz und Bevern auf Friedrich's Befehl den Rückzug der Preußen nach Nimburg an, wohin der König selbst mit verhängtem Zügel vorausſprengte. Als er unterwegs einige Augenblicke abstieg, damit die abgematteten Pferde getränkt werden könnten, brachte ein alter blutender Cavalerist ihm selbst auf dem Hut einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer, und sagte: „Ew. Majestät trinken doch; laß Bataille Bataille sein, es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott lebt gewiß, der kann uns schon wieder Sieg geben.“ Daun störte den Rückzug der Preußen nicht, vielmehr sandte er ihnen noch die in Planian zurückgelassenen Verwundeten nach. Aber fünfundvierzig Stück Geschütz fielen ihm in die Hände, von welchen die Pferde erschossen waren.

Digitized by Google

Durch diese erste verlorene Schlacht Friedrich's kamen zu den sechzehntausend Kriegern, die der Sieg bei Prag gekostet hatte, noch dreizehntausend andere, unter denen dreihundertsechsundzwanzig treffliche Officiere und der Kern seiner Infanterie war. Von dem schönen Garderegiment waren nur noch zweihundertundfunfzig Mann übrig. Andere Regimenter hatten noch mehr gelitten. Woher sollte ein Monarch von so wenigen Hülfsmitteln solche Verluste ersetzen? und wie sollte er sich gegen so viele Feinde schützen, von denen dieser eine ihm schon an Zahl so überlegen war? Bei Kollin hatten vierundfunfzigtausend Oesterreicher gegen vierunddreißigtausend Preußen gefochten, und dies war fast während des ganzen Krieges das Verhältniß beider Heere zu einander. Wie sollte er jetzt Sachsen und Schlesien decken? wie sich gegen Russen und Franzosen schützen? Welche Zukunft stellte sich seinen Blicken dar!

Die spät am Abend zurückkehrenden Officiere fanden den Monarchen, von diesen Betrachtungen niedergebeugt, in Nimburg auf einer Brunnenröhre sitzend, den Blick starr auf den Boden geheftet, und mit seinem Stocke Figuren in den Sand ziehend. Endlich sprang er auf, und gab mit Fassung und erzwungener Heiterkeit die nöthigen Befehle. Bei dem Anblick des kleinen Restes seiner geliebten Garde traten ihm Thränen in die Augen. „Kinder," sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Leider, antworteten sie; wir sind heute nicht gut angeführt worden. „Nun, habt nur Geduld," fuhr er fort, „ich werde Alles wieder gut machen." Der Feldprediger Küster erzählt: „Am nächsten Sonntag Morgens, im Lager bei Leutmeritz, früh um 6 Uhr, da ich schon zu Pferde saß, um Predigt und Communion im Lager zu halten, kam der ganz von Treue und Sorge für den König entbrannte Liebling, Oberst Balby, mir eiligst entgegengeritten, und brachte mir den königlichen Befehl, daß ich in der heutigen Predigt alle vernünftigen Gründe der Religion anwenden sollte, den durch die Kolliner Niederlage gesunkenen Muth wieder aufzurichten. Auch erhielt ich die schwere Ordre, ohne Schonung den Officieren und Gemeinen, welche am Schlachttage schlecht gethan hätten, ihre Pflichtvergessenheit vorzuhalten. Es ward mir sogleich eröffnet, daß sich der König einen genauen Rapport von meiner Erfüllung seines Befehls würde abstatten lassen. Noch mehr, ich mußte diese Predigt in dem Zelte des Fürsten Moritz von Dessau halten. Dieser wackere Herr rechtfertigte sich aber unmittelbar nach der Predigt so männlich und laut, daß er schon eine Stunde nachher die ihm bisher entzogene Ehrenwache wiederbe-

Digitized by Google

kam"*). Friedrich schrieb bald Diesem, bald Jenem die Schuld der Niederlage bei; nur der sonst so sanftmüthige Prinz von Preußen, August Wilhelm, wagte laut klagend seinen Bruder den König selbst anzuschuldigen, was ihm dieser grollend nachtrug.

Die erste nothwendige Folge der verlorenen Schlacht war die Aufhebung der Belagerung von Prag, und die allmählige Räumung Böhmen's. Der Prinz von Preußen erhielt nun den Auftrag, einen Theil des Heeres langsam nach der Lausitz zurückzuführen. Bei dem Ausgange aus den böhmischen Pässen erlitt er einen beträchtlichen Verlust, und konnte es nicht verhindern, daß der nachrückende Feind um eines in Zittau befindlichen preußischen Magazins willen barbarischer Weise diese schöne Stadt verbrannte, und dadurch einen Schaden von zehn Millionen Thalern anrichtete (23. Juli). Diese Gelegenheit nahm der König wahr, um seinem würdigen und keineswegs talentlosen Bruder so bittere Kränkungen wegen seiner „Unfähigkeit und geringen Beurtheilungskraft" zu erweisen, und ihn so schimpflich des Commandos zu entheben, daß dieses Leid den frühen Tod des allgemein geschätzten Prinzen zur Folge hatte. Nimmermehr läßt das Verfahren des Königs sich rechtfertigen, wohl aber aus seinem leidenschaftlichen Gemüth erklären, dem nichts unerträglicher sein mußte, als nach erlittenem Unglück die Klagen und Vorwürfe kälterer Beurtheiler zu vernehmen **).

Auch in dieser bangen Periode seines Lebens sehen wir indeß den so tief gebeugten königlichen Feldherrn Fassung behalten, und von der Dichtkunst seine schönste Beruhigung entlehnen. Es that ihm wohl, einigen seiner Vertrauten, besonders seiner ältesten Schwester, in elegischen Episteln das Hoffnungslose seines Zustandes recht rührend zu malen und nur den Tod als das wahrscheinliche Ende seiner Leiden vorzustellen. Aber es war dies nur ein Selbstbetrug; denn seinem kräftigen Geiste war die Verzweiflung so nahe noch nicht. Ja eben darin bestand seine wahre Größe, daß das Unglück, das kleine Seelen muthlos macht, ihn nur zu größeren Thaten entflammte.

*) Lebensrettungen, S. 155.

**) S. Preuß, Friedr. d. Gr., Bd. II. S. 54. f. 59. ff. Stenzel, a. a. O. Bd. V. S. 56. 58. ff.

13. Die Schlachten bei Roßbach und Leuthen.

(1757.)

Daun's und Lothringen's vereinigte Heere waren den Preußen auf dem Fuße gefolgt, ohne etwas gegen sie zu wagen. So furchtbar schien ihnen noch der geschlagene Feind. Und sie hatten Recht, wenn es sein Zorn war, den sie fürchteten; denn Friedrich brannte vor Begierde, trotz seiner Erschöpfung durch zwei blutige Treffen, in einem dritten so bald als möglich seine Fehler gut zu machen. Aber der Feind verschanzte sich so fest an der Neiße, daß es Tollkühnheit gewesen sein würde, ihn dort anzugreifen. Bis gegen Ende August hielt Friedrich in der Oberlausitz aus, während aus seinen entfernteren Provinzen traurige Nachrichten einliefen. In Preußen waren die Russen nun wirklich eingebrochen, hatten am 5. Juli Memel erobert, und plünderten und verheerten nach ächt tatarischer Sitte das Land. Westphalen, Hessen und Niedersachsen waren bereits von Franzosen überschwemmt, die jenen an schlechter Mannszucht nichts nachgaben und sich allenthalben durch Schandthaten auszeichneten. Ihr Hauptheer unter der Anführung des Marschalls d'Etrées, hatte am 26. Juli das von dem Herzoge von Cumberland sehr schlecht angeführte aus Hannoveranern, Hessen, Braunschweigern, Gothaern und einigen Preußen bestehende Heer der Verbündeten bei Hastenbeck unweit Hameln geschlagen, und breitete sich nun in Niedersachsen aus. Friedrich mußte also nicht bloß für seine beiden schönen Länder in diesem Kreise, sondern auch für Sachsen fürchten, aus welchem ihn ein zweiter französischer Heerführer, der Prinz von Soubise, ein Günstling der Frau von Pompadour, mit Hülfe der Reichstruppen vertreiben sollte. Unter diesen Umständen hielt er seine Gegenwart in Sachsen für nothwendiger als im Lager bei Görlitz. Er überließ das letztere dem Herzoge von Bevern mit fünfundvierzigtausend Mann, und ging mit zwölftausend nach Dresden (25. August). Von hier aus, wo er sich mit dem 10,000 Mann starken Corps des Prinzen Moritz von Dessau vereinigte, vertheilte er durch ganz Sachsen bis nach Halberstadt hin kleinere Schaaren; er selbst aber ging nach Erfurt mit zehntausend Mann, die er in die Dörfer vertheilte, um dem nahen Soubise seine Schwäche zu verbergen.

Dieser französische Held schien recht dazu bestimmt zu sein, den Deutschen eine nationale Genugthuung zu geben für so manchen ihrer in Frankreich ausgelachten Brüder. Seine erste Wiederwärtigkeit war die,

Digitized by Google

daß er am 19. September, da er Gotha mit acht bis zehn zehn tauſend Mann eingenommen hatte, und eben auf dem herzoglichen Schloſſe mit ſeinen Officieren zu Tiſche ſaß, von dem trefflichen General Seydlitz mit fünfzehnhundert preußiſchen Reitern überfallen und durch ein äußerſt geſchicktes Manöver deſſelben, trotz ſeiner großen Ueberlegenheit in die Flucht geſchlagen wurde. Daß ſich hierauf Seydlitz mit ſeinen Officieren den Reſt der für Jene aufgetragenen Speiſen wohlſchmecken ließ, iſt ein Gerücht, das wir nicht verbürgen können *).

Indem Friedrich noch immer in Sachſen ſtand, wagte es der öſterreichiſche General Haddik mit viertauſend Mann, meiſt Kroaten, von dem großen feindlichen Heere in der Oberlauſitz ins Brandenburgiſche zu ſtreifen, und, da er nirgends Widerſtand fand, ſelbſt Berlin zu brandſchatzen (16. Oct. Mittags). Die Ungeſchicklichkeit des Commandanten brachte die Stadt unnöthiger Weiſe um die Summe von 185,000 Thalern und um etwa hundert brave Soldaten; denn ſchon waren Seydlitz und Prinz Moritz im Anmarſch, und Haddik hatte ſolche Eile, daß er bereits am folgenden Morgen früh um fünf Uhr den Rückweg über Kottbus antrat.

Das vereinigte franzöſiſche und Reichsheer unter den Prinzen von Soubiſe und von Hildburghauſen machte jetzt in der That Anſtalt, die Winterquartiere in Sachſen zu nehmen. Sie hatten ſich von der Saale Meiſter gemacht, die Städte Weißenfels, Merſeburg und Halle beſetzt, und an allen drei Orten die Brücken abgebrochen. Jetzt eilte Friedrich, der ſich Haddiks wegen nach Torgau gewandt hatte, ihnen wieder entgegen. Er ging mit zwei und zwanzig tauſend Mann, die er zuſammengezogen hatte, auf anderen Brücken über die Saale (2. Nov.), und bezog ein feſtes Lager unweit Weißenfels, zwiſchen den Dörfern Bedra und Roßbach. Hier ſchien es den Franzoſen und Reichstruppen vermöge ihrer dreifachen Ueberlegenheit (ſie zählten 64,000 Mann) gar leicht, das kleine Häuflein einzuſchließen; und ſie hatten kaum eine weitere Sorge, als daß der König ihnen entrinnen möchte. Am Morgen des 5. November brachen ſie auf, und fingen an die Preußen zu umgehen. Friedrich blieb ganz ruhig in ſeinem Zelte, und ſetzte ſich am Mittag noch eben ſo ruhig zu Tiſche, während die ganze Gegend von der luſtigen Feldmuſik der aufmarſchirenden Franzoſen erklang. Dieſe erſtaunten über die Trägheit der Preußen, weil ſie deren Schnelligkeit noch nicht kannten. Erſt um zwei Uhr gab Friedrich den Befehl, die Zelte abzubrechen, und plötzlich ſtand

*) Auch Varnhagen v. Enſe, Leben des Generals Freih. v. Seydlitz S. 57, erwähnt dieſes Umſtandes nicht.

jeder Soldat an seinem Platze. Durch ein meisterhaftes Manöver wußte Friedrich seine Bewegungen dem Feinde so lange zu verbergen, bis es Zeit zum Angriff war. Auf einmal erdonnerten die Hügel von dem fürchterlichsten Kartätschenfeuer der preußischen Batterien, Prinz Heinrich griff die französische Infanterie in ihrer rechten Flanke an, Seydlitz, der Hauptheld dieses Tages, schlug mit der Reiterei die feindliche in die Flucht, und fiel sodann dem Fußvolk in den Rücken. Die fast unglaubliche Ueberraschung machte die Verwirrung unter den Angegriffenen vollkommen. Das Reichsheer ergriff fast bei den ersten Kanonenschüssen die Flucht, die Franzosen hielten sich etwa anderthalb Stunden. Das Feuer des Fußvolks dauerte keine halbe Stunde. Die einbrechende Dunkelheit allein rettete die Fliehenden vom gänzlichen Untergange. Doch setzte man ihnen noch am folgenden Tage bis an die Unstrut nach, und bekam über sieben tausend gefangen, unter denen neun Generale und dreihundert und zwanzig andere Officiere waren. Viele sollen erst am Rheine Halt gemacht haben. Auf dem Schlachtfelde erbeuteten die Sieger drei und sechzig Kanonen, sowie zwei und zwanzig Fahnen und Standarten. Nur einundneunzig Todte und zweihundertvierundsiebzig Verwundete kostete ihnen diese lustige Schlacht; ein wahres Meisterstück der Kriegskunst, indem eine genial entworfene Disposition pünktlich ausgeführt wurde. Seydlitz, dem der König, der seine ungemeinen Gaben und Verdienste um die Ausbildung der Reiter vollkommen erkannte, an diesem Tage den Befehl über die ganze Reiterei übergeben hatte, obschon er der jüngste General dieser Waffe war, entsprach diesem Vertrauen auf das glänzendste. Er erhielt den schwarzen Adlerorden, den noch niemals ein Generalmajor bekommen hatte, und wurde nach einigen Tagen zum Generallieutenant ernannt. Die Reiterei war bei Roßbach in einer vorher nie gesehenen Größe erschienen, und glaubte sich unter einem solchen Anführer fortan unüberwindlich.

Ganz Deutschland jubelte über diesen Sieg, den auch die Bewohner der mit Friedrich im Kriege begriffenen Reichsstaaten als eine Nationalangelegenheit betrachteten; am meisten aber die Sachsen, denen jene Franzosen hatten zu Hülfe kommen wollen. Die thüringischen Bauern, erbittert gegen die fremdländischen Plünderer, brachten den Preußen selbst eine Menge Gefangener, wobei sie bittere Klagen über die Zügellosigkeit dieser Gäste führten. Friedrich, sehr erfreut, sie und sich derselben entledigt zu haben, ging mit seinem begeisterten Heere, das ihm trotz der rauhen Jahreszeit willig folgte, nach Leipzig zurück, und beschloß nun, seinem ersten Feinde auf gleiche Weise die Stirn zu bieten.

Und wahrlich in Schlesien that seine Gegenwart noth. Das Heer

Digitized by Google

bei Görlitz hatte am 7. September durch den Angriff des Generals Nadasdi auf den Holzberg bei Moys, einen harten Verluſt erlitten. Zwölfhundert tapfere Krieger waren gefallen, und, was noch weit unerſetzlicher war, der treffliche Winterfeldt, Friedrich's Liebling und einziger Vertrauter, war unter ihnen. Der Herzog von Bevern und Zieten hatten darauf das Heer nach Schleſien geführt, um daſſelbe gegen den Feind zu decken; aber dieſer war ihnen auf dem Fuße gefolgt, in der Abſicht ihr kleines Heer ganz aufzureiben. Entſchloſſen, den Seinen die ſchleunigſte Hülfe zu leiſten, und Schweidnitz, das ſchon ſeit einigen Wochen belagert ward, zu entſetzen, brach Friedrich mit ſeinem ſiegreichen Heere am 12. November von Leipzig auf, um zum Bevernſchen Corps zu ſtoßen. Aber in Görlitz erfuhr er ſchon, daß ſich das wichtige Schweidnitz mit ſeinen reichen Kriegsvorräthen und ſeinen 6000 Vertheidigern an den General Nadasdi ergeben habe (11. Nov.), und nun ſah er auch Bevern's Niederlage voraus. Wirklich erhielt er auch von dieſem zweiten Unglück ſchon in Naumburg am Queis den 24. November die erſchütternde Nachricht. Ein dreifach überlegenes Heer unter dem Prinzen von Lothringen und dem Feldmarſchall Daun hatte ihn am 22. November bei Breslau angegriffen und geſchlagen; er ſelbſt wurde zwei Tage darauf bei einer Recognoscirung gefangen genommen, und man glaubte, er habe dies aus Furcht vor Friedrich's Zorn, ſo vorwurfsfrei er auch war, abſichtlich herbeigeführt. Zum Uebermaß des Unglücks hatte ein unentſchloſſener Befehlshaber ohne alle Noth dem Feinde auch noch die Hauptſtadt Breslau mit ihren bis zum Ueberfluß gefüllten Magazinen und Zeughäuſern übergeben, und ſo ſchien nun ganz Schleſien für den König verloren zu ſein. Von dem ſchönen Bevernſchen Corps waren nicht mehr als 18,000 Mann übrig. Dieſe führte der brave Zieten dem aus Sachſen kommenden Könige den 2. December in Parchwitz zu. Allein da Friedrich nur gegen 14,000 Mann mitbrachte, ſo ſchien den Oeſterreichern ſeine Ankunft wenig furchtbar, und ſein kleines Häuflein hieß ihnen nur die Berliner Wachtparade.

Friedrich ſelbſt war durch ſeinen Roßbacher Sieg keineswegs ſo ſtolz geworden, daß er das Mißliche ſeiner Lage nicht tief hätte fühlen ſollen. Aber hier hatte er keine Wahl. Wollte er Schleſien nicht auf immer verloren geben, ſo mußte er noch in dieſem Feldzuge die Oeſterreicher daraus vertreiben. Darum war er entſchloſſen, ſie anzugreifen auf Leben und Tod, ſo kühn das Wagſtück auch war. Sein Heer kam an Zahl nur etwa dem dritten Theil des feindlichen gleich, und die ehemals Bevernſchen Truppen waren überdies entmuthigt. Doch eine große Seele weiß ihre Begeiſterung auch in die abgeſpannteſten Gemüther zu ergießen. Der König rief ſeine

Digitized by Google

Generale und Stabsofficiere zuſammen, und hielt eine feurige Rede an ſie, worin er ihnen zuerſt für ihre bisherigen Dienſte dankte, dann die Lage ſeiner Angelegenheiten nachdrücklich ſchilderte, und zuletzt mit den Worten ſchloß: „Laſſen Sie es ſich alſo geſagt ſein: ich werde gegen alle Regeln der Kunſt die beinahe dreimal ſtärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich ſie finde. Es iſt hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres Poſtens; alles das, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispoſitionen zu überwinden wiſſen. Ich muß dieſen Schritt wagen, oder es iſt Alles verloren; wir müſſen den Feind ſchlagen, oder uns Alle vor ſeinen Batterien begraben laſſen. So denke ich, ſo werde ich handeln. Machen Sie dieſen meinen Entſchluß allen Officieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und ſagen Sie ihm, daß ich mich berechtigt halte, unbedingt Gehorſam von ihm zu fordern. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen ſind, ſo werden Sie ſich auch jetzt Ihres Namens würdig beweiſen; iſt aber einer unter Ihnen, der ſich fürchtet die letzte Gefahr mit mir zu theilen, der kann noch heut ſeinen Abſchied erhalten, ohne den geringſten Vorwurf von mir zu leiden.“

Auf allen Geſichtern war die Antwort der Helden in glänzenden Zügen zu leſen. Alle Augenzeugen verſichern, daß der Ton des Königs, wenn er aus dem Herzen kam, ſelbſt denen unwiderſtehlich war, die mit ihm zu zürnen gegründete Urſache hatten. Ehe die Begeiſterten von ihm gingen, fügte er noch die Mahnung hinzu: „Das Regiment Cavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, ſich unaufhaltſam in den Feind ſtürzt, laſſe ich gleich nach der Schlacht abſitzen, und mache es zu einem Garniſonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe worauf es wolle, nur zu ſtocken anfängt, verliert die Fahnen und die Seitengewehre, und ich laſſe ihm die Borten von der Montirung abſchneiden. Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geſchlagen, oder wir ſehen uns nie wieder.“

Hat je eine Rede Wunder gethan, ſo war es dieſe. Mit Ungeduld erwartete das kleine Heer den Befehl zum Aufbruch. Die, welche der Schlacht bei Roßbach beigewohnt hatten, erzählten den anderen von ihren Thaten, und Alle fühlten ſich durch den bloßen Anblick ihres Führers begeiſtert: denn ein größeres Vertrauen als Friedrich hat wohl nie ein Feldherr bei ſeinen Truppen gehabt. Am 4. December rückte das Heer von Parchwitz nach Neumarkt. Hier erfuhr man, daß der Prinz Karl ſein erſtes Lager bei Breslau verlaſſen habe und den Preußen entgegenkomme. Am folgenden Tage (5. Dec.) ward früh um vier Uhr, noch in der Dunkelheit aufgebro-

Digitized by Google

chen, und wenige Stunden darauf erblickte man in der Gegend des Dorfes Leuthen den Feind, dessen Zahl sich auf 80, bis 90,000 Mann belief, und dessen Schlachtordnung beinahe eine deutsche Meile lang war.

Jetzt entwarf Friedrich den Plan zu der Schlacht, die sein Schicksal entscheiden sollte. Dieser Plan war ein Meisterstück taktischer Kunst, und wurde trefflich ausgeführt. Schöner hatte sich die Tapferkeit der preußischen Krieger und das Genie ihres Anführers noch nie bewährt. Ueberall sah man den König, und vernahm den Ton seiner Stimme, die auch den Muthlosen beherzt machte. Ein funfzehnjähriger Fahnenjunker, der erst um diese Zeit zum Militär kam, erzählte nachher, er habe beim Aufmarsch alle Besinnung dermaßen verloren gehabt, daß er am ganzen Leibe gezittert und kaum Kraft genug gehabt habe, die Fahne zu halten; als aber der König herangesprengt gekommen, bei den Fahnen still gehalten und gerufen habe: „Nun Kinder, frisch heran! in Gottes Namen!" sei dies bloße Wort des Helden wie ein elektrischer Funke in ihn gefahren, und er habe die ganze Zeit ohne Furcht im Feuer ausgehalten. In drei Stunden (von eins bis vier Uhr) war der glorreichste und vollständigste Sieg über jenes zahlreiche Heer erfochten, das seit der Schlacht bei Kollin dem bedrängten König so manche sorgenvolle Stunde bereitet hatte. Außer den Tausenden, die auf dem Schlachtfelde lagen, wurden ganze Bataillone umzingelt und zu Gefangenen gemacht; ja viele ergaben sich freiwillig, aus Unwillen über ihre schlechten Führer. Daraus allein läßt sich die ungeheure Menge der Gefangenen in dieser Schlacht erklären. Es waren über einundzwanzigtausend Mann. Beinahe das ganze feindliche Geschütz ward erbeutet, hundertundsiebzehn Kanonen. An den folgenden Tagen brachten Zieten und Fouqué, die den Feind bis nach Böhmen verfolgten, noch drei tausend Packwagen ein. Fahnen und Standarten hatte man neunundfunfzig erobert. Um keinen Augenblick unbenutzt zu lassen, brach der König noch an demselben Abend mit einem Trupp Husaren nach Lissa auf, und verhinderte dadurch das Abbrechen der Brücken über das Schweidnitzer Wasser, über welches die Feinde geflohen waren *). Das ermüdete Heer aber ließ er auf dem Schlachtfelde stehen. Hier sanken viele der braven Kriegsmänner, von Hunger, Frost und Mattigkeit überwältigt, auf den feuchten Boden hin. Ringsum stöhnten Verwundete. Bei jedem Schritte stieß man auf Leichen.

*) Die höchst interessante Erzählung von dem Ritt nach Lissa muß man in Nicolai's Anekdoten I. S. 231, oder in Stein's Charakteristik III. 40 nachlesen.

Digitized by Google

Die Dunkelheit der Nacht machte die große Scene noch schauerlicher. Auf einmal fing ein Soldat an laut und langsam zu singen: „Nun danket alle Gott.“ Von denselben Gefühlen ergriffen fielen die Spielleute mit den Instrumenten ein, und in einer Minute sang das ganze Heer das kräftige Lied mit. Es war ein kriegerischer Auftritt von der feierlichsten Erhabenheit. Mit neuem Muthe belebt verließen die Streiter ihre Siegesgefilde, und zogen noch an demselben Abend ihrem Führer nach.

Dieser kam nicht ohne Lebensgefahr in Lissa an; denn der Ort war ganz mit Oesterreichern angefüllt, die theils von der Straße, theils aus den Fenstern auf die Ankommenden feuerten. Er bog links ein über die Zugbrücke, die nach dem Schlosse führt, und sagte zu seinen Begleitern: „Messieurs, folgen sie mir, ich weiß hier Bescheid.“ An der Schloßthür kamen ihm eine Menge österreichischer Officiere mit Lichtern entgegen. Da er nur wenige Personen bei sich hatte, so war er in der augenscheinlichsten Gefahr, unmittelbar nach dem glorreichsten Siege gefangen oder erschossen zu werden. Allein mit der ruhigsten Miene von der Welt ging er durch sie hindurch, und sagte: „Bon soir, Messieurs, Sie haben mich hier wohl nicht vermuthet? Kann man denn noch mit unterkommen?“ Ein ehrfurchtsvolles Ah! war Alles, was sie erwiedern konnten. Seine bald nachher eintretenden Generale befreiten ihn von aller Besorgniß, und nahmen die Oesterreicher gefangen.

Hatten die Feinde ihren Sieg bei Kollin schlecht benutzt, so benutzte Friedrich den seinen dagegen trefflich. Auf der Stelle ward Breslau belagert, und in vierzehn Tagen (19. Dec.) ergab es sich mit allen seinen Vorräthen, einer vollen Kriegskasse und achtzehntausend Mann. Zieten und Fouqué mußten mit der Reiterei ganz Schlesien reinigen. Einige noch vorhandene eigenhändige Nachschriften an den ersteren zeigen, wie eifrig Friedrich dies Werk betrieb. Z. B.

Vom 9. December. „Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen!“

Vom 12. December. „Mein lieber Zieten, nur immer dicht an den Feind, und will er sich bei Bogendorf setzen, so muß man Wernern mit zwei Bataillonen ins Gebirge schicken, denn die Armee muß nach Trautenau, und ist kein Rath mehr für ihn, in Schlesien zu bleiben, und bei dem Rückmarsch durch's Gebirge muß er Kanonen und Bagage verlieren, auch viele Desertion haben. Er kann ihn dann gleich verfolgen und wo möglich den Posten occupiren; dann ist Schweidnitz und Liegnitz abgeschnitten. Adieu!“

Digitized by Google

Vom 17. December zur Antwort auf einen Bericht von Zieten: „Das iſt ganz gut. In Freiberg ſteht Bukow, den muß man wegjagen. In Hirſchberg ſteht ein Ungar, der muß auch fort; und etwas Cavallerie muß um Schweidnitz bleiben, um die Garniſon in Reſpect zu halten.“

Durch dieſe eifrigen Anſtalten gelang es, das feindliche Heer in Zeit von zwei Wochen ſo zu zerſtreuen, daß von neunzigtauſend Mann nicht mehr als ſiebenunddreißigtauſend Böhmen erreichten. Ganz Schleſien, bis auf Schweidnitz, war vom Feinde gereinigt, und Friedrich konnte nun ruhig die Winterquartiere daſelbſt beziehen.

So reich an Thaten und Glücksumſchlägen dieſer Feldzug des Königs auch war, ſo umfaßte er doch noch nicht alle Kriegsbegebenheiten des denkwürdigen Jahres. Schon oben iſt der durch den Herzog von Cumberland (einen Sohn Georgs II.) verlornen Schlacht bei Haſtenbeck gedacht. Nach derſelben ließ ſich dieſer ungeſchickte Feldherr ſo in die Enge treiben, daß er unter däniſcher Vermittelung am 8. September zu Kloſter-Seven einen ſchimpflichen Vergleich einging, vermöge deſſen er gelobte, alle Truppen ſeines Heeres bis auf die Hannoveraner aus einander gehen zu laſſen, ſich mit dieſen über die Elbe zurückzuziehen, und den Franzoſen die bis jetzt beſetzten Länder einzuräumen. Dieſer Vertrag wurde zwar nicht ratificirt, da er keinem der betheiligten Höfe gefiel; aber die Franzoſen blieben im Beſitze des Kurfürſtenthums Hannover, und der Herzog von Richelieu, d'Etrées' Nachfolger im Oberbefehl, ſog das Land mit der Geldgier eines römiſchen Proconſuls aus. Auch Bremen, Braunſchweig und Wolfenbüttel wurden von den Franzoſen beſetzt. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel zog nach Hamburg, und überließ ſein Land den franzöſiſchen und öſterreichiſchen Kriegscommiſſarien. Im Magdeburgiſchen und Halberſtädtiſchen wurden die Einwohner gleichfalls zu ſchweren Brandſchatzungen gezwungen.

Preußen ward einige Monate lang von den barbariſchen Koſaken- und Kalmückenſchwärmen fürchterlich heimgeſucht. Der alte Feldmarſchall Lehwald war viel zu ſchwach, dem großen vierfach überlegenen ruſſiſchen Heere zu widerſtehen; er verlor eine Schlacht bei Groß-Jägerndorf, unweit Welau (30. Aug.) und das traurigſte Schickſal ſchien bereits über Preußen und Pommern hereinzubrechen, als plötzlich der Feldmarſchall Apraxin von dem ruſſiſchen Premierminiſter Beſtuchef zurückgerufen ward. So war ganz unerwartet ſchon zu Ende des September das ganze Land vom Feinde rein. Die Urſache dieſer auffallenden Erſcheinung war eine gefährliche Krankheit der Kaiſerin Eliſabeth. Beſtuchef haßte den Thronfolger, den Großfürſten Peter, und wollte ihn nach dem erwarteten Tode der Kaiſerin verdrängen;

Digitized by Google

dazu sollte ihm sein Freund Apraxin mit dem Heere, welches er anführte, behülflich sein*). Aber Elisabeth genas, und die Entdeckung des vereitelten Planes führte Bestuchef's Sturz und Verbannung herbei.

In Pommern hausten um dieselbe Zeit, bis an die ukermärkische Grenze hin, zweiundzwanzigtausend Schweden. Aber sie bezeigten sehr geringen Eifer, sich Heldenruhm zu erwerben, und als im November der alte Lehwald sich mit seiner Schaar gegen sie kehrte, gingen sie schnell nach Stralsund und der Insel Rügen zurück.

---

14. Friedrich bei Olmütz, Zorndorf, Hochkirch und Neiße.
(1758.)

Ein blutiger Feldzug war nun vorüber. Viele Tausende von Opfern hatte der Krieg schon gekostet; aber noch dachte keiner der Streitenden an den Frieden. Maria Theresia rüstete sich vielmehr stärker als je, und trieb zugleich ihre Bundesgenossen zur lebhaften Fortsetzung des Kampfes an. In der That betrat auch das russische Heer schon im Winter den preußischen Boden wieder, und Frankreich sandte neue Truppen und einen neuen Feldherrn, den Grafen von Clermont, nach Deutschland, um den König von Preußen wo möglich ganz zu erdrücken. Die Leidenschaftlichkeit des Wiener Hofes ergoß sich in unzähligen bitteren Anklageschriften gegen Friedrich, welche dieser in derselben Weise beantworten ließ. Was über die große Angelegenheit des Tages in Druck erschien, wurde mit der größten Begierde gelesen; für diesen Streit interessirte sich auch der geringste Bürger, und daher sahen sich die Streitenden selbst gezwungen, die Nation öffentlich zu ihrem Schiedsrichter aufzurufen. Aber welchen Richter hätten nicht schon Friedrich's Thaten für diesen eingenommen! Er war der Lobgesang der Kinder auf den Gassen.

Die kurze Winterruhe benutzte er mit der angestrengtesten Thätigkeit, sich neue Hülfsquellen zu eröffnen. Die Münze, mit der er seine Truppen besoldete, ließ er beträchtlich verringern; eine Unredlichkeit, zu welcher ihn die Noth zwang**). Denn er selbst schlug die Kosten eines einzigen

---

*) Biographie Peter's III. Bd. I. S. 109. Herrmann, Gesch. des russ. Staats, Bd. V. S. 144 ff.

**) Das Geld wurde überhaupt mit der steigenden Verlegenheit immer schlechter ausgeprägt; besonders war das unter sächsischem und bernburgischem

Feldzuges auf fünfundzwanzig Millionen Thaler in schlechtem Gelde an. Und wie wollte er eine so ungeheure Anstrengung auf die Länge aushalten, da sein Schatz schon so ziemlich wieder ausgeleert war? Seinen Trost fand er darin, daß seine Gegner alle nicht minder erschöpft waren; und deshalb pflegte er oft zu sagen: „Derjenige wird den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält."

Eine Hoffnung ging ihm jetzt in England auf. Dort war er seit der Schlacht bei Roßbach der Abgott des Volks geworden, und jeden Britten verdroß es, daß ein solcher Held nicht besser unterstützt werde. Zum Glück führte seit dem verwichenen Herbst der berühmte Pitt (nachmals Graf Chatam), nach Friedrich's Urtheil der größte Kopf in England, das Ruder des Staats. Dieser rieth sogleich seinem Könige, den schimpflichen Vergleich von Kloster-Seven für aufgehoben zu erklären, brachte das entlassene Heer der Verbündeten wieder zusammen, und bat sich von Friedrich II. einen Anführer dazu aus. Friedrich sandte ihm den trefflichen Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch schon gegen Ende November 1757 in Stade ankam. Dem Könige von Preußen selbst bewilligte das Parlament ein jährliches Hülfsgeld von vier Millionen Thalern.

Auf die glänzendste Weise entsprach Herzog Ferdinand von Braunschweig der Empfehlung seines Meisters. Noch vor dem Ende des Jahres besetzte er das ganze Land bis an die Aller, und schon im Februar 1758, da noch alle anderen Heere in tiefer Ruhe lagen, erhob er sich aus seinem Lager, und überfiel in ihren Winterquartieren die Franzosen, die mit großem Verluste aus Hannover und Hessen vertrieben wurden. In wenigen Wochen nahm er elftausend Mann von ihnen gefangen. Im März war das ganze französische Heer bereits über den Rhein zurückgetrieben. Clermont war ein schlechter Feldherr, und sein Heer kannte keine Mannszucht.

Wohin Friedrich selbst diesmal zuerst sich wenden werde, darauf harrte alle Welt mit großer Spannung. In Böhmen stand der wieder gestärkte Daun, Schweidnitz war auch noch in österreichischen Händen und die schlimmste Nachricht lief aus Preußen ein. Der russische General Fermor hatte sich schon im Januar des ganzen Konigreichs bemächtigt, und dasselbe wie eine Provinz behandelt, die man nie wieder herauszugeben Willens sei. Alle Magistratspersonen hatten der Kaiserin

---

Stempel äußerst geringhaltig. Zuletzt wurden an manchen Orten für einen Ducaten neun Thaler bezahlt. Preuß, a. a. O. Bd. II. S. 391. Nach dem Frieden wurde dieses schlechte Geld verrufen, so daß Viele dadurch verarmten.

Digitized by Google

Elisabeth schwören müssen, und die bestürzten Einwohner Königsbergs hatten dies nicht nur willig gethan, sondern auch noch am Tage des russischen Einzuges (22. Jan.) mit allen Glocken geläutet, und ihre Häuser erleuchtet; eine Bereitwilligkeit, die den König so tief kränkte, daß er nie wieder nach Ostpreußen kam. Zur Vergeltung ließ sich Friedrich von den Magistraten mehrerer sächsischen Städte den Eid der Treue schwören; aber an eine Züchtigung der Russen war nicht zu denken, so lange ein weit gefährlicherer Feind noch in der Nähe war. So blieben denn Preußen und Pommern ihrem Schicksal überlassen.

Zuerst mußte Schweidnitz wiedererobert werden. Es geschah mit Sturm, in der Nacht zum 16. April. Jetzt aber, da Jedermann einen Angriff auf Böhmen erwartete, brach Friedrich plötzlich in Mähren ein, und belagerte Olmütz (5. Mai). Unstreitig hatte der Gedanke, die stolze Theresia mit Furcht und Schrecken aus ihrer Hofburg nach Ungarn zu jagen, großen Reiz für ihn; allein der dadurch veranlaßte Entwurf gehörte zu den Uebereilungen des großen Mannes, und wurde als solche hart bestraft. Die Festung war für die Preußen unüberwindlich; in dem feindlichen Lande war ihnen Alles entgegen; in den gebirgigen Wegen wurde es dem österreichischen General Loudon (gesprochen Laudon) leicht, dem König eine Zufuhr von dreitausend Wagen wegzunehmen; ja man schmeichelte sich schon, ihm selbst den Rückzug abzuschneiden, der in diesen Gebirgsschluchten nur durch ein Wunder gelingen zu können schien. Doch verzagte Friedrich nicht. In der Nacht vom 1. zum 2. Juli brach das Heer auf. Alle nur ersinnliche List ward aufgeboten, den überall auflauernden Feind durch verstellte Märsche zu täuschen. Man ging durch Böhmen, anstatt durch Oberschlesien, und näherte sich auf feindlichem Boden. Friedrich's Wachsamkeit ward von der Klugheit seiner Generale Keith, Fouqué, Retzow und Zieten trefflich unterstützt. Stets fechtend mit dem Feinde, kam man doch allmählig immer weiter, bis endlich am 14. Juli das ganze Heer, ohne einen Wagen verloren zu haben, bei Königingräz ankam, wo es geborgen war. Kenner rühmen diesen Rückzug als ein Meisterstück.

Am 9. August langte Friedrich bei Landshut in Schlesien an, wo ein festes Lager bezogen wurde, um Daun's Bewegungen zu beobachten. Aber inzwischen waren die Nachrichten von den Russen so beunruhigend geworden, daß man diesem mehr durch seine Massen als durch seine Kriegskunst gefährlichen Feinde durchaus Ernst zeigen mußte. Schon hatte derselbe ganz Pommern und die Neumark überschwemmt, Alles ausgeplündert und verwüstet, und an Weibern, Kindern und Greisen

Digitized by Google

unmenschliche Grausamkeiten verübt. Vergebens hatte Graf Dohna das Lager vor Stralsund, wo er die Schweden eingeschlossen hielt, verlassen, und sich ihm mit zwanzigtausend Mann entgegengestellt; dieser verheerende Strom verlangte stärkere Dämme.

Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit brach Friedrich schon am 11. August aus dem Lager bei Landshut auf, indem er den Feldmarschall Keith und den Markgrafen Karl von Brandenburg-Schwedt mit 40,000 Mann zur Deckung Schlesien's zurückließ, und ging mit vierzehntausend Mann Kerntruppen in Eilmärschen auf die Neumark zu. Mit Schrecken und Abscheu sah er am 21. August sein ihm so werthes Küstrin bis auf wenige Häuser in Asche liegen. Die Russen hatten es am 15. beschossen, und alle dorthin geflüchteten Güter der umwohnenden Landbesitzer, sammt denen der Einwohner, waren den Flammen Preis gegeben. Am 22. vereinigte er sich mit Dohna's Heerhaufen bei Gorgast; als er diesen sauber gekleideten, aber bei Großjägerndorf geschlagenen Heerhaufen musterte, sagte er zum Grafen Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen." Unverweilt suchte er nun den Feind auf; denn da man Daun im Rücken hatte, war nicht viel Zeit zu verlieren. Am 25. August fand man die Russen, über funfzigtausend Mann stark, bei dem Dorfe Zorndorf in Schlachtordnung. Die Preußen zählten nur zweiunddreißigtausend. Um neun Uhr begann die wüthende Schlacht, die nicht eher als Abends um zehn Uhr aufhörte, da beiden Theilen die Kräfte fehlten, den blutigen Kampf noch länger fortzusetzen. In dieser Schlacht ward Friedrich zuerst inne, daß er nicht mehr jenes erste Geschlecht von Kriegern habe, die bei Prag und Leuthen solche Wunder der Tapferkeit verrichtet hatten. Das Fußvolk des linken Flügels wich dergestalt, daß ohne die bewundernswürdige Tapferkeit der Reiterei die Schlacht vielleicht verloren gewesen wäre. Der talentvolle Seydlitz erwarb sich hier das zweite große Verdienst um Friedrich, der freiherzig genug war, zu gestehen, daß er ihm allein den Sieg verdanke. Es war ein furchtbar opferreicher Tag. Gegen dreißigtausend Todte und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und ein Drittel davon waren Preußen. Friedrich's Befehl, keinem Russen Pardon zu geben, war eine Mitursache dieses ungeheuren Gemetzels gewesen. Auch hatte er den Feinden, in der Absicht, das ganze Heer aufzureiben, durch Abbrechung der Brücken den Rückzug erschwert, und dadurch ihre Verzweiflung gesteigert. Fermor gab sich indessen noch nicht für überwunden; und hätten die Preußen noch Schießbedarf gehabt, so wäre das Treffen am folgenden

Digitized by Google

Tage wieder erneuert worden. Friedrich hatte übrigens dem Feinde 103 Kanonen und die Kriegskasse abgenommen, und damit begnügte er sich. Mangel an Lebensmitteln in dem verödeten Pommern bewog Fermor, sich über Landsberg nach Polen und Preußen zurückzuziehen. Auch Friedrich hatte nicht einen Augenblick zu verlieren; denn seine Heere in Sachsen und Schlesien besorgten jeden Tag, von Daun's weit überlegener Macht verschlungen zu werden. Schon brandschatzte General Loudon den Kottbusser Kreis, und plünderte die Einwohner bis auf die Schuhschnallen und Theelöffel.

Prinz Heinrich war in seinem Lager unweit Dresden in der größten Gefahr. Zu ihm eilte also Friedrich von der Neumark her. Die Verheerungsscenen, von denen er so eben Zeuge gewesen, hatten ihn neuerdings dergestalt gegen Brühl als deren intellectuellen Urheber erbittert, daß er auf seinem Durchmarsche durch die Niederlausitz, von Lübben aus, einen Husarenschwarm nach dem Städtchen Pförten schickte, mit dem Befehl, das daselbst befindliche Brühlsche Schloß in Brand zu stecken (5. Sept.). Der menschlichgesinnte Officier ließ zwar den Bewohnern eine Stunde Zeit, das Kostbarste daraus in Sicherheit zu bringen; allein den majestätischen Palast mußte er doch zerstören. Das Jahr vorher hatte Friedrich die Brühlschen Schlösser Belvedere in Dresden, Nischwitz bei Wurzen und Grochwitz bei Herzberg seiner Garde zum „Ausräumen" Preis gegeben; ja an dem letztern Orte soll er eine prächtige Spieluhr in seinem Schlafzimmer mit eigener Hand zertrümmert haben. Man darf bei diesen Handlungen des Königs nicht vergessen, daß über Brühl, als über den Aussauger des ganzen Landes, in Sachsen selbst nur Eine Meinung war, und daß also Friedrich die Stimmung der sächsischen Patrioten für sich zu haben glauben durfte, wenn er jene Behälter des ungerechtesten Raubes zerstörte*).

Auf die Nachricht von seiner Annäherung zog sich Daun sogleich in ein festes Berglager bei Stolpen zurück. Der Plan desselben war jetzt, den König von Schlesien abzuschneiden, wo die Österreicher Neiße

*) In einem Briefe an Voltaire erzählt Friedrich selbst, die Sachsen hätten 1763 die preußische, also eine feindliche Verwaltung, dennoch ungern und mit Zittern gegen die wiederkehrende Brühlsche vertauscht. L'excès de son luxe en tous les genres, sagt Rulhière von Brühl, paroîtroit exagéré dans un roman, et la vérité passe ici bien loin la vraisemblance. Eine nach seinem Tode angestellte Untersuchung zeigte, daß in den öffentlichen Kassen durch ihn mehr als fünf Millionen Thaler veruntreut worden waren. S. Dohm's Denkwürdigkeiten, Bd. IV. S. 201.

Digitized by Google

und Kosel belagerten. Friedrich wollte schnell den Weg über Bautzen und Görlitz gewinnen. Die erstere Stadt erreichte er glücklich; aber jenseits derselben, auf den Höhen von Kitlitz, zwischen Löbau und Glossen, lag Daun lauernd am Wege in einer Verderben drohenden Stellung. Friedrich hätte ihn umgehen können; allein sein bisheriges Glück und ein allzugroßes Vertrauen auf Daun's bekannte Langsamkeit machten ihn so kühn, daß er sich mit seinem ungleich schwächeren Heere vor seinen Augen lagern wollte (10. October). Der Quartiermeister-Lieutenant Marwitz, der das Gefährliche dieser Stellung deutlich einsah, weigerte sich, das Lager abzustecken; aber er kam dafür ins Gefängniß. Die trefflichsten Männer, Keith, Zieten, Seydlitz, thaten bescheidene Vorstellungen; aber vergebens. Der König traute einem Kundschafter mehr als seiner eigenen Klugheit; aber gerade dieser Kundschafter war vom Feinde erkauft, ihn sicher zu machen.

Drei Tage hatte das preußische Heer im Lager zwischen den Dörfern Hochkirch und Rodewitz ruhig gestanden, und schon war beschlossen, am 14. October den gefährlichen Posten zu verlassen, um eine abgesonderte Heeresabtheilung der Oesterreicher anzugreifen, als der verhöhnte Feind ihm zuvorkam und in der Nacht vom 13. zum 14. Oct. seinen längst vorbereiteten Racheplan ausführte. Abends um 8 Uhr waren die Oesterreicher in aller Stille bei tiefer Finsterniß aufgebrochen, hatten sich gegen Morgen heimlich dem Dorfe Hochkirch genähert, und warteten auf den Glockenschlag Fünf, das verabredete Zeichen zum Ueberfall. Das ganze Heer der Preußen, und der König selbst, schlief noch in tiefem Frieden, in Anbetracht des für den folgenden Tag beabsichtigten Marsches; die meisten lagen sorglos entkleidet, nur Zieten's Reiterei war, auf den geheimen Befehl ihres wachsamen Führers, ohne Wissen des Königs, gerüstet geblieben. Das Niederschießen der Vorposten und das Geräusch im Lager erweckte die überraschten Preußen. Sie traten aus den Zelten; allein noch konnte man nichts erkennen, und hörte nur den einbrechenden Feind. Erst da sich ein schreckliches Kanonenfeuer im Dorfe erhob, ward man inne, daß der Feind sich bereits der großen preußischen Batterie, die die Hauptgasse desselben bestrich, bemächtigt habe, und mit derselben alle Preußen niederschmetterte, die sich in dieser Gasse zu sammeln eilten. Die Verwirrung war fürchterlich*). Im

*) Ein recht lebendiges Gemälde dieser Schreckensnacht findet man in der kleinen, höchst interessanten Schrift von Küster: „Bruchstück aus dem Campagneleben eines preußischen Feldpredigers. Berlin, 1791."

Digitized by

Dorfe selbst entstand ein außerordentliches Gedränge. Bald gerieth es in Brand, und die Flammen dienten nun der Schreckensscene zur Beleuchtung. Indessen bemühten sich die Feldherren, Ordnung in die aufgeregten Haufen zu bringen. Seydlitz und Zieten schwärmten außerhalb mit ihren Reitern herum, hieben viele Feinde nieder, und machten viele hundert Gefangene; aber in der Dunkelheit der Nacht entrannen ihnen die meisten wieder. Im Dorfe suchten Andere festen Fuß zu gewinnen, doch hier machten die Batterien allen Widerstand vergeblich. Dem tapfern Prinzen Franz von Braunschweig nahm eine Kanonenkugel den Kopf weg; der Feldmarschall Keith fiel, von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt; Prinz Moritz von Dessau ward schwer verwundet aus dem Feuer getragen. Der Major Lange vertheidigte wie ein zweiter Leonidas mit sechshundert Preußen den Dorfkirchhof gegen acht österreichische Grenadier-Bataillone mit dem glänzendsten Erfolge. Erst vierzehn andere Bataillone, die der Feind anrücken ließ, konnten das kleine Häuflein überwältigen. Noch jetzt versuchte Lange, sich durchzuschlagen, fand aber dabei, mit dem größten Theile der Seinen, den Heldentod.

Der Anbruch des Tages verbesserte nichts; denn ein undurchdringlicher Nebel trat an die Stelle der Dunkelheit. Um so mehr muß man die verhältnißmäßige Ordnung im preußischen Heere und die Geistesgegenwart seiner Führer bewundern; denn bei allem Nachtheil, in dem sich dasselbe nothwendig befinden mußte, war doch der feindliche Verlust nicht so sehr viel geringer, als man hätte glauben sollen. Bis gegen neun Uhr suchten die Preußen ihren Platz zu behaupten, dann gab der König den Befehl zum Rückzuge. Lager und Gepäck konnten freilich nicht gerettet werden, auch von dem Geschütz ging das meiste (hundert und eine Kanone) verloren; übrigens aber geschah der Rückzug des geschlagenen Heeres, besonders durch die klugen Anordnungen der Generale Retzow und Seydlitz und des Obersten Saldern, in solcher Ordnung, daß der Feind sich nicht getraute, ihn zu stören. Daun selbst soll das Kunstreiche dieses schönen Manövers bewundert haben. Er zog sich sogar wieder in sein altes Lager zurück, und es schien, als hätte er keinen Sieg gewonnen.

Für Friedrich schien jedoch dieser „glupsche Streich", wie er ihn nannte, von bösen Folgen unzertrennlich. Er hatte dabei, außer dem Geschütz, neuntausend Mann seiner besten Truppen verloren. Wie schien es möglich, daß er jetzt noch nach Schlesien würde durchdringen können? Daun selber war darüber so sicher, daß er dem mit dem Angriff auf

Digitized by Google

Neiße beauftragten General Harsch schrieb, er solle nur ganz getrost die Belagerung fortsetzen; jetzt habe er nichts mehr zu befürchten.

Der König stand gegen elf Uhr auf einem Hügel bei Klein-Bautzen, und sah nicht ohne Wehmuth die Reste seiner zusammengeschmolzenen Bataillone vorüberziehen. Aber schon mehr Meister in der Kunst sich selbst zu bezwingen, als nach der Schlacht bei Kollin, zeigte er seinen Officieren ein völlig heiteres Gesicht. Einigen vorüberziehenden Artilleristen rief er zu: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit geholt." — „So wollen wir sie ihm," erwiederte er, „bei Tage wieder abnehmen; nicht wahr, Grenadiere?" — „Ja," sagten diese im Vorbeigehen, „das ist recht; sie sollen uns auch noch Interessen dazu geben!"

Man schlug indessen auf den Anhöhen bei Doberschütz ein Lager auf, so gut es ohne Zelte gehen wollte, holte von den Einwohnern von Bautzen und den umliegenden Dörfern Kochgeschirr und Stroh zusammen, und vergaß den erlittenen Verlust um des unverzagten Königs willen, den das ganze Heer anbetete. Und wirklich war er nach diesem Unglück nicht minder bewundernswürdig, als nach der mißlungenen Unternehmung auf Olmütz. Durch die künstlichsten Märsche täuschte sein Bruder Heinrich den Feind, und stieß mit siebentausend Mann und frischen Kriegsvorräthen von Dresden aus zu ihm (21. October). Am 24. Abends um zehn Uhr brachen beide in aller Stille auf, umgingen (über Ullersdorf) das Daunische Lager, und erreichten glücklich Görlitz. Daun sah sich hintergangen, und Europa wartete nun auf die Früchte des Hochkircher Sieges vergebens. Jetzt konnte dem Könige Niemand mehr den Eintritt in Schlesien verwehren. Er ließ seinen Bruder bei Landshut stehen, erschien vor Neiße, und verjagte durch sein bloßes Erscheinen die Belagerer (5. Nov.). Auch die Belagerung von Kosel wurde aufgehoben.

Daun, dessen Plan durch seine Unthätigkeit und die Verschlagenheit seines Gegners ganz vereitelt war, wollte nun Sachsen zu befreien suchen, das jetzt der wachsame Heinrich verlassen hatte. Er zog das Reichsheer ins Land; es sollte die Preußen, die an der Elbe verschanzt standen, von vorn angreifen, indeß er selbst ihnen in den Rücken fallen wollte. Aber Graf Dohna jagte die Reichstruppen von Leipzig fort; General Wedel befreite Torgau von Haddik's Schaaren; General Fink beobachtete Daun's großes Heer, und als dieses Miene machte, Dresden zu erobern, ließ der Commandant dieser Stadt, Graf Schmettau, einen Theil der

Digitized by

schönen Vorstädte derselben abbrennen (10. Nov.), um den Feind abzuhalten, sich darin festzusetzen; ja als er aufgefordert ward, sich zu ergeben, gab er die entschlossene Antwort: er werde sich von Straße zu Straße vertheidigen, und sich im äußersten Falle unter den Trümmern des kurfürstlichen Schlosses begraben. Auf dieses Aeußerste wollte es Daun nicht ankommen lassen; er zog sich zurück, und als bald darauf gar die schreckende Nachricht einlief, Friedrich sei schon wieder von Schlesien her im Anzuge nach Sachsen, ging er schnell nach Böhmen, und überwinterte dort. Der König traf wirklich am 20. November schon wieder in Dresden ein, besorgte alles Erforderliche zur Vertheidigung Sachsen's, ließ seinen Bruder neuerdings daselbst zurück, und nahm seine eigenen Winterquartiere zu Breslau, wo er in der Mitte des December ankam.

So endigte sich dieser thatenreiche Feldzug, trotz der Unfälle von Olmütz und Hochkirch, noch eben so ehrenvoll, wie der vorige. Zur Erhöhung der Freude liefen auch aus Westphalen und Pommern gute Nachrichten ein. Herzog Ferdinand war über den Rhein gegangen und hatte den Grafen von Clermont am 23. Juni bei Crefeld völlig geschlagen; da aber ein anderes französisches Heer unter Soubise und Broglio in Hessen einfiel, auch die wieder bis auf 80,000 Mann verstärkte Rheinarmee an dem Marquis von Contades einen bessern Feldherrn bekam, als der entlassene Clermont es gewesen, so konnte sich Ferdinand auf dem linken Rheinufer nicht länger halten. Er zog sich zurück, nahm aber an der Lippe eine so meisterhafte Stellung, daß die französischen Heere sich nicht vereinigen konnten, sondern Contades seine Winterquartiere zwischen dem Rhein und der Maas nehmen, und auch Soubise Hessen wieder räumen mußte. Ferdinand verlegte sein Heer in die Westphälischen Bisthümer, und schützte Deutschland gegen die Ausführung der barbarischen Befehle des französischen Kriegsministers Belleisle, die dahin gingen, daß „ganz Hannover und Westphalen in eine Wüste verwandelt, und darin Alles bis auf die Wurzeln in der Erde ausgerottet werden müßte."

Digitized by Google

15. Kay, Kunersdorf, Maxen.
(1759.)

Aber bis jetzt hatte der Held nur erſt den kleinſten Theil der Unfälle erfahren, die dieſer Krieg über ihn verhängte. Auf ganz andere Angriffe mußte er von ſeinen Feinden bei der nächſten Wiederaufnahme der Waffen gefaßt ſein. Maria Thereſia reizte die Pompadour durch den neuen franzöſiſchen Premierminiſter Choiſeul, ehemaligen Geſandten in Wien, zur lebhafteſten Fortſetzung des Krieges auf. Eliſabeth von Rußland wollte den Flecken, den der Ruhm ihrer Krieger bei Zorndorf erhalten, gleichfalls durch Siege getilgt wiſſen, und ſchickte neue Schaaren und einen neuen Feldherrn, den General Soltikow, nach Preußen. Durch ihn und Daun ſollte der zwiſchen beiden eingeſchloſſene Löwe erdrückt werden.

Nur ein vollzählig gemachtes Heer und Vorrath an allen Bedürfniſſen des Krieges hätten dem bedrängten Friedrich Muth geben können, ſo furchtbar drohenden Gefahren mit feſtem Schritte entgegen zu gehen. Ueber die Wahl der Mittel, Geld und Soldaten aufzubringen, entſchied jetzt freilich nur die Noth, und die Menſchlichkeit mußte verſtummen. In den eigenen Provinzen wurde die junge Mannſchaft mit Härte ausgehoben, und die Hülfsquellen der beſetzten Länder wurden ſo viel als möglich ausgenutzt. Sachſen und Anhalt mußten liefern, was die preußiſchen Bevollmächtigten verlangten; und Mecklenburg-Schwerin, deſſen Herzog die Unbedachtſamkeit gehabt hatte, ſich in Regensburg an die Spitze der Preußenfeinde zu ſtellen, mußte dafür mit ſchweren Kriegsſteuern und Natural-Lieferungen büßen. Die Verſuche kleiner Häupter, ſich gegen ihn zu erheben, erbitterten Friedrich bis aufs Aeußerſte. Ein polniſcher Edelmann in der Poſener Woiwodſchaft, Namens Sulkowski, ſchüttete auf ſeinen Gütern für die Ruſſen Getraide auf, und wollte ihnen ſogar Kanonen zuführen. Dafür ließ ihn der König durch den General Wobersnow mitten in Polen überfallen, die Magazine zerſtören, und ihn ſelbſt nach Glogau bringen, wo er in die Feſtung geſperrt ward.

Obwohl er ſich zu rechter Zeit gerüſtet, wollte Friedrich diesmal, gegen ſeine Gewohnheit, die Feinde erwarten. Er verlegte zu dem Ende 45,000 Mann zwiſchen Schweidnitz und Löwenberg in Cantonnirungsquartiere, während ihm gegenüber 83,000 Oeſterreicher unter Daun und Loudon in Böhmen längs der Grenze aufgeſtellt wurden, um alle Zugänge von Schleſien zu bewachen. Preußiſcher Seits deckte dagegen

Digitized by Google

Oberschlesien General Fouqué, Sachsen Prinz Heinrich. Der Letztere gab in diesem Feldzuge die herrlichsten Proben seiner militärischen Meisterschaft. Durch die verdecktesten und schnellsten Märsche überlistete er den vorsichtigen Daun in Böhmen, und zerstörte ihm einige Magazine, aus denen funfzigtausend Mann fünf Monate lang hätten unterhalten werden können, brach dann ebenso rasch in Franken ein, jagte viele Haufen des Reichsheeres aus einander, trieb Brandschatzungen ein, machte Gefangene, zerstörte Magazine, und kehrte wieder nach Sachsen zurück, ehe Daun mit seinen achtzigtausend Mann es gewagt hatte, etwas gegen dieses Land zu unternehmen.

Friedrich's Geschäfte im Lager bei Landshut bestanden während dessen in einem fortwährenden Berichtempfangen und Befehlertheilen. Nur Zwischenstunden waren der Musik, dem Lesen, der Dichtkunst und dem Briefwechsel, besonders mit Fouqué und dem Marquis d'Argens, gewidmet. Endlich erscholl die Nachricht von dem Anmarsche der Russen. Mit ihnen sich zu vereinigen, war Loudon mit zwanzigtausend Mann schon bis Lauban vorgegangen. Sogleich erhielt Graf Dohna, der eben die Schweden in Stralsund belagerte, Befehl, sich nach Polen zu wenden, die Vereinigung zu hindern, und wo möglich die Russen in einzelnen Heerhaufen zu schlagen. Er konnte aber nichts weiter ausrichten, als daß er mehrere kleine Magazine zerstörte, und eine Menge Polen mit Gewalt zum preußischen Dienste aushob. Unzufrieden mit seinem Zaudern sandte Friedrich an seine Stelle den General Wedel mit der Vollmacht eines Dictators, und mit dem Befehl, die Russen zu schlagen, wo er sie fände. Kenner zweifelten schon damals, ob dieser Mann dem wichtigen Geschäft gewachsen sein möchte. In der That war der Erfolg sehr unglücklich. Wedel traf die Russen bei dem Dorfe Kay, unweit Züllichau, griff sie unverzüglich aus einer sehr unvortheilhaften Stellung an (23. Juli), ward völlig geschlagen, und verlor mehr als fünftausend Mann sowie den braven General Wobersnow. Soltikow rückte nun sofort nach Krossen vor; der Weg nach Berlin stand ihm offen, und die gefürchtete Vereinigung mit Loudon war gar nicht mehr zu hindern. Sie erfolgte den 3. August.

Friedrich mußte eilen, das Unglück seines Dictators wieder gut zu machen. Einen Theil der Truppen seines Bruders Heinrich in Sachsen ließ er unverzüglich in der schrecklichsten Hitze den Eilmarsch nach der Neumark antreten. Prinz Heinrich selbst ward nach Schlesien gerufen, um den König im Lager bei Schmottseifen abzulösen. Er selbst wollte sich nämlich an die Spitze des geschlagenen Wedel'schen Heeres stellen,

Digitized by Google

und ging deshalb am 30. Juli mit einem Trupp Husaren nach Sagan ab. Aber als ob ihm sein bevorstehendes Unglück geahnt hätte, machte er vor seiner Abreise sein Testament, und forderte seinem Bruder ein feierliches Versprechen ab, nach seinem Tode in keinen dem preußischen Hause schimpflichen Frieden zu willigen.

An der Oder vereinigte er im Ganzen achtundvierzigtausend Mann. Er führte sie am 11. August über den Fluß, und sah die alliirten Feinde, über sechzigtausend Mann stark, auf den Anhöhen zwischen Frankfurt und Kunersdorf verschanzt und durch eine sehr große Zahl Kanonen gedeckt. Trotz ihrer sichtbaren Ueberlegenheit beschloß er, sie am folgenden Tage anzugreifen. Es geschah, und am 12. August Mittags um elf Uhr begann die unglückselige Schlacht. Das höchst unbequeme Terrain, das man vorher nicht sorgfältig genug untersucht hatte, und die drückende Hitze dieses Tages erschwerten den Angriff über alle Erwartung. Die zahllosen Feuerschlünde, mit denen die zu ersteigenden Anhöhen besetzt waren, sprühten Tod und Verderben auf die Angreifenden. Ganze Rotten stürzten auf einmal nieder. Dennoch siegte zuletzt die preußische Tapferkeit, und um sechs Uhr war der ganze linke Flügel der Russen geworfen, und alle ihre Batterien erobert. Siebzig Kanonen waren in preußischen Händen. Der König fertigte einen Courier nach Berlin ab, um die vorläufige Siegesbotschaft zu überbringen.

Nie aber hat sich wohl in kürzerer Zeit das Glück schrecklicher gewendet. Noch stand der rechte Flügel der Russen unerschüttert, und die Oesterreicher waren noch gar nicht zum Schlagen gekommen. Auch die Flüchtigen vom linken Flügel sammelten sich wieder, da ihnen Friedrich, der sie durchaus vernichtet wissen wollte, die Flucht durch Frankfurt versperrt hatte. Mehrere treffliche Generale, besonders Fink und Seydlitz, riethen dem Könige, jetzt den Kampf abzubrechen, da das Volk ermattet sei, und von den geschlagenen Russen zu erwarten stehe, daß sie sich in der Nacht wohl von selbst zurückziehen würden. Aber Friedrich, der seine Sache mit diesem verhaßten Feinde ein für allemal entschieden wissen wollte und nichts halb thun mochte, bestand auf der Fortsetzung der Schlacht.

Und nun begann der furchtbare Glücksumsturz. Die ermatteten Preußen sollten die von Loudon unterdeß mit österreichischen Grenadieren wieder besetzten Anhöhen erstürmen, von denen aus Hunderten von Kanonen ein wahrer Todesregen sich auf sie ergoß. Sie sollten es mit den frischen österreichischen Truppen aufnehmen, die alle Vortheile der Stellung vor ihnen voraus hatten. Nicht einmal ihr Geschütz konnten

Digitized by

sie nachziehen. Der König ergriff das letzte Mittel, das er in seiner Gewalt hatte, er befahl seiner Reiterei anzugreifen. Zweimal weigerte sich Seydlitz, dem Befehle Folge zu leisten; Ort und Augenblick, ließ er melden, seien ungünstig. Als aber der König den Befehl zum drittenmale und mit großer Heftigkeit wiederholte, stürmte der kühne Reitergeneral unheilahnend gegen die russischen Schanzen an. Von den mörderischen Kartätschenkugeln getroffen, stürzten alsbald massenhaft Mann und Roß zu Boden. Seydlitz selbst sank, an der rechten Hand schwer verwundet, vom Pferde und mußte fortgetragen werden. Noch einmal sammelte der König, was er von dem Fußvolk zusammenbringen konnte, und führte es gegen den Feind, aber ebenso vergeblich. Die sonst so festen Linien brachen, die Unordnung ward allgemein, und nun vollendete die österreichische Reiterei die schreckliche Niederlage. Die Flucht im preußischen Heere kam einer völligen Auflösung nahe. Kein Rückzug, wie bei Kollin oder Hochkirch, ward geordnet. Jeder eilte, sich selbst zu retten. Ein panischer Schrecken betäubte alle Gemüther, obgleich der Feind von aller Verfolgung abstand. Umsonst suchte der König, den der Anblick dieser Flucht aus aller Fassung brachte, einige Bataillone zum Stehen zu bringen. Er setzte sich selbst dem größten Feuer aus. Zwei Pferde wurden ihm unter dem Leibe erschossen, und als er das dritte besteigen wollte, zerschmetterte ihm eine Musketenkugel sein goldenes Etui in der Westentasche. Zuletzt von allen seinen Truppen verlassen, rief er verzweifelnd aus: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Er sah, wie nicht bloß alles eroberte Geschütz, sondern auch noch fast alles preußische dazu stehen blieb; denn Jeder suchte nur sein Leben zu bergen. Indeß kam ein Trupp österreichischer Reiter daher gesprengt, und der König wäre sicher getödtet oder gefangen worden, hätte ihn nicht der Rittmeister Prittwitz mit einem Trupp Husaren umringt und in Sicherheit gebracht. Mehrmals rief er auf diesem Schreckenswege aus: „Prittwitz, ich bin verloren!“ und auf dem Rücken dieses treuen Gefährten schrieb er mit Bleistift die bekannten Worte an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie; Adieu für immer!“ *)

*) Einige Stunden später schrieb er ebendemselben, von Oetscher aus, auf einem noch vorhandenen Stück Papier, folgenden ausführlicheren Bericht: „Ce 12 Août 1759. J'ai attaqué ce matin à 11 heures l'ennemi. Nous l'avons poussé au cimetière des juifs auprès de Frankfort; toutes mes troupes ont donné et ont fait des prodiges, mais ce cimetière nous a fait perdre

Digitized by Google

Er kam spät am Abend in dem Dorfe Oetscher an, wo die Schiffbrücken waren. Hier fanden sich nach und nach etwa fünftausend Mann bei ihm ein, die übrigen hatten sich aufgelöst, oder lagen ir ihrem Blute. Unter den letzteren war auch der liebenswürdige Dichter Kleist, der von Kartätschenschüssen verwundet, dann von Kosaken rein ausgezogen und in einen Sumpf geworfen worden war, und wenige Tage nachher den Geist aufgab. Hundertfünfundsechzig Kanonen waren verloren. Der unglückliche Monarch warf sich in seinen Kleidern auf ein Strohlager in einer halb zerstörten Bauernhütte hin; rings um ihn schliefen seine Adjutanten auf bloßer Erde. Die schrecklichen Bilder der Zukunft ließen ihn nicht schlummern. Einem Officier, der ihm am folgenden Morgen berichtete, daß man noch einiges Geschütz gerettet habe, rief er entgegen: „Herr, er lügt! ich habe keine Kanonen mehr!" Jeder fürchtete sich, ihm nahe zu kommen. Den alten Artillerie-Obersten Moller fragte er in diesen bangen Tagen einmal, wie es doch zugehen möge, daß seine Truppen nicht mehr das leisteten, was sie ehemals gethan hätten. Der fromme Moller erwiederte schüchtern, es sei vielleicht die Sündenschuld des Heeres, bei welchem schon seit einiger Zeit die Betstunden ganz eingegangen wären. Und von dem Tage an ward der ehemalige Feldgottesdienst bei den Regimentern wieder eingeführt.

Am 13. August Nachmittags um vier Uhr ging das geschlagene Häuflein über die Oder nach Reitwein. Hier sammelte der König noch viele Flüchtlinge, zog einige in der Nähe stehende Truppenabtheilungen an sich, ließ Geschütz aus Berlin und Küstrin herbeischaffen, und ging nach Fürstenwalde zurück. An diesem Orte war Friedrich entschlossen, mit seiner kleinen Schaar die Feinde zu erwarten und für die Rettung seiner Hauptstadt sein Leben aufzuopfern. Denn auch gefangen wollte er seinen Ruhm nicht überleben, und für diesen Fall führte er während

---

un prodigieux monde. Nos gens se sont mis en confusion, je les ai ralliés trois fois; à la fin j'ai pensé être pris moi-même, et j'ai été obligé de céder le champ de bataille. Mon habit est criblé de coups, j'ai deux chevaux tués. Mon malheur est de vivre encore. Notre perte est très considérable. D'une armée de 48,000 hommes je n'ai pas 3000 dans le moment que je parle; tout fuit, et je ne suis plus maître de mes gens. On fera bien à Berlin de penser à sa sûreté. C'est un cruel revers, je n'y survivrai pas. Les suites de l'affaire seront pires que l'affaire même. Je n'ai plus de ressources, et à ne point mentir, je crois tout perdu. Je ne survivrai point à la perte de ma patrie. Adieu pour jamais!

Frédéric."

Digitized by Google

des ganzen Krieges ein Giftpulver bei sich, das man noch nach seinem Tode gefunden hat*).

Aber es war nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen, daß er seinem Unglück erliegen sollte. Was Jedermann, und er selbst erwartete, daß die Russen und Oesterreicher ungesäumt nach Berlin gehen, die ganze Mark in Besitz nehmen, und so den Krieg in acht Tagen endigen würden, das geschah nicht. Die Russen nämlich, die schon Preußen inne hatten, waren nicht Willens, für Oesterreich Eroberungen zu machen. Daun, der dies verlangte, erhielt von Soltikow die Antwort: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte nur noch, um weitere Bewegungen zu machen, auf die Nachricht zweier Siege von ihnen; denn es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin ganz allein handeln sollen."

In diesem gefährlichen Zeitpunkte zeigte sich das Genie des königlichen Bruders Heinrich, der eigentlich zu der unscheinbaren Rolle eines Hüters und Vertheidigers verurtheilt war, in dem glänzendsten Lichte. Während nämlich Daun nach Triebel gerückt war, fiel er ihm durch kluge Bewegungen so rasch in den Rücken, daß es ihm gelang, die beträchtlichen österreichischen Magazine in Böhmen zu zerstören, wodurch derselbe in Kurzem zum Rückzug gezwungen und die Mark für diesmal gerettet ward.

Auch Friedrich's Muth kehrte bald wieder zurück, da er das Betragen seiner Feinde wahrnahm. Er schämte sich seines Kleinmuths, und ließ die wackeren Männer, die ihn in seiner Schwäche gesehen hatten, jetzt desto empfindlicher den König wieder fühlen. Da Daun sich nach Böhmen zurückzog, ließ sich auch Soltikow nicht länger halten, und anstatt nach Berlin

*) Sehr interessant ist, was Küster in den „Lebensrettungen" S. 154 über diesen Umstand erzählt: Im Lager bei Leutmeritz, auf dem gefährlichen Rückmarsch von der Kolliner Schlacht im Juni 1757, ward mir zuerst unter dem Siegel der höchsten Verschwiegenheit dies schreckliche Geheimniß durch einen hohen Vertrauten des Königs eröffnet. Meine Seele bebte. Mit Ehrerbietung, aber auch mit pflichtmäßigem Muthe, sagte ich das, wovon ich wünschte, daß es dem Monarchen schnell möchte wieder gesagt werden. Und dies war geschehen; denn ich bekam durch den seligen Oberst Balby Befehl, den Nachmittag vor dem Könige zu erscheinen. Furcht und Muth kämpften bei mir mächtig, und nur nach und nach konnte ich es dahin bringen, daß ich mir ruhig und deutlich das dachte, was ich ihm über diesen Gegenstand zu sagen hätte. Aber es fand diese erhebliche Audienz den Sonnabend nicht Statt; denn ein unvermutheter Ueberfall, den ein heraneilendes österreichisches Corps auf unsere Vortruppen that, nöthigte den König, sich eilend zu Pferde zu setzen, und durch seine Gegenwart den Feinden Furcht und unsern Truppen Muth zu geben. Er begegnete mir unweit dem Schlosse, grüßte mich sehr freundlich und nun ward meine ganze Seele Wonne; denn ich sah ihn durch diesen Zufall der Schwermuth entrissen."

Digitized by Google

zu gehen, kehrte er durch Niederschlesien nach Polen zurück. Friedrich folgte ihm bis Glogau, und ließ ihn ruhig über die Oder ziehen.

Thätiger als diese zwei mächtigen Feinde, verhielt sich unter diesen Umständen das kleine Reichsheer unter dem Herzog von Zweibrücken. Es brach in das ganz von Feldtruppen entblößte Sachsen ein, eroberte Leipzig, Torgau und Wittenberg, und belagerte Dresden. Der Befehlshaber der letztern Stadt, der tapfere Graf Schmettau, hatte gleich nach der Niederlage bei Kunersdorf vom Könige Befehl erhalten, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, da man ihm doch keinen Beistand schicken könne, sondern nur die königlichen Kassen zu retten, die fünf, nach Andern sieben Millionen Thaler enthielten. Späterhin aber fand der König Gelegenheit, den General Wunsch nach Sachsen zu schicken, der Torgau und Wittenberg glücklich wieder eroberte, und auch Dresden entsetzt haben würde, wenn nicht Schmettau, der von seiner Ankunft nichts wußte, unglücklicher Weise den Tag vorher die Capitulation abgeschlossen hätte (4. Sept.). So ging Friedrich's Hauptstützpunkt in Sachsen verloren, und obgleich das Geld gerettet ward, so fielen doch dem Feinde so reich gefüllte Magazine und Kriegsvorräthe in die Hände, daß Daun diesmal nicht nöthig hatte, seine Winterquartiere in Böhmen zu suchen.

Dieser neue Verlust, der einzige unersetzliche im ganzen Feldzuge, brachte Friedrich außer sich. Sobald er in Schlesien der Russen und seines Podagra's los war, eilte er selbst nach Sachsen, um wo möglich den Schaden wieder gutzumachen, und auch diesen unglücklichen Feldzug mit einem kühnen und glücklichen Streich, wie die beiden vorigen zu enden. Schon hatte Prinz Heinrich den ängstlichen Daun durch geschickte Wendungen nach Wilsdruf zurückmanövrirt, als der König im Lager bei Hirschstein ankam (14. Nov.). Vergebens suchte der besonnenere Bruder seine Hitze zu mäßigen. Er jagte dem weichenden Feinde selber nach, und richtete noch eine Niederlage in dessen Nachzuge an. Den General Fink ließ er mit 13,500 Mann über Dippoldiswalde nach Maxen ziehen, um dem Feinde, der im Plauenschen Grunde lag, in den Rücken zu kommen. Dieser einsichtsvolle General fühlte selbst das Gefährliche seines Auftrages. Er machte Vorstellungen, doch Friedrich ließ sich nicht von Jedem rathen. So war ein neues Unglück unabwendbar. Fink ward von allen Seiten angegriffen und eingeschlossen (20. Nov.), und nachdem er gegen dreitausend Mann eingebüßt hatte, mußte er sich mit den übrigen etwa elftausend am Tage darauf, gerade so wie vor drei Jahren die Sachsen bei Pirna, auf Capitulation ergeben. Einige Tage nachher (3. Dec.) hatten vierzehnhundert Preußen unter dem General Dierecke bei Meißen das nämliche Schicksal. Friedrich

Digitized by

war hier ganz in dem Falle eines unglücklichen Spielers. Je mehr er verlor, desto mehr wagte er, und desto verhaßter wurden ihm alle kälteren Spieler. Der „geweihten Creatur", der „geweihten Mütze" zum Trotz — so nannte er Daun, weil derselbe nach der Schlacht bei Hochkirch vom Papst ein geweihtes Baret und Degen erhalten hatte — lagerte er sechs Wochen lang bei Wilsdruf in der fürchterlichsten Kälte unter eisigen Zelten, in denen die Soldaten sich aufeinander drückten, um sich zu erwärmen, aber dennoch zu Tausenden erkrankten und starben. Seine Genugthuung war, daß Daun dadurch gezwungen wurde, das Nämliche zu thun, und mithin auch den nämlichen Schaden zu leiden. Endlich, da die Kälte immer heftiger ward, ließ er am 10. Januar 1760 die Winterquartiere beziehen, wobei er das Hauptquartier nach Freiberg verlegte.

Es sind noch einige poetische Episteln aus dieser Zeit, an die Prinzessin Amalie und den Marquis d'Argens, vorhanden, in welchen Friedrich mitten in jenen Drangsalen seine damalige Gemüthsstimmung verewigt hat. Der Gedanke an eine eherne Nothwendigkeit, der sich der Weise zuletzt, wenn alles Gegenstreben fruchtlos sei, blindlings unterwerfen müsse, ist darin der herrschende, und der, daß ja zuletzt der Tod der Befreier von allen Uebeln sei, seine Beruhigung. Seine prosaischen Briefe aus dieser und der folgenden Periode verrathen die höchste Gleichgültigkeit gegen das Leben. Nur sein natürlicher Frohsinn und sein immer reges Ehrgefühl schützten ihn vor Muthlosigkeit. So wie er entschlossen war zu sterben, so war auch das sein Vorsatz, bis zum letzten Augenblicke seiner Ehre und seiner Pflicht genug zu thun.

---

16. Friedrich vor Dresden, bei Liegnitz und bei Torgau.

(1760.)

Aber mit welchen Hoffnungen konnte er jetzt wohl in die Zukunft blicken? Der nächste Feldzug drohte noch unglücklicher als der vorige zu werden. Der Muth seiner Feinde stieg mit ihrem Glücke; Russen und Oesterreicher verstärkten sich und hatten den Plan, Schlesien und die Mark zu erobern. Friedrich hatte im vorigen Feldzuge ganze Heere eingebüßt, welche die Kaiserin schlechterdings nicht auswechseln wollte, und obgleich seine Werber das ganze Reich in Anspruch nahmen, so konnten doch die zusammengebrachten Rekruten die alte trefflich geübte und disciplinirte

Digitized by Google

preußiſche Infanterie nicht erſetzen. Um Geld zu erhalten, mußte Sachſen fortwährend gebrandſchatzt werden. Sogar die Wälder des Landes wurden umgehauen, und das Holz zu Gelde gemacht. Die Münze ward von Jahr zu Jahr mehr verringert, und da die Holländer und Engländer dieſen Kunſtgriff nachahmten, ſo ward ſogar aus der Fremde noch die Maſſe des ſchlechten Geldes vermehrt. Nur der Ruf von Friedrich's Thaten und die Zauberkraft, mit der er alle Herzen an ſich zu feſſeln wußte, bewirkten es, daß die Tauſende von Menſchen, die durch Liſt und Gewalt täglich zu ſeinen Fahnen geſchleppt wurden, gehorſam aushielten, und ſich willig in die preußiſche Disciplin fügten; was um ſo mehr zu bewundern iſt, da an Officieren ſchon ein auffallender Mangel war, und man ſelbſt Knaben, unter den Cadetten ausgewählt, bei dem Heere anſtellen mußte.

Schmerzlicher konnte wohl nichts für Friedrich's thätigen Geiſt ſein, als ſich nun ſchon zum zweiten Male auf den bloßen Vertheidigungskrieg zurückgeführt zu ſehen. Diesmal wollte er Sachſen beſchützen, Schleſien und die Mark ſollten Fouqué und der Prinz Heinrich decken. Er lag deshalb ruhig bis zur Mitte des Juni in ſeinem Lager bei den ſogenannten Katzenhäuſern zwiſchen Meißen und Noſſen, bewacht von Daun's großem Heere, das bei Dresden ſtand; dann bezog er ein anderes Lager bei Schlettau. Der kleine Krieg ging unaufhörlich fort, und im Lager wurden die täglich ankommenden Rekruten geübt. Unterdeſſen lauteten die Nachrichten aus Schleſien ſehr beunruhigend. Glatz, der Schlüſſel zu dieſem Lande, ward vom General Harſch eingeſchloſſen, und Fouqué verzweifelte daran, mit ſeinen achttauſend Preußen ſein Lager bei Landshut gegen Loudon's dreißigtauſend Mann zu behaupten. Er zog ſich zurück; allein nun riefen die Gebirgsſtädte um Hülfe, und ſo mußte er auf des Königs ausdrücklichen Befehl wieder in jenes unrettbare Lager zurückgehen. Er that es mit der Ergebung eines Leonidas, indem er ſein Schickſal deutlich vor Augen ſah.

Friedrich brach indeß plötzlich aus ſeinem Lager bei Schlettau auf, überließ Sachſen der Vertheidigung ſeines Generals Hülſen, und ging in der Nacht vom 15. Juni bei Zehren über die Elbe. Sein Marſch ging auf die Lauſitz zu. Ihm zur Seite bewegte ſich Daun's großes Heer, mit dem die Scharmützel kein Ende nahmen. Am 6. Juli ging das Heer bei Bautzen über die Spree. Die Hitze war ſo außerordentlich, daß an dieſem einen Tage hundert und fünf Mann in ihren Gliedern mitten im Marſche todt niederfielen. Erſt jetzt erhielt er die traurige Nachricht von Fouqué's Niederlage. Er unterdrückte ſeine Beſtürzung darüber, und ſagte in einem feſten Tone zu ſeinen Officieren: „Fouqué iſt gefangen, aber ſeine Gefangennehmung macht ihm und uns Ehre; er hat ſich wie ein Held gewehrt.“

Digitized by Google

Loudon hatte diesen trefflichen General mit vierfach überlegener Macht am 23. Juni früh um zwei Uhr angegriffen. Bis Mittag hatte der verzweiflungsvolle Kampf gedauert. Das preußische Fußvolk ward theils niedergemacht, theils gefangen, die Reiterei schlug sich durch. Fouqué fiel unter sein erschossenes Pferd, und die feindlichen Dragoner hieben auf ihn ein. Sein treuer Reitknecht Trautschke warf sich über ihn, fing mit seinem Leibe die Hiebe auf, und schrie unaufhörlich: Wollt ihr denn den commandirenden General umbringen?" bis ein feindlicher Oberst ihn rettete. Fouqué, der zwei Hiebe in Kopf und Schulter erhalten, blieb bis zum Frieden in Gefangenschaft. Die österreichische Mannszucht zeigte sich bei dieser Gelegenheit gegen die preußische in einem schlechten Lichte. Die Kroaten hieben nicht nur viele wehrlose Preußen, die bereits das Gewehr gestreckt hatten, nieder, sondern Loudon ließ auch nach dem Siege die Stadt Landshut plündern und alle Fabriken derselben zerstören.

Während Daun unaufhaltsam nach Schlesien eilte, kehrte Friedrich plötzlich um, und eilte wieder nach Sachsen. Am 14. Juli erschien er vor Dresden, das er durch Ueberraschung wegzunehmen hoffte. Aber es gelang nicht. Daun erhielt volle Zeit, ihm wieder nachzukommen und sich ihm gegenüber zu legen. Es ward darauf eine Belagerung angefangen, und die schöne Stadt durch unaufhörliches Bombenwerfen verwüstet. Umsonst stampfte Friedrich vor Ungeduld den Boden, umsonst ließ er einem Regimente, das er der Feigheit beschuldigte, die Seitengewehre, und den Officieren die Huttressen abnehmen: der österreichische Befehlshaber ergab sich nicht. Vielmehr wurden funfzehnhundert Preußen erschossen, acht von Magdeburg kommende Kornschiffe auf der Elbe weggenommen, Daun erschien auf der Seite der Neustadt, und durch einen gefangenen Officier erfuhr man zudem, daß General Harsch die Festung Glatz am 26. Juli erobert habe. Diese Nachricht war ein neuer Donnerschlag für Friedrich. Doch unterdrückte er auch diesmal seine Bestürzung und sagte: „Sei's! Im Frieden werden sie es uns ja wohl wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien gehen, damit wir nicht Alles verlieren."

In der Nacht vom 30. Juli brach er von Dresden auf, und trat seinen vorigen Marsch durch die Lausitz wieder an. Vor ihm her ging Daun, hinter ihm Lascy; die drei Heere schienen einem Herrn zu gehören. Nach vielen Gefahren kamen die Preußen glücklich in Schlesien an, und lagerten sich in der Gegend von Liegnitz. Aber ihnen gegenüber, jenseits der Katzbach, stand das nun vereinigte Daun'sche und Loudon'sche Heer und verlegte ihnen die Wege nach Breslau und Schweidnitz. Und gerade

Digitized by Google

dahin mußte man gehen, weil dort die großen Magazine waren, und man nur noch auf wenige Tage Lebensmittel hatte. In einer mißlicheren Lage war Friedrich noch nie geweſen. Er mußte hier, wenn Alles geſchah, was geſchehen konnte, das Schickſal Fink's bei Maxen erwarten. Denn außer jenen ihm dreifach überlegenen Oeſterreichern ſtand auch noch jenſeits der Oder, unweit Breslau, der Feldmarſchall Soltikow mit ſechzigtauſend Ruſſen, den nur die Eiferſucht auf Daun noch etwas zurückhielt. Der König, der jeden Tag angegriffen und umzingelt zu werden befürchtete, mußte wie ein Parteigänger faſt alle Nächte ſeine Stellung ändern, um den zögernden Daun irre zu machen. Gerade ſo that er es auch in der Nacht vom 14. auf den 15. Auguſt. Er ließ ganz in der Stille ſein Lager bei Jeſchkendorf abbrechen, welches die öſterreichiſchen Generale den Tag vorher ſorgſam erſpäht hatten, und zog ſich weit von den täuſchenden Wachtfeuern auf die Anhöhen von Pfaffendorf. Hier legte ſich die Mannſchaft ruhig nieder, Jeder behielt ſein Gewehr im Arm, und da ſie nicht ſingen durften, plauderten ſie. Die heitere, milde Nacht machte Alle guter Dinge. Auch der Feind war dieſe Nacht nicht müßig. Er hatte dem König eine Scene wie die bei Hochkirch zugedacht, und zu dem Ende brach Loudon mit ſeinem ganzen Heere, 30,000 Mann ſtark, um Mitternacht auf, um die nämlichen Höhen bei Pfaffendorf zu beſetzen, die, ihm unbewußt, ſo eben von den Preußen eingenommen waren. Etwa um zwei Uhr entdeckte ihn eine preußiſche Huſarenpatrouille. „Wo iſt der König?" rief der zurückſprengende Major Hundt. „Was giebt's?" fragte der erwachende Friedrich. „Ew. Majeſtät, der Feind iſt da, und ſchon ganz nahe!" — „Pferd her!" rief Friedrich, und jeder General flog an ſeinen Platz. Schenkendorf ſollte den Angriff machen. „Wie wird's gehen, mein lieber Schenkendorf?" ſagte Friedrich. „Ich will einmal die Burſchen fragen," erwiederte der General. „Nun Grenadiere, was meint ihr, werdet ihr als ehrliche Kerle fechten?" — „O ja, wenn Sie uns anführen!" war der allgemeine Ausruf. Um vier Uhr früh entſpann ſich der Kampf. Schenkendorf war einer der erſten unter den Verwundeten; aber ſeine Grenadiere rächten ihn hundertfältig. Loudon, erſtaunt, ſich ſo empfangen zu ſehen, und unvermögend, in dem Dämmerlicht des Morgens den wahren Stand des Feindes zu erkennen, hatte hier das Schickſal Friedrich's bei Hochkirch, nur daß er noch in weit kürzerer Zeit geſchlagen ward. Schon um ſechs Uhr Morgens war Alles vorüber; der Feind hatte ſechstauſend Mann an Todten und Verwundeten, viertauſend Gefangene und zweiundachtzig Kanonen eingebüßt. Friedrich's linker Flügel, 14,000 Mann ſtark, hatte allein hingereicht dieſen Sieg zu erfechten, während der rechte unter Zieten ihm den Rücken

gegen Daun an der Katzbach und dem schwarzen Wasser deckte. Friedrich verlor 3500 Mann an Todten und Verwundeten, und ward selbst von einem Prellschuß in die Weichen getroffen. Daun war übrigens zu entfernt gewesen, um Loudon wirksam zu unterstützen; auch hatte ein widriger Wind den Donner des Geschützes von seinen Ohren abgehalten.

Für den Geist der Ehre, der auch die Gemeinen in Friedrich's Heer beseelte, ist der Zug bezeichnend, daß einige alte Grenadiere aus jenem Regimente, dem bei Dresden die Seitengewehre abgenommen worden, jetzt hervortraten, und auf ihre bewiesene Tapferkeit sich berufend, ihre Ehrenzeichen bittend zurückforderten. „Ihr sollt sie wieder haben, Kinder!" war Friedrich's gütige Antwort, und das ganze Heer nahm Theil an der diesem würdigen Regimente widerfahrnen Gerechtigkeit.

Die Schlacht bei Liegnitz war für den König der erste heitere Sonnenblick nach einem Jahre voller Trübsal. Als der wackere Zieten herantrat, ihm Glück zu wünschen, fielen beide von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme, und der treue Gehülfe ward noch auf dem Schlachtfelde zum General der Cavallerie ernannt. Aber der große König war weit entfernt, sich an jenem Sonnenblick unthätig zu wärmen. Nur einen kleinen Theil der ihn drohenden Gewitterwolke hatte sein Sieg zerstreut. Erst von der geschickten Benutzung desselben hing seine völlige Rettung ab.

Mit einer Schnelligkeit, die dem Feinde Bewunderung einflößte, war das ganze Heer schon um neun Uhr Vormittags wieder auf dem Marsch nach Parchwitz zu. Man erreichte Neumarkt glücklich, und nun war man vor dem Hunger geborgen. Bei Breslau hatte man noch die Russen zu treffen gefürchtet; allein sie hatten sich, durch wahre und falsche Nachrichten erschreckt und aufgebracht über Daun's Zaudern, bereits über die Oder zurückgezogen. In Breslau fand man die Vorstädte abgebrannt, und viele Häuser in der Stadt verwüstet. Dies rührte von einer Belagerung Loudon's her, die der tapfere preußische Befehlshaber, General Tauenzien, während Friedrich's Aufenthalt in Sachsen, glücklich abgeschlagen hatte.

Daun zog sich nun ins Gebirge und machte Miene, den König von Schweidnitz abzuschneiden, das er zu erobern gedachte. Friedrich folgte ihm dahin, und lagerte sich bei Dittmannsdorf. Die beiden feindlichen Lager berührten sich fast einander, und alle Tage gab es Scharmützel. In diesen entscheidungslosen Tagen, wo Friedrich vergebens danach rang, die Oesterreicher völlig aus Schlesien zu vertreiben, waren d'Argens' Briefe ein Labsal für sein trostbedürftiges Herz. „Die Krisis, schrieb er diesem

Digitized by Google

Freunde unterm 18. Sept., hat eine andere Gestalt gewonnen, aber noch ist nichts entschieden. Ich verzehre mich langsam; ich bin wie ein Körper, dem täglich einige seiner Glieder abgenommen werden. Der Himmel stehe uns bei, es ist uns sehr nöthig. Sie erinnern mich immer an meine Person. Sie sollen wissen, daß es nicht nöthig ist, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Schuldigkeit thue, und für mein Vaterland streite, um es zu retten, wenn es noch möglich ist. Sie können sich keinen Begriff von unseren entsetzlichen Mühseligkeiten machen; dieser Feldzug übertrifft alle vorigen; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll. Meine Fröhlichkeit ist mit den lieben und würdigen Personen begraben, an denen mein Herz so fest hing. Schmerzhaft und traurig ist das Ende meines Lebens. Vergessen Sie Ihren alten Freund nicht, lieber Marquis!"

Während Friedrich's Aufenthalt in Schlesien war Sachsen den Reichstruppen gänzlich Preis gegeben. Sie eroberten Leipzig mit leichter Mühe, und drängten zuletzt auch Hülsen's kleinen Heerhaufen aus Torgau und Wittenberg fort. Zu diesem Verluste kam noch eine weit größere Gefahr. Man hatte es endlich von dem Feldmarschall Soltikow erlangt, daß dieser eine Schaar von zwanzigtausend Russen in Verbindung mit funfzehntausend Oesterreichern nach Berlin schicken wollte. Am 3. October kam dieser gefürchtete Feind vor den Thoren von Friedrich's Hauptstadt an. Obschon die Besatzung nur 1500 Mann zählte, wurde die Uebergabe doch verweigert, worauf die Russen die Stadt zwar beschossen, aber wieder abzogen, als sich ein preußischer Heerhaufen näherte. Da dieser indeß zu schwach war, den zahlreichen Feinden die Spitze zu bieten, kamen sie nach wenigen Tagen zurück, und die Stadt ergab sich am 9. October, schloß aber den Vertrag nicht mit den Oesterreichern, sondern mit den Russen. Preußen's guter Genius wollte, daß der Anführer der letztern, der General Tottleben, ein Mann von edler Gesinnung und feiner Bildung war, der durch seine Mannszucht und Ordnung den mit ihm erschienenen österreichischen General Lasch ungemein beschämte. Die Russen waren hier die ehrliebenden Feinde, die Oesterreicher die Barbaren, den einzigen General Esterhazy ausgenommen, der in Potsdam befehligte und das dortige Schloß, so wie Sanssouci, ohne die geringste Verletzung zurückgab; wogegen in Schönhausen, und besonders in Charlottenburg, wo die Sachsen hauf'ten, Alles verwüstet, und unersetzliche Gemälde und Antiken bis zur Vernichtung verstümmelt wurden. Friedrich vergaß den Sachsen diesen Frevel nicht, und er, der außer den Brühl'schen Schlössern nichts ohne Noth verderbt hatte, ließ dafür, sobald er wieder nach Sachsen kam, das Jagdschloß Hubertsburg rein ausplündern.

Digitized by Google

Wie viel in bedrängten Umständen der gute Wille und die Klugheit eines Mannes vermag, das zeigte während der Einnahme Berlins der patriotische Kaufmann Gotzkowski, der, mit edler Aufopferung seines eigenen Vermögens, durch seine eindringlichen Vorstellungen unendliches Uebel, das dieser Stadt noch zugedacht war, abgewandt, und namentlich das Lagerhaus sowie die Gold- und Silbermanufacturen gerettet hat; sein Name verdient um so mehr in der dankbaren Erinnerung der Nachwelt fortzuleben, als es seinem Könige nicht gefallen hat, ihn für seine Treue zu belohnen. Man konnte bei Friedrich nicht sicherer mißfallen, als durch gewisse, selbst edle Anmaßungen, die er sich vermöge seiner Eifersucht gern allein vorbehalten hätte. Auch der holländische Gesandte Verelst legte bei Lascy ein wirksames Fürwort ein, als schon vom Plündern der Stadt die Rede war.

Drei Tage hatte man die gefürchteten Gäste geherbergt, als das Schreckenswort: Friedrich kommt! sie eiligst verjagte (12. Oct.). Lascy ging nach Sachsen, Tottleben über die Oder zurück. Von beiden ward das platte Land furchtbar verwüstet; die Oesterreicher plünderten selbst die Leichname in den Begräbnißgewölben. Friedrich war in der That am 7. Oct. aus seinem Lager bei Schweidnitz zur Rettung der Hauptstadt in Eilmärschen aufgebrochen und stand schon über Guben hinaus, als er von dem Abzug der wilden Gäste hörte. Jetzt wollte er sich sogleich nach Sachsen wenden. Er ging daher über Lübben in das Anhaltische, wo er das Heer mit Lebensmitteln aus Magdeburg versorgte. Sachsen sollte nun von Neuem erobert werden. Aber bei Torgau lag jetzt wieder Daun verschanzt, der dem Könige aus Schlesien gefolgt war. Auch das Reichsheer hatte noch einen großen Theil von Sachsen inne; und bei Landsberg an der Warthe standen die Russen bereit, falls dem Könige ein Unglück begegne, sammt den Oesterreichern ihre Winterquartiere in der Mark zu nehmen. Friedrich selbst sah für diesen Fall keine andere Aussicht als den Tod. Und wahrlich, Daun's furchtbare Stellung auf den Weinbergen bei Torgau drohte einen Auftritt wie den bei Kunersdorf herbeizuführen. „Nie", schrieb der König am 28. Oct. an d'Argens, „werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu schließen; kein Beweggrund wird im Stande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschick, das mich verfolgt, dieser Trost noch zu süß sein sollte, so werde ich mein Unglück zu endigen wissen, wenn es nicht mehr möglich sein wird, es zu tragen. Stets

Digitized by Google

handelte ich einer innern Ueberzeugung und den Gefühlen der Ehre gemäß, und auch meine letzten Schritte werden mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine männlichen Jahre dem Vaterlande aufgeopfert habe, glaube ich berechtigt zu sein, über mein Alter zu gebieten. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind, das ist nicht meine Sache. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben, unbekümmert, was man davon sagen wird; ja ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Wie? ich sollte ein kraftloses Alter vorziehen, voll Verdruß und Schmach, voll Betrübniß über vergangenes Glück, und voll Beleidigungen? Nein, Marquis:

Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst zerbricht,
Dann ist das Leben Schimpf, und Sterben wird uns Pflicht."*)

Am 26. October ging das Heer bei Dessau über die Elbe, und rückte auf Düben vor, um dort ein Magazin zu errichten. Hülsen ging mit seiner Schaar nach Leipzig, welches nun wieder von preußischen Bataillonen besetzt ward (31. Oct.), und trieb die Reichstruppen zurück. Dem Könige selbst blieb nichts übrig, als Daun in seinen Verschanzungen anzugreifen. Er lagerte am 2. November bei Langen-Reichenbach, zwischen Schilda und Torgau. Daun, der 65,000 Mann und 420 Geschütze zur Verfügung hatte, hielt es für unmöglich, angegriffen zu werden; er wollte daher den König hinhalten, und ihn, da der Winter vor der Thür war, durch sein bloßes Zaudern zwingen, Sachsen zu verlassen.

Friedrich schwankte einige Augenblicke, ob er die Entscheidung über Leben oder Tod dem Schicksal einer Schlacht überlassen sollte. Nachdem er indeß die feindliche Aufstellung genau erkundet, stand der Entschluß zur That in ihm fest. Er berief seine Generale im Hauptquartier zusammen und erklärte ihnen: er verlange keine Meinung zu hören, sondern zeige ihnen nur an, daß Daun morgen angegriffen werden solle. Alle schwiegen; der alte Zieten aber sagte fest und laut: „Alle Dinge sind möglich, nur ist eins schwerer als das andere." Sofort ertheilte der König mündlich alle nöthigen Befehle für den bevorstehenden Kampf.

So war denn der 3. November der große entscheidende Tag. Das

*) Verse aus Voltaire's Merope:

Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
La vie est un opprobre, et la mort un devoir.

Digitized by Google

preußiſche Heer ordnete ſich, nach Friedrich's Plan, in zwei Hälften. Mit der einen, dem 28,000 Mann ſtarken linken Flügel, wollte der König ſelbſt von vorn über Neiden und Elsnig das öſterreichiſche Lager ſtürmen; mit der andern, dem 16,000 Mann ſtarken rechten Flügel, ſollte Zieten durch einen Umweg demſelben bei Süptitz und Groswig in den Rücken fallen. Die langen Märſche verzögerten den Angriff bis nach zwei Uhr Nachmittags. Ein Mißverſtändniß drohte gleich zu Anfang dem Heer des Königs verderblich zu werden. Man hörte nämlich ein ſtarkes Schießen auf der andern Seite, und dies verleitete zu glauben, Zieten ſei ſchon an ſeinem Platze und in vollſtändiger Action mit dem Feinde, während er es nur erſt mit der Ueberwindung eines Widerſtandes auf ſeinem Marſche zu thun hatte. Ihn raſch zu unterſtützen, wartete Friedrich nicht die ordentliche Stellung des ganzen Treffens ab, ſondern führte einzelne Bataillone gegen den Feind. Aber dieſer empfing ihn mit einem Donner aus mehr als zweihundert Kanonen, der mehrere Perſonen auf der Stelle des Gehörs beraubte, und desgleichen der König ſelbſt nie gehört zu haben betheuerte. Die Bataillone ſtürzten Mann vor Mann nieder, friſche wurden herangeführt, aber ſie hatten daſſelbe Schickſal. Weder Reiterei noch Fußvolk konnten ſich gegen dieſe Kartätſchen ſprühenden Feuerſchlünde halten. Rechts und links neben dem Könige ſchlugen die feindlichen Kugeln in die Erde, ſo daß ſein Pferd in beſtändiger Bewegung blieb. Auch traf ein Streifſchuß ſeine Bruſt, aber ein Pelz und ein Sammtrock ſchwächten die Wirkung der Kugel. Es war ein blutiger Tag, und mit jeder Viertelſtunde ſank Friedrich's Hoffnung mehr. Die Nacht brach ein, und man hatte ſich der feindlichen Verſchanzungen nicht bemeiſtert; vielmehr lag der Kern der preußiſchen Infanterie auf dem Blutfelde hingeſchlachtet, und ſchon war ein öſterreichiſcher Courier auf dem Wege nach Wien, der Kaiſerin die Siegesbotſchaft zu bringen.

Die Verwirrung nach dem Eintritt der Dunkelheit war fürchterlich. Preußen ſchoſſen auf Preußen, Oeſterreicher auf Oeſterreicher, und der König ſelbſt war oft in Gefahr, einem feindlichen Haufen in die Hände zu gerathen. Gegen die Schauer einer langen und feuchtkalten Novembernacht wurden unzählige Feuer in der Torgauer Heide angezündet, um die ſich Oeſterreicher und Preußen lagerten, entſchloſſen, ſich am Morgen denen zu ergeben, für die ſich der Sieg erklären würde. Zehntauſend Verwundete mußten dieſe lange kalte Nacht auf feuchter Erde in ihrem Blute liegend verſeufzen.

Man hörte indeſſen noch bis halb zehn Uhr auf der andern Seite

Digitized by Google

kanonieren. Hier hatten Zieten, Saldern und der Oberstlieutenant Möllendorf die Anhöhen von Süptitz glücklich erstiegen und den Feind in so große Verwirrung gebracht, daß Daun, der selber am Schenkel verwundet worden war, sein sich mehr und mehr auflösendes Heer um Mitternacht durch Torgau über die Elbe zurückgehen ließ. Friedrich brachte unterdessen die bangste aller Nächte in der kleinen Kirche des Dorfes Elsnig zu, weil alle Bauernhäuser voll Verwundeter waren, und setzte hier, auf der untersten Stufe des Altars sitzend, bei dem Schimmer eines schwachen Lichts Befehle und den Entwurf zur morgenden Erneuerung des Angriffs auf. Er schickte einmal über das andere hinaus, um zu erfahren, ob es denn nicht bald tagen würde; endlich warf er sich aufs Pferd, und ritt im grauen Duft der ersten Dämmerung zum Dorfe hinaus. Da sah er von fern Reiter in weißen Mänteln. Es war Zieten, der im Tone eines Bericht erstattenden Officiers zum Könige sagte: „Ew. Majestät, der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Dann sprengte er zu den Linien der aufmarschierenden Krieger, und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen, und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Und überall antwortete einstimmiger Jubel: „Es lebe der König! es lebe unser Fritz! es lebe Vater Zieten, unser Husarenkönig!"

Friedrich vergaß nicht, seinen braven Truppen für ihre Treue zu danken, und sie nach Kräften zu belohnen. Sie waren vergnügt, trotz aller Mühseligkeiten, und scherzten mit ihm; eine Freiheit, die er ihnen öfters gestattete. Er hieß ihnen nicht anders als ihr Fritz, und ward oft mit Du angeredet. Er selbst sah mit Recht diesen Sieg, den er mit vierzehntausend Mann hatte erkaufen müssen, nur als eine Hülfe für den Augenblick an. Glück genug, daß Daun nach Dresden zurückgetrieben und Soltikow von der Mark abgehalten war, und daß man noch einmal die Winterquartiere in Sachsen nehmen konnte. Friedrich wählte diesmal Leipzig zu seinem Aufenthalte, und weihte hier, mitten im Gewühle der schwierigsten Geschäfte und der bangsten Sorgen, manche Stunde den Musen und der literarischen Unterhaltung. Er ließ unter andern seine Kammermusik und den Marquis d'Argens zu sich kommen. Auch unterhielt er sich mit den Leipziger Gelehrten, von denen jedoch nur der bescheidene Gellert ihm gefiel.

Digitized by Google

17. Schweidnitz und Kolberg verloren.

(1761.)

Im Laufe des verflossenen Jahres hatte der erschöpfte Held einige Friedensversuche gemacht. Aber eben nun glaubten seine beiden Feindinnen ihn am wenigsten loslassen zu müssen, da sie ihn in dem nächsten Feldzuge ganz gewiß aufzureiben hoffen durften. Und wahrlich, diese Hoffnungen schienen sehr gegründet. Denn schon hatten die Oesterreicher durch Glatz und Dresden festen Fuß in Schlesien und Sachsen; Friedrich's zuverlässigste Krieger lagen auf den Schlachtfeldern verscharrt, oder schmachteten gefangen in den ungarischen Festungen, aus denen man keine Auslösung gestattete; König Georg II. von England war gestorben (25. Oct. 1760), und der Günstling seines Nachfolgers, Lord Bute, bewilligte keine Hülfsgelder mehr; nur aus einem kleinen Theile seiner Staaten konnte Friedrich noch Einkünfte beziehen, und auch von Sachsen stand ihm nur noch die Hälfte zu Gebote. Aus dieser, und namentlich aus der Stadt Leipzig, mußten die erforderlichen Kriegssteuern — so wollte es die unerbittliche Nothwendigkeit — mit einer Strenge eingetrieben werden, die dem so menschlichen Friedrich das Herz nur um so schwerer machte.

Der Feind wollte diesmal schlechterdings Schlesien erobern, und dann nach Berlin gehen. Das sollte Loudon in Vereinigung mit dem russischen Feldmarschall Buturlin vollbringen. Damit aber das preußische Heer in Sachsen dem in Schlesien nicht beispringen könne, sollte Daun dasselbe bei Dresden beschäftigen. Gegen den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die Flanke des Königs trefflich gedeckt, 1759 gegen die Franzosen zwar am 13. April bei Bergen ein Treffen verloren, aber am 1. August über sie bei Münden einen herrlichen Sieg errungen, und auch 1760 Westphalen und Hannover gegen die weit zahlreicheren Feinde geschützt hatte, zogen nunmehr zwei französische Heere unter Broglio und Soubise, zusammen 155,000 Mann stark, ins Feld.

Friedrich überließ Sachsen dessen altem Hüter, dem vorsichtigen und gewandten Prinzen Heinrich, um in eigener Person die Vertheidigung Schlesien's zu übernehmen. Am 10. Mai kam er bei dem Heere in Löwenberg an. Die Russen standen an der polnischen Grenze und eilten nicht sehr, sich mit den Oesterreichern zu vereinigen. Drei Monate vergingen jetzt unter künstlichen Märschen und Manövern, durch welche Loudon und der König wetteiferten, jener, die Russen an sich zu ziehen,

Digitized by Google

dieſer, ſie abzuhalten. Endlich, Mitte Auguſt, geſchah doch die Vereinigung in der Gegend von Striegau. Friedrich ſtand nun mit fünfundfunfzigtauſend Mann hundertvierzigtauſend Feinden gegenüber, die ihn erdrückt haben würden, wenn Loudon allein über ſie zu gebieten gehabt hätte. Daß dies nicht der Fall war, rettete ihn. Buturlin, ſtolz auf ſeinen alten Adel und ſeine Feldmarſchallswürde, während Loudon nur Feldzeugmeiſter war, hatte keine Luſt, dem Genie des letztern, der ſich auszuzeichnen brannte, mit ſeinen Ruſſen zur Erringung eines Heldenruhmes behülflich zu ſein, von dem vielleicht nur wenig auf ihn ſelbſt gefallen ſein würde.

Der bedrängte König ſtellte ſich indeſſen die Gefahr, in der er ſchwebte, doch nicht ſo klein vor; denn allenfalls war ſchon der einzige Loudon mit ſeinen zweiundſiebzigtauſend Oeſterreichern hinreichend, ihn zu Grunde zu richten. Er that in dieſer Noth, was er noch nie gethan; er verſchanzte ſich bei Bunzelwitz vor Schweidnitz ſo ſorgfältig, daß ſein Lager einer Feſtung glich. Des Nachts mußten die Soldaten immer gerüſtet und kampfbereit ſein, am Tage ſchliefen ſie. Friedrich ſelbſt, der wenig Nachrichten vom Feinde erhalten konnte, machte ſich die finſterſten Vorſtellungen von der Zukunft. Sein Kummer war ſo groß, daß er, wie öfters in ſolchen Fällen, den König vergaß, und ſich zur Freundſchaft herabließ. Oft ſuchte er bei Zieten in deſſen nächtlicher Hütte Troſt. Der wackere Krieger ſetzte dann immer dem verzweiflungsvollen: „Es wird nicht gehen, es kann nicht gehen", die männliche Verſicherung entgegen, daß gewiß einſt noch Alles ein gutes Ende nehmen werde. Friedrich, der zu dieſer Hoffnung gar keinen Grund mehr vor ſich ſah, fragte darauf einſt ſpöttiſch, ob er ſich etwa einen neuen Alliirten verſchafft habe. „Nein", antwortete Zieten, „nur den alten da oben, und der verläßt uns nicht." — „Ach", ſeufzte der König, „der thut keine Wunder mehr!" — „Deren braucht's auch nicht", verſetzte der fromme Zieten, „er ſtreitet dennoch für uns, und läßt uns nicht ſinken."

Zwanzig Tage lang hielt der vereinigte Feind das preußiſche Heer in dem Lager bei Bunzelwitz eingeſchloſſen, ohne es anzugreifen; denn Buturlin wollte durchaus nichts thun, was Loudon wünſchte, und was den Oeſterreichern mehr als den Ruſſen gefrommt hätte. Man hatte ja, was man haben wollte, nämlich das Königreich Preußen; daß Oeſterreich Schleſien bekäme, hielt man für ſo nöthig nicht. So blieben denn die hundertvierzigtauſend Mann unthätig ſtehen, und endlich ſah Buturlin ſich aus Mangel an Lebensmitteln genöthigt, von Loudon ſich wieder zu trennen, und über die Oder zurück zu gehen (10. September).

Digitized by Google

Bloß zwanzigtausend Mann ließ er unter Anführung des Generals Czernitschew bei Loudon zurück. Friedrich sah diese seine Befreiung für ein Werk des Himmels an, und sagte zu Zieten, jenes Gesprächs sich erinnernd: „Er hat damals doch Recht gehabt, und Sein Alliirter hat Wort gehalten."

Noch war von Buturlin zu besorgen, daß er mit seinem Heere nach der Kurmark gehen werde. Dies zu verhindern, erhielt der preussische General Platen den Auftrag, mit achttausend Mann plötzlich in Polen einzubrechen, und die Magazine im Rücken des Feindes zu verbrennen; ein kühnes Unternehmen, das aber mit unerwartetem Glück ausgeführt ward. Buturlin war nun für dies Jahr außer Stande, etwas zu unternehmen, und die Mark war noch einmal gerettet.

Aber leider ließ sich Friedrich von seiner Freude über die zwei Gefahren, denen er glücklich entronnen war, zur Sorglosigkeit gegen eine dritte verleiten, die ihm noch bevorstand. Er verließ sein festes Lager, und zog sich gegen Neiße hin, vermuthlich um die Oesterreicher in die Ebene zu locken und sie dann zu einer Schlacht zu zwingen. Loudon verließ auch wirklich die Gebirge, aber nicht um ihm nachzugehen, sondern um die Festung Schweidnitz plötzlich zu überrumpeln. Er führte diese Unternehmung in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oct. so geschickt aus, daß die Werke von allen Seiten glücklich erstiegen wurden, und innerhalb einer Stunde Alles geschehen war. Oesterreichische Kriegsgefangene, die ihre Kerker erbrochen, trugen zum Gelingen des Unternehmens bei. Der Commandant Zastrow wurde mit der noch übrigen Besatzung von dreitausend Mann ohne alle Capitulation gefangen genommen, und ein reicher Vorrath von allen möglichen Kriegsbedürfnissen fiel dem Sieger in die Hände, der sich aber damit nicht begnügte, sondern auch noch die Häuser plündern ließ; eine Kroatensitte, an der die Russen diesmal nicht Theil nahmen.

Friedrich's Schrecken über die Nachricht von dem Schweidnitzer Unglück war um so größer, als er diesen Streich gar nicht für möglich gehalten. Eine Belagerung hatte er erwartet, wohl gar gewünscht; aber an eine Ueberrumpelung in Zeit von einer Stunde war ihm kein Gedanke gekommen. Daß er die Schuld an dem Unglück diesmal, wie nicht immer, sich selbst zuschrieb, bewies sein gelindes Verfahren gegen den Commandanten. Gewiß ist, daß dadurch alle seine Entwürfe zerrüttet waren. Er konnte jetzt gar nicht mehr daran denken, die Oesterreicher aus Schlesien zu vertreiben, sondern mußte nur auf die Rettung der Hauptstadt und der übrigen Festungen bedacht sein. Zu dem Ende

Digitized by Google

ließ er seine Truppen in den Dörfern bei Strehlen lagern, und nahm in dem Dorfe bei Woiselwitz, nahe an der letztgenannten Stadt, sein Hauptquartier.

Hier war es, wo ein Elender, der Baron Warkotsch, dessen Güter in jener Gegend lagen, sich den Herostratenruhm erwerben wollte, den König seinen Feinden in die Hände zu liefern. Friedrich sollte in der Nacht entführt werden; ein hinter dem Garten der schlecht bewachten königlichen Wohnung befindlicher Wald, in welchem Warkotsch alle Stege kannte, erleichterte die Unternehmung. Schon war deshalb mit einem österreichischen Officier und einem katholischen Priester das Nöthige verabredet, und die Nacht vom 30. November zur Ausführung des Bubenstücks festgesetzt. Zum Glück schlug Tags vorher dem Jäger des Barons das Gewissen, daß er den letzten Brief nicht zu dem Priester, sondern zu einem rechtschaffenen lutherischen Prediger, Namens Gerlach, trug, der ihn damit unverzüglich an den König schickte. Warkotsch entsprang, und endete nach langem Umherirren in Verachtung und Dürftigkeit sein Leben in Ungarn.

Am 10. December legte Friedrich sein Heer längs der Oder zwischen Brieg und Glogau in die Winterquartiere. Er selbst nahm seine Wohnung in Breslau. Hier hörte er bald sehr unangenehme Nachrichten aus Pommern. Ein russischer Heerhaufe unter dem Grafen Romanzow hatte schon seit dem 20. August Kolberg mit Hülfe einer russisch-schwedischen Flotte belagert. Der Befehlshaber der Festung, der Oberst Heyden, zeigte große Entschlossenheit. Auch der Prinz von Würtemberg that mit seinem Hülfsheer das Seine; allein er beging den Fehler, daß er die Stadt nicht zeitig genug mit Nahrungsmitteln versorgte. So mußte sie sich nach zehnmaliger Aufforderung endlich den 16. December ergeben, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn die Besatzung nur noch auf vierzehn Tage Brot gehabt hätte.

Die Schweden waren in diesem Jahre durch den General Belling mit einer außerordentlich geringen Macht in Zaum gehalten worden. In Sachsen hatte sich Prinz Heinrich gegen Daun trefflich gehalten, und der wieder genesene Seydlitz die Reichsvölker genöthigt, hinter der Elster zu bleiben. Die Franzosen, verzweifelnd, dem aufmerksamen und kühnen Ferdinand etwas abzugewinnen, rächten sich lieber durch boshafte Verwüstung wehrloser Gegenden. An Mannszucht standen sie selbst den Russen nach. Kein Officier hatte Ansehen, da der Nachdruck von oben her fehlte. Ob sie gleich den Reichsvölkern zur Hülfe gekommen zu sein vorgaben, brandschatzten und plünderten sie doch im fränkischen Kreise der-

Digitized by Google

gestalt, daß der Herzog von Sachsen-Meiningen es nöthig fand, diese Gräuel öffentlich und amtlich zur Sprache zu bringen. Aber die fränkische Kreisversammlung in Nürnberg erhielt den Befehl Ludwig's XV., bei Strafe der härtesten Ahndung die Beschwerden des Herzogs über die französischen Truppen in ihren Protocollen auszustreichen.

So war denn wieder ein Feldzug beendigt, der nichts entschieden, aber die Angelegenheiten des Königs beträchtlich verschlimmert hatte. Der Verlust von Schweidnitz zog den Verlust der Hälfte Schlesien's, sowie der von Kolberg den der Hälfte Pommern's nach sich. In beiden Ländern hatten nun die Feinde zum erstenmale ihre Winterquartiere aufschlagen können. Halb Sachsen hatte Daun inne. Nichts hinderte die Russen, mit Anfang des Frühlings Stettin zu belagern, oder sich wohl gar Berlin's und des ganzen Kurfürstenthums zu bemächtigen. In Schlesien hatte der König nur noch dreißigtausend Mann, Prinz Heinrich hatte nicht viel mehr. Der größte Theil der Provinzen war erobert oder verheert; man sah nicht mehr ab, woher man Rekruten, Pferde, Geschirre, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse nehmen, noch wie man sie mit Sicherheit zum Heere schaffen sollte.

Oft mag der erschütterte Held in diesen Tagen der Hoffnungslosigkeit sich wieder mit dem Gedanken, durch Selbstmord der Erniedrigung zu entgehen, sehr ernsthaft beschäftigt haben. Das verrathen nicht nur seine poetischen Briefe aus dieser Zeit, sondern auch Abschiedsreden im Namen Cato's und des Kaisers Otho (vom 1. und 8. Oct.), jener Männer, die in ähnlichen Lagen denselben Ausweg aus dem Gedränge eines feindseligen Geschicks gesucht hatten. Aber daß er seine Gedanken noch poetisch ordnen konnte, beweist schon für seine Fassung, und die Dichtkunst selbst leitete den Schwermuthsstoff aus seiner Seele ab, indem sie seinen Kummer selbst zum Gegenstand trauter Beschäftigungen machte. Dem Heere zeigte er übrigens nie ein trübes Gesicht; selbst seinen Freunden, Zieten ausgenommen, entdeckte er sich wenig. „Sie sind nicht genug von den Umständen unterrichtet," schreibt er dem Marquis d'Argens, „um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen; ich kenne sie, und muß sie verschweigen; alle Besorgnisse behalte ich für mich, und theile dem Publikum bloß die Hoffnungen und die wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm geben kann."

Es ist übrigens gewiß, daß das männliche Verhalten seiner wackeren Officiere und Gemeinen, ja seines ganzen Volks zusammengenommen, ebenso mächtig auf ihn eingewirkt hat, als sein Geist auf sie alle zurückwirkte. „Seitdem man sich einander ins Ohr sagte," erzählt der

Digitized by Google

Feldprediger Küſter, „daß vom König eine Selbſtvergiftung zu beſorgen ſei, zeigten einige edle Männer klugen und gutherzigen Muth, indem ſie laut vom Selbſtmorde als von einer ehrloſen That ſprachen, welche nur aus Wahnſinn oder aus Feigheit hervorgehen könne. Und der König achtete ſehr auf ſolche Stimmen. Wenn die neu aus dem Lande ausgehobenen Rekruten bei dem Heere ankamen, ſo ließ er ſich durch die Flügeladjutanten oder Befehlshaber gern erzählen, was der Bürger und Bauer von dem Kriege ſpräche, ob ſie noch guten Muth und Hoffnung hätten, daß endlich Alles gut gehen würde. Und da hörte er denn oft mit Vergnügen, daß die Stadt- und Landprediger den Gemeinſinn noch immer muthig zum Vertrauen auf Gott und zur Liebe für den König ſtimmten. Als man einſt deutlich bemerkt hatte, daß dieſe Aeußerungen ihm Freude machten, ſagte ein verſtändiger Kriegsmann laut: Der König und wir können ſo lange muthig bleiben, als der Gemeinſinn der Prediger, Bürger und Bauern noch für uns ſpricht; iſt das Land nicht verzagt, ſo kann das Heer leicht tapfer bleiben. — Und da haben ſich denn wahrlich die damaligen preußiſchen Geiſtlichen ein nie genug erkanntes, ein ewig denkwürdiges Verdienſt erworben. Ihre Krieges- und Siegespredigten athmeten unerſchütterliche Vaterlands- und Königsliebe, und Alles um ſich her befeuerten ſie mit Vertrauen auf Gott, um ſo mit dem Könige und ſeinem braven Heere vereint den preußiſchen Nationalgeiſt zu einer nie vorher geſehenen Höhe hinaufzuſchwingen“ *).

---

18. Friede mit Rußland und Schweden, Rücktritt Frankreich's.

(1762.)

Maria Thereſia betrachtete unterdeß Schleſien als ihr Eigenthum. Den Theil des Landes, den ihre Truppen noch nicht beſetzt hatten, zu erobern, hielt ſie für das unfehlbare Werk des nächſten Feldzuges; und in Erwägung des ruſſiſchen Beiſtandes und des ſchwachen Zuſtandes der preußiſchen Truppen wagte ſie es ſogar, zwanzigtauſend Mann von den ihrigen abzudanken, um die Unterhaltungskoſten zu erſparen. Friedrich, in ſeiner höchſten Noth, wandte ſich dagegen an den Tartar-Chan und den türkiſchen Sultan, und ſuchte ſie zu einem Einfalle in die ruſſi-

*) Lebensrettungen ꝛc. S. 170.

schen und ungarischen Provinzen zu bewegen. Er rief England noch einmal um die Fortsetzung der sonst bezahlten Hülfsgelder an; aber der ungünstige Lord Bute verweigerte sie zum Verdrusse des englischen Volks.

Von keiner Seite her zeigte sich eine Aussicht zum Frieden. Vielmehr griff die Flamme des Krieges immer weiter um sich. Choiseul und die Pompadour bewogen Spanien, England unter einem leeren Vorwande den Krieg anzukündigen und Portugal anzugreifen, welches Land schon seit dem Anfange des Jahrhunderts ganz von den Engländern abhing. Mit der gespanntesten Erwartung harrte Europa der Begebenheiten des neuen Jahres, deren Keime auf etwas Außerordentliches hindeuteten.

Aber so wie funfzig Jahre früher die Ungunst einer Fürstin (der Königin Anna von England) die Lage von Europa plötzlich geändert hatte, so that dies jetzt der Tod einer andern, der russischen Kaiserin Elisabeth (5. Jan. 1762). Die Nachricht von diesem Todesfalle war ein Donnerschlag für Maria Theresia, und ein Strahl der Morgenröthe für Friedrich. Jetzt bestieg den russischen Thron Elisabeth's Neffe, Peter III., der so für Friedrich und seine Thaten schwärmte, daß er Friedrich's Bildniß vor allen Russen küßte, und voll Freude war, nun mit seinem angebeteten Vorbilde sofort auf die uneigennützigste Weise Friede und Freundschaft schließen zu können. Das erste war, daß er alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei ließ, das fernere Aushauen der preußischen Wälder verbot, ja den verarmten pommerschen Ständen Geldsummen schenkte, und ihnen sein Magazin in Stargard einräumte. Friedrich erwiederte diese Freundschaftsbezeigungen auf alle Weise. Er gab die russischen Gefangenen gleichfalls los, schickte dem neuen Kaiser die preußische Generalsuniform und den schwarzen Adlerorden, die dieser mit fast kindischer Freude fast täglich trug, und zahlte dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst, dem Geburtslande der neuen Kaiserin Katharina, alle Brandschatzungen und Lieferungen zurück. Am 16. März ward hierauf zu Stargard ein Waffenstillstand, und am 5. Mai zu Petersburg ein völliger Friede geschlossen, in welchem alle Eroberungen zurückgegeben wurden. Ja Peter III. ging in seinem freundschaftlichen Eifer so weit, daß er ein Bündniß mit Friedrich schloß, und seinem General Czernitschew in Polen Befehl gab, mit zwanzigtausend Mann zu dem preußischen Heere zu stoßen.

Die nächste Folge dieser unerwarteten Wendung war die, daß die schwedische Regierung, jetzt ihrer größten Stütze beraubt, und des unrühmlichen Krieges müde, trotz aller französischen Ränke gleichfalls

Digitized by Google

Frieden begehrte, der auch, da beide Theile sich aller Entschädigungen begaben, zu Hamburg am 22. Mai mit leichter Mühe zu Stande kam.

Fortan konnte Friedrich alle seine Kräfte gegen Oesterreich kehren, und aus Allem, was er von der Geldnoth der Kaiserin erfuhr, hoffen, daß, nach seinem oben erwähnten Ausspruch, er wohl derjenige sein möchte, der den letzten Thaler in der Tasche behalten werde. Der General Belling aus Pommern verstärkte mit seinem gegen die Schweden gebrauchten Heerhaufen den Prinzen Heinrich in Sachsen, zu dem sich auch Seydlitz begab; Werner und der Prinz von Würtemberg wurden nach Schlesien gerufen, und auch der Herzog von Bevern, den der Wiener Hof aus der Gefangenschaft entlassen hatte, ward jetzt wieder in Thätigkeit gesetzt.

Die vielen Unterhandlungen verzögerten die Eröffnung des neuen Feldzuges ungewöhnlich lange. Friedrich benutzte seine Muße in Breslau zum Studium der Fleury'schen Kirchengeschichte, des Geschichtschreibers de Thou und des Philosophen Gassendi, sowie zur Wiederholung seiner Lieblingslectüre, des dritten Buches des Lucrez und unterhielt sich darüber in freundschaftlichen Briefen mit dem Marquis d'Argens in einem Tone, als ob er sonst kein anderes Geschäft mehr hätte. Aber vom Juni an, nachdem Czernitschew mit seinem Heerhaufen zu ihm gestoßen war, richtete er sich plötzlich auf, und gedachte nun, mit raschen Schlägen und verdoppelter Kraft den letzten Feind aus Schlesien und Sachsen zu verjagen. Seine erste That sollte die Wiedereroberung von Schweidnitz sein. Daun, der jetzt wieder an Loudon's Stelle in Schlesien den Befehl führte, rückte herbei, die Festung zu decken. Um ihm die Gemeinschaft mit derselben abzuschneiden, mußte der Theil seines Heeres, der die Höhen bei Burkersdorf besetzt hielt, geschlagen werden. Voll der zuversichtlichsten Hoffnungen rückte Friedrich mit seinen neuen Verbündeten heran, als plötzlich eine zweite Nachricht aus Rußland der Lage der Dinge wiederum eine neue Wendung gab.

Peter III. nämlich, sein treuer Freund, war nicht mehr. Derselbe Ungestüm, mit dem er alle Plane seiner Vorgängerin gegen Friedrich umgestürzt, hatte ihn auch zu anderen Neuerungen verleitet, welche die Nation gleich in den ersten Tagen seiner Regierung gegen ihn aufgebracht und endlich, wie im folgenden Bande ausführlicher erzählt werden wird, nach sechs Monaten ihm Thron und Leben gekostet hatten. Seine Gemahlin Katharina II., die ihm den Thron geraubt hatte und nun Beherrscherin Rußland's war, stand in dem Glauben, daß Friedrich dem abgesetzten und ermordeten Kaiser die verhaßten Neuerungen

Digitized by

und ein hartes Verfahren wider sie selbst angerathen habe. Es ging demnach von der neuen Regierung sogleich ein Manifest aus, in welchem Preußen der Hauptfeind Rußland's genannt und Alles, was wegen der Einräumung des Königreichs Preußen kund gemacht worden, widerrufen und vernichtet wurde. Allein wie erstaunte man, als man bald darauf unter Peter's Papieren die Briefe Friedrich's fand, in denen derselbe seinen unbedachtsamen Freund auf das dringendste zu einem vorsichtigeren Betragen ermahnt und ihm besonders eine edlere Behandlung seiner Gemahlin anempfohlen hatte. Diese Entdeckung besänftigte die Kaiserin, und das kaum abgesandte Manifest ward zurückgenommen. Es blieb bei dem Frieden, nur wurde Czernitschew von dem preußischen Heere abgerufen.

Es war am 19. Juli, als dieser General den Befehl erhielt, das preußische Heer unverzüglich zu verlassen. Er zeigte ihn dem Könige. Friedrich war bestürzt, faßte sich jedoch schnell und bat ihn, die Sache nur noch drei Tage verschwiegen zu halten, bis der Angriff auf die Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmannsdorf geschehen sei. Czernitschew verletzte in der That aus Liebe zu Friedrich die Pflicht gegen seine Monarchin, und war noch, wenn auch nicht Theilnehmer, doch Zuschauer des Unternehmens (21. Juli), bei dem er durch die bloße Gegenwart seines Haufens einen Flügel des Daun'schen Heeres in Unthätigkeit erhielt. Daun wurde glücklich vertrieben, und den Tag darauf trennte sich Czernitschew mit schwerem Herzen vom Könige, der ihn reich beschenkte, und führte seine Truppen nach Rußland zurück.

Jetzt schritt Friedrich zur Belagerung von Schweidnitz (4. Aug.). Sie kostete außerordentlich viel Mühe, Geld, Menschenblut und Zeit; denn erst am 9. October ergab sich der tapfere Befehlshaber mit seiner Besatzung. Daun hatte nur einen schwachen Versuch zum Entsatze gemacht, und sich nach dem Mißlingen desselben in die Grafschaft Glatz gezogen.

In Sachsen hatte sich die preußische Tapferkeit in vielen kleinen, mit Kühnheit und Glück ausgeführten Unternehmungen gezeigt. Seydlitz, Belling und Kleist hatten manchen starken feindlichen Posten mit weit schwächerer Mannschaft geworfen; ja sie waren sogar tief in Böhmen eingedrungen, und hatten dort manches Magazin zerstört. Das preußische Hauptheer unter dem Prinzen Heinrich und das österreichische unter dem Grafen Serbelloni (nachmals unter Haddik) drängten einander in der Gegend von Dresden, welches zu belagern der erstere nicht stark genug war. Am 29. September bezogen die Preußen ein Lager

Digitized by Google

bei Schlettau. Hier wurde ihre Lage bedenklich, da das Reichsheer unter dem Prinzen von Stolberg, durch österreichische Regimenter verstärkt, ihnen in den Rücken zu fallen drohte. Nur durch eine glückliche Schlacht konnte man sich aus dieser unangenehmen Lage retten. Prinz Heinrich entschloß sich rasch dazu, griff den Feind am 29. October in der Nähe von Freiberg an und schlug ihn mit Hülfe des tapfern Seydlitz völlig in die Flucht.

Bald nach dieser schönen That langte sein königlicher Bruder aus Schlesien in Sachsen an, schloß für Schlesien und Sachsen einen Waffenstillstand mit den Oesterreichern (24. Nov.), und vertheilte seine gesammten Kriegsschaaren dergestalt in die Winterquartiere, daß sie eine Kette von Thüringen an durch Sachsen und die Lausitz bis nach Schlesien bildeten. Er selbst hielt sich anfänglich einige Wochen in Meißen auf, dann aber nahm er sein Hauptquartier zu Leipzig.

In den Waffenstillstand waren die Reichstruppen nicht mit eingeschlossen worden. Vielmehr benutzte Friedrich denselben dazu, sie ernstlicher seine Hand fühlen zu lassen. Der Oberst Kleist brach noch im rauhesten Winter mit zehntausend Mann in Franken ein. Bamberg, Nürnberg und viele andere Städte wurden hart gebrandschatzt. Die preußischen Husaren streiften bis an die Thore von Regensburg. Ganz Baiern und Franken zitterten, und der Herzog von Würtemberg, der am wenigsten eine schonende Behandlung zu hoffen hatte, dachte auf Flucht. Die nächste Folge dieses Streifzuges war die, daß sich mehrere Reichsfürsten von dem Bunde gegen Friedrich lossagten und ihre Contingente abriefen. Das thaten namentlich die Kurfürsten von der Pfalz, von Baiern und von Mainz, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg, und die Herzoge von Mecklenburg.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, der auch in diesem Jahre rühmlich gegen die Franzosen gefochten hatte, endigte am 1. November mit der Eroberung von Kassel den Feldzug und seine damalige kriegerische Laufbahn. Denn am 3. desselben Monats wurden die Friedens-Präliminarien zwischen England und Frankreich unterzeichnet, wodurch das letztere auch von den Feindseligkeiten gegen Preußen zurücktrat. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit hatte der Herzog während des Krieges die Anführer der verschiedenen Truppen, aus welchen sein Heer bestand, für sich zu gewinnen gewußt. Dies gelang ihm vorzüglich dadurch, daß er selbst sich ihnen einzig von dem Interesse für die allgemeine Sache, ohne allen Eigennutz, durchglüht zeigte, und jedes Verdienst mit neidloser und unparteiischer Gerechtigkeit anerkannte. Oft

Digitized by Google

theilte er nach einer gewonnenen Schlacht unter seine Officiere, zur Ermunterung, aus seinem eigenen Vermögen wahrhaft königliche Geschenke aus. Die Triebfeder der Ehre wußte er ebenso meisterhaft wie Friedrich zu benutzen, und auch in der leutseligen Behandlung der Gefangenen stellte er sich ihm gleich. Als er einige Tage nach dem Treffen bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762) die gefangenen französischen Officiere, welche sämmtlich ihr Gepäck verloren hatten, an seiner Tafel speisen ließ, öffnete er zum Nachtisch einen großen verdeckten Aufsatz, und ermunterte sie zuzugreifen. Sie fanden darin zu ihrem Erstaunen eine Menge goldener Uhren, Dosen, Ringe, Börsen und ähnlicher Dinge.

So waren denn alle Feinde Friedrich's, nach siebenjährigem Streite, vom Kampfplatze abgetreten, und Maria Theresia stand, von ihren mächtigen Bundesgenossen verlassen, noch allein da. Friedrich suchte sich Kräfte zu einem achten Feldzuge zu verschaffen, wodurch er den Frieden auf kaiserlichem Grund und Boden zu erkämpfen hoffte. Aber glücklicher Weise war dieser Kampf nicht mehr vonnöthen.

---

19. Der Hubertsburger Friede.

(1763.)

Maria Theresia erwog die geringe Wahrscheinlichkeit, ohne Bundesgenossen zu einem Ziele zu gelangen, das sie mit so vielen nicht hatte erreichen können; sie erwog die kränkliche Leibesbeschaffenheit ihres Gemahls und das Bedürfniß, ihrem Sohne Joseph sobald als möglich die römische Königswürde zu verschaffen; vor allen Dingen aber bedachte sie den Anwachs ihrer Staatsschuld, die durch den Krieg bereits um hundert Millionen vermehrt worden war; ihr stolzes Herz beugte sich unter die Nothwendigkeit, und sie hielt es nicht mehr unter ihrer Würde, die ersten Schritte zur Versöhnung zu thun. Durch den Kurprinzen von Sachsen (Friedrich Christian Leopold) geschahen die ersten Eröffnungen. Friedrich hegte anfangs noch einiges Mißtrauen über die wahren Absichten des Wiener Hofes; da er aber wegen des Zustandes seiner so hart mitgenommenen Provinzen das Ende des Krieges nicht minder sehnlich wünschte, gab er bei einer Wiederholung des Antrags sogleich seine Einwilligung zur Eröffnung eines Congresses. Man bestimmte das Jagdschloß Hubertsburg, zwischen Meißen und Wurzen, zum Zu-

Digitized by Google

sammenkunftsort, und noch im December 1762 fanden sich der preußische Geheime Legationsrath Herzberg, der kaiserliche Hofrath Kollenbach und der sächsische Geheimerath Fritsch als Bevollmächtigte daselbst ein. Am letzten Tage des Jahres wurden die Unterhandlungen eröffnet. Es gab keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden, und hätte nicht der österreichische Hof einige Versuche gemacht, Glatz zu behalten, so wäre man in wenigen Tagen am Ziele gewesen. Friedrich wollte nichts gewinnen, aber er ging auch nicht davon ab, daß Alles auf den Stand vor dem Frieden zurückgeführt werden müsse; und dies ward zuletzt vollkommen erreicht. Ja Kollenbach versprach sogar, nichts von den neu hinzugefügten Festungswerken von Glatz einzureißen; eine Großmuth, die er noch durch die Erklärung erhöhte, daß sein Hof sich kein Verdienst daraus zu machen gedenke. Am 15. Februar 1763 ward die Friedensurkunde unterzeichnet, und drei Wochen nachher war Sachsen von den preußischen, und Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt. Friedrich gab seine Stimme zur römischen Königswahl Joseph's II.; August III. kehrte aus Polen in sein Kurfürstenthum zurück; und die hocherfreuten Berliner rüsteten sich, ihren sieggekrönten König nach siebenjähriger Abwesenheit recht festlich zu empfangen. Er aber, ihres gutgemeinten Prunks nicht achtend, traf geflissentlich erst spät am Abend ein (30. März), und entschlüpfte durch einen Umweg allen ihm mit so vieler Liebe und Sorgfalt zubereiteten Freudensbezeigungen.

Die zerrüttenden Folgen des ungeheuren Kampfes waren in mehr als einem Lande Europa's sichtbar. Spanien, Frankreich und Schweden waren dem Bankerotte nahe, die englische Nationalschuld war außerordentlich vergrößert worden; Sachsen, von Feinden und Freunden ausgesogen, berechnete seine Kriegsschäden auf siebzig bis achtzig Millionen Thaler. Aber das Meiste hatten doch diejenigen Länder gelitten, in denen die Franzosen und Kosacken gehaust hatten. In Hessen und Westphalen standen ganze Dörfer leer, in Pommern und der Neumark waren viele in Aschenhaufen verwandelt. Die Felder lagen brach, weil es an Saatkorn, an Vieh und an Händen fehlte, sie zu bebauen. In den preußischen Staaten rechnete man gegen dreißig tausend Menschen, die wehrlos von den wilden Schwärmen, welche die russischen Heere begleiteten, niedergemacht worden waren. Die blühendsten Gegenden waren Einöden geworden. Hie und da waren nur noch Weiber zur Bestreitung der Feldarbeiten übrig.

Allein der Gedanke: es ist Friede, und Friedrich lebt! erfüllte die Gemüther in Preußen mit neuem Muth und neuen Hoffnungen. Mehr

Digitized by

als je sah sich der König von seinem Volke bewundert und verehrt. Der Muth, sich gegen einen halben Welttheil zu vertheidigen, die Gefahren, denen er so wunderbar entronnen, die Heiterkeit, die er auch in den trübsten Stunden gezeigt, und sein unbefangenes Wesen gegen Jedermann, hatten ihm alle Herzen gewonnen. Auch die als Krüppel nach Hause kamen, bereuten es doch nicht, ihm gefolgt zu sein, und erzählten mit Thränen des Entzückens von ihren Thaten, von dem allgemeinen Geist des Frohsinns, der in den Lagern geherrscht, und wie der alte Fritz mit ihnen gescherzt oder ihnen gutmüthig zugeredet, und was der Vater Zieten, der kühne Seydlitz, Kleist, Werner, Belling und hundert andere Officiere für herrliche Streiche ausgesonnen. Selbst die Schreckenstage von Kollin, Hochkirch, Kunersdorf erfreuten jetzt, überstanden, zehnfach in der Erinnerung. Und was den Ruhm des Krieges krönte, war, daß er nicht aus Eigennutz eröffnet, auch nicht mit einem Erwerb beschlossen, sondern bloß zur Rettung der Nationalehre geführt worden war. Wo der Bürger solche Zwecke sieht, kämpft er mit ganzer Kraft und ganzem Willen, und giebt freudig Gut und Blut für seinen König hin. So war die Gesinnung der Preußen für Friedrich. Was auch Jeder gelitten hatte, es war doch Alles vergessen, sobald man Ihn gerettet sah. Noch wird fast in jeder Bauernhütte sein Bildniß gefunden, und noch lange erzählten die ergrauten Zeitgenossen, die ihn von Angesicht gesehen, Kindern und Enkeln mit Freude und Begeisterung von seinen Thaten.

Dergestalt der Stolz und die Liebe seines Volkes, erhöhte er seinerseits in diesem das Gefühl für den Nationalruhm und flößte ihm die Begierde ein, auch in den Werken und Künsten des Friedens zu glänzen. Aus den Fußtapfen des verheerenden Krieges blühten der Handel, die Fabriken, die Künste und Wissenschaften auf; ein neuer Geist schien den langsamen Ernst der Niederdeutschen zu beflügeln. Das Nähere über Friedrich's segensreiche Wirksamkeit nach dem Friedensschluß behalten wir einem späteren Abschnitte vor.

---

20. Der gleichzeitige Kampf auf dem Meere und in den Colonien.

(1756—1762.)

Die ersten Keime zu diesem Kampfe zwischen Frankreich und England, der in die Verhältnisse des siebenjährigen Krieges mannichfaltig hin-

Digitized by Google

einspielte, lagen in der durch den Aachner Frieden nur unvollkommen geschehenen Lösung einiger streitigen Punkte. Namentlich war die Theilung der sogenannten neutralen Inseln und die Abgrenzung von Acadien unterblieben. Das letztere Land war im Utrechter Frieden ohne genaue Grenzbestimmung an England überlassen worden. Die Franzosen behaupteten nun, sie hätten nur die Halbinsel Neu-Schottland abgetreten; die Engländer machten aber auf alles Land bis an den Lorenzstrom Anspruch.

Hierzu kam ein anderer, noch wichtigerer Gegenstand des Zwistes. Die Franzosen, als Entdecker des Missisippi, eigneten sich das ganze Land zu, dessen Flüsse sich in diesen Strom ergießen, und trafen Anstalt, ihre Niederlassungen, die am Missisippi hinauf bis zu den großen Seen reichten, durch eine Reihe von Befestigungen mit Canada in Verbindung zu setzen. Erst dadurch wurden ihnen beide Besitzungen nützlich, da der Missisippi einen schwer zu beschiffenden Eingang hatte, und der Lorenzstrom während des Winters unfahrbar war.

Aber diese Anstalten erregten bei den englischen Ansiedlern große Unruhe, und sie hielten durch dieselben sowohl ihre Sicherheit als ihren Vortheil bedroht. Canada mit Louisiana vereinigt umzog die englischen Niederlassungen; es machte, im Fall eines Krieges, die Vertheidigung wegen der weiten Ausdehnung kostspielig, und wegen der Indianer, die nun dem Einflusse Frankreich's offen standen, gefährlich. Zugleich wurde England mit dem Verlust des einträglichen Pelzhandels bedroht. Auch sein Recht ward, seiner Meinung nach, verletzt. Die Engländer machten als Entdecker der Küste Anspruch auf alles im Westen liegende Land jenseits des Apalachischen oder Alleghany-Gebirges, und die Regierung schenkte um diese Zeit einer Gesellschaft, die den Namen Ohio-Compagnie führte, 600,000 Morgen gerade in den Gegenden, welche zwischen England und Frankreich streitig waren. Die Franzosen widersetzten sich diesen neuen Ansiedlungen, nahmen die englischen Kaufleute gefangen, und befestigten und verstärkten sich in ihren Niederlassungen.

Der Major Washington, der bald auf einem höhern Schauplatze glänzen sollte, ward von Virginien aus an den französischen Befehlshaber geschickt, erst um Vorstellungen zu machen, dann, um an der Spitze eines Regiments einen wichtigen Punkt am Zusammenflusse des Monongahela und Ohio zu besetzen. Die Franzosen waren aber schon zuvorgekommen, und hatten hier die Festung du Quesne angelegt. Washington mußte weichen. Von Europa aus erging hierauf an die englischen Provinzen Befehl, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Mittel zu ihrer Sicherheit zu berathen. Bei dieser Gelegenheit war es, wo auf einer Versamm-

Digitized by Google

lung zu Albany Franklin einen Gedanken entwickelte, der erst in der Zukunft reifte. Er that den Vorschlag zu einer Gemeinversammlung aller englischen Ansiedlungen; sie sollte bestehen aus den Abgeordneten der verschiedenen Landschaften und aus einem, mit einer bloß verneinenden Stimme versehenen, von dem Könige zu setzenden Obervorsteher. Dieser Rath sollte allgemein verbindende Anordnungen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung treffen. Der Vorschlag ward indeß verworfen, weil die einzelnen Provinzen für ihre Freiheit, die Krone für ihre Herrschaft Gefahr sah. Statt dieser Vereinigung ward von der Regierung beschlossen, den Krieg mit Europäischen Truppen zu führen, und diese durch Zuzüge, welche die Provinzen freiwillig stellen sollten, zu verstärken.

Mit dem Anfang des Jahres 1755 schiffte sich General Braddock mit einem ansehnlichen Heerhaufen in Cork ein, und Admiral Boscawen segelte mit vierundzwanzig Kriegsschiffen nach den Küsten von Nordamerika, um dem französischen Geschwader aufzulauern, welches von Brest aus Verstärkungen nach dem Lorenzstrome bringen sollte. Bei Neufundland griff er es an, erreichte aber seinen Zweck nicht. Noch weniger glücklich für die Engländer liefen die Unternehmungen zu Lande ab. Braddock, zu wenig bekannt mit der Kriegsweise in diesen Ländern, ward, als er du Quesne angriff, mit großem Verlust geschlagen und selber getödtet (9.—13. Juli). Die Niederlage verbreitete Schrecken bis an die Küste*). Das Mißglücken zweier anderer Unternehmungen, gegen Crown-Point und Niagara, vermehrte die Besorgnisse. Nur die Vertreibung der Franzosen aus Neu-Schottland war gelungen. Auch hatte man ihnen auf dem Meere einen schweren Schlag beigebracht, indem England, noch ehe die förmliche Kriegserklärung am 15. Mai 1756 erschienen war, durch seine Kaper 250 französische Kauffahrteischiffe wegnehmen ließ.

Die Franzosen beklagten sich über diese Widerrechtlichkeit und trafen Anstalten, sie zu rächen. Eine Flotte lief von Toulon aus, die 12,000 Mann unter des Marschalls Richelieu Oberbefehl schnell und unerwartet nach der Insel Minorca führte. Admiral Byng, Sohn desjenigen, welcher 1718 bei Messina gesiegt hatte, eilte herbei, diesen für die Herrschaft im Mittelländischen Meere so wichtigen Punkt zu retten. Allein er ward von der französischen, von Galissonniere befehligten Flotte am 20. Mai 1756 geschlagen, und Port Mahon ergab sich nach einem Sturme am 28. Juni.

Dieser Verlust, verbunden mit den fortdauernden Nachtheilen in

*) Vgl. Bancroft, Gesch. der vereinigten Staaten von Nordamerika (Deutsch v. Kretschmar), Bd. IV. S. 149 ff.

Digitized by Google

Amerika, wo die Franzoſen das Fort Oswego am Ontarioſee und das Fort William-Henry am Georgenſee genommen hatten, und mit den Anſtalten, die franzöſiſcher Seits zu einer Landung in England getroffen wurden, erregte in dem engliſchen Volke ebenſo viel Furcht als Unwillen. Um es zu beruhigen, ward die Schuld des Unglücks auf den Admiral Byng geſchoben und dieſem der Proceß gemacht. Wiewohl Richelieu eine Rechtfertigung für ihn einſchickte, ward er durch ein Kriegsgericht verurtheilt und am Maſte ſeines Schiffes erſchoſſen.

Um die Furcht vor einer Landung zu heben, wurden hannoverſche und heſſiſche Truppen herbeigeholt. Allein die Gegenwart dieſer fremden Soldaten wurde um ſo mißfälliger, weil die Regierung ſich zugleich mit Hartnäckigkeit einem im Unterhauſe aufgetauchten Geſetzesvorſchlage zur Erneuerung und beſſern Anordnung der einheimiſchen Miliz widerſetzte. Der durch den bisherigen ſchlechten Gang des Krieges erregte Unmuth des Volkes ward aufs Höchſte geſteigert, und ſprach ſich laut gegen das Miniſterium aus. Der König mußte es daher auflöſen und ein neues bilden, in welchem jedoch William Pitt abermals eine Stelle erhielt (December 1756).

Aber dies Miniſterium war von kurzer Dauer. Des Königs perſönliche Abneigung gegen Pitt ward erhöht durch den Widerſpruch deſſelben gegen ſeine und des Herzogs von Cumberland Anſicht über den Krieg auf dem feſten Lande. Pitt legte im April 1757 ſeine Stelle wieder nieder. Das Volk, welches den Geiſt, die Einſicht, Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe dieſes Mannes als das einzige Rettungsmittel aus der gegenwärtigen Noth anſah, gerieth dadurch in Bewegung. Während ihm die Städte und Körperſchaften des Königreichs zum Zeichen ihrer Verehrung ihre Bürger- und Geſellſchaftsrechte in goldenen Kapſeln überreichten, beſtürmten ſie den König durch Bittſchriften um die Wiederanſtellung deſſelben. Noch bedenklicher war die Stimmung des Parlaments, und Georg II. mußte endlich dem allgemeinen Wunſche Erfüllung gewähren. Ein neues Miniſterium ward gebildet, in welches, durch eine Vereinigung aller Parteien, der Herzog von Newcaſtle, Fox und Pitt aufgenommen wurden. Der letztere ward die eigentliche Seele des Ganzen, und es begann ein glänzender Zeitraum, mit Recht Pitt's Verwaltung genannt, in welchem der neubelebte Genius England's über die Macht des vereinigten bourboniſchen Hauſes triumphirte.

Wie von jetzt an England's Theilnahme an dem Kriege in Deutſchland und die Verbindung mit Friedrich II. durch Aufhebung der Uebereinkunft zu Kloſter-Seven erneuert ward, iſt oben erzählt worden.

Digitized by Google

Nicht minder glänzend war (1758) der Umſchwung des Glücks auf den übrigen Schauplätzen des Krieges, beſonders in Nordamerika. Während die engliſchen Geſchwader die Küſten Frankreich's durch Landungen beunruhigten, die Werke von Cherbourg zerſtörten, und die für Canada beſtimmten Verſtärkungen nicht aus den franzöſiſchen Häfen ließen, führte der Admiral Boscawen ein brittiſches Heer von zwölftauſend Mann unter dem General Amherſt nach Halifax. Mit dieſer anſehnlichen Landmacht, die durch die amerikaniſche Landwehr verſtärkt wurde, nahm er das feſte Frontignac an der nördlichen Seite des Ontarioſees ein, und bemächtigte ſich der Feſtungen du Quesne und Louisbourg, wodurch er ſich den Weg zu weiteren Unternehmungen auf Canada ſelbſt bahnte.

Dieſe begannen im folgenden Jahre (1759). Von drei Punkten aus ſollte eingedrungen werden, Quebek das gemeinſame Ziel ſein. Allein die beiden Abtheilungen, die vom Ontario- und vom Champlainſee herbeiziehen ſollten, rückten, nachdem ſie Ticonderoga und Niagara erobert hatten, nicht weiter. Für den General Wolfe, der den dritten Heerhaufen, am Lorenzſtrom hinauf, unmittelbar gegen Quebek geführt hatte, wurde nun die Ausführung ſeines Auftrags ſehr ſchwer; aber ſie gelang dennoch durch den Geiſt und den Muth dieſes Anführers. Er überwand alle Schwierigkeiten, womit Natur und Kunſt den Ort umgeben hatten, und brachte das franzöſiſche Heer, das eine vortheilhafte Stellung vor der Stadt behauptete, zum Treffen (13. Sept.). Als er mitten in demſelben durch eine dritte Verwundung genöthigt ward, ſich hinter das Heer tragen zu laſſen, empfand er keinen tiefern Schmerz, wie den über die Ungewißheit des Sieges; mit der größten Zufriedenheit aber ſtarb er, nachdem er vernommen, der Feind ſei im Fliehen. Die Eroberung der Stadt erfolgte nun unter Mithülfe der Flotte (17. Sept.). Einen Verſuch der Franzoſen, Quebek wieder einzunehmen, vereitelte General Murray. Amherſt vollendete durch Eroberung von Montreal die gänzliche Vertreibung der Franzoſen aus Canada (8. September 1760) und die Vernichtung der Macht, die den engliſchen Niederlaſſungen zuvor den Untergang gedroht hatte.

Während England Frankreich's amerikaniſche Beſitzungen eroberte, vernichtete es in Europa deſſen Hoffnungen. Der lang gehegte Plan, eine Landung in England oder Irland zu machen, ſollte endlich zur Ausführung gebracht werden. Ein Heerhaufe verſammelte ſich zu Dünkirchen, die Hauptmacht in Bretagne; die Flotte von Toulon ſollte ſich mit der zu Breſt vereinigen. Allein das groß angelegte Unternehmen

Digitized by Google

schlug fehl. Die Touloner Flotte unter dem Admiral de la Clue ward den 11. August 1759 von Boscawen bei Cap Lagos geschlagen; noch vollständiger schlug Hawke am 20. November den Admiral Conflans in der Quiberonsbay. Nur Thurot, der als Kaper sich furchtbar gemacht, und deshalb den Oberbefehl über die zu Dünkirchen ausgerüsteten Landungstruppen erhalten hatte, lief ungehindert aus, und kam mit seinem kleinen Geschwader wirklich an die Küste von Irland, wo das Volk wegen der Furcht vor einer Vereinigung mit England schwierig war, fiel aber, ohne etwas ausgerichtet zu haben, am 28. Februar 1760 in die Hände der Engländer.

Diese Unfälle machten die französische Regierung zum Frieden geneigt. Sie ließ Unterhandlungen mit England anknüpfen. Allein zu gleicher Zeit, wohl voraussehend, daß sie bei der Lage ihrer Angelegenheiten, besonders in Amerika, auf hohe Forderungen England's sich gefaßt halten müsse, ward mit Spanien eine Verbindung angeknüpft, um im Fall das Friedensgeschäft mißglücken sollte, mit verstärkter Macht auf dem Kriegsschauplatz auftreten zu können. Spanien war, so lange Ferdinand VI. unter dem Einflusse seiner Gemahlin regiert hatte, in dem Kriege parteilos geblieben. Aber sein Bruder Karl III., der ihm 1759 folgte, war den Franzosen persönlich ergeben, und empfänglicher für die Vorstellung, daß Spanien durch die Bande des Bluts und der Staatskunst zur Theilnahme am Kriege gegen England verpflichtet sei.

Die Unterhandlung zwischen Frankreich und England hatte indeß ihren Fortgang. Die erstere Macht stellte, mit scheinbar großer Mäßigung, als erste Bedingung auf, daß beide Kronen im Besitze dessen bleiben sollten, was sie, eine von der andern, erobert hätten, mit Vorbehalt eines gegenseitigen Austausches. Man war nur noch uneinig über die Zeitpunkte, von denen an die Gültigkeit der Eroberungen gerechnet werden sollte. Die englischen Bevollmächtigten machten Schwierigkeiten gegen die französischen Vorschläge über diesen Punkt; denn Pitt, der nach Georg's II. Tode (25. Oct. 1760) durch die Kraft seines Geistes den Einfluß des Lord Bute, der den jungen Georg III. leitete, noch niederhielt und im geheimen Rathe seine Stelle behauptete, wünschte den Abschluß zu verzögern, um durch Eroberung der Insel Belle-Isle an der französischen Küste ein Ausgleichungsmittel für das verlorne Minorca in die Hand zu bekommen. In der That wurde diese Insel durch den Commodore Keppel und den General Hodgson erobert (Juni 1761). Inzwischen war es dem französischen Minister Choiseul

gelungen, den bourboniſchen Familienpact mit Spanien zur Reife zu bringen, der eine ſo enge Verbindung beider Reiche bezweckte, daß ſie fortan dem Auslande gegenüber nur eine und dieſelbe Macht bilden ſollten. Beide leiſteten ſich Gewähr für ihre gegenſeitigen Beſitzungen, und die Macht jedes Theils ſollte dieſer Gewährleiſtung Nachdruck geben, im Fall der eine oder der andere einen feindlichen Angriff erleiden würde. Der achte Artikel ſetzte feſt, daß Spanien, wenn Frankreich in Deutſchland oder im Norden in Krieg verwickelt würde, ihm nur dann beiſtehen ſollte, wenn irgend eine Seemacht an dieſem Kriege Theil nähme — was augenſcheinlich allein gegen England gerichtet war. Am 15. Auguſt 1761 wurde der Pact unterzeichnet. In einem beſondern Vertrage hatte ſich Spanien auch verpflichtet, am 1. Mai 1762 den Krieg an England zu erklären, wofern zu dieſer Zeit der Friede zwiſchen Frankreich und England noch nicht zu Stande gekommen ſein ſollte. Dagegen verſprach Frankreich, in ſeiner jetzigen Unterhandlung zu London Spanien's Beſchwerden mit zur Sprache zu bringen. Dem gemäß trat der franzöſiſche Geſandte, ohne jedoch dieſes Vertrages zu gedenken, alsbald mit der Forderung auf: es ſei zur Befeſtigung des Friedens nöthig, zu gleicher Zeit die zwiſchen England und Spanien ſtreitigen Punkte auszugleichen. England verwarf dieſen Vorſchlag auf das Entſchiedenſte, und damit wurden alle weiteren Verhandlungen abgebrochen.

Pitt verlangte nunmehr, daß man an Spanien, das ſo viele Zeichen ſeiner zweideutigen Geſinnung habe blicken laſſen, lieber ſogleich den Krieg erklären, als abwarten ſolle, bis es nach geſchehener Vorbereitung ihn ſeinerſeits erkläre. Er behauptete, wenn irgend ein Krieg ſich ſeine eigenen Hülfsquellen ſchaffe, ſo ſei es ein Krieg mit Spanien, ſo lange deſſen Silberflotte noch nicht angekommen ſei und weggenommen werden könne. Jetzt ſei eine Gelegenheit, das ganze Haus Bourbon zu demüthigen, wie ſie nie wiederkehren würde; verſage man in dieſem Falle ſeinen Vorſchlägen Gehör, ſo ſei er entſchloſſen, nicht ferner dem geheimen Rathe beizuwohnen. Er ſei durch die Stimme des Volks ins Miniſterium berufen; er glaube daher, daß er demſelben Rechenſchaft wegen ſeines Verhaltens ſchuldig ſei, und könne mithin nicht länger in einem Amte bleiben, das ihn für Maßregeln verantwortlich mache, die man ihm nicht zu leiten erlaube.

Der letztere Zuſatz war dem Lord Bute, dem Haupte des geheimen Rathes, beſonders mißfällig. Dieſer beſchränkte Staatsmann, der Pitt's große Anſichten nicht zu würdigen verſtand, bewog daher den König, die Abdankung deſſelben anzunehmen (5. October 1761). Aber

Digitized by Google

nur zu bald bewährte sich die Richtigkeit dessen, was Pitt vorausgesagt hatte. Nachdem die beiderseitigen Gesandten noch einige Zeit hindurch Noten gewechselt, und die spanische Silberflotte unterdeß mit einer reichen Ladung eingelaufen war, trat Spanien mit seinen feindlichen Gesinnungen unverholen hervor. Es erklärte noch im December den Krieg nicht allein an England, sondern in Verbindung mit Frankreich auch an Portugal, als dieses sich weigerte, den Engländern seine Häfen zu schließen und dem Bunde beizutreten.

Wie Portugal diesen Kampf bestand, wird im folgenden Bande erzählt werden. England richtete seine Aufmerksamkeit nun doppelt nach Westindien. Hier konnte man den französischen Handel an seiner verwundbarsten Stelle treffen, und vollends zu Grunde richten. Die gänzliche Eroberung Nordamerika's ließ den Engländern ein freieres Spiel, und gab ihnen die dazu nöthigen Mittel. Bei dem Feldzuge selbst lag Pitt's Plan zum Grunde. Man eroberte Martinique (14. Februar 1762), Ste. Lucie, Grenada und St. Vincent. Guadeloupe war schon 1759, Dominique am 6. Juni 1761 genommen; so war England nun im Besitz dieser ganzen Inselgruppe. Um Spanien gleich beim ersten Angriff einen bedeutenden Schlag zu versetzen, ward der Angriff auf die Havannah, den Mittelpunkt des spanisch-westindischen Handels, gerichtet. Die Unternehmung war schwierig wegen des ungesunden Klimas, der Festigkeit des Orts und der guten Vertheidigung der Spanier; aber am 11. August 1762 ergab sich die Stadt mit einer ganzen Flotte, die sich im Hafen befand. Zwei Monate später, am 6. October, eroberten die Engländer Manilla, die Hauptstadt der Philippinen. Die Beute, die an beiden Orten gemacht wurde, belief sich auf fünf Millionen Pfund Sterling. Dennoch überstiegen die Kosten des Krieges die jährlichen Einnahmen um Vieles, und die Nationalschuld wuchs von achtzig Millionen auf hundertundvierzig.

Frankreich, in seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte zu Friedenswünschen zurück, denen die Verhältnisse des englischen Ministeriums sehr günstig waren. Das Spiel, das den Utrechter Frieden herbeigeführt hatte, wiederholte sich; England, siegreich auf allen Meeren, ließ über dem Parteienkampf im Cabinet die errungenen Vortheile fahren, und gab zu seiner höchsten Unehre, seinen Bundesgenossen Preis, um sich auf das schnellste mit einem entwaffneten Feinde zu vertragen. Lord Newcastle, der als ein Haupt der Whigs und als Beförderer der protestantischen Erbfolge unter dem vorigen Könige Alles gegolten hatte, und als erster Lord der Schatzkammer allein vom alten Ministerium übrig

Digitized by Google

geblieben war, hatte dem Lord Bute seinen Einfluß bei dem neuen Könige am längsten streitig gemacht. Da er zuletzt aber doch sein Amt niederlegen mußte, beabsichtigte er, sich mit den übrigen Whigs zu vereinigen, und das Ministerium bei Fortsetzung des Krieges und bei Aufbringung der dazu nöthigen Ausgaben in große Verlegenheit zu setzen. Dieser auszuweichen, schien der Friede das beste Mittel. Das Ministerium weigerte sich deshalb, denjenigen Artikel des jährlichen Vertrages mit Preußen zu erneuern, wodurch England sich verbindlich machte, ohne Theilnahme des Königs von Preußen keinen Frieden zu schließen. Da Friedrich mit edlem Unwillen die ihm noch angebotenen Hülfsgelder zurückwies, falls dieser Artikel nicht erneuert würde, so war vollends die englische Regierung, nicht eben zu ihrem Ruhme, von dieser Seite aller Hindernisse des Friedens mit Frankreich entledigt. Die Präliminarien wurden am 3. November 1762 zu Fontainebleau zwischen England einer, und Frankreich und Spanien anderer Seits abgeschlossen, und am 10. Februar 1763 zu Paris in einen Definitiv-Frieden verwandelt. England behielt ganz Canada und die Insel Cap Breton, in Westindien trat ihm Frankreich die Insel Grenada ab; auch die vormals neutralen Inseln St. Vincent, Dominique und Tabago blieben ihm. Von Spanien erhielt es Florida, wofür jenes von Frankreich durch Louisiana entschädigt wurde. Durch diese Abtretungen war immerhin England's Macht in Nordamerika ungemein verstärkt worden. In der Benutzung des einträglichen Fischfangs an der Küste von Neu-Fundland wurden die Franzosen sehr beschränkt, und auf den Inseln St. Pierre und Miquelon, die ihnen abgetreten wurden, durften sie keine Festungswerke errichten.

Mit diesen Vortheilen war indeß die Oppositionspartei in England nicht zufrieden. Der kranke Pitt, der nach seinem Austritt aus dem Ministerium Mitglied des Unterhauses geblieben war, bewies dem Parlament in einer dreistündigen Rede, daß die Bedingungen weder den gemachten Eroberungen, noch den gehegten Erwartungen angemessen seien. Er war zu Anfang dieser Rede so schwach, daß ihn zwei seiner Freunde halten mußten. Da im Verlaufe derselben seine Schmerzen zunahmen, erhielt er die beispiellose Erlaubniß, sitzend sprechen zu dürfen. Er erklärte, obgleich er in dem Augenblicke die größten Martern leide, und sogar sein Leben aufs Spiel setze, habe er sich doch entschlossen, an diesem Tage zu erscheinen, um seine Stimme, seine Hand und seinen Arm gegen die Bedingungen eines Friedens zu erheben, der allen Ruhm des Krieges verdunkele. Aber das Ministerium hatte sich so viele An-

hänger zu verschaffen gewußt, daß die Opposition unter Pitt und Newcastle nichts ausrichten konnte. Zwar legte bald darauf Lord Bute seine Stelle nieder, weil er sich theils der durch das Anleihewesen sehr verwickelten Staatsverwaltung, theils auch dem öffentlichen Hasse nicht gewachsen fühlte, der ihn als den Gegner des von der Nation vergötterten Pitt unbarmherzig traf und sogar in einem Anfall auf seine Person sich äußerte; dennoch blieb die Meinung vorherrschend, Lord Bute habe der Regierung nur seinen Namen, nicht seinen Einfluß entzogen. Daher sagte Pitt öffentlich noch im Jahre 1769: „es sei Etwas hinter dem Throne, was größer sei als der Thron selbst." Georg III. aber verscherzte durch seine Neigung zu Bute gleich Anfangs die Volksbeliebtheit, die ihm ohnedies, mancher trefflichen Eigenschaften halber, unfehlbar zu Theil geworden sein würde.

Druck der Hofbuchdruckerei (H. A. Pierer) in Altenburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Mit dem Erscheinen des vorliegenden 13. Bandes, dem die Bände 14 bis 18 schon voraufgegangen sind, ist die neue Ausgabe der Becker'schen Weltgeschichte vollendet, und daher der Anlaß gegeben, noch einmal dem Publicum von unserm Unternehmen Rechenschaft abzulegen. Knüpft sich doch an dasselbe die Hoffnung, daß es dazu beitragen werde, in weiten Kreisen die Kenntniß der Geschichte zu verbreiten, den Geist zu befruchten, das Gemüth zu erwärmen und die Gesinnung zu stählen! Und wohl dürfen wir Alle, die wir thatkräftig an dem Unternehmen mitgewirkt, uns das Zeugniß geben, daß wir mit Eifer, ja mit Begeisterung dafür Sorge trugen, nur wirkliche Geschichte zu überliefern, die Kunde der Thatsachen gewissenhaft zu läutern, Unechtes auszuscheiden, neue sichere Ergebnisse der Forschung einzuführen, und die Schaaren von Ungenauigkeiten, woran derartige Werke dem Leser unbewußt nur allzu oft und allzu stark leiden, soweit als irgend menschenmöglich zu vertilgen. Nicht minder waren wir bestrebt, auch unsererseits nach Kräften einer Auffass ung der Geschichte Bahn zu brechen, die gleicherweise den Thatsachen der Vergangenheit und den Zielen der Zukunft in der Entwickelung der Völker gerecht wird.

Das Programm des Unternehmens, wie wir es im Vorwort zum ersten Bande dargelegt, ist streng zur Ausführung gekommen. Von den achtzehn Bänden der nun beendeten achten Ausgabe sind die vier ersten (die Alte Geschichte) von Herrn Professor Dr. Gustav Hertzberg, die vier folgenden (das Mittelalter) von Herrn Dr. Otto Naſemann in Halle, die Bände 9—13 (die Neuere Geschichte) von dem Unterzeichneten, und

Digitized by Google

Band 14—18 (die Neueste Geschichte) von Herrn Eduard Arnd selbstständig bearbeitet worden. Die Gesammtredaction des Unterzeichneten erstreckte sich nur auf die ersten dreizehn Bände.

Ueber die Art unserer Thätigkeit begnügen wir uns mit folgenden Bemerkungen. Die Gliederung und Gruppirung des Stoffes ist fast vollständig neu und nach Einem Plane durchgeführt. Ueberall sind die neuesten und eindringlichsten Forschungen, gelegentlich die der Bearbeiter selbst, zu Grunde gelegt. Die meisten Abschnitte wurden gründlich umgestaltet und ergänzt; eine Reihe von neuen Artikeln eingefügt. Was insbesondere die Alte Geschichte betrifft, so ist der Darstellung der orientalischen und der klassischen Völker durchweg eine geographische Schilderung beigegeben worden; in der griechischen Geschichte haben die älteren Zeiten bis auf Perikles, in der römischen die Kapitel über das älteste Italien, über Karthago, über die Zustände der Gracchenzeit und über das Principat die durchgreifendsten Aenderungen und Erweiterungen erfahren. Bei dem Mittelalter wurde die biographische Seite stärker als früher ausgeprägt, die großen hervorragenden Persönlichkeiten genauer, schärfer und plastischer gezeichnet, ein reicheres Detail beigebracht, und in vielen Partien das Material völlig erneut. Bedeutend erweitert, und beziehungsweise erneut, sind namentlich die Artikel über Verfassung, Cultur und Literatur; zumal die über die älteren deutschen Verfassungszustände, über die mittelhochdeutsche Literatur, über den Humanismus und den Meistergesang. Die Neuere Geschichte haben wir in vier Zeiträume zerlegt, obwohl sie strenggenommen nur zwei Zeitalter umfaßt: das Reformationszeitalter im weitern Sinne bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und das Gleichgewichtszeitalter bis zur französischen Revolution, woran sich als drittes das Revolutionszeitalter oder die Neueste Geschichte anschließt. Das erste ist religiösen, das zweite internationalen Charakters; jenes will ein Gleichgewicht der Confessionen, dieses ein Gleichgewicht der Staaten herstellen; während die Neueste Geschichte oder das Revolutionszeitalter vorzugsweise politischen Charakters ist und darauf ausgeht, ein Gleichgewicht der Kräfte im

Digitized by Google

Staats- und Gesellschaftsleben herzustellen. Nur der gleichmäßigeren Massenvertheilung halber hielten wir es für angemessen, jedes der beiden Zeitalter in zwei Hälften zu zerlegen, und zwar dergestalt, daß wir die englische Revolution nicht zu der zweiten Hälfte des ersten Zeitalters oder dem zweiten Zeitraum, sondern zu der ersten Hälfte des zweiten Zeitalters oder dem dritten Zeitraum zogen. Zu der reichen Zahl der neuen oder wesentlich umgestalteten Artikel gehören beispielsweise die über die religiöse Aufklärung vor der Reformation, über den Adels- und den Bauernkrieg, über Philipp II. und Don Carlos, über Wallenstein, über Friedrich den Großen, über die erste Theilung Polen's und über die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts.

Im Uebrigen halten wir noch heut an dem Ausspruch unsers ersten Vorwortes fest: Die großen und zahlreichen Schwierigkeiten eines Unternehmens, wie es das vorliegende ist, wollen lieber nach Kräften durch die That überwunden, als öffentlich besprochen werden. Und so können wir im Allgemeinen nur wiederholen, was in dieser Beziehung ein früherer Herausgeber gesagt: Um die Mühe und die Sorgfalt zu würdigen, die zu einer solchen Arbeit erfordert werden, müßte ein Kundiger die letzte Ausgabe mit der gegenwärtigen Seite für Seite vergleichen; und wem wäre das zuzumuthen? Daher sucht der Bearbeiter den Ersatz für das, was ihm an literarischer Anerkennung abgehen muß, in dem Bewußtsein, den zahlreichen Lesern dieses Werkes zu einer richtigeren Erkenntniß der Geschichte nach Kräften verholfen zu haben.

Jena, den 11. August 1863.

Adolf Schmidt.

Digitized by Google

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Dritter Abschnitt.

West- und Südeuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Ludwig XV.

1. Frankreich unter Ludwig XV.; Herrschaft der Buhlerinnen.

Nach dem Tode des Cardinals Fleury (1743) erklärte zwar Ludwig XV. seinen Entschluß, selbst regieren zu wollen; aber schon nach wenigen Tagen wurde er der Kabinetsarbeiten überdrüßig. Bei vielem gesunden Verstande und einer großen Festigkeit, wenn es auf Behauptung seiner Königsrechte ankam, vergaß er, unter den schmählichen Banden der Wollust, seine Pflichten gegen das Volk, und verschwendete nicht nur an seine Buhlerinnen die Einkünfte des Staats, sondern gestattete ihnen auch Theilnahme am Ministerrathe, ja überließ ihnen gewissermaßen die Zügel der Herrschaft. Nur den kriegerischen Sinn seiner Ahnherren verleugnete er nicht ganz.

Um den während des österreichischen Erbfolgekrieges mehrfach geschlagenen Truppen wieder Muth einzuflößen, fand der Kriegsminister d'Argenson nöthig, daß der König sich selbst an die Spitze des Heeres stelle. Ludwig ging zu dem Ende Anfangs Mai 1744 nach den Niederlanden ab, und wohnte den Eroberungen von Menin, Ypern, Knoke und Furnes, und hierauf einem Zuge in den Elsaß bei. In der That

Digitized by Google

wirkte dies ſo günſtig auf die Nation, daß nicht nur die Truppen ſeitdem ſiegreich waren, ſondern auch die daheim gebliebenen Bürger den Druck der Kriegsſteuern willig ertrugen, und ihren König, ſo ſchlecht er ſich auch um ſie verdient gemacht hatte, vergötterten. Dieſe Liebe der Franzoſen zu ihrem Könige zeigte ſich beſonders, als eine Krankheit, die ihn am 8. Auguſt zu Metz ergriff, ſeinem Leben Gefahr drohte. Die Pariſer liefen unaufhörlich nach der Poſt, nach dem Schloſſe und in die Häuſer der Vornehmen, um Nachrichten von des Königs Befinden zu erhalten, und alle Kirchen waren voll von Solchen, die für ſein Leben beteten. Die ſanfte Königin, obgleich tief gekränkt, wollte nicht die Letzte ſein unter den Vielen, die ihm ihre Liebe bewieſen. Sie borgte in der Eile tauſend Louisd'or — ſo ſehr war ſie entblößt von Geld, indeß die Buhlerinnen im Ueberfluſſe ſchwelgten — und trat ſchleunig die Reiſe nach Metz an.

Die Krankheit hatte ſich indeß ſo verſchlimmert, daß die Aerzte riethen, dem Könige die Sacramente zu reichen. Dieſer heiligen Handlung mußte thätige Reue vorangehen; deshalb drangen die Geiſtlichen ernſtlich auf die Entfernung ſeines damaligen Kebsweibes, der Herzogin von Chateauroux, die ſich Tag und Nacht nicht von ihm trennte, und tauſend Betheurungen ewiger Treue und Zärtlichkeit erpreßte. Sie ſträubte ſich gegen die Trennung; endlich aber mußte ſie doch aus ſeiner Nähe ſich entfernen. Der Beichtvater verlangte nun mit ſtrengem Ernſte von dem Kranken, mit aufrichtigem Herzen dem eben entfernten Gegenſtande ſeiner Lüſte zu entſagen, und Gott wegen des gegebenen Aergerniſſes in Gegenwart des ganzen Hofes um Vergebung zu bitten. Ludwig that es willig, und ertheilte unverzüglich den Befehl, die Buhlerin ſolle das Lager verlaſſen (14. Auguſt). Auf ihrer Reiſe nach Paris fehlte es ihr nicht an wohlverdienten Beſchimpfungen. Der König empfing indeß das Abendmahl, und ſchien an Leib und Seele zu verzweifeln. Da trat die fromme Gemahlin zu ihm, ſo theilnehmend, als ob er ſie nie beleidigt hätte. Die verderbteſten Hofleute ſahen mit Rührung ihre zärtliche Hingebung, die weibliche Tugend, welche hier in ihrem ſchönſten Glanze ſtrahlte. Weinend küßte ihr der beſchämte, zerknirſchte Gatte die Hände und ſchwur, von nun an ihr ganz allein zu leben. Und als wollte der Himmel ihm die Gelegenheit gewähren, ſeinen Schwur zu erfüllen, ſo erholte er ſich allmählig, und erlangte ſeine volle Geſundheit wieder. Das Pariſer Volk glich jetzt einem Haufen Trunkener. Der erſte Eilbote, der die Nachricht von des Königs Beſſerung brachte, wurde faſt erdrückt; man küßte ſein Pferd und ſeine Stiefeln, und führte ihn im

Jubel durch die Stadt. Alle Zünfte stellten festliche Aufzüge und religiöse Feierlichkeiten an, und mehrere Wochen wurden in Lustbarkeiten hingebracht. Des Königs Einzug in Paris war geräuschvoller als ein römischer Triumph. Ihn selbst brachte dieser erschütternde Auftritt zu dem Ausruf: „O Gott, womit habe ich so viel Liebe verdient!" Aus Dankbarkeit gegen die Bürger blieb er drei Tage lang in dem Palaste der Tuilerien, wo Jedermann ihn sehen konnte, und nahm eine Einladung zu einem Mahle auf dem Rathhause an.

Aber so sehr kann die Sinnlichkeit jede moralische Kraft im Menschen erschlaffen, daß alle jene schönen Regungen, alle guten Vorsätze, alle Erinnerungen an seine edle Gemahlin in kurzer Zeit aus dem Gedächtniß des Königs rein verschwanden, und die Sehnsucht nach seiner vorigen Lebensart mit verdoppelter Heftigkeit zurückkehrte. Unvermögend und ungewohnt, sich geistig zu beschäftigen, kannte er nur dies eine unwürdige Mittel, die Leere in seinem Kopfe auszufüllen und die langsam schleichenden Stunden zu beflügeln. Die Chateauroux ward wieder aufgesucht, und die schamlosen Gelage im Schlosse zu Choisy wurden, erst heimlich, dann aber bald wieder ganz ungescheut, fortgesetzt. Und jetzt hatte die Buhlerin gar die Frechheit, sich über ihre Wegsendung zu beschweren, und dem Könige eine Liste von den Personen zu überreichen, die sie deshalb bestraft wissen wollte. Der Bischof von Soissons, des Königs Beichtvater, erhielt demnach zuerst den Befehl, sich in seinen Sprengel zu begeben. Aber kurz darauf starb die Chateauroux plötzlich.

Die in der höhern Gesellschaft herrschende Sittenverderbniß war so groß, daß die Stelle eines königlichen Kebsweibes vielen vornehmen Frauen als der Gipfel des Glücks erschien, und daß sie die gemeinsten Wege nicht scheuten, sich derselben zu bemächtigen. Die Gemahlin des Finanzpächters d'Etioles bestach, um dem Könige zugeführt zu werden, dessen Kammerdiener. Als sie ihren Zweck erreicht hatte, ließ sie durch einen Verwandten ihrem Gatten ihre Erhöhung, oder richtiger, ihre Erniedrigung bekannt machen. Dieser, der sie zärtlich liebte, wurde schmerzlich ergriffen, und bat sie in einem rührenden Schreiben, zu ihm zurückzukehren. Die Dame aber las den Brief dem Könige vor, und begleitete ihn mit spöttischen Bemerkungen. Ludwig besaß noch Sittlichkeitsgefühl genug, um ihr ernst zu erwiedern: „Madame, Sie haben einen edeldenkenden Mann," er hatte jedoch nicht die Kraft, diesem Gefühle zu folgen. In kurzer Zeit bemächtigte sie sich seines Willens so ganz, daß alle Höflinge es rathsam fanden, sich vor ihr zu beugen. Keine wichtige Stelle im Königreiche wurde ohne ihre Einwilligung ver-

Digitized by Google

geben. Sie erhielt den Titel: Marquise von Pompadour; der Glanz ihrer Lebensweise, die Menge ihrer Landgüter und Lustschlösser, die Summe ihrer Einkünfte stieg mit jedem Jahre; jede ihrer Launen wurde befriedigt. Dabei besaß sie Geist und Bildung genug, um der Literatur einige Theilnahme zu bezeigen und die bedeutendsten Schriftsteller in ihr Interesse zu ziehen, obwohl Ludwig selbst an geistigen Genüssen durchaus keinen Geschmack fand.

Drei französische Heere, in Italien, am Rhein und in den Niederlanden, waren damals für den Landkrieg in Thätigkeit, während sich die englischen und französischen Flotten in den indischen Gewässern schlugen. Der König beschloß abermals einen Feldzug mitzumachen, und fand sich daher am 7. Mai 1745, nebst dem sechzehnjährigen Dauphin, im Lager des Marschalls von Sachsen vor Dornick ein. Vier Tage darauf kam es zu der schon erwähnten Schlacht mit der englisch-holländischen Armee bei Fontenoy, wo der König, den man zurück zu bleiben ersuchte, Beweise von unerwarteter Furchtlosigkeit gab, und der junge Dauphin so hingerissen wurde, daß er den Degen zog, um die königlichen Haustruppen selbst ins Feuer zu führen, wovon man ihn jedoch abhielt. Der Marschall wollte sich während der Schlacht vom Könige Befehle ausbitten; allein dieser sagte bescheiden, er sei nicht zugegen, um zu commandiren, sondern um sich und seinen Sohn zu unterrichten. Die Schlacht ward nur mit Mühe und unter großen Verlusten gewonnen. Eine Kanonenkugel tödtete den Herzog von Grammont und sein Pferd. Der Graf von Löwendahl, der das Pferd hoch aufspringen sah, rief ihm zu: Nehmen Sie sich in Acht, Ihr Pferd ist erschossen! — „Ich auch!“ antwortete der Herzog und starb. Nach der Flucht der Feinde ging Ludwig mit dem Prinzen auf dem mit Blut und Leichen bedeckten Schlachtfelde umher, und nahm mit tiefer Bewegung wahr, wie die Verwundeten, unter den Todesschmerzen sich krümmend, noch die Arme aufhoben, und patriotisch riefen: „Es lebe der König und der Dauphin!“ Auch der Prinz schauderte. „Lerne hier, sagte der Vater zu ihm, wie kostbar und schrecklich der Krieg ist.“ Und als man ihn fragte, wie er die verwundeten Engländer behandelt wissen wolle, antwortete er: „wie die Unsrigen, denn jetzt sind sie nicht mehr Feinde.“

Auch diesmal ward der Vielgeliebte — denn so nannten ihn die Pariser — bei seiner Rückkehr mit lautem Jubel empfangen. Die Schmeichler besangen in ihm den Helden und den Sieger, und Voltaire verfertigte auf Befehl der Marquise von Pompadour zu den Winterlustbarkeiten eine Oper, in welcher Ludwig XV., unter dem Namen

Digitized by Google

Trajan, von der Göttin des Ruhmes (der Pompadour) gekrönt wurde. Nach der Aufführung dieses Stückes vergaß der eitle Dichter sich so sehr, daß er dem Könige, als derselbe aus der Loge trat, sehr vertraulich sich näherte und pathetisch sprach: Trajan, bist du zufrieden? Ludwig antwortete mit einem finstern Schweigen, und wollte nie mehr von Voltaire etwas hören.

In dem Feldzuge von 1746 begleitete die Pompadour den König, weshalb man den Dauphin zu Hause ließ; denn so viel Schamgefühl hatte Ludwig noch, daß er seinem Sohne keinen Anstoß geben wollte. Der Marschall von Sachsen gewann die blutige Schlacht bei Raucoux. Die Siegeszuversicht der Franzosen war so groß, daß man am Abende vorher im Lager Komödie spielte, und nach der Vorstellung ankündigte: „Morgen, meine Herren, ist Ruhetag wegen der Schlacht; übermorgen aber werden wir die Ehre haben, aufzuführen ꝛc.“

Auch dem Feldzuge von 1747 wohnte der König in Gesellschaft der Pompadour persönlich bei. Die Belagerung von Mastricht durch die Franzosen im Anfange des folgenden Jahres war die letzte Waffenthat dieses Krieges; denn noch vor Beendigung derselben wurden, wie im vorigen Bande erzählt ist, die Friedenspräliminarien mit England und Holland zu Aachen unterzeichnet (30. April 1748). Alles kam leicht zu Stande, weil die Franzosen, ganz gegen ihre Gewohnheit, gar keine Schwierigkeiten machten, und, ob sie gleich zu Lande siegreich gewesen waren, doch keine Entschädigungen verlangten. Der englische Bevollmächtigte, Graf von Sandwich, argwohnte hinter dieser Willfährigkeit irgend eine Hinterlist, allein seine Kundschafter in Versailles schrieben ihm, er könne sicher trauen; die Minister seien eifersüchtig auf den Einfluß des Marschalls von Sachsen, und die Marquise sei es satt, immer mit dem Könige im Felde umherzuziehen. Der Marschall überlebte den Frieden nicht lange; nachdem er einen ehrenvollen Besuch bei Friedrich dem Großen abgestattet, starb er auf dem Schlosse Chambord, wo er namentlich mit Gelehrten und Künstlern verkehrte, in Folge eines Blutsturzes am 30. November 1750.

Ludwig ergab sich seit dem Frieden wieder ganz den gewohnten Vergnügungen, unter denen nur zuweilen Hofhändel seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Pompadour wollte auch unter die Ehrendamen der Königin aufgenommen sein, wozu nur die Gemahlinnen der Prinzen und Pairs berechtigt waren. Der König bewilligte es (1752), und der Tag der Einführung ward angesetzt. Die Ceremonie dabei war die, daß die Aufzunehmende von der Königin und dem Kronprinzen umarmt

Digitized by Google

wurde, und sich dann auf einen Armstuhl niederließ. Die Königin war zu gutmüthig, um bei dem widerlichen Geschäft eine Miene zu verziehen; aber der Dauphin erlaubte sich, zur Belustigung des ganzen Hofes, den Muthwillen, indem er ihr die Wange zum Kusse hinreichte, die Zunge über ihre Schulter hinauszurecken. Das Kebsweib ward wüthend, als man ihr den Schimpf hinterbrachte. Sie ruhte nicht eher, als bis der Prinz nach Meudon verwiesen ward, und die Bedingung seiner Rückkehr war eine öffentliche Abbitte. Er erklärte in derselben bloß, er habe das nicht gethan, was man ihr hinterbracht; worauf sie erwiederte, sie habe es auch nicht geglaubt. Bald darauf verlangte sie, zu einer Dame du Palais erhoben zu werden, und es geschah (1756). Seitdem hatte sie nur Einen Stuhl im Zimmer, auf dem sie sitzend den Stehenden Audienz ertheilte, und hinter welchem ihr Haushofmeister, ein Ritter vom Ludwigsorden, stand. Der Prinz von Conti setzte sich einmal ohne Umstände auf ihr Bett, und rief: „Madame, das ist ein vortreffliches Lager!" Der französische Nationalcharakter zog alle jene Vorgänge ins Lächerliche. Aber es bekam den Lachern schlecht. Mancher Spötter wanderte für einen witzigen Einfall in die Bastille; der Seeminister Maurepas mußte wegen einiger Stachelverse, die sie einmal zu Marly unter ihrem Tellertuche fand, und die man ihm zuschrieb, alle seine Stellen niederlegen; und ein gewisser Desforges, der ein beißendes Gedicht gemacht hatte, in welchem sie eben so wenig geschont war als der König, ward auf mehrere Jahre in einen berüchtigten Käfig zu St. Michel eingesperrt. Die Marquise aber blieb unumschränkte Gebieterin. Sie nahm Geld aus den Staatskassen, sie setzte Minister ein und ab; alle Personen, die den König zunächst umgaben, waren ihre Creaturen, und durften nichts thun und sagen, als was sie ihnen vorschrieb. Ludwig empfand diese Abhängigkeit, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu entziehen. Da er nun mit der Politik der von der Marquise ernannten Minister nicht immer einverstanden war, so unterhielt er an den fremden Höfen geheime Agenten, welche den Bemühungen und Anträgen der Gesandten Frankreich's im Stillen entgegenwirken mußten. Ein solcher Agent war der Chevalier d'Eon, der, als ihm endlich der französische Gesandte Guerfy in London auf die Spur kam, Weiberkleider anlegte und auf Ludwig's Geheiß sich für ein Weib erklären mußte, um der Rache des Gesandten zu entgehen und weiteren Entdeckungen vorzubeugen.

Indeß strengte die Marquise ihre Erfindungskraft an, immer neue Zerstreuungen für ihn zu ersinnen. Sie erregte die Bauluſt in ihm; sie errichtete eine Porcellanfabrik in Vincennes (jetzt in Sevres), für die

Digitized by Google

ſie ihn zu intereſſiren ſuchte, und die daher oft beſucht ward; ſie bezahlte die Dichter und Muſiker reichlich für neue Opern und Schauſpiele und übernahm ſelbſt am Hofe Rollen in denſelben; ſie führte die jährlichen öffentlichen Kunſtausſtellungen in den Sälen des Louvre zur Ermunterung der Maler und Bildhauer ein. Neben dieſem anſtändigen Zeitvertreib hielt ſie es aber auch für nothwendig, den König, um ihn von ernſten und ihrem Anſehn gefährlichen Neigungen abzuhalten, in ſeinen ſchändlichſten Begierden zu befriedigen, und ihm bald da bald dort immer neue Maitreſſen von dunkler Herkunft, unerfahrene Jungfrauen, harmloſe und einfältige Kinder zuführen zu laſſen, deren Unſchuld den Hauptreiz ſeiner Lüſte bildete. Und endlich ſchritt ſie ſogar dazu (1755), für ihn, nach dem Beiſpiele morgenländiſcher Fürſten, einen förmlichen Harem, ein Frauenhaus anzulegen, das unter dem Namen Hirſchgarten (parc aux cerfs) eine Fallgrube für ganz junge Mädchen wurde, und eine ungeheure Menge von Opfern verſchlang, die, wenn ſie der menſchlichen Geſellſchaft zurückgegeben wurden, Sittenverderbniß und Laſterhaftigkeit in derſelben verbreiteten. Eine Legion von Ober- und Unterkupplern, voran der berüchtigte Weiberlieferant Lebel, war in beſtändiger Bewegung, um in allen Provinzen des Reiches Mädchen aufzuſpüren, anzulocken, herbeizuſchaffen, abzurichten, auszuputzen, durch alle Kunſtmittel reizend zu machen, und endlich für ihre Sclaverei, ihre Verſchwiegenheit, oft auch für die Verſchmähung ihrer Reize zu belohnen. Man rechnet, daß dieſe Anſtalt dem Staate mehrere hundert Millionen gekoſtet hat.

Daß die entſetzliche Verderbniß des Hofes einen Umſturz herbeiführen werde, wurde ſchon damals von einzelnen Beobachtern geahnt. Da aber die Staatsgewalt von ihren Militairmitteln ſchonungsloſen Gebrauch machte, blieb ſie ſtärker, als die unruhige Bewegung, welche hin und wieder zum Vorſchein kam, indem theils der Druck der Steuereinnehmer an einigen Orten Aufſtände verurſachte, theils das Parlament und die Geiſtlichkeit gegen königliche Befehle Widerſetzlichkeit zeigte. Am merkwürdigſten war die Pariſer Emeute vom 16., 22. und 23. Mai 1750. Auf Befehl griff die Polizei die hülfloſen Kinder, die kleinen Vagabunden auf, um ſie als Coloniſten nach dem Miſſiſſippi zu ſenden, wobei die Häſcher auch Bürgerkinder einfingen, um von den Eltern Löſegelder zu erpreſſen. Da entſtand das Gerücht, der König ſei in Folge ſeiner Ausſchweifungen ausſätzig geworden, zu ſeiner Heilung nehme er Bäder von Menſchenblut, und dazu würden die Kinder geraubt. Das wüthende Volk tödtete mehrere Häſcher und Spione, verwüſtete

Digitized by Google

mehrere Häuser von Polizeiofficianten, zwang den Generalstatthalter der Polizei, sowie die zufällig nach Paris gekommene Pompadour zur schleunigen Flucht, und drohte, Versailles zu verbrennen. Nur mit Mühe wurde der Aufruhr beschwichtigt, indem man einige Häscher gefangen setzte; erst zwei Monate später wagte die Regierung, drei Haupturheber des Aufruhrs mit dem Tode zu bestrafen*).

Die kirchliche unter Ludwig XIV. entstandene Parteiung der Jansenisten dauerte fort, wie die Richtung derselben gegen den Hof, der die Jesuiten, die Gegner der Jansenisten, beschützte. Die Geistlichen dieser beiden Parteien verfolgten einander mit tödtlichem Hasse sowohl persönlich als in Schriften und Predigten. Die Jansenisten vertheidigten mit Eifer die vom Bischof Jansé von Ypern (s. Thl. XI. S. 326) nach dem Beispiel der deutschen und schweizerischen Reformatoren vorgetragene Lehre des Augustinus von dem natürlichen Verderben des Menschen und der ewigen Vorherbestimmung einiger Menschen zur Seligkeit und anderer zur Verdammniß. Vergebens hatte Papst Clemens XI. durch die Bulle Unigenitus 1713 ihre Lehren verdammt; die Jansenisten mehrten sich, denn Alles, was die Jesuiten haßte, trat zu ihnen über; man stritt, wie häufig, nicht gegen Lehren, sondern gegen Personen und Sachen. Indessen blieben doch die Lehren das Panier, das man vortrug, und endlich wurden Wunder zu Hülfe genommen. Die Bewohner der Stadt, die sich der größten Aufklärung rühmte, wallfahrteten mehrere Jahre hindurch (1727—1732) zum Grabe eines Jansenistischen Priesters, Franz Paris, der aus schwärmerischem Streben nach Heiligkeit sich eines strengen Lebens beflissen, und durch freiwillige Kasteiungen seinen Tod herbeigeführt hatte, dafür aber im Grabe Wunder thun sollte und, wie man behauptete, nun wirklich that. Immer werden diese Vorgänge dem Psychologen merkwürdig bleiben, insofern sie auf eine auffallende Weise darzuthun scheinen, mit welcher Kraft der Glaube, der den Gedanken von der Möglichkeit des Gegentheils gar nicht duldet, sogar auf den physischen Organismus des Menschen zu wirken vermag. Gichtige, Wassersüchtige, und andere Kranke wurden durch die bloße Berührung dieses Grabes angeblich und für den Augenblick geheilt, Andere bekamen Verzückungen; Tag für Tag ward die Stätte nicht leer von Zuschauern, von denen viele, die spottend hingegangen waren, gläubig wieder zurückkehrten, und selbst, wie der Parlamentsrath Mongeron, dicke Bücher schrieben von den Wundern auf Paris' Grabe. Die Jesuiten trugen

*) Vgl. u. A. Martin, hist. de France, 4. éd. T. XV. p. 435.

Digitized by Google

Bedenken, die Möglichkeit dieser Wunder zu läugnen, weil sie sich ehemals wohl selbst solcher angeblichen Wunder zur Förderung ihrer eigenen Sache bedient hatten; sie griffen nur die Lehren der Jansenisten an, und verweigerten allen Sterbenden, die nicht einen Beichtzettel von einem rechtgläubigen Pfarrer beibringen konnten, die Sacramente, worüber endlose Streitigkeiten entstanden. Die Regierung aber ließ zuletzt den Kirchhof, wo die Wunder geschahen, schließen, und die Gläubigen durch Soldaten zurückweisen *).

Der Streit der Jansenisten und Jesuiten dauerte auch seitdem ununterbrochen fort, hin und wieder heftig auflodernd. Andere Gährungsstoffe gesellten sich seit dem Aachener Frieden immer häufiger hinzu. Die hierdurch entstandene und genährte Aufregung machte sich im Jahre 1756 auf offener Straße in lauten Schmähungen gegen die Pompadour und den König Luft; dieser wurde nun nicht mehr als der „Vielgeliebte", sondern als der „Tyrann der Franzosen" bezeichnet. Da ereignete sich zu Anfang des Jahres 1757 ein Vorfall, der geeignet schien, den König zum Nachdenken über sich selbst zurückzuführen. Es war ein kalter und finsterer Winterabend (5. Januar gegen sechs Uhr), als er aus dem Thore des Versailler Schlosses auf den vorgefahrenen Wagen zuging, um sich nach Trianon zu begeben. Plötzlich erhielt er einen Stoß in die Seite, nach dessen Ursache er vielleicht nicht weiter gefragt haben würde, wenn er nicht gleich darauf an dem warm hervorquellenden Blute gemerkt hätte, daß es zugleich ein Stich gewesen sei. Der Thäter wäre indessen doch wohl unerkannt geblieben (denn Niemand hatte ihn gesehen), wenn er nicht in seinem Wahnsinn vergessen hätte, den Hut abzunehmen, so daß er unter allen Umstehenden der einzige Bedeckte war. Daran ihn erkennend, rief der König schnell: „der Mensch da hat mich verwundet! Nehmt ihn fest, aber thut ihm kein Leid."

Die Sache machte gewaltiges Aufsehen, und tausendfach vergrößert kam das Gerücht davon nach Paris. Man vermuthete eine große Verschwörung zum Umsturze des Thrones; aber das Interesse an dem Könige, welches sich während seiner frühern Krankheit geäußert hatte, war verschwunden. Der Verbrecher ward unter einer starken Bedeckung nach Paris geführt, und die Verhöre wurden mit großem Geräusch eröffnet. Es ergab sich darin, daß die That einzig die Frucht einer trübsinnigen

*) Man schlug nach dieser Sperrung die Spottverse an den Kirchhof:

De par le roi: Défense à Dieu
De faire miracles en ce lieu.

Digitized by Google

Gedankenverwirrung, und an gar keine Verschwörung zu denken war. Der Mensch hieß Robert Franz Damiens, war Bedienter bei mehreren Parlamentsgliedern gewesen, und hatte hier oft Gelegenheit gehabt, von der schlechten Verwaltung des Staats, von der Sorglosigkeit des Königs und von dessen zu großer Gunst gegen die Jesuiten sprechen zu hören. Als eifrigen Katholiken hatte ihn auch die Verweigerung der Sacramente erbittert. Drei Jahre lang hatte er darüber gebrütet, wie man wohl den in Lüsten begrabenen König aus seinem Schlummer wecken und zur Erkenntniß seiner Pflicht bringen könne; und endlich war er dabei stehen geblieben, man müsse — nicht ihn tödten, sondern ihm nur den Tod von ferne zeigen — ihn verwunden. Zu diesem Ende hatte er sich nur eines Federmessers mit ganz kurzer Klinge bedient; und wirklich war auch die ganze Verwundung nicht viel mehr, als ein Aderlaß.

Nach der grausamen Weise der französischen Criminaljustiz verurtheilte das Pariser Parlament den Damiens zu der ordentlichen und außerordentlichen Folter, und hierauf noch zu der entsetzlichen Todesstrafe Ravaillacs. Der Unglückliche selbst hörte es mit derselben dumpfen Betäubung an, die er schon bei den Verhören bewiesen hatte. Der 28. März 1757 war der Tag der Vollstreckung. Nach zweistündiger barbarischer Folterqual langte der Verurtheilte auf dem Greveplatze an, der mit Tausenden von Zuschauern bedeckt war, während andere Tausende an den Fenstern und auf den abgedeckten Dächern standen, wo man Plätze um hohe Preise vermiethet hatte. Fünf Viertelstunden dauerte die zweite höllische Marter. Zuerst ward die rechte Hand verbrannt, dann der nackte Körper mit glühenden Zangen gezwickt, dann in die Wunden geschmolzenes Blei gegossen, und hierauf wurden vier Pferde angespannt, um den noch immer lebenden Unglücklichen zu zerreißen. Aber trotz allem Anziehen konnten sie damit nicht zu Stande kommen, und man mußte das Beil zu Hülfe nehmen. Der Rumpf wurde hierauf mit den abgerissenen Gliedern verbrannt, und die Asche in die Luft gestreut. Dies geschah zu Paris, nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts! Und gerade die weiblichen Zuschauer starrten am aufmerksamsten nach dem entsetzlichen Schauspiele hin, während die Männer in den schrecklichen Augenblicken wenigstens das Gesicht wegwendeten. Damen der vornehmen Welt hatten die Plätze an den Fenstern sich um die höchsten Preise in Gold streitig gemacht.

Die Unglücksfälle des inzwischen ausgebrochenen siebenjährigen Land- und Seekrieges, der fast in allen Welttheilen und auf allen Meeren geführt ward, sind schon im vorigen Bande erwähnt worden.

Digitized by

Die großen inneren Uebel, an welchen der kranke Staatskörper litt, wurden durch diesen Krieg nicht wenig vermehrt. Da die Minister, die Feldherren und die Admirale bloß nach der Gunst gewählt wurden, in der sie bei der Frau von Pompadour standen, so waren sie sämmtlich auch nur Weiberhelden, unfähig, sich die Achtung und das Vertrauen der Männer zu verschaffen, an deren Spitze sie stehen sollten. Fast alle ostindischen und amerikanischen Colonien der Franzosen wurden von den Engländern erobert. Der Unverstand, begleitet vom Unglück und von der Schande, wäre ein passendes Symbol des damaligen Frankreich's gewesen. Den schwersten Stand hatten die Finanzminister. Einer nach dem andern ward abgesetzt, weil er aus dem schon ganz verarmten Volke kein Geld mehr herauspressen konnte. Ein Herr von Silhouette, der 1759 diesen Posten erhielt, trieb die Plünderung so weit, daß man ihn mit den Straßenräubern in eine Klasse setzte, und dennoch konnte er nicht erfüllen, was er versprochen hatte. Dies gab dem französischen Volke, das auch in der Verzweiflung noch lachen kann, Anlaß, den Namen desselben in den gerade damals erfundenen Schattenrissen zu verewigen, die deswegen, weil sie schwarz und leer zugleich waren, spöttisch Bildnisse à la Silhouette genannt wurden.

Auf den nun schon physisch und moralisch völlig erschlafften König machte das Unglück und die Schande seiner Nation keinen Eindruck mehr. Er sah selbst mit Gleichgültigkeit den Tod seiner Gebieterin, der Pompadour, herannahen, der am 15. April 1764, im dreiundvierzigsten Jahre ihres Lebens, nach einer langen Abzehrung erfolgte. Sie erwartete ihn mit Ergebung, und schien sich der Auflösung eines Lebens zu freuen, das von dem allgemeinen Hasse verfolgt wurde. In Paris hatte sie sich ohne eine starke Bedeckung an keinem öffentlichen Orte mehr sehen lassen dürfen. Sie hinterließ ihren Verwandten Millionen; die Versteigerung ihrer Mobilien dauerte ein ganzes Jahr, und groß war die Menge der seltensten Kunstwerke, Kostbarkeiten und Erfindungen der Ueppigkeit, welche dabei zum Vorschein kamen.

Digitized by Google

2. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens in Frankreich. (1764.)

Der Streit der Jansenisten mit den Jesuiten und dem die letzteren beschützenden Hofe entwickelte sich in einer dem Ursprunge desselben entgegengesetzten Richtung. Das jansenistisch gesinnte Parlament zu Paris trat nämlich als Vertheidiger der weltlichen Macht gegen die Jesuiten auf, und erklärte es für einen sträflichen Eingriff in die Rechte des Staats, daß die Jesuiten nur dem General ihres Ordens und dem Papste unterworfen sein wollten. Hierzu gesellte sich der Einfluß der neuen Meinungen, der Geist der Aufklärung, angeregt, gefördert und vertreten durch Schriftsteller, welche in ihrem Unwillen über die verrotteten politischen und socialen Zustände, über das alte Staatswesen mit seinen fortdauernden schweren Verletzungen des Sitten- und natürlichen Rechtsgesetzes, über die staatliche Rechtslosigkeit des Volkes und das sociale Elend der niederen Klassen, bald mit tiefem Ernste gegen das morsch und untauglich Gewordene, gegen Beschränktheit und veraltete Mißbräuche, denen der fortgeschrittene Geist des Geschlechts entwachsen war, nachdrücklich ankämpften und der trostlosen Wirklichkeit ein rettendes Ideal vorzuhalten bedacht waren, bald aber auch in leichtfertiger Weise mit sophistischer Rhetorik, mit höhnischem Spott und Witz ihre Waffen wider alles Bestehende, wider jegliche Autorität ohne Unterschied richteten. Statt nun ächte Aufklärung zu befördern, und in ihr die kräftigste Schutzwehr gegen die trüben und seichten Elemente des neuen Zeitgeistes aufzurichten, glaubten die Inhaber der Gewalt nichts anderes thun zu dürfen, als das Alte mit allen seinen Fehlern und Mängeln rücksichtslos aufrecht zu erhalten. Man verbot die Werke, worin jene Ansichten enthalten waren; und ganz vorzüglich waren es die Jesuiten, die sie aus allen Kräften zu unterdrücken suchten. Aber das erzeugte in der Nation einen heftigern Reiz, sich von den streitigen Gegenständen zu unterrichten. Man verschlang die neuen Lehren, und seitdem Voltaire den Ton angegeben hatte, wurde zumal die Geistlichkeit und die Religion, in ihren wirklichen oder vermeintlichen Blößen und Schwächen, eine Zielscheibe des allgemeinen Spottes. Auch hier berührten sich die Extreme: von der Bigotterie ging man plötzlich zur absoluten Freigeisterei über, die alles bezweifelte oder verneinte.

Die Wirkungen dieser Revolution der Meinungen mußten besonders die Jesuiten empfinden, die wegen ihrer Umtriebe sich überall verhaßt gemacht hatten. Indem man die höchste Autorität der Kirche bestritt,

Digitized by

ging man auch ihnen zu Leibe; denn nur unter jener Autorität konnten sie die Könige und die Völker beherrschen. Ihr Sturz in Portugal, der weiter unten erzählt werden wird, durch eine wahre oder angebliche Verschwörung wider das Leben des Königs veranlaßt, gab ihren Feinden in Frankreich neue Waffen in die Hände. So kam es bald dahin, daß man die Jesuiten durchgängig als Königsmörder und Sittenvergifter anklagte; wo immer eine Frevelthat geschehen war, da setzte man voraus, daß sie von Jesuiten verübt worden sei. Die nächste Ursache ihres Untergangs in Frankreich ward indeß ein Rechtsstreit, den ein Marseiller Handlungshaus gegen den Pater La Valette führte, der als Vorsteher der Mission in Westindien auf den dortigen zu Frankreich gehörigen Inseln große Anlagen errichtet, den Handel daselbst förmlich monopolisirt, und dergestalt den Orden außerordentlich bereichert hatte. Dieser Mann hatte kurz vor dem Ausbruche des letzten Krieges einige reichbeladene Schiffe nach Europa abgehen lassen, in deren Erwartung jenes Marseiller Haus für mehr als für anderthalb Millionen von ihm auf dasselbe gezogene Wechsel acceptirt hatte. Nun nahmen aber die Engländer die Schiffe weg (1755), das Handlungshaus mußte jene ganze Geldsumme aus seiner Tasche bezahlen und ward dadurch dem Bankerott nahe gebracht (1756). Es erschien unzweifelhaft, daß der Orden dafür Entschädigung zu leisten habe; und wirklich zeigte er sich auch Anfangs dazu bereit. Plötzlich aber weigerte er sich, selbst vor Gericht, indem er behauptete: er könne für die Operationen des Pater La Valette nicht verantwortlich sein, weil dieser die Ordensgesetze übertreten habe, die den Handel verböten; auch bestehe zwischen den verschiedenen Missionen oder Collegien in Bezug auf die zeitlichen Güter keine solidarische, sondern eine getrennte Verwaltung. Das Marseiller Consulargericht nahm auf die Ausflüchte keine Rücksicht, da jenes westindische Monopol notorisch im Interesse des ganzen Ordens ausgebeutet worden war, und erkannte gegen denselben (29. Mai 1760). Dieser erhob Einspruch, und der Proceß gelangte nun an das Pariser Parlament, das alsbald, zur Aufklärung des Sachverhältnisses, die bisher geheimgehaltenen Constitutionen des Ordens vorzulegen gebot. Es geschah. Doch sprach schließlich das Parlament ihnen mit Fug die Gültigkeit in einer Rechtssache ab, und bestätigte am 8. Mai 1761 das Urtheil erster Instanz, indem es den Orden zur Bezahlung der von La Valette gezogenen Wechsel verurtheilte*).

*) Martin (a. a. O.), T. XVI (1860), p. 205 ff.

Digitized by Google

Bei diesem ersten Schlage blieb das Verhängniß nicht stehen. Längst ein entschiedener Feind der Jesuiten, benutzte das Parlament die gegebene Gelegenheit, eine Reihe von Sätzen aus jenen Constitutionen als aufrührerisch und gefährlich zu bezeichnen, und die ausschweifenden Vorrechte, welche die Päpste den Jesuiten ertheilt hatten, für Mißbräuche zu erklären, die mit aller kirchlichen, weltlichen, sittlichen und natürlichen Ordnung im Widerspruche ständen. Der Minister Herzog von Choiseul (früher Graf Stainville), der im Jahre 1756 nach dem Abschlusse des Bündnisses mit Oesterreich, welches er als Gesandter in Wien eingeleitet hatte, durch die Gunst der Pompadour ans Ruder gekommen war und mit den Philosophen der neuen Geistesrichtung Verbindungen unterhielt, ermunterte die Schritte des Parlaments. Der König selbst war viel zu sehr mit seinen Vergnügungen beschäftigt, um dieser Angelegenheit besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Ungeachtet seiner Anhänglichkeit an die herkömmliche Form und Lehre der Kirche ließ er sich durch die Versicherung beruhigen, daß es nicht auf eine gänzliche Aufhebung des Ordens, sondern auf eine Verbesserung seiner Einrichtungen abgesehen sei. Auch machte man dem Ordensgeneral den Vorschlag, einen gebornen Franzosen als Vicar für Frankreich zu bestellen, von dem alle Jesuiten im Reiche abhängig sein sollten. Der General behauptete aber, es stehe nicht in seiner Macht, eine so wesentliche Veränderung der Verfassung zuzugeben. Die Jesuiten, hieß es zu Rom, müssen entweder bleiben wie sie sind, oder überhaupt aufhören zu sein (Sint ut sunt, aut non sint). Da erfolgte denn endlich am 6. August 1762 der Parlamentsbeschluß, wonach die Gesellschaft Jesu in Frankreich völlig aufgehoben sein sollte, weil ihre Fortdauer mit der Wohlfahrt des Staats unverträglich sei. Doch wurde ihnen der Besitz von Pfarrämtern und geistlichen Pfründen gestattet, unter der Bedingung, daß sie sich durch einen Eid verpflichteten, aller Gemeinschaft mit dem Orden und der verderblichen Sittenlehre desselben zu entsagen. Unter Tausenden fanden sich nur wenige, die diesen Eid leisteten; die meisten erklärten, derselbe sei wider ihr Gewissen. Das Parlament schritt nun weiter, und gab im März 1764 den Befehl, daß alle Jesuiten binnen vier Wochen das Reich verlassen sollten. Der König milderte aber, als er im November desselben Jahres die Aufhebung des Ordens bestätigte, den Ausspruch des Parlaments dahin, daß die gewesenen Jesuiten in Frankreich bleiben könnten, wenn sie unter der geistlichen Gerichtsbarkeit der Bischöfe als treue Unterthanen den Reichsgesetzen gemäß leben wollten. Von den unzweifelhaft schädlichen Einflüssen der Jesuiten, über welche

Digitized by

die Philosophen und Anhänger der neuen Geistesrichtung mit Recht geklagt hatten, war man nun insofern befreit, als sie fortan nur in sehr vorsichtiger und verkappter Weise sich geltend machen konnten; um so mehr hätte man aber auch darauf denken sollen, den theilweisen Nutzen, den sie gestiftet, auf andere Weise zu ersetzen. Daß dies nicht geschah, wurde besonders in den Schulen fühlbar, wo seitdem der Unterricht in den alten Sprachen in einen kläglichen Verfall gerieth.

---

3. Die letzten Jahre Ludwig's XV.

(1769—1774.)

Der Tod der Pompadour veränderte nichts Wesentliches in der Regierung; denn der Herzog von Choiseul, den sie zum Premierminister gemacht hatte, wirkte in ihrem Geiste fort. Der König hatte für nichts mehr Sinn, als für seine Ausschweifungen, und obgleich er den Hirschgarten wegen des öffentlichen Aergernisses hatte eingehen lassen, so behielt doch sein Oberkammerdiener das Geschäft, für die Befriedigung der Lüste des Gebieters immer wieder andere Geschöpfe herbeizuschaffen. Der Dauphin verfiel, zum Theil aus Gram über das unwürdige Leben seines Vaters, in eine Krankheit, und starb am 20. December 1765. Seine liebenswürdige Gemahlin, eine Tochter August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die während seiner Krankheit sein Bett nicht verlassen hatte, folgte ihm siebzehn Monate später (13. Mai 1767). Noch den Tag vor ihrem Tode hatte sie, ihrer Gewohnheit nach, ihre Kinder unterrichtet, ein Geschäft, in welchem ehemals ihr Gemahl selbst ihr beigestanden hatte. Das älteste dieser Kinder, der neue Dauphin und der nachherige König Ludwig XVI., war dreizehn Jahre alt, als seine treffliche Mutter starb. Ein Jahr darauf (25. Juni 1768) verschied auch die Königin Maria Leszinska, nachdem ihr Vater König Stanislaus bereits zwei Jahre vorher (23 Februar 1766) die im Wiener Frieden ihm zur Entschädigung für die polnische Krone abgetretenen Herzogthümer Lothringen und Bar (479 Quadratmeilen mit 1,220,000 Einwohnern) als Erbgut seiner Tochter der Krone Frankreich hinterlassen hatte. Dergestalt brachte die Vermählung Ludwig's XV. mit einer Prinzessin, der ihr Vater kaum den nothdürftigen Unterhalt reichen konnte, als sie durch eine Hofintrigue plötzlich zur

Digitized by Google

Königin von Frankreich erhoben wurde, diesem Königreiche größeren Vortheil, als die reichste und glänzendste Heirath hätte bringen können.

Ludwig blieb bei dem Tode der Seinigen nicht gleichgültig. Er umarmte, in einer Anwandlung von Reue und Rührung, den Leichnam seiner Gemahlin; seine Schwiegertochter hatte er bei des Dauphins Tode auf eine herzliche Weise getröstet. Aber seine besseren Aufwallungen waren nicht von Dauer oder nicht stark genug, auf seinen Willen zu wirken. Für das Wohl seiner Unterthanen zeigte er völlige Gleichgültigkeit. In einem zufälligen Gespräch mit dem Pfarrer von Versailles hörte er, daß es jetzt mehr Arme im Sprengel gebe als sonst. „Wie geht das zu?" fragte er lebhaft. „Sire, antwortete der Pfarrer schüchtern, Ihre eigenen Leute kommen zu mir, und betteln um Almosen." „Das erklärt sich leicht, sagte der König sich wegwendend, — sie werden ja nicht bezahlt."

Damals, im Jahre 1768, erwarb Frankreich die Insel Corsika, indem die Republik Genua, der dieselbe seit mehr als vier Jahrhunderten gehörte, sich außer Stande fand, einen daselbst ausgebrochenen langjährigen Aufstand zu unterdrücken, und daher die Insel mittelst eines von Choiseul abgeschlossenen Vertrages an Frankreich überließ (15. Mai). Funfzehn Monate später wurde auf Corsika in einer Familie des Mittelstandes der Mann geboren, der einst Frankreich mit strahlendem Ruhme beherrschen sollte. Paoli, der Verfechter der corsischen Freiheit, mußte schließlich der Uebermacht der französischen Truppen weichen und suchte Zuflucht in England.

Ludwig, immer tiefer in Unwürdigkeit versinkend, legte es förmlich darauf an, dem Throne jeden Rest von Achtung zu rauben und den Umsturz desselben vorzubereiten. In seinem sechzigsten Jahre (1769) wurde er Sklave der Reize eines Frauenzimmers der untersten Klasse, einer feurigen Lothringerin, die den Lüstlingen unter dem Namen l'Ange bekannt war. Sie diente als Ladenmädchen in einem Putzgeschäft der Rue de la Ferronnerie, und hieß Johanna Vaubernier. Auf Veranstaltung eines liederlichen Höflings, des Grafen Dubarri, der sie einige Zeit unterhalten hatte, wurde sie durch Lebel dem Könige zugeführt und gewann durch schrankenlose Frechheit sogleich eine noch größere Gewalt über denselben, als ihre Vorgängerinnen gehabt hatten. In dem Augenblick, da sie es wagte, den König ohne Weiteres zu duzen und ihn dabei La France zu tituliren, sank die allerchristlichste Majestät rettungslos im taumelnden Entzücken zum Kumpan und Knecht der gemeinsten Pariser Lustdirne herab. Um den äußeren Schein zu bewahren, wurde dieselbe

mit dem Bruder des Dubarri vermählt und als Gräfin dieses Namens bei Hofe vorgestellt, wie viele Mühe auch der Minister Choiseul mit seiner Schwester, der Herzogin von Grammont, die selbst Absichten auf den König hatte, sich gab, die Präsentation zu hintertreiben. Die andern vornehmen Herren und Damen des Hofes beeilten sich, sobald sie ihre Gegenwirkungen vereitelt sahen, rechtzeitig einzulenken und die allgewaltige Maitresse, die neue Sonne, zu vergöttern und anzubeten; der Kanzler Maupeou erklärte sich ohne Schaam für ihren Vetter. Nur Choiseul grollte, konnte aber nicht hindern, daß dem übermüthigen Weibe und den habgierigen Händen der Dubarri's der Staatsschatz zur Plünderung überlassen wurde *).

In der Blüthe dieses Hofskandals kam die künftige Königin nach Frankreich. Choiseul hatte die Verbindung des Dauphins, Enkels des Königs, mit der Erzherzogin Marie Antoinette von Oesterreich (geboren den 2. November 1755), der Tochter Maria Theresia's, im Einverständnisse mit dem Fürsten Kaunitz betrieben, und die Kaiserin ihre Einwilligung ertheilt, weil sie glaubte, das für den Frieden Europa's ersprießliche Bündniß Oesterreich's und Frankreich's hierdurch auf lange Zeit hinaus sicher zu stellen. Am 16. Mai 1770 wurde die Vermählung in Versailles vollzogen. Während der Einsegnung tobte ein furchtbares Gewitter, und vierzehn Tage nachher, am 30. Mai, entstand bei einem Feuerwerke, welches die Stadt Paris zum Beschluß der Vermählungsfestlichkeiten auf dem Platze Ludwig's XV. gab, durch den Mangel gehöriger Vorkehrungen ein so entsetzliches Gedränge, daß im Zusammenstoße der von zwei Seiten einander entgegenwogenden Volksmassen mehrere hundert Menschen erdrückt oder zertreten wurden. Es galt dies schon Manchem als ein Vorzeichen düsterer Verhängnisse.

Choiseul, der Stifter dieses Ehebundes, fand sich in der Hoffnung getäuscht, durch denselben sein Ansehen für immer befestigt zu haben. Daß er der Dubarri die Aufmerksamkeit, die ihr der ganze Hof in sklavischer Unterwerfung und selbst die Dauphine mit zuvorkommender Freundlichkeit erwies, seinerseits zu versagen fortfuhr, ja sogar gelegentlich ihr seine Verachtung blicken ließ, empfand Ludwig sehr übel; er gab jedoch dem Andringen der Dubarri, den Minister zu entlassen, nicht eher Gehör, als bis der Kanzler Maupeou ihm darthat, daß Choiseul, um sich unentbehrlich zu machen, einen neuen Krieg mit England herbeiführen wolle, und zugleich die Widersetzlichkeit der ihm befreundeten

*) Vgl. Schlözer, Choiseul u. s. Zeit, 1848. S. 127 ff.

Digitized by Google

Parlamente im Stillen begünſtige und nähre. Jenes war der Friedensliebe des in Trägheit und Wolluſt verſunkenen Königs, dieſes ſeiner Vorliebe für ſchrankenloſe Gewalt gleich ſehr zuwider.

Das Parlament zu Paris, obwohl zunächſt nur ein Gerichtshof höchſten Ranges, hatte aus der lang hergebrachten Uebung, daß die königlichen Edicte ihm zur Eintragung in ſeine Regiſter zugefertigt wurden, und aus dem Umſtande, daß ſie erſt mit dieſem Akte Geſetzeskraft erlangten, ſchon frühzeitig, wie wir ſahen, die Folgerung gezogen, daß ihm das Recht zuſtehe, gegen deren Inhalt Vorſtellungen zu machen und falls dieſe kein Gehör fänden, die Eintragung zu verweigern. Der Hof war aber weit entfernt, dieſen Anſpruch des Parlaments anzuerkennen; er ermangelte nie, die verweigerte Eintragung eines Edictes durch ein Lit de Juſtice zu erzwingen, indem der König perſönlich, umgeben von den Pairs und ſeinem Hofſtaate, im Schooße des Parlamentes erſchien und die Eintragung befahl. Der König pflegte in dieſem Fall das Parlament nach Verſailles zu beſcheiden, und in einem Zimmer des Schloſſes, auf einem Lager zwiſchen Kiſſen ausgeſtreckt, das Lit de Juſtice abzuhalten. Bei einer ſolchen Gelegenheit hatte Ludwig 1766 dem Parlamente öffentlich erklärt, daß daſſelbe zu gar keinem Widerſpruche berechtigt, ſondern nur zum Einſchreiben verpflichtet ſei, weil Er ſeine Krone allein von Gott habe. Die Streitigkeiten dauerten aber fort, und wurden gegen Ende des Jahres 1770 beſonders heftig, als der König dem Herzoge von Aiguillon, geweſenem Gouverneur der Bretagne, den das Parlament zu Rennes wegen ſeiner Verwaltung in einen Criminal-Prozeß gezogen hatte, ſeine Gunſt zuwendete, das gegen denſelben eingeleitete Verfahren caſſirte, und ihn bei einem Lit de Juſtice am 7. December 1770, worin das Parlament von Paris neuerdings eine ſcharfe Zurechtweiſung erlitt, ſeinen Sitz unter den Pairs nehmen ließ. Der Haß gegen die Dubarri und der auf dem Volke laſtende Druck der Auflagen bewirkte, daß Vornehme und Geringe für das Parlament Partei ergriffen; die niederen Stände ſahen in dem Widerſtande desſelben gegen die geforderte Eintragung eines neuen Abgabe-Edictes eine Vertheidigung des Volkswohls, obgleich das Parlament im Grunde nur für ſeine Corporations-Rechte kämpfte. Die Waffe, die es dem Befehle des Königs entgegenſtellte, war, nach wiederholten Gegenvorſtellungen, die Einſtellung aller gerichtlichen Handlungen, weil — ſo lautete die Erklärung — der tiefe Schmerz über dieſen Befehl dem Parlament nicht genug Geiſtesfreiheit übrig laſſe, um über Gut, Leben und Ehre der Unterthanen des Königs zu entſcheiden.

Digitized by Google

In diesen Tagen der allgemeinen Aufregung wurde Choiseul entlassen (24. December 1770). „Mein Vetter," lautete das königliche Schreiben, „das Mißfallen, welches mir Ihre Dienste verursachen, nöthigt mich, Sie nach Chanteloup zu verweisen, wohin Sie sich innerhalb vierundzwanzig Stunden begeben werden. Ich würde Sie noch viel weiter geschickt haben, wenn ich nicht besondere Achtung für die Frau Herzogin hegte und für deren Gesundheit Theilnahme empfände. Hüten Sie sich, daß Ihr Betragen mich nicht zu noch anderen Maaßregeln bestimme. Uebrigens bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme."

Auf die Kunde davon strömten die zahlreichen Gegner des Hofes in Masse nach dem Hotel des Ministers, um durch Begrüßung desselben ihre Abneigung gegen die, welche ihn gestürzt hatten, an den Tag zu legen, so daß seine Verabschiedung das Ansehen eines Triumphes gewann. Der Kanzler Maupeou ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Da das Parlament bei seiner Weigerung beharrte, wurden die Mitglieder desselben in der Nacht zum 20. Januar 1771 in ihren Wohnungen von Mousquetairen des Königs aus dem Schlafe geweckt und aufgefordert, sich mit Ja oder Nein über die Befolgung des königlichen Befehls zu erklären. Im ersten Schrecken erklärten sich Alle mit Ja; aber am Morgen nahmen sie, nach gemeinsamer Berathung, dieses Ja zurück. In der Nacht darauf wurden sie wieder geweckt. Gerichtsdiener behändigten ihnen einen Beschluß des Staatsraths, der sie ihrer Aemter entsetzte, und ihnen sogar verbot, sich Parlamentsräthe zu nennen; gleich nachher erschienen Mousquetaire mit Verhaftbriefen, durch welche sie Alle nach verschiedenen weit entfernten Orten verwiesen wurden. Aus den Mitgliedern des Staatsraths wurde ein neuer Gerichtshof bestellt und vom Kanzler, trotz der Volkshaufen, die sich auf der Straße versammelten und ihn mit Pfeifen empfingen, im Parlamentshause eingesetzt. Von allen Seiten ward diesem „unächten Parlamente" mit der größten Mißachtung begegnet. Dennoch setzte der Kanzler beharrlich das Werk der Vernichtung der Parlamentsgewalt fort. Zu Arras, Blois, Chalons, Clermont, Lyon und Poitiers wurden ebenfalls anstatt der Parlamente neue Obergerichtshöfe (Conseils supérieurs) errichtet. Die Geistlichkeit sah in dieser Niederlage ihrer Feinde die Rache des Himmels und that, was in ihren Kräften stand, das Unternehmen des Kanzlers zu fördern. Umsonst protestirten die Prinzen von Geblüt und mehrere Pairs gegen die Veränderung der Verfassung; der König, von der Dubarri ermuntert und von dem Kanzler ermuthigt, hielt am

13 April 1771 ein Lit de Juſtice ohne die Gegenwart der Prinzen, ließ mehrere Edicte über die Aufhebung der zeitherigen Parlamente und des Steuerhofes (Cour des aides), der auch ein Recht der Eintragung beſaß, ſowie über die Zuſammenſetzung des neuen Parlaments oder großen Rathes verleſen, und ſchloß die Sitzung mit einer kleinen Rede des Inhalts: „Ihr habt meine Abſichten gehört. Ich will, daß man ſich darnach richte. Ich befehle euch, Montags eure Geſchäfte anzufangen. Mein Kanzler wird euch einführen. Ich verbiete euch jede Berathſchlagung, die meinen Willensmeinungen entgegen iſt, und alle Vorſtellungen zu Gunſten meines geweſenen Parlaments; denn ich werde niemals eine Aenderung treffen.“

Dieſem Machtgebote verſchaffte die entſchloſſene Feſtigkeit des Kanzlers durch Verhaftbriefe und Kerker Gehorſam. Das Militair und die Befehlshaber der Provinzen leiſteten den Aufträgen, die ihnen ertheilt wurden, bereitwillig Folge; und es floß nur darum kein Blut auf Schaffoten, weil Niemand Luſt zum Märtyrerthum hatte. Die öffentliche Meinung war, bei der geringen Beliebtheit der alten Parlamente und bei ihrem widerwärtigen Kaſtengeiſt, getheilt und lau. Die opponirenden Prinzen und Pairs wurden ſehr bald durch Gunſtbezeigungen und Geldſpenden gewonnen; die verbannten Parlaments-Präſidenten und Räthe waren Einer nach dem Andern froh, durch Unterwerfung Erlaubniß zu Rückkehr und Entſchädigung für ihre verlornen Aemter zu erkaufen. Dennoch ſollte die Thatſache immer einleuchtender werden, daß mit den veralteten Parlamenten auch die letzten Schranken despotiſcher Willkür gebrochen waren.

Denn der König und die Dubarri mit ihrem Anhange fühlten ſich ſeitdem jeder Rückſicht enthoben und ſetzten der Verſchwendung keine Grenzen mehr. In demſelben Maße ſtiegen die Auflagen; der Finanzminiſter, Abbé Terray, trug kein Bedenken, das Geld der Unterthanen durch die drückendſten Steuergeſetze für den Schatz zu erpreſſen. Einſt ſtellten ihm Deputirte der Geiſtlichkeit die offenbare Ungerechtigkeit eines ſolchen Edictes vor. „Aber wer ſagt denn, erwiederte er, daß das Edict gerecht ſein ſoll? Wozu wäre Ich denn da?“ — Das heißt ja, den Leuten die Taſchen ausräumen, rief ein Deputirter entrüſtet. — „Wo ſoll ich es ſonſt hernehmen?“ fuhr Terray mit ſeiner vorigen Gelaſſenheit fort. Terray, der Herzog von Aiguillon als Miniſter des Auswärtigen, und der Kanzler Maupeou handelten mit einander und mit der Dubarri im beſten Einverſtändniſſe, und machten den König ganz willenlos. Sie dachten nur auf ihre Bereicherung; um das Glück

und die Ehre der Nation kümmerten sie sich nicht. Damals (1772) geschah die weiter unten zu erzählende erste Theilung Polen's durch Rußland, Preußen und Oesterreich, ohne vorgängige Mittheilung an Frankreich. Als davon in Ludwig's Gegenwart gesprochen ward, sagte er: „Wäre Choiseul noch Minister, so wäre das nicht geschehen."

Der zweiundsechzigjährige Monarch war so schaamlos und kindisch geworden, daß er an dem Spaße gefallen fand, sich in die Zahl der Bedienten der Dubarri, unter dem Namen La France, aufnehmen zu lassen. Während er eines Morgens ihren Kaffee kochte, fuhr sie aus dem Bette ihn an: „So gieb doch Acht, La France, dein Kaffee läuft ja zum Teufel!" Diese Art der Erniedrigung vor dem gemeinsten Auswurf des weiblichen Geschlechts ging damals in Versailles so weit, daß man eines Tages sogar den päpstlichen Nuncius und den Großalmosenier, Cardinal von La Roche-Aimon, der Dubarri beim Verlassen des Bettes die Pantoffeln darreichen sah*). Da bei dem König indeß das Alter anfing, seine Rechte geltend zu machen, so sann die Dubarri auf neue Reizmittel, und führte ihm nach dem Beispiele der Pompadour zur Abwechselung jugendliche Lustopfer zu. So hörte Ludwig bis zum fünfundsechzigsten Jahre nicht auf, seiner gewohnten Lebensart zu folgen, und der Tod überkam ihn unter den Lüsten, wie eine Schlange unter Blumen. Ein für ihn erspähtes schönes und kaum mannbares Landmädchen, das nur mühsam durch Lockungen und Drohungen gewonnen worden, trug ohne es zu wissen Blatterngift im Körper und steckte den König mit den Kinderpocken an. Diese Krankheit wurde für ihn, durch die verkehrte Behandlung der Leibärzte, tödtlich. Ludwig selbst ahnte anfangs keine Gefahr, und seine Umgebungen suchten ihm dieselbe so lange als möglich zu verheimlichen. Als ihn endlich ein treuer Diener mit der Wahrheit bekannt machte, befahl er, die Dubarri solle sich auf ihre Güter entfernen. „Ich will nicht, sagte er, daß der Auftritt von Metz sich wiederhole." Seine Töchter blieben bei ihm, und auch die Geistlichkeit fand sich ein. Dem Beichtvater gestand er die Angst, mit welcher er der Ewigkeit entgegensehe, und sprach von dem Feuerpfuhl, der ihn für sein lasterhaftes Leben erwarte. Dagegen lautete die Erklärung, die der Großalmosenier im Namen des Kranken vor dem Empfange der Sterbesacramente abgab, sehr mild: „Obgleich der König von seinem Verhalten nur Gott allein Rechenschaft schuldig ist, so thut es ihm doch leid, seinen Unterthanen Aergerniß gegeben zu haben, und

*) Martin, a. a. O. T. XVI. p. 307.

Digitized by Google

er erklärt, künftig nur für die Erhaltung der Religion und für das Wohl ſeiner Völker leben zu wollen." Das Ende war ſchrecklich. Ludwig mußte ſehen, wie ſein Körper, mit den ekelhafteſten Geſchwüren und Eiterbeulen bedeckt, in Fäulniß überging, wie Arme und Beine verweſeten und zartere Theile in Stücke zerfielen. Nur wenige ertrugen den Geruch und das Aechzen des Leidenden. Der Tod erfolgte am 10. Mai 1774.

Der Hof ging ſogleich von Verſailles nach Choiſy und nur einige Bedienten blieben bei dem Leichnam. Die Aerzte mochten ihn vor Ekel nicht einbalſamiren. An ein anſtändiges Leichenbegängniß wurde gar nicht gedacht. Schon am dritten Tage fuhr man ihn nach Saint Dénis, von vierzig Gardes du Corps und einigen Pagen mit Fackeln begleitet. Der Sarg ſtand in einer Jagdkutſche, und ragte aus beiden Thüren hervor. Der Kutſcher fuhr haſtig über Stock und Stein, und die Leute in den Dörfern und Wirthshäuſern ſchrieen Schimpfreden nach. Ueberall ward die Todesnachricht mit Freude und Jubel aufgenommen; denn es war Allen zu Muthe, wie wenn eine ungeheure Laſt ſich von dem Herzen wälze; Jedermann richtete ſeine Hoffnungen auf den Dauphin, einen ernſten beſcheidenen Jüngling von zwanzig Jahren, der bei dem allgemeinen Haſſe gegen ſeinen Vorgänger mit dem Beinamen: der Erſehnte (le désiré) begrüßt wurde. Der Staatshaushalt in völliger Zerrüttung, das Volk durch unerſchwingliche Auflagen erdrückt, Ackerbau, Gewerbe und Handel gelähmt, Irreligioſität und Sittenloſigkeit durch alle und zumal die höchſten Stände verbreitet, die Achtung vor dem Throne verſchwunden, die Geſetze von den Inhabern der Gewalt verleugnet, die vorhandenen Grundlagen der bürgerlichen und kirchlichen Ordnung von dem Geiſte der Aufklärung beſtritten oder verhöhnt — das war die Summe der Hinterlaſſenſchaft Ludwig's des Funfzehnten.

---

4. Portugal unter Pombal's Verwaltung.

(1750—1777.)

Unter den Königen aus dem Hauſe Braganza hatte Portugal ſeine frühere Bedeutung nicht wieder erlangt. Seit dem ſpaniſchen Erbfolge-

kriege hielt es ſich aus Furcht vor Spanien zu England; da es bei dem letztern auch den Markt für ſeine Weine fand, wurden die politiſchen Bande noch durch die des Handels verſtärkt. Aber dieſe doppelte Verbindung wirkte dennoch nicht befruchtend auf den Geiſt der Regierung, der, trotz der Bundesgenoſſenſchaft mit dem proteſtantiſchen England, unter Johann V. (1705—1750) ſehr tief in dumpfe Bigotterie verſank. Der König war faſt nur mit kirchlichen Stiftungen und Einrichtungen beſchäftigt. Der Papſt belohnte ihn dafür durch den Titel: der Allergetreueſte. Mit einem Aufwande von vielen Millionen erbaute Johann das Kloſter St. Mafra, in einem Lande, wo es ſo wenig an Klöſtern gebrach; die Erhebung des Erzbiſchofs von Liſſabon zum Patriarchen wurde als die wichtigſte Staatshandlung betrieben und in Rom mit großen Koſten zu Stande gebracht, während die See- und Landmacht ſich im tiefſten Verfalle befand, und die innere Verwaltung an einer Menge verjährter Mißbräuche krankte. Ein Franziscaner, Gaſpard Aveiro, war unumſchränkter Miniſter; der hohe Adel vermochte Alles, wenn er in den am Hofe herrſchenden Ton einzuſtimmen verſtand.

Johann's Sohn, Joſeph Emanuel, war ein ſchwacher, dem Sinnengenuß ergebener Fürſt; nur dadurch wurde er für Portugal wichtig, daß er die Regierung gänzlich ſeinem Miniſter Pombal überließ, der den Willen und die Kraft hatte, ein veraltetes Staatsweſen umzuwerfen, dem es aber doch an hinreichender Mäßigung und Gerechtigkeitsliebe gebrach, um der Schöpfer eines neuen, und Portugal's wahrer Wohlthäter zu werden. Sebaſtian Joſeph von Carvalho (dies war Pombal's urſprünglicher Name), Sohn eines geringen Edelmanns, geboren den 13. Mai 1699, hatte durch ſeine Heirath mit einer reichen und vornehmen Wittwe bedeutendes Vermögen und Zutritt bei Hofe erworben, aber auch einen glühenden Haß gegen die großen Familien gefaßt, die ſeiner Heirath Hinderniſſe in den Weg gelegt hatten. Geſchichte, Politik und Geſetzgebung waren ſchon auf der Hochſchule ſeine Lieblingsſtudien geweſen. Als Geſandter in London und in Wien lernte er die Welt noch von anderen Seiten kennen, als ſie ſein Vaterland darbot; London namentlich, mit ſeinen zahlreichen Gewerben und Manufacturen, mit ſeiner großartigen Handels- und Seemacht, wurde für ihn eine Schule der Volks- und Staatswirthſchaft, Wien eine Schule des Staats- und Kirchenrechts. Hier verheirathete er ſich auch in zweiter Ehe mit der Tochter des Feldmarſchalls Daun. Nur auf die allgemeine Wohlfahrt bedacht, ging er mehr und mehr auf die ſtreng mate-

Digitized by Google

rielle Anſicht vom Staat und deſſen Zwecken ein, der alle aufſtrebenden Geiſter des Jahrhunderts ſich zuwandten, und die, wenn auch nicht die höchſte, doch im Gegenſatz zu der Verdumpfung und Erſchlaffung der am Alten klebenden Regierungen eine höhere war.

An der Spitze der Verwaltung begann er nun mit raſtloſem Eifer die Umgeſtaltung Portugal's nach den Grundſätzen, die ſich in ſeinem Geiſte befeſtigt hatten. Vor allem war er bedacht, die zahlreichen Mißbräuche in der Verwaltung abzuſtellen, die zerrütteten Finanzen zu verbeſſern, den geſunkenen Handel zu heben, verdorrte Nahrungszweige zu beleben, den Behörden eine beſſere Einrichtung, einen zweckmäßigeren Geſchäftsgang zu geben. Er ermuthigte die Landwirthſchaft, veredelte den Weinbau, hob wieder den Fiſchfang, ermunterte die Seidenzucht durch Prämien, förderte die Gewerke und Manufacturen, erweiterte den Handel, indem er ihn für die Nation vortheilhafter machte, und ſchuf zugleich eine Seemacht. Nicht minder thätig wirkte er für die geiſtigen Intereſſen der Nation, indem er Aufklärung und Kenntniſſe verbreitete, und das Unterrichts- und Erziehungsweſen zu einem beſondern Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machte. Er errichtete überall im Reiche Primärſchulen und verbeſſerte die höheren Bildungsanſtalten; die Univerſität Coimbra ward durch eine weitgreifende Reform den Forderungen der Zeit gemäßer eingerichtet, und mit zwei neuen Facultäten, der mathematiſchen und philoſophiſchen, ſowie mit neuen Lehrern aus der Fremde, zumal Italienern, ausgeſtattet. Der Buchhandel ward in Schutz genommen, die Büchercenſur der Geiſtlichkeit entzogen und auf freiſinnigere Grundlagen geſtellt, und eine neu angelegte königliche Buchdruckerei dem Buchhändler Pagliarini anvertraut, den Papſt Clemens XIII. wegen des Druckes feindſeliger Schriften gegen die Jeſuiten aus Rom vertrieben hatte. Pombal beſchränkte auch die Inquiſition, hob den gehäſſigen Unterſchied zwiſchen alten und neuen Chriſten auf, wies die Uebergriffe der Geiſtlichen zurück, ſtellte die Grenzen der geiſtlichen und weltlichen Macht feſt, beſchränkte die Gütererwerbungen für die Kirche, und verminderte die Zahl der Klöſter. Ebenſo betrieb er die Verbeſſerung der Rechtspflege, verſchaffte dem vaterländiſchen Recht eine höhere Geltung und häufigere Anwendung, trennte die Juſtiz von der Polizei, und unterzog die letztere einer Reform. Dann wandte er ſeine Sorgfalt auch den auswärtigen Beſitzungen zu, gab den Indianern die Freiheit, und ſuchte den Wohlſtand Braſilien's auf dauerndere Grundlagen, als auf Gold- und Diamantengewinn, zu bauen. Endlich verlieh er Portugal eine achtunggebietende Stellung nach außen, wahrte deſſen

Digitized by

Unabhängigkeit gegenüber von Großbritannien, und befestigte die Grenzen seines Vaterlandes im Kampfe mit Spanien*).

Bei der Fülle der Reformpläne, die Pombal's Geist beschäftigten, bei der Zähigkeit und Energie, mit der er sie durchzusetzen beflissen war, und bei dem mannigfachen Widerstand, auf den sie, zumal im Kampfe mit verrotteten Vorurtheilen, nach allen Seiten hin stießen, kann es nicht auffallen, wenn er zuweilen in Zweck und Mitteln fehlgriff, oder wenn es ihm begegnete, daß er Uebel, die aus dem vieljährigen Zusammenwirken verwickelter Verhältnisse entstanden waren, in einem Augenblicke, mit einem Schlage vernichten, und plötzlich einen Zustand erzeugen wollte, der nur die Frucht langer Vorbereitungen und langsam reifender Einsichten sein konnte. Zur Erhebung des gesunkenen und in fremde Hände gefallenen Handels wurde das damals beliebte Verbots- und Zwangswesen eingeführt, und ein Gesetz gegeben, das zur Tragung inländischer Fabrikate verpflichtete, bevor es Fabriken gab, welche dieselben zu angemessenen Preisen liefern konnten. Denen, die ausländisches Tuch trugen, wurden auf Befehl des Ministers auf offener Straße die Kleider vom Leibe gerissen. Ebenso rücksichtslos ließ er, um den Ackerbau zu befördern, in der Provinz Alemtejo die Weinberge zerstören, und an deren Stelle Aecker zum Getreidebau anlegen. Um den Verkehr der Engländer mit Portugal abzuschneiden, übertrug er den Handel mit Wein, dem Haupterzeugnisse des Landes, einer Compagnie, und beeinträchtigte dadurch die Weinbauern, indem er dabei nicht einmal dem Verdachte des Eigennutzes entging, da er selbst zu den Theilnehmern der Handelsgesellschaft gehörte.

In diesem durchgreifenden Geiste verfuhr er namentlich auch mit den Vorrechten des Adels und der Geistlichkeit, zweier Körperschaften, die seit Jahrhunderten, besonders aber unter der letzten Regierung, in Portugal so mächtig gewesen waren, und deren Widerstand er besonders zu fürchten und zu erdulden hatte. Dem Adel entzog er durch eine gewaltsame Reduction im Jahre 1753 die großen Besitzungen in Amerika, welche die Krone in früheren Zeiten an ihn verschenkt hatte. Die Geistlichkeit erbitterte er durch die von ihm angefangenen oder beabsichtigten Reformen im oben dargelegten Sinne. Vornehmlich aber wurde durch seine Maßnahmen der Haß der Jesuiten gegen ihn geschürt.

---

*) Schäfer, Gesch. von Portugal, Bd. V (1854). S. 237 ff. S. 384 f. Derselbe, über Pombal, in Ad. Schmidt's Zeitschrift für Gesch. Bd. IV. S. 293 ff.

Digitized by Google

Nirgends hatte dieſer Orden ſich ſo feſt geſetzt als in Portugal. Das Anſehn deſſelben war ſo groß, daß der Miniſter in einem ſeiner Berichte ſagen konnte: ſeit vielen Jahren habe kein Staatsbeamter ſich getraut, einen königlichen Befehl zu vollziehen, der den Jeſuiten nur einigermaßen mißfällig geſchienen. Sollte die Umgeſtaltung im Geiſte der neuern Zeit gelingen, ſo mußten daher vor allen Dingen Diejenigen bei Seite geſchafft werden, welche es ſich zur Aufgabe geſetzt hatten, die ältere Form der menſchlichen Verhältniſſe, nach einer ſehr beſchränkten Anſicht, aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen. Pombal, welcher durch frühere Verbindungen mit Jeſuiten das Innere ihres Ordens kennen gelernt hatte, begann den Kampf ohne Furcht, weil er die Schwäche ſeiner Gegner durchſchaute. Ueberdies begegneten ihm dieſe auf einem Wege, den er allein gehen wollte, auf dem des materiellen Gewinns durch Handel und Herrſchaft, den der Orden in der letzten Zeit vornehmlich ins Auge gefaßt hielt. Der Punkt, an welchen Pombal ſeinen Kampf knüpfte, lag in Amerika. In der den Spaniern gehörigen Landſchaft Paraguay hatten die Jeſuiten eine Schöpfung gegründet, die gewiſſermaßen das Bild eines vollkommenen Staates darſtellen ſollte, und in vieler Hinſicht den communiſtiſchen Träumereien neuerer Zeit entſprach.

Vor allem hatten die Jeſuiten die Bewohner Paraguay's zum unbedingten Glauben und Gehorſam gegen ſich, ihre Lehrmeiſter, bekehrt. Die ganze Anordnung des Lebens war gemodelt nach dem Muſter einer großen, in ſich geſchloſſenen Familie. Um die Bekehrten und Unterthanen im Gehorſam gegen die Väter, die ſie als Heilige durch Fußkuß und Kniebeugung verehrten, zu beſtärken, ward das Eigenthum, als ein Gegenſtand, an dem ſich für jeden Menſchen erſt das eigene Daſein mit eigenen Zwecken entwickelt, völlig aufgehoben und aus den öffentlichen Vorrathshäuſern, wohin Jeder die Früchte ſeines Fleißes brachte, dem Einzelnen dasjenige, was zu ſeinem Unterhalte nöthig war, verabreicht. Dabei hatte man geſucht, dieſes neue Reich den Augen der Welt zu entziehen. Keinem Biſchofe, keinem Statthalter, keinem geiſtlichen oder weltlichen Beamten, ja überhaupt keinem Spanier war der Zugang verſtattet. Um die Abſonderung zu vollenden, wurde auch die ſpaniſche Sprache außer Gebrauch geſetzt, und nur die Landesſprache, das ſogenannte Guareni, beibehalten. Die Jeſuiten ſollen ihren Unterthanen Haß gegen alle Weiße, als Verächter Gottes und Verfolger der Guten, eingeflößt haben. Um der Gewalt eines feindlichen Angriffs begegnen zu können, waren ſowohl die wehrhaften Zöglinge in den

Waffen geübt, als die Zugänge des Landes befeſtigt und mit Geſchütz verſehen worden.

Dieſe Anſtalten zu erproben kam bald Gelegenheit. Die Colonie San Sagramento, welche Portugal an der Mündung des Plataſtroms angelegt hatte, war ein Gegenſtand des Haders zwiſchen Spaniern und Portugieſen geworden. Um den Zwiſtigkeiten ein Ende zu machen, ward 1750 ein Vertrag abgeſchloſſen, durch den Portugal dieſe Anſiedelung gegen denjenigen Theil von Paraguay vertauſchte, wo jene Anlagen der Jeſuiten gegründet waren. Die Jeſuiten ſuchten die Ausführung des Vertrages zu hindern; ſie legten nicht allein Widerſpruch ein bei dem ſpaniſchen Statthalter von Buenos Ayres, ſondern auf ihre Anregung griffen auch die Indianer zu den Waffen. Pombal ſchickte nun ſeinen Bruder Franz Xaver von Mendoza mit einem anſehnlichen Heerhaufen als General-Capitain nach Amerika; dieſer ſchlug zwar die Indianer, ſchrieb ihm aber offenherzig, man werde mit den Jeſuiten nicht fertig werden, wenn nicht der Hauptſchlag in Europa geſchehe. Der Widerſtand dauerte fort, und der ganze Tauſchvertrag ward endlich im Jahre 1761 wieder aufgehoben, weil Pombal die Behauptung der Colonie San Sagramento am Ende als wichtiger erkannte. Indeß hatte dieſe Angelegenheit dem Miniſter einen Stoff zur Anklage gegeben, den die Jeſuiten durch Reizungen anderer Art vermehrten. Ein Aufſtand zu Oporto gegen die zum ausſchließenden Weinhandel berechtigte Compagnie galt als Werk ihrer Aufwiegelungen; die Jeſuiten ſollten ausgeſprengt haben, daß der Wein, den die Compagnie verkaufe, verfälſcht und zur Meſſe untauglich ſei. Das ſchreckliche Erdbeben, das am 1. November 1755 faſt die ganze Stadt Liſſabon umwarf, und einen Theil der Einwohner unter den Trümmern der Gebäude oder in den Wellen des aufgeſchwollenen Tago begrub, ſollte von ihnen als ein Mittel benutzt worden ſein, den Uebriggebliebenen, welche die Angſt für den Aberglauben empfänglicher machte, die Strafgerichte des erzürnten, mit Portugal und ſeinem Miniſter unzufriedenen Gottes zu zeigen. Und grauenvoll genug waren allerdings die Verheerungen geweſen, die jenes Erdbeben angerichtet; nicht weniger als 30,000 Häuſer und vierzig Pfarrkirchen, außer den vielen Klöſtern, waren zertrümmert worden; der päpſtliche Nuncius in Liſſabon datirte einen Brief, den er nach Madrid ſchrieb, „von dem Orte, wo Liſſabon geſtanden.“ Pombal aber hatte eine unermüdete Thätigkeit und bewunderungswürdige Beſonnenheit an den Tag gelegt; gleichzeitig und gleich nachdrucksvoll war er beſchäftigt geweſen, die Verwundeten zu verſorgen, den raubenden und plündernden

Pöbel zu strafen, das abergläubische und erhitzte Volk zu belehren, und die an jedem Wiederaufbau verzweifelnden Bewohner von der Auswanderung zurückzuhalten.

Immer noch war der königliche Palast voll von Jesuiten, die theils als Beichtväter, theils als Lehrer der königlichen Familie wirkten; vorzüglich übte der Pater Moreira, Beichtvater des Königs, zum Besten seines Ordens einen bedeutenden Einfluß aus. Aber auf Grund der Darstellung, die Pombal von den Händeln in Paraguay gab, gelang es dem Minister, seinen Gebieter zu einem Befehl zu bestimmen (am 19. September 1757), kraft dessen die Jesuiten sämmtlich den königlichen Palast räumen, und ferner weder als Beichtväter noch als Lehrer daselbst erscheinen sollten. Auf ihre Gegenvorstellungen erhielten sie keine Antwort. Es erschien aber unter dem Titel: „Kurze Erzählung der letzten Handlungen der Jesuiten in Portugal und ihrer Ränke am Hofe zu Lissabon" ein öffentlicher Bericht, der zur Rechtfertigung des gegen sie beobachteten Verfahrens dienen sollte. Zugleich ließ Pombal durch den portugiesischen Minister in Rom dem Papste in Berichten, Vorstellungen und Beschwerden den kläglichen Verfall des Ordens schildern, und wie es mit ihm dahin gekommen sei, daß die meisten Mitglieder nicht sowohl Ordensbrüder wären, als vielmehr Kaufleute, Soldaten und Anmaßer, bedacht sich als Monopolisten Reichthümer zu erwerben, sich zu Herren der weltlichen Regierung aufzuwerfen und das Dominium der Souveräne zu usurpiren; deshalb möge der Papst, da des Königs Wirksamkeit nur auf weltliche Dinge sich erstrecke, dem geistlichen Uebel steuern, den Mißbräuchen, Ausschreitungen und Verbrechen der Jesuiten ein Ende machen, und den Orden zu seiner ursprünglichen Regel zurückführen.

Benedict XIV., oder vielmehr der Staatssecretair Cardinal Passionei, ein Gegner der Jesuiten, erfüllte die Wünsche des Ministers, der bei seinen Schritten gegen den Orden dem Volke gegenüber das päpstliche Ansehn nicht entbehren konnte. Der ernannte Visitator, Cardinal Saldanha, erklärte den Orden der Verbesserung bedürftig und die Mitglieder desselben für strafbar, wider das geistliche Recht als Kaufleute Handel getrieben zu haben (15. Mai 1758). Es war dies im Grunde nur eine Anwendung der Verbote, die der Papst schon im Jahre 1741 wiederholt gegen die Handlungsweise der Jesuiten in Asien, Afrika und Südamerika erlassen hatte. Kurze Zeit darauf (7. Juni 1758) wurde ihnen Kanzel und Beichtstuhl verboten, und so die Hauptquelle ihres Einflusses verstopft. Zu ihrer gänzlichen Vernichtung aber bot sich mehrere Monate später ein besonderer Anlaß dar.

Digitized by Google

Bei einer nächtlichen Fahrt des Königs, wahrscheinlich nach einem Besuche bei der jungen Marquise von Tavora, am 3. September 1758, wurden zwei Schüsse auf den Wagen abgefeuert, und der König, der mit seinem Kammerdiener darin saß, verwundet. Die Sache machte großes Aufsehen, und erregte eine dumpfe Erwartung. Der König verschloß sich in seinen Palast zu Belem, und ließ Niemand als seinen Arzt und seinen Minister vor sich. Die Ermittelung der Thäter ward im tiefsten Geheimniß betrieben, als solche erkannte man endlich zwei Diener des Herzogs von Aveiro, Polycarpio und Ferreira. Hierauf erst schritt man zu offenen Maßregeln. Am 13. December Morgens wurden der ältere Marquis von Tavora, der Schwiegervater jener jungen Dame, der Graf von Atouguia, dessen Schwiegersohn, und der Herzog von Aveiro, welche die allgemeine Stimme sogleich als Urheber der That bezeichnet hatte, als „Häupter der Verschwörung" in Verhaft genommen; ihnen folgten alsbald ihre nächsten Anverwandten beiderlei Geschlechts, sowie ihre Freunde und Diener; unter den letzteren namentlich Ferreira, während sein Genosse Polycarpio sich glücklich der Verhaftung entzog und nie wieder aufgespürt ward. An dem gleichen Tage wurden auch in allen Provinzen die Häuser der Jesuiten besetzt, und jeder Verkehr nach Außen ihnen versperrt. Ein außerordentlicher Gerichtshof aus weltlichen und geistlichen Richtern erklärte am 12. Januar 1759 den Herzog von Aveiro, den Marquis von Tavora, dessen beide Söhne und Gemahlin, die Marquise Eleonora, dessen Schwiegersohn und mehrere Andere für schuldig des Mordanschlags auf den König, mehrere Mitglieder des Ordens Jesu aber für Urheber, Rathgeber und Mitwisser. Sie hätten, hieß es, die beiden Familien Aveiro und Tavora, die angesehensten des Reichs und selbst mit dem königlichen Hause verwandt, nachdem sie lange mit einander verfeindet gewesen, ausgesöhnt und dann bewogen, den Anschlag auf das Leben des Königs auszuführen, um eine Regierungsveränderung zu bewerkstelligen, welche für die bedrohten Jesuiten, wie für den stolzen, des Herrschens gewohnten Adel gleich wünschenswerth geschienen. In Briefen, die bei dem Herzoge gefunden worden, kamen u. a. die Worte vor: „Um die Autorität des Königs Sebastian (Pombal) zu zerstören, müssen wir die des Königs Joseph vernichten." Der Herzog selbst sagte aus: er sei durch die Rathschläge des Paters Malagrida und anderer Jesuiten verleitet worden." Auch andere Häupter legten ähnliche Geständnisse ab.

Am 13. Januar wurden die sämmtlichen für schuldig erklärten Hauptpersonen, die schon im Gefängnisse mit der äußersten Härte behandelt worden waren, nach dem Spruche des Gerichtshofes auf höchst grau-

Digitized by Google

ſame Weiſe hingerichtet. Auf einem hohen vor dem Schloſſe zu Belem erbauten Gerüſte ward zuerſt Donna Eleonora, des alten Marquis von Tavora Gemahlin, enthauptet; ihre beiden Söhne, ihr Eidam und zwei Diener Aveiro's nach einander auf ein eiſernes Kreuz gelegt, und, nach vorgängiger Erdroſſelung, ihre Gebeine mit Keulen zerſchlagen; dann der alte Marquis von Tavora lebendig gerädert, und der Herzog von Aveiro auf eben dieſe Art zu Tode gequält. Die Tochter des Königs, die nachmalige Königin Maria Iſabella, gerieth bei dem Geſchrei der ihr ſämmtlich genau befreundeten Unglücklichen, das in den Zimmern des königlichen Palaſtes gehört ward, in eine Gemüthsbewegung, die ſich ſpäter zum Wahnſinn entwickelte. Zuletzt ward Ferreira, der Kammerdiener des Herzogs, der mit Polycarpio das Attentat vollzogen hatte, lebendig verbrannt. In einem Winkel des Gerüſtes an einen Pfahl gebunden, hatte er die Hinrichtung der Uebrigen mit anſehen müſſen; jetzt wurde er an ſeinem Pfahle mitten auf das Blutgerüſt geſetzt, dann dieſes mit ihm und allen Körpern verbrannt, und die Aſche ins Meer geworfen. Die Paläſte des Herzogs von Aveiro und der Herren von Tavora wurden niedergeriſſen, ihre Güter eingezogen, ihre Namen vertilgt, und alle Spuren ihres Daſeins ausgerottet. Pombal, der damals noch Carvalho hieß, ward für ſeine Thätigkeit mit dem Titel eines Grafen von Oeyras belohnt.

Drei Jeſuiten, Malagrida, Alexander und Mattos, welche namentlich für Anſtifter und Begünſtiger des Königsmordes erklärt worden waren, konnten nicht ohne Erlaubniß des Römiſchen Hofes beſtraft werden; aber der damalige Papſt Clemens XIII., ein Freund des Ordens, wollte dieſe Erlaubniß nicht geben. Malagrida, der bedeutendſte unter ihnen, ein Greis von vierundſiebzig Jahren, den Viele als einen Heiligen, Propheten und Wunderthäter betrachteten, und der ſowohl als Beichtvater und Rathgeber der Familie Tavora, wie durch ſeine vorgeblichen Weiſſagungen in Bezug auf die Verſchwörung, tief in dieſe verwickelt war, wurde endlich wegen gottesläſterlicher Lehren von der Inquiſition in Anſpruch genommen; Pombal aber ſtand nicht an, die Rückſicht der Aufklärung diesmal bei Seite zu ſetzen, und den Angeklagten dem Inquiſitionsgerichte zu übergeben. Malagrida wurde von demſelben in der That als Ketzer verurtheilt, und am 21. September 1761 öffentlich hingerichtet, indem man ihn erſt erdroſſelte und dann ſeinen Körper verbrannte.*)

Zuvor ſchon, nämlich am 3. September 1759, war der Orden ſelber aus allen Ländern des Königs von Portugal ausgewieſen worden.

---

*) Vgl. Schäfer, Geſch. v. Portugal, Bd. V. S. 253—314.

Digitized by Google

Seine Güter wurden vorläufig mit Beschlag belegt, und seine Mitglieder, mit Ausnahme der Gefangenen, eingeschifft und nach Italien gebracht. Von den hundertvierundzwanzig damals Verhafteten starben siebenunddreißig sehr alte im Gefängnisse, sechsunddreißig wurden noch später nach Italien gebracht, die übrigen erst nach des Königs Tode freigelassen.

Clemens XIII. sah in diesem schonungslosen Vorgehen einen Angriff gegen sein und der Kirche Ansehn. Allein Pombal trotzte seinem Zorne, und suchte, wie es schien, absichtlich eine Gelegenheit, um jeden Einfluß des Papstes auf das Königreich vollends abzuschneiden. Die Vermählung der Erbtochter des Königs, Maria, mit ihrem Oheim Don Pedro (6. Juni 1760), ebenfalls ein Werk des Ministers, wurde durch eine allgemeine Erleuchtung gefeiert; der päpstliche Nuncius Acciajuoli nahm jedoch nicht Theil, weil ihm allein unter den Gesandten die Vermählung der Prinzessin nicht amtlich bekannt gemacht worden sei. Dennoch ward die Unterlassung von Seiten des Hofes für eine Beleidigung erklärt, da in Folge der obwaltenden Spannung ein amtlicher Verkehr zwischen dem Ministerium und dem Nuncius nicht mehr bestanden habe, und diesem der Befehl ertheilt, sofort das Königreich zu räumen; eine bewaffnete Bedeckung führte ihn bis an die Grenze. Ueberdies wurden aus Rom der Gesandte und alle Unterthanen Portugal's zurückberufen, alle päpstlichen aus Portugal ausgewiesen, und die Nunciatur aufgehoben, so daß es schien, der allergetreueste König wolle sich ganz von dem heiligen Stuhle trennen. Auf diesem Höhepunkte des Streites, und während die Jesuiten von Rom her boshafte Libelle und Satiren gegen die portugiesische Regierung verbreiteten, erließ diese das Decret vom 25. Februar 1761, wodurch das Eigenthum der ersteren in Portugal confiscirt ward. Dies und die Hinrichtung Malagrida's verschärfte die Erbitterung Clemens des XIII. bis zur dauernden Unversöhnlichkeit. Erst sein Nachfolger, Clemens XIV., der die Gesellschaft Jesu seinerseits förmlich aufhob, glich sich mit Portugal wieder aus.

Mitten unter den Bewegungen im Innern, wo Alle, die durch Blut oder Neigung mit den Hingerichteten in Verbindung standen, Alle, die aus Vorurtheil oder Mitleid den gestürzten Jesuiten anhingen, Alle endlich, deren Nutzen oder Recht durch die neuen Reformmaßregeln verletzt worden, sich der Regierung feindselig gegenüber stellten: in einem Zeitpunkt, wo der herrschende Minister im Eifer für die innere Verwaltung die bewaffnete Macht vernachlässigt, und die einzigen Freunde und Vertheidiger, die Engländer, durch seine Unternehmungen beleidigt hatte, trat von Außen ein Feind auf, der einen minder entschlossenen Mann, als

Digitized by Google

Pombal war, in schwere Verlegenheit gesetzt haben würde. Frankreich und Spanien, durch den Familienpact verbündet, ließen Portugal nur die Wahl zwischen einem Kampfe gegen die alten Bundesgenossen, die Engländer, wozu sie ihm ihre Hülfe anboten, oder einem Kriege mit Spanien. Pombal wählte das letztere, so sehr auch der verfallene Zustand des portugiesischen Heeres und die Entfernung der Hülfe, welche England anbot, das Gegentheil zu rathen schienen. Zweiundzwanzig tausend Spanier, die im Mai 1762 zwischen dem Minho und Duero eindrangen, fanden keinen andern Widerstand, als die Tapferkeit der Bewohner dieser gebirgigen Gaue. Ein anderer spanischer Heerhaufe drang mit Erfolg bis Almeida vor und eroberte diese Stadt.

Unterdessen waren Verstärkungen aus England gelandet, und mit ihnen ein ausgezeichneter Feldherr, der deutsche Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg. Mit ungemeiner Thätigkeit vereitelte dieser kühne und umsichtige Führer aus der Schule Friedrich's des Großen die weiteren Absichten des ungeschickten Feindes, und raubte Spanien die Hoffnung, sich für die Verluste, die ihm England auf dem Meere und in seinen Ansiedlungen zufügte, in Portugal zu entschädigen. In dem Frieden von Paris (10. Februar 1763) mußten daher die Spanier die wenigen eroberten Festungen, sowie San Sagramento, das sie noch kurz zuvor genommen hatten, zurückgeben.

Portugal ging also aus diesem Kriege, der es hatte vernichten sollen, nicht nur nicht geschwächt, sondern neu gestärkt hervor. Seine Bewaffnung ward jetzt durch den unermüdlichen Pombal gleichsam neu geschaffen. Das Heer wurde von dem Grafen von der Lippe, dessen Andenken wegen seiner Verdienste im Munde der Portugiesen noch heute fortlebt, bevor er schied, völlig umgebildet, auf eine zweckmäßigere Weise in den Waffen geübt, und auf 32,000 Mann gebracht. Durch andere Officiere, einen Schweden und einen Preußen, ward auch das Geschützwesen verbessert, und die Festungen in Vertheidigungszustand gesetzt. Die Marine wollte der Minister ebenfalls in einen bessern Zustand setzen, und zog zu diesem Behufe viele Engländer in den Dienst. Dabei vermehrte er den königlichen Schatz, so daß sich beim Tode des Königs 129 Millionen Livres in demselben gefunden haben sollen. Es war dies nicht bloß Frucht seiner materiellen Neuerungen oder der Sparsamkeit, womit er z. B. mehrere hohe Stellen einzog und deren Einkünfte der Krone vorbehielt, sondern auch Ertrag einer besondern, weniger unbedenklichen Maaßregel, indem er 1769 einen eigenen Gerichtshof errichtete, um alle ehemals der Krone gehörigen und jetzt von ihr abgekommenen Herrengüter zu untersuchen,

Digitized by Google

und ſie Denen zu nehmen, welche ihr Eigenthumsrecht nicht beweiſen konnten.

Wie groß auch die Willkür war, welche Pombal mit ſeinem Reformeifer verband, und wie ſchwer auch Viele die Zuchtruthe traf, die er über Portugal ſchwang: dennoch hat er den Ruhm verdient, den er als „großer Staatsminiſter" wegen der Größe ſeiner Ziele und der Energie ſeines Charakters in- und außerhalb Landes erlangte. Trotzdem daß das Volk in Portugal ihn vielfach verwünſchte, weil er es gewagt, die Lieblingsvorurtheile deſſelben anzugreifen: wurde er anderwärts, und zumal in Frankreich, von den Organen der öffentlichen Meinung mit Recht als ein Freund der Menſchheit geprieſen.

In ſeinem Vaterlande blieben die bitterſten Erfahrungen ihm nicht erſpart. Am 24. Februar 1777 ſtarb König Joſeph, und ſeine Nachfolgerin Maria I. begann ihre Regierung mit Pombals Entlaſſung. Der achtundſiebzigjährige Miniſter hatte dieſe, im Gefühl ſeiner abnehmenden Kräfte, ſelbſt gewünſcht und ſchon am 5. Februar die Ernennung von Nachfolgern ohne Zeitverluſt begehrt. Aber ſeinen Feinden war dies nicht genug; ſie ſannen auf Rache. Der Proceß der Königsmörder ward zur nochmaligen Unterſuchung vorgenommen, und auf das ungeſtüme Verlangen der Königin in einer Nachtſitzung vom 7. zum 8. April 1781 das vollſtreckte Urtheil für nichtig erklärt. Die definitive Entſcheidung vom 23. Mai ging indeß nicht ſo weit, in ſofern ſie nur in Bezug auf den Marquis von Tavora und ſeine Gemahlin, ihre beiden Söhne und ihren Schwiegerſohn Atougia, das Urtheil widerrief, das Andenken derſelben wieder herſtellte und ihren Familien alle Ehren und Güter zurückgab. Dennoch erhob der Generalprocurator dagegen Einſpruch, unter Aufrechthaltung des erſten Verdammungsurtheils; und die Folge war, daß die Entſcheidung des Reviſionsgerichtes, entgegen der hergebrachten Ueberlieferung, niemals von der Krone beſtätigt, geſchweige veröffentlicht ward *). Das Verhängnißvolle aber war, daß Pombal ſelbſt in dieſen Reviſionsproceß verſtrickt und in eine langwierige, für den achtzigjährigen kranken Greis doppelt qualvolle, Unterſuchung gezogen wurde. Schließlich entging er indeß einer weiteren Verfolgung durch die mächtigen Verbindungen, in die er während ſeiner ſiebenundzwanzigjährigen Herrſchaft auf dem Wege von Heirathen und Verſchwägerungen mit mehreren großen Familien getreten war. Er behielt ſeine Titel und Einkünfte, und ſtarb in hohem Alter am 5. Mai 1782. Die Jeſuiten, die unterdeß im ganzen katholiſchen

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 580—583.

Europa aufgehoben worden waren, gewannen nichts durch den Sturz des Mannes, der das Meiſte zu ihrem Falle beigetragen hatte. Von ſeiner übrigen Thätigkeit erhielten ſich nur wenige Spuren, weil die Folgezeit ſeine Bahnen wieder verließ und in die frühere Schlafſucht zurückfiel.

In der Selbſtvertheidigung, die Pombal vor ſeinem Tode aufſetzte, ſtellte er ſich mit großem Selbſtvertrauen, aber — wie die parteiloſe Nachwelt urtheilen darf — nicht ganz mit Unrecht, dem berühmten Sully an die Seite. Der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Bloſſet, verglich ihn in einer Denkſchrift 1777 mit Richelieu, Mazarin und Alberoni, und bewunderte die imponirende Energie ſeines Charakters, die unerſchütterliche und erfolgreiche Feſtigkeit, womit er die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des Landes lenkte. Das ſachkundigſte Urtheil fällte ein portugieſiſcher Staatsmann „nach eigener Beobachtung.“ Vergleicht man, ſchrieb er, den Zuſtand Portugal's im Jahre 1750 mit dem von 1777, ſo muß Pombal's Name durchaus in der Reihe der großen Staatsminiſter ſtehen. Johann V. hinterließ weder baares Geld, noch einen öffentlichen Schatz; von den Finanzen des Staats konnte keine Rechnung abgelegt werden; eine Land- und Seemacht gab es nur dem Namen nach. Die Nation lag ſeit zwei Jahrhunderten in einer tödtlichen Schlafſucht, war in die tiefſte Unwiſſenheit und den ſchrecklichſten Aberglauben verſunken, ohne Ackerbau, ohne Induſtrie und ohne Handel. Die Kaufleute waren die Factoren der Engländer, und in Portugal gab es nur wenige Capitaliſten. Alle Handlungsbefliſſene waren Ausländer, und höchſt ſelten fand man einen Portugieſen, der zur Führung ſeiner eigenen Rechnungen genug arithmetiſche Kenntniſſe beſaß. Im Jahre 1777 dagegen war das baare Geld des Königs mit dem Schatze vereint; es herrſchte die größte Ordnung in den Rechnungen, und die Summe der Baarſchaften war nicht gering. Die Landarmee war gut disciplinirt, die Flotte in ſehr gutem Stande, der Handel beträchtlich gehoben, die Colonien beſſer angebaut als zuvor, die Zahl der Kauffahrteiſchiffe anſehnlich vermehrt. Es gab nun viele und große Capitaliſten im Reiche, die Handlungsdiener waren in den Schulen, die Pombal zu dieſem Zweck geſtiftet, erzogen; es waren jetzt lauter Portugieſen und ſehr geſchickte Leute. Die Nation machte in der Aufklärung ſchnelle Fortſchritte, und es gab ſchätzbare Philoſophen, Politiker und Mathematiker im Lande. Wohl hat Pombal nicht ſtets die beſten Mittel ergriffen, und wohl bleibt noch gar Vieles zu wünſchen übrig. Dennoch muß man ſtaunen über das, was binnen ſo kurzer Friſt zu Stande kam, und wie er die ſo ſehr zurückgebliebene Nation, im Vergleich mit dem vorgefundenen Zuſtande, zu einer ſolchen Höhe habe hinaufführen

Digitized by

können. Die Verwunderung wächst aber noch, wenn man sich die Lage des Ministers, der so viel Großes ausgeführt, lebhaft vergegenwärtigt. Ein fürchterliches Erdbeben, das die Hauptstadt gänzlich zerstörte, eine Verschwörung gegen die Person des Königs, ein schrecklicher und unerwarteter Krieg gegen eine weit stärkere und vorbereitete Macht, erschwerten seine Unternehmungen; und eine Nation, die ihm ihr Wohlsein verdankte, schwärzte ihn, weil er ihre Lieblingsvorurtheile angriff, durch ungerechte Verläumdungen aller Art an, indem sie gleicherweise ihm Gutes und Böses vorwarf.

In neuester Zeit stellte Don Pedro durch ein Decret vom 10. October 1833 das verkümmerte öffentliche Andenken Pombal's wieder her, als desjenigen Portugiesen, der während des vorigen Jahrhunderts den größten Ehrenglanz auf Portugal geworfen habe, der — ausgezeichnet durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und die Festigkeit seines Charakters, erleuchtet durch seine Reisen und Beobachtungen, und vor allem begabt mit Liebe zu seinem Vaterlande, mit Eifer für das öffentliche Wohl und mit Interesse für die Nationalehre und Unabhängigkeit — stets in edler Weise bedacht gewesen sei, das Beste des Landes zu fördern und in dasselbe die Vortheile der Civilisation, der Industrie, der Gewerbe und des Handels zu pflanzen. Der Unbestand der Zeiten und die Störrigkeit der Menschen habe in seinem eigenen Lande den Ruf eines Genius zu beflecken gesucht, der anderwärts niemals in Frage gestellt worden sei. Die jetzige Generation weise die Verantwortlichkeit und den Irrthum von sich, indem sie die Spuren der Undankbarkeit vertilge, und einem so großen Manne die ihm gebührende Gerechtigkeit gewähre*).

---

5. Spanien unter Karl III.

(1759 — 1788.)

Nach dem Tode Ferdinand's VI., am 10. August 1759, gelangte dessen Halbbruder Karl III. auf den spanischen Thron. Das Königreich Neapel und Sicilien, das dieser bisher inne gehabt, trat derselbe nunmehr seinem dritten Sohne Ferdinand ab, jedoch dergestalt, daß er eine Art von Vormundschaft beibehielt. Karl III. war ein Fürst von würdiger äußerer

*) Schäfer, a. a. O. Bd. V. S. 586—591.

Haltung, aufgeklärte Miniſter ſtanden ihm zur Seite, und dem über Europa ſich verbreitenden Staatsgeiſt der Neuerungen und Verbeſſerungen wurde unter ihm auch in Spanien, wiewohl in ſehr gemäßigter Weiſe, gehuldigt. Es war dieſem Geiſte gemäß, daß jetzt viel eifriger als ſonſt auf Wege gedacht wurde, den Schatz zu füllen, und beſonders dem Mutterlande einen reichlichern Gewinn aus den amerikaniſchen Beſitzungen zu verſchaffen. Allein die neuen Einrichtungen, die man machte, um die Einkünfte aus denſelben zu vermehren, erregten einen ſo bedenklichen Widerſtand, beſonders in Quito, daß die Regierung, den gänzlichen Abfall der Colonien fürchtend, Schritte zurückthat und ihre Plane beſeitigte. In Spanien ſelbſt regte ſich das Gefühl des Volks gegen das Ausländiſche, das die Regierung an ſich und um ſich hatte. Karl III. zeigte namentlich große Vorliebe für die Neapolitaner, die er ſeit 1735, wo er das Königreich beider Sicilien den Oeſterreichern entriſſen, ein Vierteljahrhundert hindurch beherrſcht hatte. Zwei Italiener, Grimaldi und Squillace, hatten die oberſte Leitung der inneren und äußeren Angelegenheiten Spaniens. Der Letztere, der durch die neuen Einrichtungen in Amerika, die er hauptſächlich betrieben, dort ſo vielen Widerſtand erzeugt hatte, erregte noch mehr Haß gegen ſich in Spanien, beſonders in der Hauptſtadt. Unter einer Menge von neuen Anordnungen waren manche löblich und zweckmäßig, andere aber drückend und läſtig, oder alten Gewohnheiten entgegen. So übertrug er die Verſorgung der Stadt Madrid mit den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen einer Compagnie, wovon eine Steigerung der Preiſe die natürliche Folge war; ſo ferner verbot er, um die allgemeine Sicherheit beſſer zu fördern, die bisherige Kleidertracht, indem die breiten Krempen der Hüte leicht das Geſicht, und die langen Mäntel verborgene Waffen verſteckten. Beſonders das letztere Verbot machte den allgemeinen Unwillen rege, der auch endlich zum Ausbruch kam

Als am 23. März 1766 ein junger Menſch, der im langen Mantel und mit niedergeklapptem Hut vor dem königlichen Palaſt vorbeiging, von der Wache feſtgehalten wurde, verſammelte ſich ein Haufe Volks, der, ſchnell anwachſend, wüthend nach dem Hauſe des Marquis von Squillace eilte, ihn ſelbſt zwar verfehlte, aber ſeinen Wagen zerſchlug, ſein Haus ſtürmte, und unter dem beſtändigen Ausruf: Spanien für immer! Lang lebe der König, nieder mit Squillace! durch die Straßen tobte. Dem engliſchen Geſandten, der nach Hofe fuhr, begrüßte er mit dem Ausruf: England für immer, Untergang für Frankreich, Friede mit England! Denn der letzte Krieg, der, gegen den Wunſch der Nation begonnen, nichts als Schande und drückende Abgaben hinterließ, hatte die Gemüther erbittert. Verwun=

Digitized by Google

bet und getödtet wurden jedoch nur einige von der wallonischen Leibwache, die den Aufruhr hemmen wollte.

Der König unterhandelte endlich förmlich mit dem aufrührerischen Haufen. Er erschien auf dem Balcon seines Schlosses und versprach, den Marquis von Squillace zu entlassen und einen Spanier an seine Stelle zu setzen, das Verbot wegen der Kleidertracht aufzuheben und den Handel mit den nothwendigsten Lebensbedürfnissen wieder frei zu geben. Diesen Vertrag recht feierlich zu machen, las ein Mönch, das Crucifix in der Hand, die einzelnen Punkte vor, und bei jedem gab der König durch Zeichen seine Zustimmung zu erkennen. Als aber, die Nacht darauf, der Hof in Begleitung Squillace's heimlich Madrid verließ, brach der Lärm von Neuem los. Man schickte einen der Anführer des Volks, einen Stellmacher, nach Aranjuez, des Königs Rückkehr zu fordern. Karl III. entschuldigte sich mit Krankheit, übergab ihm aber einen offnen Brief an den Rath von Castilien, worin er die Entlassung Squillace's und die Ernennung seines Nachfolgers ankündigte und sein voriges Versprechen erneuerte. Hierdurch ward endlich das Volk beruhigt.

Eine Folge dieses Aufruhrs war der Sturz der Jesuiten. Spanien folgte dabei dem Beispiele Frankreich's, wie Frankreich dem Beispiele Portugal's. Der französische Minister Choiseul war bisher vergebens bemüht gewesen, die Jesuiten auch in Spanien zu beseitigen; denn Karl III. war ihnen ergeben. Jetzt machte man es ihm wahrscheinlich, daß die Jesuiten hauptsächlich jenen Aufruhr verursacht hätten, und daß sie überhaupt gegen die Person des Königs und das ganze königliche Haus gefährliche Anschläge schmiedeten. Eine strenge Untersuchung ward eingeleitet, deren geheimer Verlauf den König, mehr wie die Vorstellungen Choiseul's, von der Schuld der Jesuiten überzeugte. Ihr Plan, versicherte Karl dem französischen Gesandten, sei dahin gegangen, ihn unter die Vormundschaft einer Partei zu stellen, die Spanien der Wohlthat der wenigen Fortschritte, die es zu machen begonnen, berauben wolle; sie hätten sich in Sanien für ihre Verluste in Portugal und Frankreich zu entschädigen gedacht*). So ward denn ihr Untergang beschlossen, und der Graf von Aranda, der an Squillace's Stelle getreten war, führte ihn aus. Damit der Schlag ganz unerwartet und desto sicherer treffe, übernahm Aranda ganz allein mit dem Könige die

*) Martin, a. a. O. T. XVI. p. 217 f. Vgl. Raumer, Beiträge zur neuern Gesch. aus dem brittischen und franz. Reichsarchive. Thl. III. (Europa vom Ende des 7jährigen bis zum Ende des amerikan. Krieges, Bd I.). S. 88.

Digitized by Google

Leitung. Der Letztere ſchrieb mit eigner Hand die Befehle. Am 31. März 1767 wurden mitten in der Nacht alle Collegien mit Bewaffneten umringt, die Jeſuiten herausgeholt und in Wagen nach Carthagena und anderen Häfen des Reichs abgeführt, von wo ſie nach Italien weiter gebracht werden ſollten. Und dieſe Vertreibung ſchränkte ſich nicht bloß auf Europa ein; in den Colonien wurde dieſelbe Maaßregel getroffen. Aus Mexico allein wurden 700 Jeſuiten abgeführt. Nachdem viele den Beſchwerlichkeiten unterlegen waren, indem der Papſt anfangs die Aufnahme der Jeſuiten in den Kirchenſtaat verweigerte, und ſie daher lange auf den Schiffen bleiben mußten, wurden doch noch etwa 2300 in Corſica ausgeſetzt, wo ihnen der franzöſiſche Hof ein einſtweiliges, aber ärmliches Unterkommen ausgemittelt hatte. Das von der Krone in Beſchlag genommene Eigenthum der Vertriebenen ſoll den Werth von 77 Millionen Piaſter erreicht haben.

Dem Beiſpiele Spanien's folgten die ſtammverwandten Herrſcher von Neapel und Parma. Der Letztere vertrieb nicht nur die Jeſuiten, ſondern machte auch noch andere Einrichtungen zur Beſchränkung der kirchlichen Macht. Er unterſagte den Kirchen und Klöſtern die Annahme von Erbſchaften an liegenden Gründen, verbot die Einführung geiſtlicher Verordnungen ohne Genehmigung der Regierung, und hob die Steuerfreiheit geiſtlicher Güter, unter gewiſſen Bedingungen, auf. Papſt Clemens XIII., gekränkt durch die Mißhandlung und Vertreibung eines Ordens, den er 1765 erſt von Neuem beſtätigt hatte, wandte ſeinen Zorn gegen den ſchwächſten dieſer Höfe; er ſprach nicht nur über den Herzog von Parma den Bannfluch aus, ſondern nahm ſogar deſſen Land als ein Eigenthum der Kirche in Anſpruch. Aber die beiden größeren bourboniſchen Mächte, Spanien und Frankreich, thaten ſogleich Einhalt; Frankreich zog Avignon ein, und Spanien verbot die Bekanntmachung der Bulle in ſeinen Ländern. Da der Papſt mitten unter dieſen Bewegungen ſtarb, ſo brachte Frankreich's und Spanien's vereinter Einfluß in der Perſon Clemens' XIV. einen Mann auf den päpſtlichen Thron, der durch die ſchon erwähnte kirchliche Aufhebung der Jeſuiten den Streit endete.

Wie Spanien und Frankreich, oder vielmehr die dort regierenden Miniſter, vereinigt gegen die Jeſuiten handelten, ſo hielten ſie auch gegen England zuſammen. Beide Staaten vermehrten ihre Land- und Seemacht, beſonders die letztere, wie es ſchien, um den Flotten eines Gegners gewachſen zu ſein, den ſie zu reizen und auf den Kampfplatz zu rufen Gelegenheit ſuchten. Eine ſolche bot der Zuſtand von Corſica

Digitized by

dar. Diese Insel war beinahe stets in offener Fehde mit Genua, das dem Namen nach die Oberherrschaft darüber führte, aber einen im Jahre 1735 begonnenen Aufruhr nur mit Hülfe Frankreich's zu dämpfen vermochte. Die Corsen brachen bald wieder los unter Anführung des tapfern Paoli. Genua wandte sich von Neuem an Frankreich, und die Unterhandlung gelangte endlich dahin, daß jener Staat 1768 seine Rechte dem letztern gegen eine Geldentschädigung abtrat. England, in innere Zwiste verstrickt, ließ es zu.

Bald erschien eine andere Veranlassung. England hatte im Jahre 1748 die eines Streits nicht werthen Falklandsinseln besetzt, aber sie bald wieder verlassen. Als indeß Choiseul dieselben in Besitz nahm, machte es sein älteres Recht wiederum geltend. Auch Spanien, das Jeden, der sich dem großen amerikanischen Festlande näherte, mit Eifersucht betrachtete, beschwerte sich darüber, so daß Frankreich die Inseln sogleich wieder verließ; den englischen Ansiedlern aber befahl es, ohne weiteres abzuziehen, und bediente sich endlich gewaltsamer Mittel. Doch auch diesen Streit schlichtete England auf gütlichem Wege, und Choiseul's Sturz brachte in alle Bewegungen eine Art von Stillstand. „Mein Minister will Krieg," schrieb Ludwig XV. an Karl III., „aber ich will ihn nicht."

Spanien's damaliger Minister, Grimaldi, wollte nun die gesammelten Streitkräfte gegen einen Feind versuchen, dessen Bezwingung zwar nicht in das ganze Dasein des Staats eingriff, aber doch Vortheil versprach und dem Volksgeiste schmeichelte. Ein großes Unternehmen gegen Algier ward beschlossen. Man rüstete (1775) eine Flotte von siebenundsechzig größeren und kleineren Schiffen aus, mit einem Heere von 26,000 Mann, also eine Macht, dergleichen seit Karl V. kein König von Spanien den afrikanischen Küsten gezeigt hatte. Allein der Zug lief unglücklich ab, und nach einem Verluste von 5000 Menschen mußte man schimpflich zurückkehren. Der Unwille der Nation richtete sich gegen den Anführer des Unternehmens, den General O'Reilly, einen Ausländer, und der König, der ihn schätzte, mußte ihn von Madrid entfernen. Auch Grimaldi trat bald darauf ab, obwohl ein neuer Krieg mit Portugal, der wegen des Besitzes von San Sagramento ausgebrochen war (1776), bessere Erfolge herbeiführte. Sein Nachfolger, Graf Florida Blanca, endigte denselben, nach Pombal's Entfernung, am 11. März 1778 durch einen vortheilhaften Frieden zu Pardo, in welchem Portugal den Quell vielfacher Neckereien verstopfte, indem

Digitized by Google

es San Sagramento gegen ein Gebiet an der Grenze von Brasilien vertauschte.

Wenn unter Grimaldi's Verwaltung Spanien's Macht sich aus langer Erstarrung wieder aufrichtete und nach außen wandte, so hatte Grimaldi's Vorgänger, Aranda, die Kräfte im Innern zu entfesseln gestrebt. Dieser Minister arbeitete mit großem Eifer an der Verjüngung Spanien's nach den Grundsätzen, welche um diese Zeit in allen besseren Köpfen sich regten. Er beschränkte die Gerichtsbarkeit des Papstes, traf Anordnungen zur Verbesserung der Zucht in den Klöstern; er wagte sich sogar an das Inquisitionsgericht, das unter den bourbonischen Königen allmählig aufgehört hatte, furchtbar zu sein und fanatische Glaubensakte zu feiern. Schon unter Squillace (1762) war der Großinquisitor nach einem fernen Kloster verwiesen worden, weil er ein französisches Buch: Vérités Chrétiennes, wider den Willen des Königs, durch eine Bulle verboten hatte; zugleich war befohlen worden, daß er Verbote dieser Art vorher dem Könige vorlegen solle. Der König hatte zwar diesen Befehl im folgenden Jahre, auf Antrieb seines Beichtvaters, zurückgenommen, aber Aranda ließ denselben erneuern. Er wollte nunmehr auch der Inquisition das Recht nehmen, sich der Güter der Verurtheilten zu bemächtigen, damit Eigennutz und Habsucht auf die Urtheilssprüche keinen Einfluß üben möchten; allein seine Absicht ward vereitelt, weil man dem Könige vorstellte, daß die Besoldung der Inquisitionsrichter, die von diesen eingezogenen Gütern bestritten wurde, dem Staate zur Last fallen würde.

Nicht minder war dieser geistlichen Behörde ein anderer Schritt Aranda's mißfällig. Der Minister entwarf den Plan, die menschenleere und wüste Sierra Morena durch Ansiedelungen nutzbar zu machen. Ein gewisser Olavides, aus Lima in Peru gebürtig, der sich ihm durch seine Kenntnisse und seine auf Reisen erlangten freieren Ansichten empfohlen, hatte die Sache zuerst in Anregung gebracht und ward daher besonders mit der Ausführung beauftragt. Olavides zog Ansiedler aus der Schweiz und aus Deutschland herbei, unter denen sich auch Protestanten befanden. Diesen war freie Uebung ihres Gottesdienstes versprochen worden, und Olavides, unter dem Schutze des gleichgesinnten Ministers, sicherte sie darin gegen alle Bekehrungsversuche der Mönche und Geistlichen.

Doch alle derartigen Maaßregeln beleidigten die große Masse des der Kirche blind ergebenen Volkes. Und auch durch andere Einrichtungen, unter denen viele wohlthätiger Art waren, z. B. Einrichtung des

Digitized by

Schulweſens nach Vertreibung der Jeſuiten, Verbeſſerung der Münze u. ſ. w., manche hingegen alte ſpaniſche Sitten und Gewohnheiten verletzten, oder ſelbſt der damaligen königlichen Machtvollkommenheit durch Wiedererweckung vormaliger ſtändiſcher Rechte entgegen ſchienen, erweckte ſich Aranda ſo zahlreiche Gegner, daß er der vereinten Kraft aller endlich unterlag, und von ſeinem Platze weichen mußte (1773).

Die ſogleich wieder auftauchende Macht der Inquiſition feierte ihren Sieg an einem ſeiner treueſten Gehülfen, Olavides. Die oben angeführten Maaßregeln dieſes Mannes, ſeine Aeußerungen gegen das kirchliche Weſen, oft zu heftig und unvorſichtig ausgeſprochen, wurden ihm jetzt zum Verbrechen gemacht. Unter dem Vorwande, daß er Bericht über den Fortgang ſeiner Anſiedelungen erſtatten ſolle, rief man ihn nach Madrid und ſetzte ihn daſelbſt gefangen. Zwei Jahre, während deren er in den Kerkern der Inquiſition feſtgehalten wurde, dauerte die Unterſuchung, und er verdankte es nur dem Schutze des Königs, daß er nicht in einem Auto da fé verbrannt, ſondern nur durch ein Autillo da fé zum Verluſt ſeines Vermögens und ſeiner Aemter, und zu einer achtjährigen Einſperrung in ein Kloſter, mit der Verpflichtung, Andachtsbücher zu leſen und alle Monate zu beichten, verurtheilt wurde. Er erhielt nachher von dem Könige die Erlaubniß, die Bäder in Catalonien zu gebrauchen, um, wie es ſcheint, ihm die Flucht möglich zu machen. Er entkam nach Frankreich. Aber 1798 durfte er nach Spanien zurückkehren, nachdem er 1796 in einem gedruckten Werke einen Widerruf ſeiner Meinungen, ja ſogar eine Vertheidigung der Inquiſition bekannt gemacht hatte.

So ſcheiterte in Spanien, zum Theil durch die Haſt, womit er betrieben wurde, mehr noch wie in Portugal der Verſuch, den lebhaften Drang eines großen Theils der Gebildeten nach einer Veränderung des geſellſchaftlichen Zuſtandes und nach einer Umwandlung der älteren Formen des Staatsweſens zu befriedigen.

---

6. Italien.

Die politiſchen Verhältniſſe Italien's waren durch die Verträge zu Wien (1735 und 1738) und zu Aachen (1748) beſtimmt worden. Der größte und ſchönſte Staat dieſer Halbinſel, das Königreich beider Sici-

Digitized by Google

lien, war Erbtheil einer Nebenlinie der ſpaniſchen Bourbons. Ein anderer Zweig dieſes Hauſes beſaß die Fürſtenthümer Parma und Piacenza. Toskana war dem Kaiſer Franz, dem Gemahl der Maria Thereſia, zur Entſchädigung für Lothringen überlaſſen worden; nach dem Schluſſe des Hubertsburger Friedens ward beſtimmt, daß daſſelbe als Secundo-Genitur von den Erbländern der öſterreichiſchen Monarchie abgeſondert bleiben, und nach dem Tode des Kaiſers ſeinem zweiten Sohne Leopold und deſſen Nachkommen zufallen ſollte. Der Kirchenſtaat beſtand in der Ausdehnung, die ihm durch die Staats- und Kriegskünſte der Päpſte des funfzehnten und des ſechzehnten Jahrhunderts geſichert worden war. In Modena regierte noch die Familie Eſte. Das Herzogthum Mailand nebſt Mantua war eine öſterreichiſche Provinz; aber ein beträchtlicher Theil deſſelben hatte in den letzten Friedensſchlüſſen dazu gedient, dem Beherrſcher von Savoyen und Piemont ſeinen oftmaligen Rollenwechſel in den Kämpfen der Mächte zu bezahlen.

Victor Amadeus II. von Savoyen, durch den Frieden zu Utrecht im Jahre 1713 König von Sicilien, verlor dieſe Inſel nach fünfjährigem Beſitze, und ward genöthigt, das unergiebige Sardinien zur Entſchädigung anzunehmen. Dieſes Beſitzthum gewährte ihm wenig mehr als einen Titel, der ihm und ſeinen Nachfolgern einen Platz unter den Königen anwies. Die Macht ſeines Staates beruhte auf dem fruchtbaren und ſehr bevölkerten, durch anſehnliche Landſtriche vergrößerten Piemont. Savoyen, das arme und gebirgige Stammland, machte ihn zum Herrn der Eingänge Italiens. Nachdem Victor Amadeus, von 1675 an, fünfundfunfzig Jahre lang viele Kriegs- und Staatskünſte als ein Spiel um Vergrößerung getrieben, in den letzten Jahren aber die innere Verwaltung ſeiner Länder nach den im Norden Europa's herrſchenden ſtreng militäriſch-finanziellen Grundſätzen eingerichtet und auf einen dem damaligen preußiſchen ſehr ähnlichen Fuß geſetzt hatte, überraſchte er plötzlich Europa durch eine von dem Geiſte ſeines Zeitalters wie von ſeinem eigenen Charakter weit abweichende Handlung. Am 3. September 1730 verſammelte er die Großen ſeines Hofes, und erklärte ihnen, daß er, ermüdet durch eine ſo langjährige Regierung, und die Blicke wendend nach dem Ziele, welches den Königen und ihren Unterthanen ein gemeinſames ſei, beſchloſſen habe, ſich einen Ruheplatz zwiſchen dem Throne und dem Grabe zu wählen, und der Krone mit ihren Laſten zu Gunſten ſeines Sohnes zu entſagen. Dieſer Erklärung folgte ſogleich die That, indem er durch eine förmliche Urkunde die Regierung dem neuen Könige, Karl Emanuel III., übergab.

Digitized by

Er zog am Tage darauf nach Chambery, um in dem daſigen Schloſſe, mit einem Einkommen von hundertfünfzigtauſend Livres den Reſt ſeiner Tage im Genuß des Privatlebens zu verbringen.

Allein ſeine Rechnung war irrig; die Glückſeligkeit, die er zu genießen gehofft, wurde nach wenigen Monaten ſeiner an Thätigkeit gewöhnten Seele zum Ekel. Fünfundſechzig Jahre alt, hatte er ſich vor ſeiner Abdankung im Stillen mit einer Jugendgeliebten, die nun hoch in den Vierzigern ſtand, mit der verwittweten Gräfin San Sebaſtiano vermählt (12. Auguſt 1730), ohne ſie von ſeiner Abſicht der Thronentſagung in Kenntniß zu ſetzen. Dieſe ehrgeizige Frau, die den Namen einer Marcheſa di Spigno angenommen hatte, ſoll nach dem Urtheil der Zeitgenoſſen Miturheberin ſeiner Reue und ſeines Entſchluſſes geweſen ſein, den Thron wieder zu beſteigen*). Daß ſie den Vater gegen den Sohn unmittelbar aufgereizt oder ein Complot geſchmiedet habe, iſt durch nichts zu erweiſen; aber es ſcheint gewiß, daß ſie die Sorgen des Erſteren nicht zu zerſtreuen bedacht war, daß ſie ſeine entſtehende Verſtimmung ſteigerte. Nach einer königlichen Heirath ſtrebend, ertrug ſie nur ungern die ſtille Zurückgezogenheit, den Mangel an Einfluß, Anſehn und Pomp, und ſehnte ſich danach, einen Akt rückgängig gemacht zu ſehen, der ihr ſtatt eines Monarchen nur einen unliebenswürdigen Ehemann gelaſſen hatte. Dennoch regte ſich in Victor Amadeus auch ohne ihr Zuthun die Reue. Seit dem Beginn ſeiner Einſamkeit war er von dem Sohn ſelbſt bei den geringfügigſten Dingen brieflich um Rath gefragt worden; wöchentlich gingen Berichte an ihn ab; ehe er es merkte, fand er ſich wieder ganz in die Geſchäfte hineingezogen, und nach kaum drei Monaten dünkten ihm ſchon die wöchentlichen Berichte viel zu mager und kurz. Als er im Februar 1731 erkrankte und auf Grund dieſer Krankheit die Berichte aus Turin ganz eingeſtellt wurden, trat die erſte entſchiedene Verſtimmung ein. Den Bruch aber führten namentlich zwei Angelegenheiten herbei: einmal die Reviſion des Kataſters, wodurch das Werk ſeiner eigenen Regierung geändert und damit indirect getadelt ward; dann die Händel der neuen Regierung mit Rom, wegen der Nichtanerkennung des früher abgeſchloſſenen Concordates, wobei Victor

*) Die Anecdotes de l'abdication du Roi Victor Amadée II par le Marquis de F., Genève 1734, ſind nicht mehr ſtichhaltig. Die beſten Aufklärungen gab neuerdings Carutti in ſeiner Geſch. der Regierung des Königs V. A. 1858. Vgl. Reumont, des Königs V. A. Thronentſagung und Ende, in Sybel's Hiſt. Zeitſch. 2. Jahrg. 1860. Heft 3. S. 36 — 69, beſonders S. 50 ff. Wir nehmen oben die neueſten Enthüllungen auf.

Digitized by Google

Amadeus es übel nahm, daß man ihn nicht um Rath gefragt und das System des passiven Widerstandes mit hastigem Dazwischenfahren vertauscht habe. Seine Verstimmung ward noch gemehrt durch anonyme Briefe, die seine eigene Verwaltung der Tyrannei und der Irreligiosität beschuldigten. Dazu kamen endlich die schlimmen Wirkungen der Unthätigkeit und die physischen Leiden, während er in seiner Umgebung, von Seiten seiner Gemalin kein besänftigendes Wort vernahm. So gedieh denn ungehemmt der Entschluß der Wiedererhebung zur Reife und Ausführung.

Im August des Jahres 1731 verließ der alte König seine Einsamkeit in Chambery, weil die kalte Luft Savoyen's ihm nicht zusage, und begab sich nach dem Schlosse Montcalier bei Turin, wo er den Besuch seines Sohnes, des ganzen Hofes und der vornehmsten Behörden empfing. Er begann alsbald ohne Weiteres wieder als Herrscher aufzutreten; er erklärte, alles sei in Unordnung, er müsse dem Ruine vorbeugen; er bezeigte sich ungnädig gegen seinen Sohn, suchte ihn nach Fenestrelle zu verweisen, und ertheilte den Ministern von sich aus Befehle. Endlich dictirte er seinem vormaligen Beichtvater Boggio einen förmlichen Widerruf seiner Abdankung. Boggio eilte nach Turin und entdeckte sich dem jungen König. Da rieth diesem der Minister d'Ormea, sich der Person seines Vaters zu versichern. Karl Emanuel schwankte; aber eine erweiterte Staatsrathssitzung, woran auch der Erzbischof von Turin Theil nahm, entschied sich einstimmig für diesen Ausweg; und so unterzeichnete denn endlich, tief bewegt, der Sohn den Haftbefehl wider den Vater. Gegen seine Absicht ward die Maaßregel mit großer Härte ausgeführt. Das Schloß Montcalier wurde in der Nacht zum 29. September 1731 von Soldaten umringt, das königliche Schlafzimmer durch Sapeurs erbrochen, die Marquise im Nachtgewand gewaltsam aus dem Bett und aus den Armen ihres Gemals gerissen, und der alte Mann selbst, trotz seiner Weigerung, ja trotz seines thätlichen Widerstandes, fortgeschleppt und eiligst in einem Wagen nach dem Schlosse Rivoli geführt, wo er bis an seinen Tod als Staatsgefangener bleiben sollte. Seine Gemalin, die man bei dem gewaltsamen Auftritte mit Stößen und Schlägen gemißhandelt, wurde Anfangs nach der Festung Ceva gebracht, dem Deportationsort liederlicher Frauenzimmer, dann aber (11. Dec.) ihm nach Rivoli nachgesandt. Das Volk nahm die Kunde dieser Vorgänge mit Gleichgültigkeit auf. Die Grundsätze, nach welchen Victor regiert hatte, waren, wenn sie ihn auch hätten beliebt machen können, nicht geeignet, den öffentlichen Geist zu beleben und ein leben-

Digitized by Google

diges Verhältniß zwiſchen dem Monarchen und ſeinem Volke zu erzeugen. Die Laſt des Militär- und Finanzweſens, die in Preußen durch den hausväterlichen Sinn Friedrich Wilhelm's des Erſten gemildert, durch die Regentengröße ſeines Nachfolgers überſtrahlt ward, und überdies in dem Aufſtreben der deutſchen Bildung und Wiſſenſchaft ein wohlthätiges Gegengewicht fand, lag in Piemont mit ungemäßigter Schwere auf dem Nacken des Volks.

Am 10. April 1732 ward Victor Amadeus ſeiner ſinkenden Geſundheit halber wieder nach Montcalier gebracht, wo er am 31. October ſtarb. Sich ſeiner Perſon zu verſichern, war eine traurige Nothwendigkeit für die Regierung geweſen; die Art, wie man ihn behandelt hatte, war eine barbariſche Grauſamkeit. Die öffentliche Meinung war dem jungen König Karl Emanuel nicht günſtig. Auch war die Denkungsart, welche die neue Regierung in ihren Staatshandlungen enthüllte, ſo angethan, daß ſie alle Ideen von Recht und Staatsehre mit Füßen trat. In den Kriegen, die wegen der polniſchen und wegen der öſterreichiſchen Erbfolge geführt wurden, ergriff Karl Emanuel immer für den Meiſtbietenden die Waffen, und wechſelte mitten im Kampfe ſeine Partei, wenn der Gegner ein Mehrgebot that. Als Lohn dieſer Politik erwarb er Novara, Tortona, Vigevano und andere Bezirke von Mailand. Da nach dem Frieden zu Aachen Italien einer langen Ruhe genoß, kam auch das ſardiniſche Kabinet außer Thätigkeit. Karl Emanuel ſtarb 1773, und ihm folgte ſein Sohn Victor Amadeus III.

Toscana erhielt im Jahre 1765, als Kaiſer Franz I. ſtarb, in dem zweiten Sohne deſſelben, Peter Leopold, einen Fürſten, der im Lande reſidirte und eine ſehr verſtändige Staatsverwaltung einrichtete. In vieler Hinſicht konnte dieſelbe für muſterhaft gelten. Er vereinfachte und milderte die Geſetzgebung, er gab den Handel frei, ungeirrt durch die Grundſätze, mit welchen das aufgeklärte Europa ſich plagte; er entzog große Landſtriche den Gewäſſern und vertheilte das Eigenthum derſelben gegen eine mäßige Rente unter fleißige Anbauer, er verdoppelte dergeſtalt die Erzeugniſſe des Ackerbaues, und gewöhnte ſeine Unterthanen an Thätigkeit und Kunſtfleiß. Aber ſeine Verſuche, die herrſchende Sittenverderbniß durch ſtrenge Aufſicht zu zügeln, verſcherzten ihm die Liebe des Volks; und die kirchlichen Reformen, die er mit Hülfe des Biſchofs Scipio Ricci von Piſtoja durchführen wollte, fanden bei der Geiſtlichkeit heftigen Widerſtand. Während er in ganz Europa als einer der vortrefflichſten Fürſten geprieſen ward, waren die Florentiner froh, als er,

Digitized by Google

nach dem Tode ſeines Bruders Joſeph, das Großherzogthum ſeinem zweiten Sohne Ferdinand übergab.

Das Königreich beider Sicilien hatte, in Folge des Krieges um die polniſche Thronfolge, ſeine Unabhängigkeit unter einem ſpaniſchen Fürſtenhauſe wieder gewonnen. Die Regierung des Don Carlos (ſeit 1735) war wohlthätig für dieſe Länder, ohne die verjährten Uebel ihrer Verfaſſung und die Mängel ihrer Verwaltung ſämmtlich zu heben. Der Miniſter, den König Karl an die Spitze der Geſchäfte geſtellt hatte, Marquis Tanucci, vorher Profeſſor der Rechte an der Univerſität zu Piſa, huldigte, jedoch mit Vorſicht und Mäßigung, den Grundſätzen der Staatsweisheit, die das Jahrhundert zu beherrſchen begann. Er hatte noch in Toscana die Aufmerkſamkeit Karl's durch eine Beweisführung von der Grundloſigkeit des Aſylrechtes der Kirchen auf ſich gezogen und bald deſſen unbedingtes Vertrauen erworben. Karl ſelbſt war ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd, übrigens ſo gewiſſenhaft, daß er bei ſeinem Abgange aus Neapel einen geſchnittenen Stein aus dem Muſeum zu Portici, den er am Finger zu tragen pflegte, als nicht ihm gehörig zurückgab. Als nämlich im Jahre 1759 ſein Bruder König Ferdinand VI. von Spanien ohne Erben ſtarb, und er ihm dort als Karl III. auf dem Throne folgte, überließ er die Krone beider Sicilien ſeinem dritten Sohne Ferdinand, indem er den älteſten, den nachmaligen König Karl IV., als Kronprinzen von Spanien mit ſich nahm, der zweite aber wegen Geiſtesſchwäche für unfähig zum Regieren erklärt werden mußte. Ferdinand IV. war damals nicht älter als acht Jahre; die Regentſchaft, deren Seele Tanucci ausmachte, ſtand unter der Leitung, wenigſtens unter dem Einfluſſe des vorigen Königs. Der Geiſt der Staatsverwaltung blieb daher derſelbe; aber ein großer Fehler wurde dadurch begangen, daß zum Erzieher des Königs ein hierzu ungeeigneter Mann, der Herzog von San Nicandro, beſtellt, und entweder durch Ungeſchick oder nach Abſicht die geiſtige Bildung des königlichen Zöglings gänzlich verabſäumt ward. Fiſchfang und Jagd waren die einzigen Beſchäftigungen deſſelben; der junge Fürſt, der von der Natur einen geſunden Verſtand und ein richtiges Gefühl erhalten hatte, blieb in allen für ſeinen Beruf erforderlichen Kenntniſſen unwiſſend und lernte kaum anders als in der neapolitaniſchen Volksmundart ſich ausdrücken. Inzwiſchen folgte der Miniſter der Richtung des damaligen ſpaniſchen Kabinets auch in Beziehung auf die kirchlichen Verhältniſſe. Als in Spanien die Jeſuiten ausgeſtoßen worden waren, wurden ſie es auch in Neapel und Sicilien, und nicht mit geringerer Härte als dort. In

der Nacht zum 20. November 1767 wurden ſie aus ihren Collegien abgeholt, nach Puzzuoli geführt und von dort weiter über die Grenze gebracht. Die Vorſtellungen des Papſtes Clemens XIII. blieben hier, wie anderwärts, ohne Erfolg, und als derſelbe ſeinem Unwillen gegen die bourboniſchen Höfe dadurch Luft machte, daß er gegen den ſchwächſten derſelben, den Infanten Don Philipp zu Parma, wegen einer Verordnung, nach welcher die päpſtlichen Bullen der landesherrlichen Beſtätigung bedürfen ſollten, eine Bannbulle ergehen ließ (20. Januar 1768), wandte der Hof von Neapel, gleich denen zu Verſailles und Madrid, ſtrenge Vergeltungsmaßregeln an, und nahm die dem päpſtlichen Stuhle gehörigen Fürſtenthümer Benevent und Ponte-Corvo in Beſchlag. Erſt unter dem Nachfolger Clemens des Dreizehnten und nach erfolgter Aufhebung des Jeſuitenordens wurden dieſe Landſchaften zurückgegeben.

Als der König ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, wurde er mit Maria Caroline, einer Tochter Maria Thereſia's, vermählt. Mit dieſer Verbindung kamen die alten Anſprüche des Hauſes Oeſterreich auf den im Wiener Frieden verlorenen Beſitz des Königreichs beider Sicilien zur Erledigung; aber mit derſelben verſchwand auch der Einfluß Spanien's auf daſſelbe vor dem Einfluſſe Oeſterreich's und England's. Der Königin war ſogar im Ehecontract Sitz und Stimme im Staatsrathe ausbedungen, ſobald ſie dem Reiche einen Erben würde geboren haben. Als dieſer Fall im Jahre 1777 eintrat, ward Tanucci, welcher ſich vergebens bemühte, dem Uebergewicht der Königin die Wage zu halten, entlaſſen. Die Königin ernannte zu ſeinem Nachfolger einen Marquis Sambuca; bald aber gelangte zum uneingeſchränkten Beſitz ihres Vertrauens ein Engländer, Acton, der aus dem Seedienſte des Großherzogs von Toscana in neapolitaniſche Dienſte gezogen ward, um das für das Königreich ſo wichtige Seeweſen empor zu bringen. Daß er hierbei die Abſicht faßte, einem Staate, deſſen Schifffahrt und Küſten des Schutzes durch kleinere zur Aufſuchung und Verfolgung der Seeräuber geeignete Fahrzeuge bedurften, eine Flotte aus großen Kriegsſchiffen zu geben, zeugt wenigſtens nicht für ſein richtiges Urtheil in ſeinem eigentlichen Fache; dennoch wurde ihm, als die Gunſt der Königin für ihn zunahm, nach und nach das ganze Staatsruder in die Hände gegeben. Sein Regiment war, nach dem Sinne der Königin, in der äußern Politik unfreundlich gegen Spanien und Frankreich, in der innern Verwaltung neuerungsſüchtig im Geiſte Joſeph's des Zweiten, doch ohne deſſen Einſichten und kraftvollen Willen. Marie Caroline erntete aus demſelben den Haß, den jede neuernde Verwaltung erregt, aber keine wohlthätigen Früchte,

da den unternommenen Reformen Genie und Ausdauer abging. Mit großem Aufsehn wurde gegen den päpstlichen Stuhl in seinem besondern Verhältniß zum Königreiche beider Sicilien die Politik der Unabhängigkeit zur Geltung gebracht. Die alte Lehnsherrlichkeit, welche Papst Leo IX. im elften Jahrhundert über die Normänner erworben, und Clemens III. durch Uebertragung des Königreichs an das Haus Anjou erneuert hatte, wurde in der Form durch eine Ceremonie aufrecht erhalten, indem der König alljährlich am St. Peterstage dem Papste einen weißen Zelter und eine Summe von 7000 Goldthalern überreichen ließ. Die Feierlichkeit, mit der dies in der Peterskirche geschah, gewährte dem römischen Stolze einen der wenigen im Laufe der Zeiten ihm noch übrig gebliebenen Gegenstände der Befriedigung. Im Jahre 1787 fand aber dieselbe zum letzten Male statt; denn im folgenden Jahre ließ der Hof von Neapel in Rom erklären, daß er zwar die sonst gewöhnliche Summe, als ein freiwilliges Opfer seiner Frömmigkeit und Andacht gegen die Apostel Petrus und Paulus, an die apostolische Kammer zahlen lassen, den Zelter indeß nicht mehr übersenden werde. Vergeblich wurde vom Papste gegen diese eigenmächtige Aufhebung einer seit Jahrhunderten bestehenden Verpflichtung protestirt; die Welt war päpstlichen Protestationen nicht geneigt, und bekam bald darauf andere Dinge zu denken und zu thun.

Den päpstlichen Stuhl besaß von 1740 bis 1758 Benedict XIV. (vorher Prosper Lambertini), ein gelehrter und wohlmeinender Mann, der als Regent des römischen Staats zweckmäßige Verbesserungen der mangelhaften Verwaltung machte, und als Oberhaupt der katholischen Kirche die Kunst verstand, sich in die ihr sehr ungünstige Zeit zu schicken, durch Klugheit und Mäßigung das wankende Ansehen des Oberpriesterthums aufrecht zu erhalten, und wenigstens gewaltsame Ausbrüche des Zeitgeistes zu verhüten. Wissenschaften und Künste waren der besondere Gegenstand seiner Sorgfalt, und Rom verdankt ihm in dieser Hinsicht viel. Er selbst hat funfzehn Foliobände kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke, freilich nicht bloß als Papst, geschrieben. Die schlimmeren Tage des heiligen Stuhls waren seinen Nachfolgern vorbehalten. Clemens XIII. (vorher Karl Rezzonico) wollte die Jesuiten gegen den Sturm der Verfolgung beschützen, wie er sich damals fast gleichzeitig in Portugal, Frankreich, Spanien, Neapel und Sicilien und Parma wider sie erhob; aber seine Kräfte waren dazu nicht ausreichend. Ueber den Sturz seiner Lieblinge höchlich betrübt, glaubte sich der alte Mann auch darüber beklagen zu müssen, daß die Staaten, in deren

Digitized by Google

Schooße ſich der Jeſuitenorden unter Vorſchub der Regenten angeſiedelt und Tauſende von Mitgliedern aufgenommen hatte, jetzt auf einmal alle dieſe Tauſende als hülfsbedürftige Verbannte ohne Weiteres ihm zuſandten. Zu gleicher Zeit erſchien in Deutſchland von dem Trierſchen Weihbiſchof Hontheim, unter dem erdichteten Namen: Febronius, ein Werk über den Urſprung und die Beſchaffenheit der Kirchengewalt, welches großes Aufſehen machte, und ungeachtet des gemäßigten Geiſtes, in dem es abgefaßt war, den päpſtlichen Hoheitsrechten tiefe Wunden zu ſchlagen drohte. Als Clemens XIII. im tiefen Kummer über dieſe Vorgänge am 2. Februar 1769 ſtarb, wurde der Cardinal Ganganelli durch den Einfluß der Höfe, die ſich ſeiner Geneigtheit zur Aufhebung des Jeſuitenordens verſichert hielten, am 19. Mai unter dem Namen Clemens XIV. zum Papſt erwählt, indem die Partei der Kronen, die Regaliſten, über die Partei der Eiferer, die Zelanti, den Sieg im Conclave davontrug *). Auch dieſer, obwohl mit den Grundſätzen und Anſichten der Zeit mehr als einer ſeiner Vorgänger befreundet, zögerte indeß noch mehrere Jahre, ehe er das Schickſal des Ordens entſchied. Endlich, nachdem die zur Rettung deſſelben verſuchten Unterhandlungen fehlſchlugen, dem Andringen der Höfe nicht länger zu widerſtehen war, und die auf eine Umformung des Ordens gerichtete Abſicht durch die Erklärung des Jeſuiten-Generals Ricci: Sint ut sunt, aut non sint, vereitelt ward, erließ Clemens XIV. am 21. Juli 1773 die Aufhebungsbulle, welche anfängt: Dominus ac redemptor noster. Er ſelbſt glaubte, mit derſelben ſein Todesurtheil unterzeichnet zu haben, und als er ein Jahr darauf, am 22. September 1774 ſtarb, pflichtete die den Jeſuiten ohnehin ſehr ungünſtige Volksmeinung gern dem Verdachte bei, daß er vergiftet worden, ungeachtet das behutſame Urtheil der Aerzte denſelben nicht ſtützte, ſondern den Tod des neunundſechzigjährigen Greiſes als natürlich erſcheinen ließ. Manche glaubten, Clemens habe in ſeiner Furcht, vergiftet zu ſein, durch genommene Gegengifte ſein Ende beſchleunigt **).

Zum Nachfolger deſſelben wurde am 15. Februar 1775 der Cardinal Braſchi, der als Papſt den Namen Pius VI. annahm, erwählt. Durch körperliche Wohlgeſtalt und einnehmende Formen mehr als durch Geiſtesüberlegenheit und Regentenweisheit ausgezeichnet, ermangelte er nicht des vollen Gefühls der Würde und der Rechte des von ihm bekleideten Amtes, obwohl ſeine Zeit die letzteren nicht mehr anerkennen

*) Ranke, die röm. Päpſte, 4. Aufl. Bd. III. S. 205 f.

**) Vgl. Martin, a. a. O. T. XVI. p. 222 f.

wollte. Die Veränderungen, die Kaiser Joseph, nach dem Tode seiner Mutter, in den kirchlichen Einrichtungen der österreichischen Monarchie vornahm, bestimmten den Papst im Jahre 1782 selbst nach Wien zu reisen, wo er jedoch seinen Zweck, den Reformen des Kaisers Einhalt zu thun, nicht erreichte. Joseph erwies ihm alle äußeren Ehren, blieb aber innerlich fest. „Der Papst," sagte er, „vertheidigt die Autorität der Kirche selbst in ihren Uebergriffen, ich die Rechte des Staates, dem ich diene" **). Als dagegen die deutschen Erzbischöfe sich ihrem zeitherigen Verhältnisse zur päpstlichen Curie zu entziehen und die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die päpstlichen Nuncien in ihren Sprengeln ausübten, einzuschränken oder aufzuheben versuchten, wußte Pius die Hebel der kirchlichen Politik so geschickt in Bewegung zu setzen, daß die vier Erzbischöfe ihren Plan nicht durchführen konnten, und wegen der zu diesem Behufe am 25. August 1786 zu Ems geschlossenen „Punctation" zuletzt einen Verweis der Curie hinnehmen mußten. Zu desto schwererer Kränkung gereichte dem von Eitelkeit nicht freien Papste die willkürliche Aufhebung jener Ceremonie, die seine lehnsherrlichen Rechte über das Königreich beider Sicilien bekundete. Als Regent des Kirchenstaats nahm Pius VI. die schon von mehreren seiner Vorgänger betriebene, aber seit Sixtus V. aufgegebene Austrocknung des pontinischen Sumpflandes wieder auf. Eine Strecke von 40 Miglien Länge und 4 bis 10 Miglien Breite, von Terracina bis Nettuno sollte dem Wasser und der Stickluft der Moräste entrissen werden. Das Werk begann im Jahre 1778 und ward mit großen Kosten fortgesetzt, dem Widerwillen der Römer und den ungünstigen Urtheilen der Ausländer zum Trotz. Innerhalb zehn Jahren kam man so weit, eine Menge Kanäle zu ziehen, die Flußbetten zu reinigen und eine treffliche Heerstraße (Linea Pia) durch diese öde Gegend zu legen. Diese Heerstraße ist ein bleibendes Denkmal Pius VI., während die mit den Sümpfen vorgenommenen Arbeiten allerdings dem Zweifel unterliegen, ob sie den feindseligen Einwirkungen der Natur auf die Länge werden widerstehen können, und ob sie überhaupt mit voller Kunde und Berücksichtigung der Verhältnisse des römischen Landbaues unternommen worden sind. Eine viel bedeutungsvollere Stelle, als diese Unternehmung verleihen konnte, war Pius VI., nicht zu seinem Glück, in der Geschichte und unter den großen Veränderungen des folgenden Zeitraums angewiesen.

*) Wolf, Marie Christine, Erzherzogin v. Oesterreich (1863), Bd. I. S. 194.

Digitized by

Neuere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter Friedrich's des Großen und der modernen Aufklärung.

Vom Ende des Nordischen Krieges bis zum Beginn der französischen Revolution (1721—1789).

Vierter Abschnitt.

Nord- und Osteuropa in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; Katharina II., Friedrich der Große und Joseph II.

1. Peter III., Kaiser von Rußland.

(1762.)

Das Haus der Grafen von Oldenburg, welches seit 1448 über Dänemark und Norwegen herrschte, hatte 1460 das Herzogthum Holstein durch Wahl der Stände erworben. Im Jahre 1544 theilte sich König Christian III. mit seinem Bruder Adolf Friedrich in die Herzogthümer Schleswig und Holstein. Herzog Adolf Friedrich nahm seinen Sitz zu Gottorp und ward Stifter der nach diesem Orte genannten Linie. Die Fürsten derselben waren mit den Königen von Dänemark häufig im Streite über ihr Verhältniß zum dänischen Staate, dessen Unterthanen zu sein sie sich weigerten. Um auswärtigen Beistand zu erhalten, schlossen sie an Schweden sich an. Herzog Friedrich IV. heirathete Karls des Zwölften Schwester Hedwig Sophie, bezahlte aber im Jahre 1702 seine Anhänglichkeit an die Sache seines Schwagers in der Schlacht bei Clissow mit dem Leben. Im weiteren Verlaufe des nordischen Krieges bemächtigte sich der Dänenkönig Friedrich IV. des Got-

Digitized by Google

torpschen Antheils von Schleswig und vereinigte ihn mit Dänemark ohne den Widerspruch des Herzogs Karl Friedrich und die Verwendungen des Zars Peter von Rußland, an welchen derselbe sich anschloß, zu beachten. Doch erhielt der Herzog von Peter die Zusage der Hand seiner ältesten Tochter Anna. Diese Verbindung ward nach des Zars Tode im Mai 1725 vollzogen, und aus derselben im Jahre 1728 Karl Peter Ulrich geboren.

Als die Kaiserin Elisabeth durch den Sturz der Familie Iwans den Thron bestiegen hatte, berief sie diesen ihren Neffen, der von seiner Mutter her eigentlich ein Näherrecht auf denselben besaß, nach Petersburg und erklärte ihn im November 1742 zum Thronfolger. Auch die Schweden wählten ihn im Jahre 1743 zum Thronfolger ihres erblosen Königs Friedrich von Hessen. Peter zog aber die Aussicht auf das mächtigere Reich vor, und überließ den schwedischen Thron seinem Vetter Adolf Friedrich von der jüngern Linie des Gottorpschen Hauses.

Der Großfürst besaß selbst keine ausgezeichneten Gaben, wurde aber von Begeisterung für den größten Mann seiner Zeit, den König Friedrich von Preußen, ergriffen. Bewunderung und Nachahmung desselben füllten seine Gedanken und Tage, erstreckten sich aber, nach dem gewöhnlichen Verhältniß mittelmäßiger Geister zu Großgeistern, vornehmlich auf das Aeußere, besonders auf die Kleidung, Haltung und Uebung der Truppen. Die geschmacklosen Formen und der steife Kleinigkeitsgeist, denen Friedrich in diesen Stücken sich und sein Heer unterwarf, gestalteten sich bei dem Nachahmer zum wirklichen Zerrbilde, gegen welches die russischen Formen vortheilhaft abstachen. Im grellen Gegensatze gegen die Bewunderung, die ihr Neffe für Friedrich hegte, war die Kaiserin Elisabeth, wie wir schon aus der früheren Erzählung wissen, die Todfeindin des Preußenkönigs, und im siebenjährigen Kriege mit Oesterreich zu seinem Verderben verschworen. Was der Großfürst wirkte, um die Kriegsoperationen zu lähmen und zu durchkreuzen, konnte den Preußen keine wesentliche Erleichterung gewähren. Der am 5. Januar 1762 erfolgte Tod der Kaiserin war daher ein sehr großer Glücksfall für Friedrich, der sich eben damals beinahe am Rande des Unterganges befand. Sein Freund und Bewunderer bestieg nun, unter dem Namen Peter der Dritte, den Thron.

Eine seiner ersten Handlungen war Friede, dann Bündniß mit Preußen. Die russischen Truppen, die so viele Jahre hindurch gegen den König gekämpft hatten, traten nun in die Reihen desselben zum Kampfe gegen ihre zeitherigen Bundesgenossen. Die Staats- und Welt-

Digitized by Google

anſicht des Jahrhunderts legte kein Gewicht auf nationale Gedanken und Gefühle; es fiel daher auch dem Kaiſer Peter nicht ein, daß der plötzliche Uebergang von einem langjährigen Kampfe zur Bundesgenoſſenſchaft mit dem zeitherigen Gegner in Rußland irgend eine Mißſtimmung hervorrufen könne. Dabei wurde Heer- und Staatsverwaltung, ſo viel ſich thun ließ, auf preußiſchen Fuß geſetzt. Da dies aber mit den ruſſiſchen Regimentern ſo ſchnell nicht bewerkſtelligt werden konnte, legte er den Widerwillen, welchen dieſe Zögerung in ihm erregte, und die Vorliebe, die er für ſeine holſteiniſchen, bereits früher auf preußiſche Art eingeübten Truppen hegte, ganz unverhohlen an den Tag. Auch der ruſſiſchen Geiſtlichkeit zeigte er Mangel an Eifer für ihre Kirchengebräuche. Ueberhaupt ſchien er ſich weniger als ruſſiſchen Kaiſer, denn als Herzog von Holſtein zu betrachten. Sein Hauptgedanke war, an Dänemark für alle Ungebühr, welche das dortige Königshaus ſeiner Familie erwieſen hatte, Rache zu nehmen. Zu dieſem Behufe wurden große Anſtalten zu einem Kriege gegen Dänemark getroffen, bei welchem der Kaiſer perſönlich in Holſtein commandiren wollte. Aber auch von großmüthigen Zügen war der Anfang der neuen Regierung nicht leer. Die zahlreichen Verbannten, die unter der Regierung ſeiner Vorgänger als Staatsverbrecher nach Sibirien hatten wandern müſſen, wurden großentheils zurückgerufen, unter ihnen auch Biron und Münnich. Als die beiden Nebenbuhler, nach einem Zwiſchenraume von zwanzig Jahren, ſich das erſte Mal wieder am Hofe zuſammenfanden, rief ihnen der Kaiſer zu: „Sieh da, ein Paar alte Freunde, die müſſen eins mit einander trinken!“ Er befahl, drei volle Gläſer zu bringen, und trank ihnen das ſeinige zu. In demſelben Augenblicke wurde er abgerufen. Münnich und Biron blieben ſtehen, jeder das Glas in der Hand, den Blick auf den Ort gerichtet, wo der Kaiſer verſchwunden war, und keiner ſprach eine Sylbe. Als er nicht wiederkam, ſahen ſie ſich einander ſtarr an, ſetzten zu gleicher Zeit ihre Gläſer nieder und wandten einander den Rücken.

Von der allgemeinen Freude, die den Hof beſchäftigte, war nur die Gemahlin des Kaiſers ausgeſchloſſen. Katharina, Prinzeſſin von Anhalt-Zerbſt-Dornburg, geboren am 2. Mai 1729 zu Stettin, wo ihr Vater als preußiſcher Gouverneur ſtand, war im Jahre 1745, ehe noch die Spannung zwiſchen Eliſabeth und Friedrich entſtanden war, auf Veranſtaltung des Königs von Preußen an den damaligen Großfürſten vermählt worden*). Dieſe Ehe war, wegen Verſchiedenheit der Ge-

*) S. über das Folgende: Memoiren der Kaiſerin Katharina II., von ihr ſelbſt geſchrieben, nebſt einer Vorrede von A. Herzen, 2. Ausg. 1863. S. 15.

Digitized by Google

müther, nicht glücklich; Katharina und Peter liebten einander nicht, und Peter ergab sich anderen Neigungen. Das Verhältniß beider gestaltete sich auch nicht besser, als die Großfürstin, die weit mehr mit dem jungen Hofcavalier Sergius Soltikow wie mit Peter verkehrte, nach neun Jahren (1754) einen Sohn gebar. Ueber ihr Verhältniß zu Soltikow, der seinerseits ebenfalls seit zwei Jahren vermählt war, gesteht sie selbst: „er war schön wie der Tag und Niemand kam ihm an dem großen Hofe gleich; ich widerstand ihm während des Frühlings (1752) und während eines Theils der Sommerzeit." Die Kaiserin beklagte eben damals sehr, daß Katharina „keine Kinder bekomme" und schalt die erste Ehrendame derselben, daß sie „hinsichtlich dieses Punktes die dabei interessirten Personen zu ermahnen vernachlässige." Diese war nun eifrig bemüht, die Winke und Befehle der Kaiserin zu vollziehen; und während sie dem Großfürsten eine junge und schöne Malerwittwe Groot zuführen ließ, stellte sie der Großfürstin die Wahl zwischen Sergius Soltikow und Leon Narischkin frei. Katharina war nicht zweifelhaft; denn sie hatte bereits gewählt. Nach zwei Fehlgeburten, gebar sie im genannten Jahre den nachherigen Kaiser Paul, und später eine Tochter. Peter äußerte sich schon damals sehr verwundert und abweisend über die „Schwangerschaften seiner Frau", so daß Katharina überzeugt war, es handle sich für die Zukunft darum, entweder „mit ihm oder durch ihn zu Grunde zu gehen", oder aber „eine von allen äußeren Ereignissen unabhängige Bahn zu wandern" und „sich selbst, ihre Kinder und vielleicht auch den Staat aus dem Schiffbruch zu retten, dessen Gefahren — wie sie sich ausdrückt — alle moralischen und physischen Eigenschaften des Prinzen voraussehen ließen". Die letztere Bahn erschien ihr als die „sicherste", und sie faßte daher den Entschluß, fortan „ihre Interessen bei dem Publicum so zu wahren, daß man eintretenden Falls auf sie, als die Retterin der öffentlichen Angelegenheiten, hinblicken könne". Nach seiner Thronbesteigung ließ sich denn auch Peter alsbald merken, daß er seinen angeblichen Sohn zum Bastard erklären und seine Gemahlin in ein Kloster sperren lassen könne. Katharina ihrerseits, der die Krone von Rußland, wie sie selbst sagt, „nicht gleichgültig" war, die „nur der Ehrgeiz aufrecht erhielt", und die „ein geheimes Etwas im Grunde ihres Herzens nie einen Augenblick zweifeln ließ, daß sie früher oder später

---

43, 49, 157 ff., 162, 164 f., 169 f., 173, 273 f., 287. Vgl. auch Memoiren der Fürstin Daschkoff, nebst Einleitung von A. Herzen, 1857; Sybel's Histor. Zeitschr. 3. Jahrg. Heft 1. S. 89 ff.

Digitized by Google

souveräne Kaiserin von Rußland in eigener Machtvollkommenheit werden würde, faßte dieses Ziel jetzt um so mehr ins Auge, als schon vor dem Thronwechsel der geheime Plan bestanden hatte, sie „zur Theilnehmerin an der Regierung zu erklären". Zunächst fand sie eine eifrig wirkende Freundin in der Fürstin Daschkow, der Schwester der Geliebten ihres Gemals. Diese gewann ihr den Grafen Panin, einen staatsklugen Weltmann; andere kraftvolle Gehülfen hatte sie selbst schon in den Brüdern Gregor und Alexius Orlow, Officieren der Garde, gefunden. Die dumpfe Unzufriedenheit, welche die Maßregeln Peter's unter den Truppen, dem Volke und der Geistlichkeit erzeugt hatten, ließ einen glücklichen Ausgang für das Unternehmen erwarten, den der Kaiserin drohenden Gefahren durch den Sturz des Kaisers zuvorzukommen.

In der Nacht zum 9. Juli 1762 wurde derselbe ausgeführt. Während sich Peter anschickte, von Oranienbaum sich nach dem Lustschlosse Peterhof zu begeben, verließ Katharina dasselbe und eilte nach der Hauptstadt, wo ihre Mitverschwornen drei Compagnien des Ismailowschen Regiments gewonnen hatten. Als sie nun, um sieben Uhr Morgens, mit Gregor Orlow vor den Kasernen erschien und die Soldaten zu ihrem Beistande gegen den Kaiser aufrief, der sie und ihren Sohn habe ermorden lassen wollen, vermehrte sich rasch der Haufe derer, die sich an sie anschlossen, ohne daß die Meisten die eigentliche Lage der Dinge kannten. Volk und Truppen riefen Hurrah, in der Meinung, der Kaiser sei todt und die Kaiserin mache den jungen Großfürsten als Nachfolger und sich selbst als Regentin bekannt. Bald aber erschien ein Manifest, in welchem sie als „Kaiserin Katharina II." erklärte, daß sie, dem Wunsche ihrer Völker nachgebend, den Thron besteige, um das Vaterland vom Untergange zu retten, nachdem mit dem ärgsten Feinde Rußland's Frieden und Bündniß geschlossen und auch die Kirche in ihrer Würde schmählich gekränkt worden sei. An die Soldaten wurde Bier und Branntwein gespendet, und die Priesterschaft herbeigeholt, um der neuen Herrscherin die Weihen der Religion zu ertheilen. Sie legte dann kriegerische Tracht nach russischem Schnitt an, und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Im Verlaufe einiger Vormittagsstunden war die Revolution, die dem Norden eine deutsche Fürstentochter zur Gebieterin gab, in der Hauptstadt vollendet.

Inzwischen hatte der Kaiser in Peterhof die Kunde erhalten. Der Feldmarschall Münnich, der sich bei ihm befand, gab den Rath, sogleich nach Kronstadt zu gehen; an der Spitze einer zahlreichen Besatzung und

Digitized by Google

im Besitze der Flotte werde es ihm nicht schwer werden, die aufrührerische Hauptstadt zum Gehorsam zu bringen. In der That traf von Kronstadt die Nachricht ein, daß die dasige Besatzung ihm treu sei. Schon war Alles zur Einschiffung fertig, als der Anmarsch seiner holsteinschen Truppen, von Oranienbaum her, ihm den Gedanken eingab, die Ehre verbiete ihm zu fliehen. Er wollte sich nun in Peterhof vertheidigen. Darüber ging eine kostbare Zeit verloren. Abends um acht Uhr ward gemeldet, die Kaiserin sei mit zwanzigtausend Mann im Anzuge gegen Peterhof. Nun ward auf der bereitliegenden Jacht nach Kronstadt gefahren. Hier aber war inzwischen der Commandant durch einen von Katharina abgeschickten höhern Officier, den Viceadmiral Talyzin, gewonnen, und die Garnison für die Kaiserin in Eid und Pflicht genommen worden. Der Kaiser mit seiner Begleitung wurde daher am Hafen zurückgewiesen. Münnich rieth nun, nach Reval zu schiffen, um die dortige Flotte zu erreichen, sich von da auf einem Kriegsschiffe nach Preußen führen zu lassen, wo eine russische Armee von achtzigtausend Mann stehe, und an der Spitze derselben nach Petersburg zurückzukehren. Aber die Weiber und die Höflinge waren der Meinung, er solle sich lieber mit seiner Gemalin versöhnen, und Peter trat derselben zu seinem Unglücke bei. So kehrte man denn um, und langte am 10. Juli vier Uhr Morgens wieder in Oranienbaum an.

Hier schwankte er noch einmal zwischen der Idee, ein Pferd satteln zu lassen, um nach Polen zu fliehen, und dem Entschluß, an seine Gemalin Worte der Versöhnung zu richten. Das Letztere ward vorgezogen und ein erstes Schreiben an die Kaiserin abgefertigt, worin er sich erbot, die höchste Gewalt mit ihr zu theilen. Da Münnich diesen Inhalt mißbilligte und eine abweisende Antwort voraussah, so entschloß sich Peter, noch ehe dieselbe eingetroffen, zur Absendung eines zweiten Schreibens, worin er nur um eine Pension und um die Erlaubniß bat, mit seiner Geliebten, Elisabeth Woronzow, der unverheiratheten Schwester der Fürstin Daschkow, nach Holstein reisen zu dürfen. Um die Kaiserin durch keinen Widerstandsversuch zu reizen, ließ er alle Anstalten, die zur Vertheidigung dienen konnten, beseitigen und seine Holsteiner auseinandergehen. Beim Anblick dieses kleinmüthigen Verfahrens wurde der brave Münnich unwillig, und ermahnte ihn, sich lieber an die Spitze dieser Soldaten zu stellen, um als Kaiser zu sterben; er selbst wolle vor ihm hergehen, und nur über seinen Leichnam solle man ihm nahen können. Aber Peter war keines mannhaften Entschlusses fähig. Als der verrätherische Kammerherr, Ismailow, den er mit dem zweiten Schrei-

Digitized by Google

ben an die Kaiserin geschickt hatte, statt der Antwort eine Entsagungs-Urkunde zurückbrachte, die er unterzeichnen sollte, leistete er ohne Weiteres Folge. Der Ueberbringer ließ hierauf die Holsteiner entwaffnen, den entthronten Kaiser aber als Gefangenen nach Peterhof bringen. Von da wurde er weiter nach einem Landhause, Namens Ropscha, geführt. Hier endete er, am 17. Juli 1762, nach einem Vergiftungsversuche durch Burgunderwein, auf gräuelvolle Art unter den Händen der Verschwörer; diese waren: Alexius Orlow und sein Vetter Gregor Nikititsch Orlow, die beiden Fürsten Borätinski, der geheime Rath Teplow, der Schauspieler Wolkow, Engelhardt, ein Sergeant von der Garde, und zwei Gardesoldaten. Man wälzte den Unglücklichen, um ihn zu ersticken und zu erwürgen, unter verzweiflungsvollem Widerstande in dem Bett, auf einem Lehnstuhl und auf der Erde umher, bis endlich eine festangezogene Halsschlinge den Tod des Opfers herbeiführte. Die Wahrnehmung, daß in dem Volke und in den Truppen die Anhänglichkeit an den Enkel Peter's des Großen nicht erloschen sei und bei dem ersten Anlaß zur Unzufriedenheit leicht wieder mächtig aufleben könne, sowie die Ueberzeugung, daß seine Entlassung nach Holstein, als eine Anweisung auf das russische Heer in Deutschland und auf die Hülfe des Königs von Preußen, ebenso gefährlich sein würde, wie sein Verbleiben in Rußland, bestimmten die Urheber der Revolution, den Gegenstand der öffentlichen Theilnahme aus dem Wege zu räumen. Ob Katharina das Verbrechen befohlen, oder ob es ihr Günstling auf eigenen Antrieb vollbracht, weiß man nicht mit Gewißheit. Die Bekanntmachung lautete, daß der gewesene Kaiser an einer Hämorrhoidal-Kolik gestorben sei; die Leiche wurde, trotz der sichtbaren Spuren des Kampfes und der Gewaltthat, vor der Bestattung in Petersburg zur feierlichen Schau gestellt *).

Als Münnich vor der neuen Herrscherin erschien, redete sie ihn an: „Sie haben gegen mich fechten wollen?" „Ja, gnädigste Frau, antwortete er, konnte ich weniger für einen Fürsten thun, der mich aus der Gefangenschaft befreit hatte? Jetzt ist meine Pflicht, für Ew. Majestät zu fechten, und mit gleicher Treue werde ich dieselbe erfüllen." Nach dem Tode des Kaisers trug er drei Monate lang Trauer, ohne ihr Mißfallen auf sich zu ziehen. Der alte Feldmarschall ward mit der Leitung des Ladoga-Kanalbaues beauftragt und genoß großen Ansehens. Doch blieb ihm die Sehnsucht, Oldenburg, das Land seiner Heimath und

*) Herrmann, Gesch. des russischen Staats, Bd. V. S. 282—307.

Digitized by Google

Jugend, wieder zu ſehen, unerfüllt. Er ſtarb am 16. Oktober 1767 zu Petersburg, über vierundachtzig Jahre alt. Katharina urtheilte von ihm, daß er zwar nicht ein Sohn, wohl aber ein Vater des ruſſiſchen Reiches geweſen.

---

2. Katharina II. behauptet den ruſſiſchen Thron.

Katharina's Regierung bildet für Rußland ſeit Peter dem Großen den wichtigſten Geſchichtsabſchnitt. Peter hatte Rußland zu einem Gliede des europäiſchen Staatenbundes gemacht; Katharina erhob es zu einer Macht in demſelben. Jener war ein Mann ſeines Volks in Leben und That, und zog mit Gewalt die Fäden des europäiſchen Culturgewebes um ſich und ſein Reich; dieſe, eine Frau fremden Stammes, ſuchte mit Geſchicklichkeit dem großen, ihr unterwürfigen Körper ihren Geiſt einzuhauchen.

Bei Ausführung des Unternehmens, durch welches der Sturz ihres Gatten bewirkt ward, hatte ſie große Entſchloſſenheit kund gegeben; den Beſorgniſſen, die vor dem Tode Peter's die Stimmung des Volkes und der Leibwache erregte, ſetzte ſie ſcheinbar eine große Unverzagtheit entgegen. Als mitten in der Nacht der Hettmann Raſumowsky vor ihr Bette trat, und ihr den bedenklichen Stand der Sache mit der Bitte, nicht zu erſchrecken, meldete, antwortete ſie: „Sie wiſſen, daß ich nicht erſchrecke.“ Dieſes Schwanken des neu beſtiegenen Throns wurde dem vorigen Inhaber am verderblichſten. Doch war auch Katharina ihrer eigenen Gefahr ſich wohl bewußt, und wählte ſich daher geeignete Beſchützer und Helfer. Schwerlich möchte ohne die herkuliſchen Günſtlinge, die ſie ſich beigeſellte, das Scepter, welches im günſtigſten Falle immer ihrem Sohne Paul gehörte, und auf deſſen Beſitz ſie ſelbſt eigentlich gar kein Recht hatte, in ihren Händen geblieben ſein.

Und nicht bloß das Recht ihres Sohnes, auch die älteren Anſprüche des jungen Iwan, der als einjähriger Knabe ſchon Kaiſer von Rußland geheißen hatte, erfüllten ſie mit bangen Vorſtellungen. Dieſer zum Unglück geborene Prinz, der in der Wiege des Throns beraubt worden war, ſaß ſeit jener Zeit in einem tiefen Kerker zu Schlüſſelburg. Peter III. hatte ihn beſucht, ſein Schickſal gemildert durch Veränderung ſeines Aufenthalts, und ſoll ſogar nicht abgeneigt geweſen ſein, ihn, mit

Digitized by Google

Uebergehung Paul's, zu seinem Nachfolger zu ernennen. Wie dem aber auch sein mag, so schien es nicht unmöglich, daß jetzt die Wünsche Anderer sich Iwan's bedienen konnten, um eine abermalige Revolution zu bewerkstelligen; er wurde daher, nach Katharinen's Thronbesteigung, in die Festung Schlüsselburg zurückgebracht und in die engste Verwahrung genommen. Seine Wächter erhielten Befehl, ihn sogleich ums Leben zu bringen, sobald Jemand den Versuch machen würde, ihn zu befreien. Mit auffallender Planlosigkeit versuchte dies 1764 Wasil Mirowitsch, Unterlieutenant bei einem Infanterieregiment in der Festung Schlüsselburg. Mit einem Haufen Soldaten, denen er einen untergeschobenen Beschluß des Senats wegen Befreiung und Erhebung des Prinzen Iwan vorgezeigt hatte, ging er auf die kleine Besatzung des Gefängnisses los, in welchem sich das unglückliche Opfer der finstersten Hofränke des Jahrhunderts befand. Sobald die beiden Officiere im Zimmer des Prinzen den Lärm vernahmen, befolgten sie den erhaltenen Befehl, und stießen ihren Gefangenen, der sein unseliges Leben noch mit verzweifeltem Widerstand vertheidigte, mit Degen- und Bajonettstichen nieder. Mirowitsch ergab sich nun sogleich; aber obwohl ihm der Proceß gemacht und das Todesurtheil gesprochen ward, war er so entfernt von Furcht oder Betrübniß, daß er eher eine große Belohnung zu erwarten schien, und diese Täuschung begleitete ihn aufs Blutgerüst bis zu dem Augenblicke, wo ihm der Kopf abgeschlagen ward. Es kann in der That nicht bezweifelt werden, daß die Ermordung Iwan's ein von dem Hofe und der Kaiserin vorbedachter Plan, der angebliche Befreiungsversuch eine künstliche Veranstaltung, und die Hinrichtung des erkorenen Werkführers nur ein Mittel der Beschwichtigung des öffentlichen Argwohns war*). Auch wurden die beiden Officiere, die ihren blutigen Auftrag so pünktlich vollzogen hatten, wirklich belohnt, wiewohl sie auf einige Zeit nach Dänemark flüchten mußten, um dem Unwillen des Volkes zu entgehen. Dieses strömte in solcher Menge zu dem Leichnam des in Matrosentracht vor der Kirche zu Schlüsselburg ausgesetzten Iwan, daß man es alsbald für gerathen fand, den Sarg zu schließen und eiligst nach einem zweihundert Werste von Petersburg entfernten Kloster zu schaffen.

Als Katharina ihre Herrschaft dergestalt durch die Entfernung Derer, welche die nächsten Ansprüche auf den Thron hatten, gesichert zu haben glaubte, gerieth sie plötzlich in Gefahr, die Frucht ihres ehrgeizigen Strebens an einen Gegner geringer Herkunft zu verlieren. Ein

*) S. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 647—656.

Digitized by Google

doniſcher Koſak, Pugatſchew, der im ſiebenjährigen Kriege bei dem Heere, welches Eliſabeth gegen Preußen ins Feld ſandte, gedient und nachher dem Türkenkriege beigewohnt hatte, war, weil er ſeinen Abſchied nicht erhielt, nach Polen entflohen, und hatte daſelbſt in einem Kloſter griechiſcher Kirchenform eine Zufluchtſtätte gefunden. Hier machte ein durchreiſender Officier, mit dem er ſich unterhielt, die Bemerkung, daß er eine große Aehnlichkeit mit dem verſtorbenen Kaiſer Peter III. habe. Alsbald faßte Pugatſchew den Gedanken, ſich unter ſeinen Landsleuten für dieſen Kaiſer auszugeben, indem er überzeugt war, unter ſolchem Namen bei ihnen ſein Glück zu machen.

Die Koſaken waren nämlich meiſtens Roskolniken, Sectirer, die wegen einer im ſiebzehnten Jahrhundert von einem Patriarchen vorgenommenen Abänderung einiger Kirchengebräuche die Form und Lehre der herrſchenden ruſſiſchen Kirche als unheilig verwarfen, und Peter der Dritte, deſſen Unglück mit daher gekommen war, daß er der Geiſtlichkeit und der herrſchenden Kirche wenig Achtung bezeigt hatte, ſtand daher bei ihnen in gutem Andenken. Pugatſchew verließ nun ſein Kloſter, und begab ſich zu den Koſaken am Jaik, die eben damals über die Verletzung alter Rechte und über die Härte ſehr erbittert waren, womit die Regierung ihnen mehrere Stücke ihrer nationalen Kleidertracht nehmen wollte. Der Livländer General Traubenberg, der namentlich darauf beſtand, daß ſie ſich den Bart ſcheeren ſollten, hatte in einem Aufruhr am 24. Januar 1771 dies Verlangen mit dem Leben gebüßt, und die grauſamen Strafen, welche General Freymann über die Thäter und Theilnehmer verhing, hatten den Geiſt der Empörung nur gedämpft, nicht erſtickt. Dieſe Umſtände begünſtigten Pugatſchew's Plan, und verſchafften ſeiner Erzählung, daß er der Kaiſer Peter ſei, der ſich aus den Händen ſeiner Verfolger gerettet habe, während an ſeiner Stelle ein ihm ähnlicher Soldat der Leibwache getödtet worden, außerordentlichen Beifall. Er verſprach den Roskolniken, ſie gegen die Verfolgungen der herrſchenden Kirche ſicher zu ſtellen, den ruſſiſchen Bauern aber, ſie durch die Ausrottung des Adels von der Leibeigenſchaft loszumachen, und auf den Fuß der Koſaken zu ſetzen, welche ſämmtliche freie Beſitzer waren und keine Verſchiedenheit des Ranges unter ſich kannten.

Durch dieſe zwei Hebel ward das Volk in Bewegung gebracht. In der Mitte des September 1773 beſtand Pugatſchew's ganzer Anhang aus neun Perſonen; wenige Tage nachher aber hatte er bereits 300 Mann, mit denen er vor Jaizk rückte, und die Stadt zur Uebergabe aufforderte. Als der Befehlshaber derſelben ihm einen Theil der Be-

satzung, 600 Kosaken, entgegenschickte, ging die Hälfte davon zu ihm über. Diese Stadt konnte er zwar nicht einnehmen; es glückte ihm aber mit anderen Orten. Bald hatte er ein so beträchtliches Heer von Kosaken um sich, daß er mehrere gegen ihn geschickte Truppenabtheilungen schlug, und selbst größere Städte, wie Orenburg und Katharinenburg, belagerte. Manifeste verkündigten, daß Peter III. wiedergekommen sei, um seine Krone aus den Händen einer blutbefleckten Anmaßerin zu reißen; und Münzen mit dem Bildnisse Peter's und den Worten: Redivivus et ultor, die vor Katharinen gebracht wurden, welche nur zu gut wußte, daß sie nicht den Todten zu fürchten habe, bezeugten, daß noch andere Leute als Kosaken das innere Triebwerk dieses Aufstandes lenkten.

Allein Pugatschew selbst ward nicht in dem Maaße größer, wie seine Macht anwuchs; sein Glück machte ihn übermüthig; die Besonnenheit und Mäßigung, welche Anfangs seine persönliche Tapferkeit begleitet hatten, erkannte man nicht mehr in den Grausamkeiten, die er an den Gefangenen verüben ließ, in dem Hohn, womit er selbst vielen Religionsvorurtheilen begegnete, und in dem übermäßigen Trunke, dem er verfiel. Unkluger Weise unterließ er es, zu einer Zeit, wo die Ungeschicklichkeit der gegen ihn gesandten russischen Feldherren es ihm erlaubte, nach Moskau zu gehen, dieser alten Hauptstadt des Reichs, wo er unzweifelhaft Zulauf und Beifall gefunden haben würde; denn Viele wünschten wenigstens, daß er den Thron umstürzen möchte, wenn sie auch nicht wollten, das Er ihn in Besitz nehme.

Unterdessen wurden tüchtigere und geschicktere Führer von der Regierung gesandt, der General Bibikow und der Oberst Michelson. Der erstere bot sogleich den Adel von Kasan und der benachbarten Provinzen auf; diesen bestimmte sowohl die eigene Noth, insofern er am meisten den Mißhandlungen Pugatschew's ausgesetzt war, als die Haltung der Kaiserin, die sich selbst für ein Mitglied des Adels von Kasan erklärte und von nun an als eine Mitbürgerin dieser Stadt betrachtet sein wollte, dem Aufgebot Folge zu leisten. Allein Bibikow, der die Aufhebung der Belagerung von Orenburg bewirkt hatte, verlor, da die Zahl und die Kühnheit der Aufrührer noch immer größer ward, bei einem Ueberfall sein Leben; und obwohl Galitzin diese Schmach rächte, und den Pugatschew zwölf Meilen von Orenburg dergestalt schlug, daß er sich in die Gebirge des Ural zurückziehen mußte, kam dennoch derselbe bald wieder an der Spitze eines neuen Heeres zurück, und belagerte die alte und große Hauptstadt Kasan. Es gelang ihm, dieselbe einzunehmen.

Digitized by Google

Auf Befehl der Kaiſerin war am Don ſeine erſte Frau aufgeſucht und nach Kaſan geſchickt worden, um das dortige Volk von ſeinem wahren Stand und Urſprung zu überzeugen. Als er bei ſeiner Ankunft dort ſie ganz unvermuthet ſah und erkannte, ſagte er ſogleich, ohne die Miene zu verändern: „Kleidet dieſes Weib gut. Ich habe ihren Mann gekannt, er hat mir verſchiedene Dienſte gethan.“ Indeß hielt ſich die abgeſondert liegende Feſtung, und während ihrer Belagerung ward Pugatſchew von dem Oberſten Michelſon angegriffen und mit einem Ueberreſte weniger Koſaken in die Steppe zu fliehen genöthigt. Dennoch verlor der große Hauſe des Volks das Vertrauen zu ſeinen Verſprechungen nicht. Koſaken, Kalmücken, Baſchkiren und Bauern bildeten ihm bald ein neues Heer. Um dieſe Zeit war der Friede zwiſchen den Türken und Ruſſen geſchloſſen worden, und Romanzow bedrohte ihn im Rücken. Pugatſchew nahm daher ſeinen Weg nach der Wolga, um in die europäiſchen Provinzen und beſonders nach Moskau vorzudringen. Blutig war die Spur, die er hinter ſich ließ*); aber Michelſon kam ihm zuvor, ſchnitt ihn von Moskau ab, und ſchloß ihn, als er eben die Feſtung Zaritzin belagern wollte, von allen Seiten ein. Dennoch wollten ſich die Aufrührer nicht ergeben. Viele derſelben blieben im Kampf auf dem Platze, Andere wurden gefangen, noch Andere fanden den Tod in Abgründen und zwiſchen Felſen.

Pugatſchew ſelbſt verdankte der Wolga, durch welche er ſchwamm, ſeine Rettung für den Augenblick, doch nicht für die Dauer. Sein Anhang ſchmolz immer mehr zuſammen, und ſeine näheren Genoſſen gaben nun der Aufforderung Gehör, ihren Anführer auszuliefern. Antizow, ſein Buſenfreund, unternahm es, die Koſaken durch Zuſagen von Seiten der Kaiſerin zu beruhigen; darauf nahmen drei derſelben ihn gefangen. Er nagte an einem Pferdeknochen, als ſie mit den Worten: „Du biſt nun lange genug Kaiſer geweſen,“ auf ihn losgingen. Er drückte eine Piſtole ab, und zerſchmetterte Einem den Arm, die Anderen aber banden ihn, und benachrichtigten den in der Nähe befindlichen ruſſiſchen General von ihrem Fange.

Katharina befahl, daß Pugatſchew nicht aufgefordert werden ſollte, ſeine Mitſchuldigen zu nennen. Sich begnügend, ihn ſelbſt nebſt einigen ſeiner Gehülfen am 21. Januar 1775 zu Moskau enthaupten zu laſſen,

*) Hier an der Wolga fiel auch der Aſtronom Lowitz, von der kaiſerlichen Akademie, in die Hände der Empörer. Sie durchbohrten ihn mit ihren Piken, und hoben ihn auf denſelben in die Höhe, damit er, wie ſie im wilden Uebermuthe ſpotteten, den Sternen näher kommen möchte.

wollte ſie nicht wiſſen und beſtrafen, was noch hätte geſchehen können, ſondern nur wieder gutmachen, was ſchon geſchehen war. Der zweijährige Aufruhr hatte eine große Menge Städte und Dörfer zerſtört, und mehr als hunderttauſend Menſchen des Lebens beraubt. Um die Erinnerung daran zu vertilgen, ward durch Ukaſe der Name Jaik auf ewige Zeiten abgeſchafft, und der Fluß, der in den uralſchen Gebirgen entſteht, Ural, die Stadt Jaizk aber, wo Pugatſchew ſeinen Aufruhr angefangen hatte, Uralsk genannt. Den Baſchkiren, die ſich in die Empörung eingelaſſen, wurden zur Abſchreckung von ähnlichen Unternehmungen manche ihrer Freiheiten und Rechte genommen; die Moſtſcheräken hingegen, ein tatariſches, zwiſchen jenen wohnendes Volk, welches der Krone treu geblieben war, von der Bezahlung des Tributs an jene befreit, und nach Weiſe der Koſaken zu freien Leuten gemacht.

---

3. Katharina II. verfügt über den polniſchen Thron.

(1764—1772.)

Katharina befand ſich in dem Falle, durch glänzende Erfolge die gewaltſame Art, wie ſie zum Throne gelangt war, und das zweifelhafte Recht ihrer Herrſchaft in Vergeſſenheit ſtellen zu müſſen. Zwei Nachbarſtaaten, Polen und die Türkei, boten ihr für dieſen Zweck durch ihre innere Schwäche und Verwirrung einen trefflichen Spielraum. Polen hatte bei aller Fülle von Kräften ſeit zwei Jahrhunderten die Richtung für dieſelbe nicht finden können, und befand ſich in einem Zuſtande, der die Abſichten eines ehrgeizigen Feindes ſehr erleichterte. Die Mittel, wodurch dieſer Staat ſeine Freiheit im Innern zu ſichern glaubte, die Conföderationen des Adels gegen das Anſehen des Königs und des Reichstages, noch mehr aber die Berechtigung jedes einzelnen Landboten, durch ſeine verneinende Stimme alle Beſchlüſſe des Reichstages nichtig zu machen, waren eigentlich Einrichtungen, durch welche die Geſammtheit des Staats in einen Haufen von Beſonderheiten zerſplittert und die Knechtung von außenher erleichtert wurde.

Schon König Auguſt III., der bei der Thronbeſteigung Katharinen's noch auf dem Throne ſaß, mußte das herriſche Uebergewicht der neuen Nachbarin, und zwar zwiefach, als König und als Vater, empfinden. Er hatte nämlich, da Herzog Johann Ernſt Biron am ruſſiſchen

Hofe gestürzt und in Verbannung geschickt war, das Herzogthum Kurland, als ein Lehn von Polen, seinem jüngern Sohne, dem Prinzen Karl von Sachsen, übergeben. Allein Katharina forderte bei ihrer Thronbesteigung dieses Land für Biron zurück, den schon Peter III. aus seiner Verbannung hatte wiederkommen lassen*), und der, öffentlich vor ihr auf den Knien liegend, sie angefleht hatte, ihn in ihren mächtigen Schutz zu nehmen. Russische Soldaten rückten nun in das Herzogthum ein und forderten den Prinzen Karl auf, dasselbe zu verlassen. Dieser wollte keine anderen Befehle anerkennen, als die, welche von seinem Vater oder von dem polnischen Reichstage kämen, und weigerte sich standhaft, obgleich er in seinem Palaste bedrängt ward, räumte aber endlich das Land, als sein Vater, längern Widerstand für unnütz haltend, es ihm gebot. Biron nahm hierauf Kurland wieder in Besitz, und behielt es, bis er 1772 starb und sein Sohn in der Regierung folgte.

Aber dies war nur ein leichtes Vorspiel. König August fand, als er nach geendigtem siebenjährigen Kriege in sein Kurfürstenthum zurückkehrte, die Ruhe, die er daselbst suchte, im Grabe (5. Oct. 1763). Sein Sohn und Nachfolger in Sachsen, Kurfürst Friedrich Christian, erklärte sich zwar bereit, die polnische Krone anzunehmen, wenn sie ihm angetragen würde und die benachbarten Mächte es gern sähen, starb aber schon im December desselben Jahres, mit Hinterlassung eines minderjährigen Nachfolgers. Katharina konnte nun über die Wiederbesetzung des polnischen Throns nach Gutdünken entscheiden. Funfzehntausend Russen standen in Kurland; Graudenz wurde zur Beschützung russischer Vorräthe besetzt, und andere Heerhaufen betraten Polen, um, wie es hieß, auf einem kürzern Wege aus einer Provinz des weitläufigen russischen Reichs in eine andere zu ziehen, in der That aber, um den Willen der Kaiserin geltend zu machen. Die allgemeine Erschöpfung nach dem eben geendigten Kriege ließ von den übrigen Höfen keine großen Hindernisse erwarten. König Friedrich von Preußen aber bemühte sich damals um die Freundschaft der Kaiserin. Da er nach dem Hubertsburger Frieden ganz allein stand, während Oesterreich, Frankreich und Sachsen mit einander verbündet blieben, hielt er es für durchaus nothwendig, sich eng an Rußland anzuschließen. Lange arbeitete Oesterreich seinen Bemühungen entgegen, bis der Tod des Königs August und die Absicht

*) Nach dem Falle der Regentin Anna war Biron zwar aus Sibirien zurückgekehrt, durfte aber nicht nach Petersburg kommen, sondern ward nach Jaroslaw gewiesen, wo er über zwanzig Jahre, so lange Elisabeth lebte, mit seiner Familie zubrachte.

Digitized by Google

Katharina's, dem Stanislaus Poniatowski die polniſche Krone zu verſchaffen, dem Wunſche Friedrich's nach einem Bündniſſe mit Rußland den Weg zur Erfüllung bahnte. Sobald er dieſer Abſicht gewiß war, befahl er ſeinem Geſandten in Warſchau, den ruſſiſchen in dieſer Angelegenheit kräftigſt zu unterſtützen. Die Kaiſerin gab nun den preußiſchen Anträgen Gehör, und am 11. April 1764 wurde ein Schutz- und Trutzbündniß auf acht Jahre zwiſchen Preußen und Rußland geſchloſſen, dem ein ſchon zwiſchen Friedrich und Peter III. projectirtes Bündniß zu Grunde lag. Beide Mächte verbürgten einander ihre Staaten, verſprachen ſich, im Fall ſie angegriffen würden, gegenſeitigen Beiſtand mit 12,000 Mann oder anſtatt derſelben mit 480,000 Reichsthalern Hülfsgelder; zugleich verabredeten ſie in geheimen Artikeln die Wahl Poniatowski's, die Beſchützung der Diſſidenten und gemeinſchaftliches Einſchreiten, wenn es den Polen beikommen ſollte, die Verfaſſung monarchiſcher oder die Königswürde erblich zu machen. Denn auch Friedrich nahm kein Intereſſe an der Erſtarkung Polen's, da dieſes, von der Zeit der Lehnsherrlichkeit über das Herzogthum Preußen her, immer noch Anſprüche auf Oſtpreußen nährte, während Friedrich vielmehr ſeinerſeits auf das dem deutſchen Orden durch Polen entriſſene Weſtpreußen Anſpruch erheben zu dürfen glaubte. Alsbald rückten zehntauſend Ruſſen in die Nähe von Warſchau und eben ſo viele Preußen zeigten ſich an der weſtlichen Grenze. Unter dieſen Umſtänden wurde Poniatowski auf dem Wahltage zu Wola am 7. September 1764 zum Könige von Polen erwählt. Katharina hatte ihm geſchrieben: „Ich ſchicke Kaiſerlingk, meinen Geſandten, nach Polen, mit dem Befehl, Sie oder Adam Czartoryski zum Könige zu machen."

Stanislaus Poniatowski, aus einem durch Karl XII. emporgehobenen Hauſe, hatte ſich, bei einem früheren Aufenthalte in Petersburg, durch einnehmende Schönheit und geſellige Bildung die Gunſt Katharinen's, die damals noch Großfürſtin war, verſchafft. Indem ſie nun, vom kaiſerlichen Throne herab, ihn mit einer Königskrone belohnte, ſchien ſie zärtlichen Erinnerungen zu genügen, während ſie nur ehrgeizigen Abſichten diente. Stanislaus beſaß, bei allem Glanze ſeiner Bildung, nicht die Willensſtärke, deren ein König von Polen bedurfte, wenn er zum Heile der Nation regieren ſollte. Da er, mit Widerſpruch eines großen Theils des Adels, unter dem Geklirre ruſſiſcher Säbel und durch Hülfe ruſſiſchen Geldes gewählt worden war, ſo mußte er bei derjenigen Macht, die ihn zum Throne erhoben hatte, auch ſeine Erhaltung ſuchen. Katharina war anfangs ſehr bereitwillig für dieſelbe einzuſtehen. Rad-

Digitized by Google

zwill, der Einflußreichste in Lithauen, welcher Gewalt gegen Gewalt gesetzt, der Marschall Malachowski und der General Mokranowski, die den verfassungsmäßigen Einspruch gegen die Gültigkeit eines durch fremde Waffen umlagerten Reichs- und Wahltages eingelegt hatten, fanden nur in der Flucht zu den Türken, als den Gewährleistern der polnischen Wahlfreiheit, Rettung. Bald aber mußte der neue König selbst den russischen Einfluß schmerzlich empfinden.

Die beiden Brüder Czartoryski, Oheime des Königs, und mit den ersten Reichswürden bekleidet, strebten nämlich, durch Veränderung der bisherigen Verfassung Polen's, aus welcher dessen Ohnmacht entsprang, ein kräftigeres Königthum zu begründen. Zu dem Ende suchten sie die Groß-Kronämter, die, seit der öftern Zerreißung der Reichstage, in der Justiz, dem Kriegswesen, den Finanzen und der öffentlichen Polizei eben so viele wahrhafte Selbstherrscher bildeten, zu beseitigen, indem sie deren Geschäfte vier höchsten Behörden übertrugen. Vor Allem aber wünschten sie den Adel zum Aufgeben jenes unglückseligen Rechts zu bewegen, vermöge dessen jeder Einzelne durch seinen Einspruch alle Verhandlungen der gesetzgebenden Gewalt vernichten konnte.

Allein sobald die letztere Absicht kund ward, fanden sie nicht bloß bei Denen Widerstand, die das Gefühl ihres eigenmächtigen Willens höher als die Liebe zum Vaterlande schätzten, sondern auch besonders bei der Kaiserin Katharina. Sechstausend Russen näherten sich Warschau, als man auf dem Reichstage die Stimmenmehrheit behufs der Vermehrung des Heeres und der Festsetzung neuer Abgaben einführen wollte, und bedrohten die Güter Derjenigen, die für die Verfassungsänderung stimmen würden, mit Plünderung. Die russischen Soldaten erhielten sogar Befehl, in die Krongüter des Königs einzurücken, weil derselbe die Plane seiner Oheime billigte und beförderte.

So sah Stanislaus seine Krone von Derjenigen herabgewürdigt, die sie ihm verliehen, und der zu Ehren er am heiligen Katharinentage sich hatte krönen lassen. Der russische Gesandte, der stolze und schonungslose Repnin, der Nachfolger des schlauen und gewandten Kaiserlingk, war der eigentliche Machthaber; damit er es bliebe, bedurfte es der Vorwände, um die Nationalkraft Polen's an ihrer inneren Erstarkung zu hindern. Unglücklicher Weise bot dieser verderblichen Absicht die Unvernunft blinder Parteiwuth unter den Polen selber die Hand.

Die Dissidenten, d. h. die nicht unirten Griechen und die Protestanten, hatten in dem Jahrhundert der Reformation gleiche Rechte mit

Digitized by Google

den Katholiken in Polen beſeſſen, dieſelben aber ſeit den ſchwediſchen Kriegen verloren, weil die Proteſtanten für Anhänger des Nationalfeindes galten; ſie waren endlich im Jahre 1736 von allen öffentlichen Aemtern, auch von der Landbotenkammer, ausgeſchloſſen worden. Um ihre verlorenen Rechte wiederzuerlangen, wandten ſie ſich jetzt an die ruſſiſche Kaiſerin, die ihnen ſogleich ihren Schutz verſprach und von der polniſchen Regierung die Erfüllung des Vertrags von Oliva und der darin den Diſſidenten gewährten Rechte verlangte. Dänemark, Schweden und Großbritannien erhoben gleichfalls die Stimme für ihre Glaubensgenoſſen. Allein ohne Rückſicht auf dieſe Empfehlungen beſtätigte der Reichstag, theils durch den Religionseifer des Biſchofs Soltyk von Krakau, theils durch Abneigung gegen Rußland beſtimmt, im November 1766 die früheren Verordnungen, und geſtattete nur einige Erleichterungen des Gottesdienſtes der Diſſidenten.

Unbefriedigt dadurch und von Rußland aufgeregt, conföderirten ſich dieſelben alsbald mit anderen Mißvergnügten zu Radom. Umringt von ruſſiſchen Waffen, wurde dieſe Conföderation ganz ein Werkzeug Repnin's. Er verſetzte ſie nach Warſchau, und ließ hier einen Reichstag eröffnen, dem er unumwunden befahl, der Forderung ſeiner Kaiſerin Folge zu leiſten. Die Landboten, welche ſich dieſer gewaltſamen Einmiſchung einer fremden Macht widerſetzten, die Biſchöfe Soltyk und Zaluski, der Graf Rzewuski und Andere wurden im Oktober 1767 gefangen genommen und einige nach Sibirien geſchickt. Durch dieſe Gewaltthat geſchreckt, ertheilte der Reichstag den Diſſidenten vollkommene Gleichheit der Rechte mit den Katholiken und Zutritt zu allen Ehrenſtellen, nur nicht zum Thron; er genehmigte auch alle übrigen Forderungen Rußland's, durch welche die Geſetzloſigkeit in Polen und der Einfluß Rußland's erhalten werden ſollte. Es klang wie Spott, daß das liberum veto von Neuem für das Grundgeſetz der polniſchen Verfaſſung erklärt und unter ruſſiſche Gewährleiſtung geſtellt wurde; aber Katharina erkannte in demſelben das Mittel für ihren Zweck, nachdem durch ein enges Bündniß Polen ganz abhängig von Rußland gemacht war.

König Stanislaus, ohne Thatkraft und Haltung hin und her ſchwankend, ſpielte bei dieſen Vorgängen die kläglichſte Rolle. Den Zorn Katharinen's fürchtend und ihrem Willen ſich beugend, erſchien ſeine Zuſtimmung den Ruſſen als werthlos, während die Polen, die ſich von ihm aufgeopfert glaubten, ihn haßten und verachteten. In der That war er ein geiſtreicher, feingebildeter Hofmann, aber kein König für die

Digitized by

Sarmaten. Als die Landboten vor ihm erſchienen, ihm die von den Ruſſen geſchehene Gefangennehmung ihrer angeſehenſten Männer klagend und trauernd zu berichten, fanden ſie ihn an ſeinem Schreibtiſche, umgeben von Farbetöpfen, um das Muſter zu einem Staatskleide am Jahrestage ſeiner Krönung zu entwerfen; und eine franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft war der Gegenſtand ſeiner Sorgen, zu einer Zeit, wo das Vaterland in allgemeine Trauer verſunken war. Dieſen König vom Throne zu ſtoßen, wurde daher Entſchluß Derer, welchen Vaterlandsliebe und Religionseifer kräftige Geſinnungen einflößten. Mehrere ſolcher Männer brachten, zu Anfang des Jahres 1768, zu Bar in Podolien eine Conföderation zuſammen. Zwei Edelleute, Pulawski und Krasinski, waren die Haupturheber derſelben; Fürſt Radziwill, Graf Potocki und andere angeſehene Große traten bei. Rechnend auf Hülfe von der Türkei und von Frankreich, ergriffen ſie die Waffen gegen die ruſſiſchen Heere, welche einen Theil Polen's beſetzt hielten und mit denen der König ſeine Kronvölker vereinigte. Polen ward der Schauplatz eines Krieges, den alle Erſcheinungen der zügelloſeſten Erbitterung begleiteten, den aber auch hin und wieder Züge einer trotzigen, von gerechtem Unwillen befeuerten Kraft veredelten.

Da die Conföderirten ihren Geldbedarf nur durch gewaltſame Maßregeln zuſammenbringen konnten, benutzten Räuberbanden den Vorwand und verheerten das Land. Die Haydamaken oder zaporoger Koſaken, die auf den Inſeln des Dniepers in Unabhängigkeit lebten, fielen in die Ukraine ein (1768 und 1769), ermordeten die Edelleute, und vermehrten die Gräuel des bürgerlichen Krieges. Eine furchtbare Peſt, die in kurzer Zeit in Volhynien, Podolien und in der Ukraine ausgebrochen war, vollendete das Elend.

Im Ganzen befanden ſich die Conföderirten im Nachtheil. Sie wurden in mehreren Gefechten geſchlagen, und ihre Hauptplätze, Bar und Krakau, fielen in die Hände der Ruſſen. Bei der gegenſeitig aufgeregten Wuth ließen die ruſſiſchen Generale die Gefangenen ſehr grauſam behandeln. So erſchienen einſt zu Warſchau neun polniſche Edelleute, denen auf Befehl des Generals Drewitz die Hände über dem Gelenke abgehauen waren. Die erwartete Hülfe von Außen zögerte. Oeſterreich begnügte ſich anfänglich mit der Rolle des Beobachters, und verließ die Polen ganz, als ihm Rußland und Preußen Ausſichten zu Gewinn auf Polen's Unkoſten eröffneten; Frankreich handelte nicht unmittelbar für ſie, ſondern bemühte ſich nur, die Türken aufzuregen und zum Kriege gegen Rußland zu reizen. Das Letztere gelang endlich. Der

Sultan, Muſtapha III., übernahm es, eines der älteſten Reiche der Chriſtenheit gegen die chriſtlichen Mächte zu vertheidigen, welche die Loſung des europäiſchen Gleichgewichts zum Angelpunkte der chriſtlichen Staatskunſt und zum Vorwande aller ſelbſtſüchtigen Begehrlichkeiten gemacht hatten, und erklärte im Oktober 1768 an Rußland den Krieg, weil ruſſiſche Truppen die Conföderirten auf türkiſches Gebiet verfolgt und daſelbſt Brand und Plünderung verübt hatten.

Hierdurch verbeſſerte ſich Anfangs das Schickſal der Conföderation, die jetzt, von einem Grafen Pak geleitet, ihren Hauptſitz zu Eperies in Ungarn hatte. Rußland zeigte ſich gemäßigter, und der neue Geſandte, Wolkonski, einen friedlichern Sinn. Endlich handelte auch Frankreich unmittelbar (1770). Es verſprach den Polen einen monatlichen Beitrag von 6000 Ducaten, und ſandte ihnen den nachmals ſo berühmt gewordenen Oberſten Dumouriez nebſt mehreren Officieren.

Die Conföderation erklärte nun den König Stanislaus im April 1770 ſeiner Würde verluſtig und den Thron für erledigt. Drei Abgeordnete gingen nach Warſchau, übergaben dem Könige bei einer öffentlichen Feierlichkeit in Form einer Bittſchrift die Urkunde, wodurch er abgeſetzt und vor das Gericht der Conföderation zur Verantwortung citirt ward, und verloren ſich dann unter der Menge. Im Jahre darauf (1771) wurde ſogar ein Verſuch gemacht, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Der kühne Pulawski hatte den Plan dazu entworfen. Als der König am Abend des 3. November von dem Landſitze eines Verwandten zurückkehrte, ward er in den Straßen von Warſchau angefallen, gefangen genommen und eine weite Strecke durch einen dicken Wald geſchleppt, aber durch eine Reihe glücklicher Umſtände gerettet. Die Räuber plünderten und verließen ihn, und der letzte Anführer, Koſinski, wurde durch des Königs Beredtſamkeit geſtimmt, ihn ſelbſt in Sicherheit nach einer Mühle zu bringen, von wo er am andern Morgen nach Warſchau zurückkam.

Dennoch konnte die Conföderation ſich nicht behaupten. Die Türken führten ihren Krieg ohne Glück; mit dem Sturz des Miniſters Choiſeul endete auch der Eifer der franzöſiſchen Regierung; Dumouriez erhielt weder Anweiſungen noch Geld; bei Landskron von Suwarow geſchlagen, entzweite er ſich überdieß mit den Polen und verließ das Land. Oeſterreich bezeigte ſich gleichfalls feindlich gegen die Conföderation und vereinigte ſich endlich mit Preußen und Rußland zu einem Schlage, der nicht allein die Conföderation, ſondern das ganze polniſche Reich traf. Der Gang des Türkenkrieges führte dieſe Wendung herbei.

Digitized by Google

4. Katharina im Kriege mit den Türken.
(1768—1772.)

Als Sultan Muſtapha III. durch die Klagen und Bitten der conföderirten Polen und durch die Anregungen des franzöſiſchen Hofes bewogen worden war, an Rußland den Krieg zu erklären, begann der Kampf türkiſcher Seits mit großen Erwartungen, die ſich aber ſchlecht bewährten. Ungeſchickte Führer und zuchtloſe Heere brachten den Türken fortwährendes Unglück; hierzu kam die Geneigtheit, welche die durch das ganze Reich zerſtreuten Griechen den Ruſſen bezeigten, und der Beiſtand, den ſie ihnen bei mehreren Gelegenheiten leiſteten; endlich der Umſtand, daß die Tataren, ſonſt die Vorfechter der Türken, zu dieſem Kriege kein Herz hatten, und aus unzeitiger Liebe zur Ruhe den trügeriſchen Künſten der Ruſſen ſich hingaben, beſonders ſeitdem ihr Chan Kirim Gerai, den ein türkiſcher Geſchichtſchreiber den letzten Helden der Tataren nennt, geſtorben war, als er eben in Begriff ſtand, den Ruſſen zuvorzukommen und den Krieg in ihr Gebiet zu ſpielen. Sein Tod hatte die Folge, daß das ruſſiſche Heer ſich der Feſtung Choczim nähern konnte. Denn wiewohl die Türken den Krieg ſchon 1768 erklärt hatten, rückte doch ihr Hauptheer erſt im März 1769 langſam heran, unter Anführung eines Großvezirs, der geſchickter zu Verwaltungsgeſchäften als zur Kriegführung war. Zwar hatte der erſte Feldzug für die Ruſſen keinen größeren Erfolg, als die Einnahme der verlaſſenen Feſtung Choczim. Im folgenden Jahre jedoch, 1770, eroberte Romanzow, Galitzin's Nachfolger im Commando, nach dem Siege am Pruth (am 18. Juli) die Moldau, und nach dem noch größeren Siege am Kagul (am 1. Auguſt) die Wallachei. Acht Wochen ſpäter, am 27. September, ward die Feſtung Bender unter Anführung Pänin's von den Ruſſen erſtürmt.

Unterdeß war aus den Häfen des baltiſchen Meeres eine ruſſiſche Flotte ausgelaufen, um nach dem Mittelmeere zu ſchiffen, und daſelbſt einen Aufſtand der Griechen gegen ihre tyranniſchen Oberherren zu bewirken. Im Rathe der Kaiſerin hatte über dieſen Plan großer Zwieſpalt geherrſcht. Mehrere ſtellten vor, daß das Landheer die Griechen nicht unterſtützen könne, und daß man dieſe dem äußerſten Unglück Preis geben werde; ſie hätten es daher vorgezogen, die unter türkiſcher Herrſchaft ſtehenden Tataren zur Empörung zu bringen. Allein Gregor Orlow, damals noch Katharinen's öffentlicher Liebling, war für das griechiſche Project, bei welchem auch ſeine Brüder eine große Rolle ſpielten.

Digitized by Google

Ein gewisser Papaz Ogli aus Larissa, einst Orlow's Kriegsgenosse bei der Artillerie, hatte ihm zuerst dasselbe als ausführbar entwickelt, und schon vor dem Ausbruche des Krieges sich dafür thätig bewiesen. Im Jahre 1766 hatte sich Papaz Ogli nach dem Peloponnes begeben, und besonders bei den Mainotten verweilt; man hatte mit großer Freigebigkeit den griechischen Kirchen Geschenke gemacht; mehrere junge Russen hatten sich in Malta niedergelassen, um die Küsten des mittelländischen Meeres zu erforschen; Alexius und Theodor Orlow, von denen der Letztere den ehrgeizigen Absichten seines Bruders Begeisterung für das Alterthum beigesellte, hatten Italien durchreist, um in den Seestädten, wo der Handel eine Menge von Griechen hingezogen hatte, diesem Volke durch Glanz und Geld als sichere Bürgen der Hoffnungen und Versprechungen, welche Rußland machte, zu erscheinen.

In Livorno ging Alexius Orlow, der die russische Seemacht befehligen sollte, an Bord der Flotte. Diese war in England, das dafür seinen abgelaufenen Handelsvertrag zu erneuern hoffte, ausgebessert worden, und hatte dann in Port Mahon überwintert. Als sie 1770 in den östlichen Gewässern des Mittelmeers erschien, erhoben sich die Griechen im Peloponnes verabredetermaßen gegen die Türken. Allein ihre Hoffnungen wurden grausam getäuscht. Die Russen brachten eine zu geringe Landmacht, und Muschin Zade Pascha, ehemaliger Großvezir, der beim Ausbruche des Krieges abgesetzt worden war, weil er nicht für denselben gestimmt hatte, traf als Statthalter von Morea so gute Anstalten, daß die Türken mehr Widerstand leisteten, als man erwartet hatte. Wiewohl daher zwei, aus griechischen Bauern gebildete Heerhaufen Misitra eroberten und ihrer Rache gegen die Türken freien Lauf ließen, auch in Misitra schon die neue Verwaltungsbehörde gebildet werden sollte, war doch der Jubel nur von kurzer Dauer.

Zahlreiche Schaaren von Albanesern rückten in den Peloponnes ein, und nun wurden die Griechen in allen Städten und Dörfern niedergemetzelt. Patras und Tripolitza waren besonders Schauplätze dieser wüthenden Rachsucht der Türken. In der letzteren Stadt wurden mehr denn 3000 Griechen von jedem Alter und Geschlecht gemordet. Das Hauptheer, aus Russen, Mainotten und Montenegrinern bestehend, gewährte aus Schuld ungeschickter Führung keine Hülfe. Alexius Orlow, der bei Absetzung und Ermordung Peter's III. die Hauptrolle gespielt hatte, zeigte weder Muth noch Talent bei der ruhmwürdigen Unternehmung, durch die er jene Frevel hätte in Vergessenheit stellen können. Nachdem er eine

Digitized by Google

Zeit lang die Belagerung von Koron geleitet hatte, hob er dieselbe auf und zog sich nach dem Hafen Navarino.

Viele Griechen suchten nun daselbst Zuflucht; aber ihr angeblicher Befreier versagte sie ihnen. Bald darauf verließ er sowohl diesen Ort als die ganze Halbinsel. Nun erreichte das Unglück der Griechen erst den höchsten Grad. Alle, die an der Landung nahen oder entfernten Antheil gehabt hatten, büßten mit ihrem Leben oder ihrem Vermögen; die Albaneser aber befriedigten in vollem Maaße ihre Raub- und Mordlust. Große Strecken im Peloponnes wurden mit Trümmern und Leichenhaufen bedeckt; doch rettete sich der Kern der Bevölkerung in die Gebirge, aus denen sie einige Jahre nachher wieder hervorkamen und die Albaneser, welche die Pforte selbst wieder loswerden wollte, vertrieben. Uebrigens war bei der letztern ernstlich darüber berathschlagt worden, ob es nicht besser sei, alle Griechen im Reiche niederzumetzeln. So unglücklich endigte der Versuch, Griechenland durch russische Hülfe zu befreien.

Die Russen eilten, nachdem sie ihre beiden Geschwader unter Spiridow und Elphinstone vereinigt hatten, die Schmach dieser Landung in den Fluthen abzuwaschen. Sie suchten die türkische Flotte auf, und bei Scio geschah am 5. Juli 1770 eine Schlacht. Die beiden Admiralschiffe, des Kapudan Pascha und des Spiridow, geriethen vorzüglich an einander; das türkische Schiff, von den Russen in Brand gesetzt, sprang in die Luft, aber es riß auch das russische Schiff mit in die Höhe. Nur die beiden Admirale und einige Officiere, unter denen sich auch Theodor Orlow befand, wurden gerettet. Als Schrecken und Nacht das Treffen getrennt hatten, flüchteten sich die Türken in die enge und verschlammte Bai von Tschesme. Diesen Fehler benutzten die Russen. Admiral Elphinstone legte sich vor den Eingang der Bai, und von dem Contre-Admiral Greigh, der dem Alexius Orlow zugegeben war, unterstützt, rückte der Lieutenant Dugdale, auch ein Engländer, die folgende Nacht mit Brandern auf die türkische Flotte los, knüpfte trotz des feindlichen Feuers einen Brander an ein türkisches Schiff, stürzte sich dann mit verbrannten Händen, Gesicht und Haaren in's Meer und schwamm zu den Seinen zurück.

Alle türkischen Schiffe wurden ein Raub des Feuers, welches von 1 Uhr nach Mitternacht bis um 6 Uhr Morgens wüthete. Das Schauspiel war furchtbar, das Getöse davon hörte man bis in Athen, in Smyrna bebte die Erde, und die russischen Schiffe, in einiger Entfernung Zeugen dieses Anblicks, wurden wie von einem heftigen Sturme hin und her getrieben. Die türkische Mannschaft rettete sich durch Schwimmen und auf Schaluppen an die Küste von Asien, wo sie alle Griechen, die ihr auf-

Digitized by Google

stießen, ermordete, und in wilder Wuth Städte und Flecken in Brand steckte. Die erschrockenen Consuln der Franken in Smyrna schickten an Orlow mit der Bitte, daß er nur die Stadt nicht angreifen möchte, weil die bloße Erscheinung seiner Flotte das Zeichen zu einer allgemeinen Plünderung und Niedermetzelung aller Christen werden würde *).

So groß war die Wuth über den erlittenen Verlust; nicht geringer darüber war der Schrecken in Konstantinopel. Baron Tott, aus einer ungarischen Familie, und von Frankreich geschickt, die Türken in der Geschütz- und überhaupt in der neueren Kriegskunst zu unterweisen, aber von der Eifersucht oder den Vorurtheilen derselben immer in seinen Absichten und seinem Wirken gehemmt, erhielt nun Vertrauen. Die Stückgießereien und die Geschützschulen kamen in Thätigkeit, vor Allem aber wurden die Dardanellen in einen bessern Stand gesetzt, weil man mit jedem Augenblicke den Durchzug der russischen Flotte erwartete. Die Engländer auf der russischen Flotte bestanden auch darauf; allein Orlow widersetzte sich, entweder aus Eifersucht, oder aus Mangel an Kühnheit, oder aus Rücksicht auf den schlechten Zustand der Schiffe, auf denen viele Kranke und Verwundete, und nur noch wenige Russen waren, so daß die Mannschaft meist aus frisch aufgerafften Griechen, Mainotten und anderen Contingenten bestand.

Elphinstone, welcher der Kaiserin versprochen hatte, die Dardanellen zu durchbrechen, ging, um wenigstens die Möglichkeit zu zeigen, mit seinem Fahrzeuge in die Meerenge, ohne daß ihm die übrigen russischen Schiffe folgten, warf ruhig seine Anker, ließ seine Trompeter blasen, trank eine Tasse Thee, und eilte mit Hülfe der Fluth wieder zurück. Er verließ bald darauf die russische Flotte, unzufrieden und unbelohnt; der verdienstlose Orlow dagegen erhielt zum Andenken des Sieges, der weniger durch ihn als trotz seiner errungen worden, den Beinamen Tschesmenskoi, und wurde in Petersburg, wohin er ging, um der Kaiserin persönlich Vorschläge zu neuen und erweiterten Entwürfen zu machen, mit den größten Ehrenbezeigungen überhäuft; ja Katharina ermächtigte ihn, mit der ihm untergebenen Flotte jede Unternehmung zu wagen, ohne jemals eine Verantwortlichkeit fürchten zu dürfen.

Von einer neuen Seite nämlich, von Aegypten aus, eröffnete sich jetzt eine Aussicht, dem türkischen Reiche beizukommen. Ali Bey, ein Geor-

*) Orlow ließ von Hackert vier Bilder malen, welche diese furchtbare Begebenheit in vier verschiedenen Augenblicken darstellen; um der Phantasie zu Hülfe zu kommen, wurde auf der Rhede von Livorno vor den Augen des Malers ein Kriegsschiff in die Luft gesprengt.

Digitized by Google

gier von Geburt, war eines der Mamelucken-Häupter, welchen damals die Herrschaft über Aegypten unter der Aufsicht des Statthalters der Pforte gehörte. Er hatte aber bald die übrigen Beys aus dem Wege zu räumen oder zu unterdrücken gewußt, den türkischen Pascha vertrieben, dem Sultan den Gehorsam aufgekündigt und sich ganz Aegypten unterworfen. Damit nicht zufrieden, drang er auch in Palästina ein, bemächtigte sich verschiedener Plätze in Syrien und eroberte (im Mai 1771) Damaskus.

Die Pforte, schon allzusehr mit dem Kriege gegen die Russen beschäftigt, konnte nur mit geringem Nachdrucke gegen ihn handeln. Ali Bey suchte diesen Vortheil für sich zu vergrößern, indem er unmittelbar mit den Russen in Verbindung trat. Er versprach, keine Zufuhr nach Konstantinopel gehen zu lassen, und forderte von der russischen Flotte Unterstützung. Diese ward ihm gewährt. Russische Schiffe halfen Jaffa belagern, und im Sommer des Jahres 1772 erschien ein russisches Geschwader vor Damiette. Allein mitten unter diesen glücklichen Aussichten ward Ali von seinem Schwiegersohn, Ebu Seheb, aus Cairo vertrieben, und im Mai des folgenden Jahres von dessen Söldnern gefangen; drei Tage darauf starb er, an Gift oder an seinen Wunden.

Die russische Flotte mußte nun von Damiette unverrichteter Sache abziehen. Aber auch an anderen Orten richtete sie nichts Bedeutendes aus. Candia ward vergebens belagert, von Lemnos wurden die Russen durch ein kühnes und glückliches Unternehmen eines türkischen Heerführers wieder vertrieben, und am Ende war Paros die einzige Insel, die sie im Archipelagus besetzt hielten.

Der Landkrieg ermattete auch seit den großen Hauptschlägen des Jahres 1770. An der Donau ward ein bloßer Vertheidigungskrieg geführt. Dafür gelang es den Russen unter Dolgorucky im Jahre 1771 die Halbinsel Krim, die damals genau drei Jahrhunderte den osmanischen Kaisern unterthan war, zu erobern und durch kluge Beredung der tatarischen Oberhäupter die Unterwerfung derselben unter russische Hoheit zu bewerkstelligen. Bis dahin hatte der Sultan in Konstantinopel als der eigentliche Landesherr den jedesmaligen Chan als seinen Vasallen eingesetzt und zugleich als Chalif die Mufti's und Kadi's in der Krim bestellt. Nunmehr ging ein von den Russen eingesetzter Chan nach Petersburg der Kaiserin seine Huldigung darzubringen.

Digitized by Google

5. Die erste Theilung Polens*).

(1772.)

Die großen Fortschritte Rußland's beunruhigten alle Mächte, und auch den Bundesgenossen Katharinen's, den König von Preußen. Er hatte, kraft seines Bündnisses, die Hülfsgelder für das erste Jahr gezahlt; aber sein Wille war doch nicht, das schon so furchtbare Rußland noch mächtiger zu machen, um am Ende, wie Polen, Gesetze von ihm annehmen zu müssen. Ein Gegengewicht schien noth, und dies fand sich in Oesterreich. Joseph II., Theresien's Sohn, seit 1765, wo Franz I. gestorben war, römisch-deutscher Kaiser, hatte längst gewünscht, Friedrich einmal von Angesicht zu sehen. Jetzt ward zwischen Beiden eine Zusammenkunft zu Neiße auf den 25. August 1769 verabredet. Die Monarchen begegneten einander mit der größten Hochachtung und Vertraulichkeit. Joseph gestand freudig: „Nun sehe er seine Wünsche erfüllt, da er die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen." Friedrich, der in seinen Schriften vor allem an dem jungen Fürsten die natürliche Freimüthigkeit, den liebenswürdigen Charakter und die große Lebhaftigkeit rühmt, erklärte seinerseits: „er sehe diesen Tag als den schönsten seines Lebens an; denn er werde die Epoche der Vereinigung zweier Häuser ausmachen, die zu lange Feinde gewesen seien, und deren gegenseitiges Interesse es erfordere, sich einander eher beizustehen als aufzureiben." Der Kaiser versetzte: „für Oesterreich gebe es kein Schlesien mehr." Hierauf deutete er an: daß er freilich, so lange seine Mutter lebe, keinen großen Einfluß zu erlangen sich schmeicheln dürfe; doch erklärte er in Bezug auf die damalige Sachlage: weder er noch seine Mutter würden je zugeben, daß die Russen im Besitz der Wallachei und Moldau blieben. Am 28. August unterzeichneten sie einen geheimen Vertrag, kraft dessen sie sich verpflichteten, den zwischen Preußen und Oesterreich glücklich hergestellten Frieden mit aller Treue zu erhalten, und auch, wenn andere nicht vorherzusehende Unruhen dazu

*) Vgl. Sybel, Gesch. der Revolutionszeit, 2. Aufl. Bd. I. S. 156 ff. Häusser, Deutsche Gesch. 2. Aufl. Bd. I. S. 137. ff. Herrmann, Gesch. des russ. Staats, Bd. V. S. 355 ff. S. 508 ff. Bd. VI. S. 1. f. S. 103 ff. Schlözer, Fried. d. G. u. Kath. d. Zweite, 1859. Smitt, Fréd. II. Cathérine et le partage de la Pologne, 1861. Waitz, Preußen und die erste polnische Theilung, in Sybel's hist. Zeitsch. Bd. III. S. 1 ff. u. Bd. VI. S. 1. ff. Précis de la carrière diplom. du comte de Hertzberg, in Ad. Schmidt's Zeitsch. f. Gesch. Bd. I. S. 20 f. Preuß, Friedr. d. Gr. Bd. VI. S. 3 ff. Wir stimmen am meisten mit den drei Erstgenannten überein.

kämen, die vollkommenſte Neutralität in Anſehung ihrer gegenſeitigen Beſitzungen zu beobachten.

Im nächſten Jahre hielten die öſterreichiſchen Truppen ein Luſtlager bei Neuſtadt in Mähren, und hier machte Friedrich dem jungen Kaiſer am 3. September einen Gegenbeſuch. Er ging in der Artigkeit dabei ſo weit, daß er in öſterreichiſcher Uniform erſchien, und — was dem Kaiſer noch weit mehr ſchmeicheln mußte — er gab ihm vollſtändige Rechenſchaft von Allem, was er mit dem gleichfalls anweſenden Miniſter Kaunitz verhandelt hatte, eine Aufmerkſamkeit, deren Joſeph zu Wien nicht gewohnt war. Am zweiten Tage dieſer Zuſammenkunft traf ein Eilbote aus Conſtantinopel ein, mit der Bitte des geängſteten Großherrn an Preußen und Oeſterreich, die Vermittelung des Friedens mit Rußland zu übernehmen. Es geſchah; aber als Siegerin erhob Katharina ungeheure Forderungen, und die Vorſtellungen, welche Friedrich dagegen machte, blieben fruchtlos. Oeſterreich, welches die Moldau und Wallachei durchaus nicht in den Beſitz Rußland's kommen laſſen wollte, zog ein Heer zuſammen, und ließ auch in Polen Truppen einrücken, um die zipſer Geſpanſchaft zu beſetzen, weil dieſe, im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts durch Verpfändung an Polen gekommen, in früheren Zeiten zu Ungarn gehört hatte. Noch mehr, es unterhandelte mit den Türken über ein Bündniß. So ſchien ein großer europäiſcher Krieg dem Ausbruche nahe.

Um dieſe Zeit kam der Prinz Heinrich, des Königs von Preußen Bruder, nach Petersburg (Oct. 1770). Dieſer kluge Fürſt wußte ſich durch ſein geſchicktes Betragen das Vertrauen der Kaiſerin in hohem Grade zu erwerben. Einſt ſagte ihm Katharina im Unwillen über Oeſterreich's Verfahren: „es ſcheint, daß man in Polen ſich nur zu bücken braucht, um etwas fortzunehmen; wenn der Wiener Hof Polen zerſplittern will, ſo haben die anderen Nachbarn ein Recht, daſſelbe zu thun.“ Dieſen Gedanken einer Theilung Polen's ergriff der Prinz; er ſah darin ein Mittel, alle Schwierigkeiten zu löſen, und gab davon, mit Katharinen's Vorwiſſen, ſeinem Bruder Kunde, der alsbald mit Eifer darauf einging.

Bei den verrotteten Zuſtänden Polen's, bei der unverbeſſerlichen Junker- und Prieſterherrſchaft und bei ihrem völligen Mangel an nationalem Patriotismus, war die Idee einer Theilung des Landes ſchon ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts in und außerhalb Polen's genährt worden. Der ſchwediſche Diplomat, Graf Schlippenbach, ſchlug 1658 den Höfen von Wien, Berlin und Stockholm eine Beilegung ihrer

Digitized by Google

polniſchen Streitigkeiten, eine Theilung des Landes, das ſie veranlaßt, und eine Allianz vor, um ſich gegenſeitig in ihren Aneignungen zu behaupten. Wohl mit Rückſicht auf dieſes geheime Project, aber ohne es zu erwähnen, ſagte König Johann Kaſimir 1661 in einer Reichstagsrede mit Zuverſicht voraus, daß Polen bei ſeiner Anarchie einſt ſeinen Nachbarn als Beute verfallen werde*). Auch zur Zeit, da die ſpaniſche Monarchie getheilt ward (1714), war unter den öſtlichen Gewalten viel davon die Rede geweſen, nun die polniſchen Lande ebenfalls zu theilen. König Auguſt II. ſelbſt, indem er daran dachte ſeine Würde erblich zu machen, ging, um die Eiferſucht der Mächte zu beſchwichtigen, mit einer Theilung des Reiches um. Ueberhaupt war dieſe unſittliche Art der Politik, die aus habſüchtigem Egoismus mit den Intereſſen der Nationen Schacher trieb und mit allen Mitteln und Künſten nur auf Vergrößerung des Beſitzes bedacht war, leider keineswegs eine neue und unerhörte, ſondern eine ſehr alte und in den neueren Jahrhunderten von allen Mächten rückſichtslos geübte. Wie viele Theilungen hatten nicht Italien und Deutſchland erlitten! Es war noch neuerdings einer Theilung beider gleichgekommen, als 1735 Frankreich unter der Firma des Polenkönigs Leſzinsky das deutſche Reichsland Lothringen, und Oeſterreich unter der Firma des Hauſes Lothringen das italieniſche Toscana ſich aneignete. Nur hatte der Länderraub bisher meiſt in beſchönigenden Ausdrücken wie Tauſch, Entſchädigung, Reunion u. ſ. w. eine Bemäntelung geſucht und gefunden.

Friedrich wünſchte allerdings im Intereſſe ſeiner eigenen Staaten keine Erſtarkung, ſondern eher eine Auflöſung Polen's, die ihm eine Abrundung jener, militäriſch geſichertere Grenzen und vor allem eine Aufhebung der räumlichen Iſolirung ſeiner königlichen Provinz Preußen verhieß. Er hatte den Gedanken einer Erwerbung Weſtpreußen's ſeit Jahren mit ſich herumgetragen, ja ſchon als Kronprinz dieſelbe im Intereſſe der preußiſchen Staaten für nothwendig erklärt. Es erſchien ihm in der That als eine Lebensfrage für Preußen, ſich den Beſitz des untern Weichſelgebietes, der Verbindung zwiſchen Pommern und Oſtpreußen, zu ſichern. Ja die Wiedervereinigung des von Polen dem deutſchen Orden in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts entriſſenen Weſtpreußen's mit dem deutſch gebliebenen Oſtpreußen durfte als ein deutſch-nationales und zugleich als ein proteſtantiſches Intereſſe erſcheinen, als

*) Vgl. Rulhière, révolutions de Pologne, 4. éd. complétée p. Ostrowski, Paris 1862. T. I. p. 42 f.

Digitized by Google

die Wiederbefreiung einer Million Deutscher von einer verhaßten drückenden Fremdherrschaft, zu der sie durch Sprache, Religion und Gesittung in einem schroffen Gegensatz standen. Dazu kam für Friedrich eine andere Erwägung. Niemand war so durchdrungen, wie er, von der Ueberzeugung, daß die unaufhaltsame Anschwellung der russischen Macht nicht nur Preußen und Deutschland, sondern ganz Europa mit den größten Gefahren bedrohe; als das einzige Rettungsmittel erschien ihm eine mit der Zeit sich bildende Ligue aller bedeutenden Souveräne, um sich gemeinsam dem gefährlichen Andrange entgegenzustellen. Und nun sah er diese Macht gleichzeitig die Hand nach der Türkei und nach Polen ausstrecken, um beide zu verschlingen. Eine vollständige Zerrüttung des sogenannten europäischen Gleichgewichtes stand in Aussicht, und ein allgemeiner Krieg ohne Erfolg. Denn Frankreich und England waren in Unthätigkeit und Schwäche versunken; Oesterreich in seiner Politik unberechenbar und mehr nach der Seite der Türkei gewandt; er selbst, durch die früheren Kriege furchtbar erschöpft und von allen Seiten angefeindet, fühlte sich physisch außer Stande, die Ueberfluthung Polen's durch die russische Herrschaft, die Einverleibung desselben in das russische Reich oder die Vereinigung der polnischen Krone mit der russischen zu verhindern. Und doch würden in diesem Falle seine eigenen Staaten auf Tod und Leben gefährdet, und vor allem Ostpreußen mit fast unvermeidlichem Untergange bedroht gewesen sein. Eben um solcher Eventualitäten willen hatte er in früheren Jahren für die „Aufrechterhaltung der polnischen Verfassung und ihrer Grundgesetze" gewirkt, eine Clausel, die ihn nicht minder vor den Uebergriffen Rußland's, wie vor dem Andrange eines starken Polen's, sicher stellen sollte. Daher entschloß er sich jetzt, das geringere Uebel dem größeren vorzuziehen, und durch eigene Theilnahme an der russischen Politik diese selbst zu lähmen. Nur auf diese Weise glaubte er die Verschlingung des gesammten Polen's durch Rußland verhindern, das Gleichgewicht der östlichen Mächte erhalten, die Gefahr eines allgemeinen Krieges beseitigen, und dabei zugleich sich selbst einen längst erwünschten territorialen Zuwachs verschaffen zu können. Das waren die Gründe, weshalb er die nun der Theilung günstige Stimmung in Petersburg mit Freuden begrüßte und mit Eifer nährte.

Der österreichische Hof wurde von Preußen, während Rußland noch schwieg, zur Theilnahme eingeladen; doch Maria Theresia wollte anfangs von einer Theilung Polen's nichts hören; ihr Minister Kaunitz erklärte vielmehr, die österreichischen Truppen sollten sogleich aus diesem Lande zurückgerufen werden, sobald Rußland und Preußen die ihrigen zurück-

Digitized by Google

zögen. Rußland aber wollte das Pfand oder den Ersatz für die beabsichtigte Vergrößerung durch türkische Provinzen, dessen es sich durch die Besetzung Polen's versichert hatte, nicht aus der Hand geben. Dem österreichischen Kabinet wiederum war die Vorstellung, anstatt der Türken die Russen in der Moldau und Wallachei zu Nachbarn zu bekommen, so unerträglich, daß es entschlossen schien, wenn kein anderer Ausweg dies zu verhindern übrig bliebe, zu den Waffen zu greifen. Am 6. Juli 1771 schloß es einen geheimen Vertrag mit der Pforte ab, worin es versprach, gegen Ueberlassung der kleinen Wallachei Rußland zur Herausgabe aller Eroberungen, sowie zur Räumung Polen's, zu zwingen. Für den Fall des Krieges suchte Kaunitz den König von Preußen zur Neutralität zu bewegen. Aber dieser sah wohl ein, wie viel er, wenn er in solcher Lage den müßigen Zuschauer abgeben wollte, von seinem Ansehen einbüßen würde. Wiewohl er im Geheimen ebenfalls zu Gunsten der Pforte wirkte und nur widerwillig den Verpflichtungen seines Bündnisses mit Katharina nachkam, zeigte er sich doch entschlossen, sie zu unterstützen, und wurde nunmehr mit ihr über die Stücke von Polen, die Beide sich aneignen wollten, einig. Erst nach Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten kam man dahin; denn Rußland hatte für sich sehr viel gefordert, den Antheil des Königs dagegen vermindern und besonders Danzig ihm nicht zugestehen wollen.

Endlich, am 17. Februar 1772, wurde die geheime Uebereinkunft zwischen dem berliner und dem petersburger Hofe wegen der Theilung unterzeichnet. Rußland sollte alles Land zwischen der Düna, der Drutsch und dem Dnieper bekommen; Preußen das im Thorner Frieden (1466) von dem deutschen Ritterorden an Polen abgetretene Polnisch-Preußen (Westpreußen), mit Ausnahme von Danzig und Thorn, und einen Strich Landes von Großpolen (den Netzdistrict) nebst dem von Ostpreußen umschlossenen Bisthum Ermeland. Friedrich und Katharina verbürgten einander das Ihrige, und verstärkten ihr zeitheriges Schutz- und Trutzbündniß durch neue Bestimmungen.

Zu derselben Zeit gab der österreichische Hof den bisherigen Widerstand gegen die Theilung auf, nachdem Rußland ihm darüber Eröffnungen gemacht und zugleich (Dec. 1771) auf die Moldau und Wallachei verzichtet hatte. Im Grunde war Kaunitz längst entschlossen gewesen, auf die Theilung Polen's einzugehen; er hatte nur deshalb Widerstand geleistet, um einmal und vor allem in der türkischen Frage Rußland zum Weichen zu bringen, und dann um zugleich das Gehässige des Actes ganz auf Preußen und Rußland zurückfallen zu lassen; er er-

Digitized by Google

wartete eben nur jenen Verzicht des letzteren und dessen Einladung zum Beitritt, um sofort seine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben*). Denn er sowohl wie Joseph konnten doch nicht dem Reize widerstehen, die auf Abhaltung Rußland's von den türkischen Provinzen gerichtete Aufgabe ihrer Politik dadurch zu erreichen, daß Oesterreich selbst eine Länderstrecke von dem Umfange eines Königreichs gewann. Maria Theresia schrieb zwar ihrem Kanzler: „Es thue ihr leid, um ein lumpiges Stück von Polen Ehre und Reputation bei der Mit- und Nachwelt in die Schanze zu schlagen;" doch setzte sie hinzu, daß „sie allein nicht das zu hindern vermöge, was so viele kluge und weise Männer für gut und recht hielten." Und so wurden denn schon am 19. Februar und am 4. März 1772 besondere Verträge zwischen Preußen und Oesterreich sowie zwischen Oesterreich und Rußland abgeschlossen, die den Frieden und die Theilung sicherten. Ja Oesterreich ging von seiner anfänglichen Weigerung nunmehr zu unmäßigen Forderungen über, und erst nach manchen Weitläufigkeiten und Zwistigkeiten begnügte es sich mit dem Lande, welches fortan Galizien und Lodomirien genannt wurde.

Am 5. August 1772 ward der gemeinsame Theilungsvertrag von allen drei Mächten zu Petersburg unterzeichnet, nachdem jede von ihnen ihre Ansprüche schon thatsächlich geltend gemacht hatte. Der König von Polen sollte jetzt von den gefaßten Beschlüssen förmlich in Kenntniß gesetzt, ein Reichstag in Warschau ausgeschrieben, und die Republik zur Einwilligung in die Abtretung der besetzten Provinzen bewogen werden. Jede der drei Mächte ließ ein Manifest drucken, in welchem sie ihre Ansprüche an das Weggenommene dem Publicum vorlegte. Anfangs zeigten jedoch die Polen gerechten Trotz. Kein Landbote wollte nach Warschau kommen. Da drohte der wiener Hof, wenn sie sich nicht an einem bestimmten Tage einfänden, so würden die drei Mächte das ganze Land unter sich theilen. Zugleich rückten von jeder Macht zehntausend Mann in der Richtung auf Warschau vor; dabei wurde versprochen, diese Truppen zurückzuziehen, wenn die Polen sich in Güte fügten. Widerstand war unmöglich, und so erschienen die Landboten mit verhaltenem Unwillen und Zorn. Am 19. April 1773 ward der Reichstag eröffnet, und im September der Abtretungsvergleich unterzeichnet. Im folgenden Jahre (1774) kam nun auch der Friede zwischen Russen und Türken zu Stande.

---

*) Vergl. Dohm, Denkwürdigkeiten Th. I. Beil. A. Herrmann, a. a. O. Bd. V. S. 629 ff. S. 518. Waitz, a. a. O. Bd. VI. S. 8 f.

Digitized by

Es fehlte übrigens noch viel, daß die polnischen Angelegenheiten ganz beendigt gewesen wären. Die drei Mächte mischten sich alsbald auch in die inneren Angelegenheiten des gewaltthätig eingedämmten Reiches; und bei dem Abstecken der neuen Grenzen rückte jede Macht eine gute Strecke weiter hinaus, als gebilligt worden war, während sie sich ihrerseits über die Anmaßungen der Anderen beschwerte. Auch hier kam es vorzüglich auf Friedrich's Rechnung, daß die bereits wieder auflodernde Gluth der Eifersucht noch zu rechter Zeit, wiewohl erst nach Jahren, gelöscht ward. Durch den Theilungsakt wurde Rußland um 2200, Oesterreich um 1500, Preußen um 630 Quadratmeilen vergrößert. Wie Friedrich der Große den geringeren Zuwachs erwarb, so traf ihn auch in Wahrheit der geringere Vorwurf; denn seine Stellung allein war eine wirklich gefährdete, sein Ziel und Anspruch in der geschichtlichen Vergangenheit am meisten begründet, und die Verfolgung desselben im Interesse Preußen's und Deutschland's an sich sogar ein Recht, eine Pflicht und ein Verdienst; beklagenswerth waren nur die besonderen Umstände, unter denen, und die besonderen Mittel, womit er das Ziel schließlich verfolgen zu müssen oder zu dürfen glaubte. Dennoch fiel auf ihn der größte Antheil an dem Gehässigen der That, worüber er, der öffentlichen Meinung gegenüber, sich bitter, wiewohl vergeblich beschwerte *).

Denn überall in Europa machten die Vorgänge in Polen einen tiefen Eindruck und erweckte für dasselbe eine größere Theilnahme, als es je besessen und bei seiner inneren Entartung verdient hatte. Werden sich doch immer für gewaltsam unterdrückte Völker Sympathien regen, wie sehr sie auch selbst ihr Schicksal verschuldet haben mögen! Unzweifelhaft war die Theilung Polen's ein Akt des Länderraubes, wie er nur allzuoft, und noch neuerdings von Ludwig XIV. und anderen Fürsten geübt worden; wenn sie nicht so leicht verschmerzt und strenger verurtheilt wurde wie ähnliche Akte früherer Zeiten, so beweist dies vor allem, wie sehr inzwischen die sittliche Bildung solchen Thaten der Poli-

*) Am 9. October 1773 schrieb Friedrich an Voltaire: Je sais que l'Europe croit assez généralement, que le partage qu'on a fait de la Pologne est une suite des manigances qu'on m'attribue; cependant rien n'est plus faux. Après avoir proposé vainement des tempéramens différens, il fallut recourir à ce partage, comme à l'unique moyen d'éviter une guerre générale. Les apparences sont trompeuses, et le public ne juge que par elles. Ce que je vous dis est aussi vrai que la 48. proposition d'Euclide.

tik gegenüber vorgeschritten war. In Einer Beziehung gestaltete sich für die Polen selbst die bittere äußere Erfahrung zu einem Förderniß: sie stachelte endlich zur innern Selbsterkenntniß auf. Denn seitdem erst wurde den Polen ihre allzulange Selbstverblendung allmählig klar; nun erst keimte in ihnen das Bewußtsein, daß sie in ihren Staatseinrichtungen um Jahrhunderte zurückgeblieben, daß sie mitten in einem Systeme von centralisirten Staatskörpern durch ihre inneren Zerwürfnisse sich selbst der völligen Ohnmacht nach außen preisgegeben; und nun erst begann neben dem wuchernden Erbe des Eigennutzes und der Parteisucht ein opferfähiger nationaler Patriotismus zu reifen. Freilich allzuspät und allzulangsam, um die rasch hereinbrechenden Consequenzen der ersten Theilung mit Erfolg abzuwehren.

---

6. Fortgang und Ende des Krieges Katharina's II. mit der Pforte.

(1772—1774.)

Durch ihre Verluste erschreckt und über die Theilung Polen's betroffen, wünschte die Pforte den Krieg zu endigen, und forderte den preußischen und österreichischen Hof zur Vermittelung auf. Der letztere, nachdem er die Zurückgabe der Moldau und Wallachei durchgesetzt und sich mit Rußland über Polen geeinigt hatte, war nur noch bedacht, sich seinen weitergehenden Verpflichtungen gegen die Pforte zu entziehen, in dem er sie zum Frieden drängte. Es wurde auch wirklich, nach dem Abschluß eines Waffenstillstandes (10. Juni 1772), eine Unterhandlung zu Fokschani eröffnet und zu Bukarest fortgesetzt, in deren Folge der Waffenstillstand bis zum 1. April 1773 verlängert ward. Russischer Seits erschien Gregor Orlow mit dem Glanze eines unabhängigen Fürsten. Er verwarf sogleich im Namen seiner Kaiserin alle vermittelnde Einmischung fremder Mächte, und stellte die Unabhängigkeit der Krim als erste vorläufige Bedingung auf. Da sich indeß die Pforte beharrlich dagegen sträubte, so zerschlugen sich die Conferenzen ohne Resultat.

Die Russen zogen, nachdem die Unterhandlung abgebrochen und der Waffenstillstand abgelaufen war, abermals über die Donau; Romanzow griff Silistria an, wurde aber von den Türken geschlagen und mit großem Verlust zurückgetrieben. Auch ein zweiter Versuch, über die

Digitized by Google

Donau vorzudringen, mißglückte. Da in eben diesem Jahre die Empörung Pugatschew's ausbrach, so gerieth Rußland selbst in Verlegenheit, und ließ nun seinerseits den Türken Frieden antragen. Allein der neue Sultan Abdul Hamed glaubte jetzt einen großen Schlag ausführen zu können, und wies den Antrag zurück.

Bedeutende Zurüstungen geschahen, um mit drei Heeren über die Donau zu gehen. Die Russen kamen aber zuvor. Sie rückten im Sommer 1774 bis in die Nähe von Schumla, und umringten den Großvezir in seinem Lager, so daß ihm der Rückzug nach Adrianopel abgeschnitten war und kein anderes Rettungsmittel als der Friede übrig blieb. Da die Russen jetzt gemäßigter auftraten, so kam derselbe nach einer Unterhandlung von zwei Tagen, zu Kutschuck-Kainardsche, am 21. Juli 1774 zu Stande. Außer der den Russen auf allen türkischen Gewässern eingeräumten freien Schifffahrt, willigten die Türken in die von Rußland geforderte Unabhängigkeit der Tataren in der Krim, in Budjak und im Kuban, und traten den Siegern, die alle übrigen Eroberungen zurückgaben, die Festungen Kertsch und Jenikale in der Krim, sowie Kinburn an der Mündung des Dnieper ab.

Wenn auch dieser Erfolg des Krieges für Rußland unbedeutend schien, so lag doch darin der Keim zu künftigen größeren Vortheilen; die Unabhängigkeit der Krim gewährte den Russen auf dies schöne und wohlgelegene Land einen Einfluß, der endlich dessen völlige Unterwerfung herbeiführen mußte. In Polen aber hatte Katharina nicht nur eine ansehnliche Länderstrecke gewonnen, sondern inzwischen auch über den Rest des Königreichs ihre Herrschaft gesichert durch Aufzwingung einer neuen Verfassung, kraft deren ein immerwährender Rath, ohne Theilnahme des Königs aus dem Adel der Woiwodschaften gewählt, mit und neben dem Könige für die Vollziehung der Gesetze wie für die Bestallung der geistlichen und weltlichen Aemter sorgen und eigentlich die königliche Macht üben sollte. Es blieb dem Könige nur der Name; die Russen, unter deren Einfluß der immerwährende Rath stand, besaßen die wirkliche Macht.

In einer friedlicheren und ehrenvolleren Weise gelang es Katharinen sich Dänemark durch die Bande der Dankbarkeit unterwürfig zu machen. Der Gottorpsche Antheil an Schleswig und Holstein war durch den Tod Peter's des Dritten auf den Großfürsten Paul übergegangen. Die dänische Regierung bot Alles auf, sich dieser Nachbarschaft zu entledigen, und bereits im Jahre 1767 gelang es dem Grafen Hartwig von Bernstorf, mit Hülfe großer Geldsummen, einen Vertrag mit

Digitized by Google

der Kaiserin wegen Ueberlassung des russischen Herzogthums an Dänemark einzuleiten. Die Ausführung wurde aber durch die Minderjährigkeit des Großfürsten verzögert und durch den inzwischen erfolgten Eintritt des Ministeriums Struensee gestört. Erst nach dem Sturze des Letztern vollzog der jüngere Bernstorf im Jahre 1773 den von seinem Oheim eingeleiteten Vertrag. Kraft desselben leisteten Katharina und der Großfürst auf Schleswig Verzicht, und traten den Gottorpschen Antheil an Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, die Stammlande des dänischen Königshauses, ab. Diese erhob der deutsche Kaiser zu einem Herzogthume, welches der russische Hof dem Fürstbischofe von Lübeck, von der jüngern Linie des holsteinischen Hauses, überließ. Dänemark trat seit dieser Zeit in ein beständiges Bündniß mit Rußland, und nahm, wenn ein Krieg des letztern gegen Schweden drohte oder ausbrach, durch Rüstungen oder Einfälle Theil.

---

7. Dänemark's Umformung unter Struensee und dessen Sturz.

Die politische Bedeutsamkeit Dänemark's war, seitdem Rußland im Norden Europa's ein so entschiedenes Uebergewicht gewonnen hatte, sehr vermindert worden, und wiewohl die Eifersucht zwischen Schweden und Dänemark den Verlust ihrer beiderseitigen Größe überlebt hatte, kam es doch unter ihnen zu keiner offenen Fehde mehr. Dänemark's Friedstand ward seit Beendigung des nordischen Krieges siebzig Jahre lang nicht unterbrochen. Die Könige Friedrich IV. (gest. 1730), Christian VI. (gest. 1746) und Friedrich V. (gest. 1766) waren gutmeinende, auf die Wohlfahrt ihrer Unterthanen bedachte Fürsten. Der Letztere hatte an dem Grafen Hartwig von Bernstorf einen ausgezeichneten Minister, der durch seine Staatsverwaltung der dänischen Regierung allgemeine Achtung erwarb. An dem siebenjährigen Kriege in Deutschland nahm dieselbe, vieler Aufforderungen ungeachtet, keinen Theil; dafür gewährte sie dem Dichter Klopstock, dem sein Vaterland zwar Bewunderung spendete, aber kein Brot gab, durch ein Jahrgehalt die zur Vollendung seines Messias erforderliche Muße; sie sandte auch eine Gesellschaft von Naturkundigen, Astronomen und Gottesgelehrten nach dem Orient, um durch Untersuchung der Natur- und Länderbeschaffenheit Verständniß und Auslegung der heiligen Bücher zu erleichtern und

Digitized by Google

von Irthümern zu befreien. Niebuhrs (des Aeltern) Reiſebeſchreibung iſt die gehaltvolle Frucht dieſes Unternehmens.

König Chriſtian VII., geboren 1749, beſtieg im Jahre 1766 als ſiebzehnjähriger Jüngling den Thron. Nachdem er noch in demſelben Jahre mit Karoline Mathilde, der Schweſter des Königs Georg III. von England, vermählt worden war, hielt es der Graf von Bernſtorf zur Ausbildung des jungen Monarchen für vortheilhaft, ihn auf Reiſen zu ſchicken, was bei Königen damals etwas ganz Unerhörtes war. Auf dieſer Reiſe lernte der König in den Jahren 1768 und 1769 Deutſchland, Holland, England und Frankreich kennen, und ward überall als wohl unterrichtet gerühmt, auch in Oxford zum Doctor creirt. In ſeinem Reiſegefolge befand ſich als Leibarzt der Doctor Johann Friedrich Struenſee, vorher Stadt- und Landphyſikus in Altona, ein junger Mann von Geiſt, der durch pietiſtiſche Unterweiſung im halliſchen Waiſenhauſe auf den entgegengeſetzten Weg des Unglaubens getrieben und ein eifriger Freund der von den damaligen Wortführern der franzöſiſchen Litteratur aufgeſtellten Grundſätzen und Lehren geworden war. Nach Beendigung der Reiſe blieb er als Leibarzt und Vorleſer des Königs am Hofe. Der Monarch legte nach und nach große Schwäche und entſchiedene Abhängigkeit von denen, die ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen wußten, an den Tag; dies, und der Umſtand, daß außer der regierenden Königin noch zwei Königinnen-Mütter, die Großmutter und die Stiefmutter des Königs, am Leben waren, machte das Spiel der gewöhnlichen Hofränke und Hofparteiungen ſehr lebhaft. Karoline Mathilde, durch das abgemeſſene Betragen gekränkt, welches der König auf Eingebung ſeines damaligen Lieblings, des Grafen Holk, gegen ſie annahm, und durch das rückſichtsloſe Benehmen dieſes Lieblings ſelbſt vielfach beleidigt, wurde überraſcht, als ſie in dem Leibarzte, den ſie anfangs als ein Geſchöpf Holk's mit verdrießlichen Augen angeſehen hatte, Ehrfurcht und Ergebenheit gegen ſich wahrnahm. Bald ſchenkte ſie ihm ihr Vertrauen. Es gelang ihm, zwiſchen den Ehegatten ein beſſeres Verhältniß herzuſtellen; er impfte dem Kronprinzen die Blattern und ſtieg immer höher in Gunſt. Zum Kabinetsſecretär der Königin mit dem Titel Conferenzrath ernannt, begleitete er den Hof auf deſſen Reiſen in die Herzogthümer und erlangte Einfluß auf die Staatsverwaltung. Plötzlich wurde der Graf Holk entfernt, dann Bernſtorf's Gegner, Ranzau, zurückgerufen, endlich nach einem verunglückten Kriegszuge der Dänen gegen Algier, der zwei Millionen koſtete, ohne den beabſichtigten Zweck zu erreichen, Bernſtorf (im September 1770) entlaſſen. Nicht nur ſein Freund und Hausge-

Digitized by Google

nosse Klopstock begleitete ihn aus Kopenhagen, sondern auch die Achtung und Trauer der Nation. Seine Stelle blieb offen. Den fremden Ministern wurde angezeigt, daß sie sich in allen Gelegenheiten an den König schriftlich zu wenden hätten. Um das Publikum über den Abgang des Ministers zu trösten, erschien am Tage darauf ein königliches Reskript, durch welches die Bücher-Censur aufgehoben und eine vollkommene Preßfreiheit eingeführt ward. Es war dies der erste Act der Herrschaft Struensee's, der schon alle Entschlüsse des Königs bestimmte.

Die Grundsätze dieses neuen Gewalthabers waren aus der philosophisch-materialistischen Schule entlehnt, zu der sich damals fast alle Männer von Geist in Europa bekannten, und ausschließend auf Förderung und zweckmäßige Einrichtung des äußern Lebens gerichtet; sie waren das Gegengift gegen die Erstarrung, in welche bis zur Mitte des Jahrhunderts, nachdem die älteren Elemente und Formen des kirchlichen und politischen Lebens allmählig ihre Bedeutung verloren hatten, Staaten und Völker versunken waren. In Dänemark galt es die Abschaffung der Mißbräuche, die unter der unumschränkten Monarchie und unter schwachen Königen das Hof- und Beamtenwesen durchdrungen hatten; und insofern konnte die Ausführung jener Grundsätze sehr wohlthätig werden. Struensee wollte Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalte stiften. Zu diesem Behufe wurden die Etats für den Hof von den Etats für den Staat gesondert und die jährlichen Ausgaben festgesetzt; es wurden mehrere überflüssige oder für überflüssig gehaltene Beamte entlassen, einige allzu hohe Gnadengehalte heruntergesetzt, die Unterstützungsgelder aus Staatsfonds zum erkünstelten Bestande solcher Fabriken, die sich nicht selbst zu erhalten vermochten, eingezogen, die Domänen nicht mehr kostspielig verwaltet, sondern einträglich verpachtet. Weiter beabsichtigte der Minister Einsetzung gleicher Gerichtshöfe für alle Staatsbürger, Abkürzung des Rechtsganges und Abschaffung der Sporteln. Er wollte ferner die große Zahl unnützer Schiffe vermindern, den Adel gewöhnen, wie in alten Zeiten auf seinen Gütern zu leben, anstatt sich am Hofe in der Hoffnung auf Anstellung zu Grunde zu richten. Die Aemter sollten nach den Vorschlägen der Behörden, nicht nach Empfehlungen bei Hofe besetzt, Vorrechte gar nicht, Auszeichnungen und Pensionen nur selten ertheilt werden. Nach der Ansicht, daß der Zwang nur Heuchler bilde und reichen Leuten den Aufenthalt in der Hauptstadt verleide, wurde die kirchenpolizeiliche Aufsicht über die Sitten aufgehoben. Aber nicht nur uneheliche Schwangere sahen sich ferner nicht mehr beschimpfenden Strafen ausgesetzt; es wurden auch, zum

Digitized by Google

Aerger ſtrengſinniger Frommen, Häuſer der Wolluſt, wenn nicht errichtet, doch geduldet.

Im Ganzen waren es dieſelben Grundſätze und Anſichten, nach welchen Friedrich und Joſeph ihre Staaten verwalteten. Aber Monarchen, welche nach eigener Einſicht Reformen unternehmen und mit eigener Kraft durchführen, haben leichteres Spiel wie ein aus den mittleren Regionen der Geſellſchaft emporgehobener Miniſter, der im Namen eines ſchwachen Königs den Kampf gegen eine Adels- und Beamtenherrſchaft beginnen und durchführen will. Nachdem in Dänemark im Jahre 1660 das Reichsſtändeweſen aufgehoben und die Königsmacht für unumſchränkt erklärt worden war, hatte die Monarchie ſich durch Verwaltungsbehörden und Geſellſchaftsſtände beſchränkt. Das geheime Conſeil, obwohl nur aus Miniſtern und Räthen königlicher Ernennung beſtehend, genoß eines Anſehens, welches dem der vormaligen Reichsſtände gleichkam. Von den zwei Hauptverwaltungsbehörden, der däniſchen und deutſchen Kanzlei, desgleichen vom auswärtigen Departement, wurde an daſſelbe berichtet und ſogar von Gerichtshöfen appellirt. Indeß war es leichter, eine königliche Behörde, als eine Ständeverſammlung aufzulöſen. Eine neue Inſtruction, nach welcher im Conſeil künftig nicht nach Stimmenmehrheit entſchieden und keine Verfügungen mehr ausgefertigt werden, ſondern jedes Mitglied dem Könige, im Falle der Nichtanweſenheit deſſelben ſein Votum ſchriftlich übergeben und auf keinen andern Rang als den er außer dem Conſeil habe, Anſpruch machen ſolle, vernichtete die Bedeutſamkeit, die der Staatsrath durch ſeine collegialiſche Verfaſſung erlangt hatte.

Von nun an drängten ſich die Cabinetsbefehle, wodurch alte Einrichtungen mit neuen vertauſcht wurden. Die dritten Feiertage der großen Kirchenfeſte und einige aus der katholiſchen Zeit übrig gebliebene Heiligenfeſte wurden theils aufgehoben, theils auf die nächſtfolgenden Sonntage verlegt. Es wurde eine Anſtalt zur Aufnahme für ſechshundert von ihren Eltern aus Scham oder Armuth verlaſſene Kinder geſtiftet und zur Deckung der Koſten eine Auflage auf Pferde und Kutſchen gemacht. Kurz vor dem Schluſſe des Jahres wurde das geheime Conſeil ganz aufgelöſt, und in dem deshalb ausgefertigten Cabinetsbefehle als Grund angegeben, daß bei einer ſouveränen Regierung die Staatsangelegenheiten erſchwert, verwirrt und in der Ausführung aufgehalten würden, wenn viele Perſonen vornehmen Standes Antheil an der Führung derſelben nähmen und Einfluß gewönnen; der König hebe daher das Conſeil auf, um der Regierungsform ihre natürliche und weſentliche Rein-

heit wieder zu geben. Die ſeitherigen Mitglieder des Conſeils wurden aber nicht bloß dieſer Mitgliedſchaft, ſondern auch ihrer übrigen Aemter, und zwar, mit Ausnahme eines Einzigen, der eine Frau vom Hofe zur Fürſprecherin hatte, ohne Penſion entlaſſen.

Die gänzliche Freigebung der Preſſe war eine Maßregel, die zu einer Zeit, wo Struenſee ſo viele Feinde gegen ſich weckte, großem Bedenken hätte unterliegen ſollen, da die Waffen derſelben ſo leicht gegen ihn gekehrt werden konnten. Aber Eifer, die Grundſätze einer aufgeklärten Staatslehre recht bald zur Vollziehung zu bringen, ließ ihn über die Bedenken der Klugheit hinwegſehen. Noch unbeſonnener war es, daß er der verdrängten Partei durch Einführung des Gebrauchs der deutſchen Sprache, bei Ausfertigung aller königlichen Befehle, in dem däniſchen Nationalgefühl einen mächtigen Bundesgenoſſen gab. Vorher waren nur diejenigen Befehle in deutſcher Sprache erlaſſen wurden, welche die deutſchen Länder betrafen: die Ausdehnung dieſes Gebrauchs auf alle eigentlich däniſchen Angelegenheiten mußte böſes Blut machen, wenn auch die Entſchuldigung Struenſee's, daß er nicht Zeit habe, die däniſche Sprache zu lernen, nicht ungegründet war. Mit einem ſtrengen Geſetze wegen Stempelpapiers ſtand es in keinem Einklange, daß die Gewalthaber zum Geburtstage des Königs Gold- und Silbermünzen unter das Volk warfen und das Volk mit Wein aus Springbrunnen bewirthen ließen. Um im Militair eine Stütze zu haben, ernannte Struenſee einen jungen däniſchen Officier, Namens Falkenſkiold, der den Ruſſen gegen die Türken gedient hatte und ihm befreundet war, zum Oberſten und Chef des Leibregiments zu Fuß.

Bei der Perſon des Königs wurde, anſtatt der früheren Lieblinge, ein anderer Freund Struenſee's, der ehemalige Kammerjunker Brandt aus einer alten Adelsfamilie, deſſen Hauptvorzug ein Talent zum Spaßmachen war, angeſtellt. Schon mit den früheren Lieblingen hatte ſich Chriſtian der Siebente in einem ganz ungezwungenen Verkehr gefallen, und verlangt, daß ſie in ihm den König ganz vergeſſen ſollten. Da dasſelbe mit Brandt geſchah, bediente ſich derſelbe der ihm zur Pflicht gemachten Freiheit, erſchien zuweilen im Puderrocke vor dem Könige und ging pfeifend im Zimmer deſſelben auf und ab. Er ſelbſt aber, der Gegner und Nachfolger Holk's, fühlte ſich durch dieſes Verhältniß wenig beglückt, da ſeine Abhängigkeit ſehr groß war, und da er in Struenſee, den er ſelbſt früher zum Leibarzte empfohlen hatte, mit einem gewiſſen Verdruſſe ſeinen Gebieter erkennen mußte.

Am 14. Juli 1771 ernannte der König den zeitherigen Conferenz-

rath Struenſee zum Geheimen Cabinetsminiſter, und trug ihm ſelbſt die Entwerfung der darüber auszufertigenden Cabinetsordre auf. Demnach ſollte der Miniſter alle Befehle, die der König ihm geben würde, ſo wie es der Sinn Seiner Majeſtät wäre, abfaſſen, und ſie entweder dem Könige zur Unterſchrift vorlegen, oder im Namen des Königs unter dem Cabinetsſiegel ausfertigen. Wöchentlich ſollten dem Könige Auszüge von den ausgefertigten Cabinetsordres zur Genehmigung vorgelegt werden. Die auf dieſe Art ausgefertigten Cabinetsordres ſollten dieſelbe Gültigkeit, als die vom König eigenhändig geſchriebenen, haben, und ſofort ſowohl von den Collegien als von den Unterbeamten befolgt werden. Der That nach war dieſe Gewalt dieſelbe, welche vor und nach Struenſee Miniſter in anderen Staaten geübt haben; das Außerordentliche lag in der Form, daß eigentliche Cabinetsbefehle durch den Miniſter allein, ohne Unterſchrift des Königs, ausgefertigt werden ſollten*). Das hiegegen erhobene Bedenken, ob ſolche Uebertragung der königlichen Gewalt an einen Staatsdiener dem Königsgeſetze gemäß ſei, wurde durch die Bemerkung niedergeſchlagen, daß es von dem Wohlgefallen eines unumſchränkten Königs abhängen müſſe, ob er ſelbſt einen Befehl unterzeichnen, oder einen Andern beauftragen wolle, dieſes Geſchäft für ihn zu verrichten. Die nächſte Aeußerung dieſer Allgewalt war, daß Struenſee und Brandt in den Grafenſtand erhoben wurden.

Es lag im Weſen aller derartiger Reformen, wie es die von Struenſee vorgenommenen waren, daß ſie ihrem Urheber alle diejenigen zu Feinden machten, die durch ſie Macht und Einkünfte, oder die Hoffnung einſt zu beiden zu gelangen, verloren. Zu ſeinem Unglück gingen dem Miniſter diejenigen Eigenſchaften ab, durch welche Furcht erregt und erhalten wird. Ein gewiſſer Grad von Eigenſinn und Querköpfigkeit iſt zu dieſem Zwecke ſo nützlich, daß große Männer denſelben zuweilen erkünſtelt haben, um ſich des Gehorſams und der Ergebenheit ihrer Diener oder Anhänger zu verſichern. Struenſee in ſeiner Gutmüthigkeit und Schwäche verſtand nicht einmal, ſeine nächſten Freunde und Gehülfen wie Ranzau, Gähler, Sturz und Brandt, in der gehörigen Ergebenheit, geſchweige Dienſtbarkeit zu erhalten. Brandt empfing von Seiten der feindlichen Partei Drohbriefe, die ſeinen Mißmuth vermehrten, ohne ihn doch zu beſtimmen, ſeinen Freund auf die ſich thürmenden Wolken aufmerkſam zu machen. Die Mißgunſt gegen Struenſee warf ſich

*) Im preußiſchen Staate wurden die Verfügungen der Miniſter ehemals unter der Firma „Auf Sr. Königl. Majeſtät Spezialbefehl“ ausgefertigt.

Digitized by Google

besonders auf sein Verhältniß zur Königin und bezeichnete dasselbe nach der Wahrscheinlichkeit, daß die junge, geistreiche Frau an ihrem Gemal kein Gefallen finden könne, als verbotenen Umgang. Dem Unwillen gegen den reformirenden Minister war eine Anklage willkommen, wodurch demselben ein Verbrechen gegen seinen Herrn und Wohlthäter aufgebürdet und der Haß des Volkes gegen ihn als den Verführer der Königin aufgereizt ward.

Ein besonderer Vorfall, welcher Struensee's Mangel an Muth verrieth, benahm diesem Hasse den Zügel der Furcht, der ihn sonst unschädlich gemacht hätte. In Gemäßheit des Systems der Ersparungen waren bei der Admiralitäts-Verwaltung die Unterbeamten beim Rechnungs- und Cassenwesen vermindert und die Geschäfte derselben den Hauptleuten aufgelegt worden. Die Folge war, daß den Soldaten der Besatzung und den Matrosen der Flotte ihr Sold und Brot nicht richtig verabfolgt ward; darüber entstanden zuerst unter den Dragonern der Garde, dann unter den Seeleuten Unruhen. Am 10. September 1771 zog ein Haufe der Letzteren, der seit mehreren Wochen um Brot gebettelt hatte, nach Hirschholm, der Residenz des Hofes. Einem Seelieutenant, der ihnen begegnete und sie um ihre Ansicht befragte, antworteten sie: „Wir wollen zu unserm Vater," — so nennen die Norweger den König — „der soll uns anhören und uns helfen." Auf diese Nachricht flüchtete der Hof durch ein Hinterthor nach dem eine halbe Meile entfernten Schlosse Sophienberg. Er rathschlagte, ob nicht noch weiter nach Helsingör zu flüchten wäre, als die Matrosen in den Schloßhof traten. Nun wurden Dragoner gegen sie abgeschickt, und dem Anführer derselben, der ihnen gut zuredete, gelang es, sie zur Rückkehr in die Stadt zu bewegen. Hier erhielten sie Branntwein und Geld, zu dem vorher verkürzten Solde noch eine Zulage, und wurden dann in ihre Heimath entlassen.

Dieser Vorgang bekundete selbst dem großen Publikum die Schwäche des Ministers, und die Belohnung, welche Unruhstifter erhalten hatten, reizte andere zur Nachahmung auf. Vierzehn Tage später zogen hundertundzwanzig Seidenwebergesellen, welche durch Einstellung der königlichen Seidenfabriken außer Arbeit gesetzt worden waren, nach Hirschholm und forderten Brot. Der geschreckte Minister versprach den Fortbestand der Fabriken, bis ein anderer Nahrungszweig für sie gefunden sein werde. Vier Tage darauf gab er den Arbeitern im Holme ein Fest, bei welchem sie nebst ihren Weibern und Kindern förmlich bewirthet wurden. Vorher hatte man ihnen mehrere kleinliche Einschränkungen auf-

Digitized by Google

gelegt, und unter anderen einen Theil ihres Wochenlohnes für den Sonntag in Abzug gebracht. Daß aus der Furcht vor dem Eindruck dieſer Maßnahmen jene plötzliche Freigebigkeit hervorgegangen ſei, wurde ſo wenig bezweifelt, daß man den gebratenen Ochſen, der das Hauptgericht ausmachte, ſpottend den Sühnochſen nannte. Der Hof, deſſen Gegenwart bei dem Feſte durch die Zeitungen vorher verkündigt worden war, blieb jedoch unerwartet aus. Auch dies, wie vieles Andere, wurde auf Furchtſamkeit des Miniſters gedeutet, und ſteigerte den Muth ſeiner Feinde.

Inzwiſchen gab der König immer ſichtbarere Beweiſe von Gedankenloſigkeit und Geiſtesſchwäche. Er hatte es gern, wenn ſeine Lieblinge ſich mit ihm herumbalgten, und wurde durch ihre Weigerung heftig erzürnt. Brandt, über den er deshalb gegen Struenſee mit Verachtung als über einen Feigherzigen ſprach, erhielt daher von Struenſee ſelbſt den Rath, ihm hierin zu Gefallen zu ſein; darauf ging Brandt eines Abends in das Zimmer des Königs, und forderte ihn auf, ihm Genugthuung zu geben. Chriſtian ging ſogleich auf ihn los. Bei dem nun entſtandenen Ringen biß Brandt ſeinen Gegner in den Finger und verletzte ihn am Halſe; dann drängte er ihn an die Wand und hielt ihn dort feſt, bis er für ſich bat. Die Kämpfer ſchieden als gute Freunde. Als Brandt dieſen Auftritt dem Miniſter erzählte, ſagte dieſer: „Es iſt gut. Sie werden nun Ruhe haben.“ Ein paar Wochen ſpäter ward Brandt zum Großmeiſter der Garderobe des Königs ernannt und erhielt die Aufſicht über alle Schauſpiele und Vergnügungen des Hofes, desgleichen über die geſammte zur perſönlichen Bedienung des Königs beſtimmte Dienerſchaft. Struenſee kannte das Herz dieſes Fürſten zu gut, um nicht zu wiſſen, daß er Niemand liebte, und daß ſeine Gunſt nur eine Furcht oder eine gefühlloſe Neigung gegen diejenigen war, die ihn zu beherrſchen wußten, oder ſich bei ihm durch Theilnahme an ſeinen kindiſchen Unterhaltungen einſchmeichelten. Er beurtheilte die Zerrüttung ſeines Verſtandes zu richtig, um nicht zu wiſſen, daß er in einem Augenblicke zu den fürchterlichſten Maßregeln gegen die jetzigen Inhaber ſeiner Gunſt bewogen werden könnte. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde alſo verlängert, und der König nie ohne die Vertrauten der Königin und des Miniſters gelaſſen. Graf Brandt und Leibarzt Berger durften ihn nicht aus den Augen verlieren. Seine eigentliche Geſellſchaft beſtand in einem jungen Mohren und einer kleinen Mohrin von zehn Jahren. Keine Statüe im Garten, kein Fenſter im Schloſſe, kein Stuhl in den Zimmern war bei ihren lärmenden Spielen ſicher.

Digitized by Google

In seiner gefährlichen Stellung als Träger der Gewalt und Wächter eines in den Geisteszustand der Kindheit versetzten Monarchen, belastet mit dem Hasse des Volks und mit dem Scheine eines Vorwurfes, der nach den Sitten und der Denkungsart des Nordens schwerer als in Frankreich und Italien wog, suchte Struensee die bangen Ahnungen, die ihn ängstigten, durch Gewaltschritte zu übertäuben. Mittelst eines Cabinetsbefehls vom 21. December 1771 wurde die königliche Leibgarde zu Fuß, eine angesehene, aus lauter Norwegern bestehende Schaar, aufgelöst und die Mannschaft an andere Regimenter überwiesen. Hätte dieser Maßregel Mißtrauen gegen die Treue der Truppen zu Grunde gelegen, so würde sie vielleicht als übertriebene Vorsicht einigermaßen Rechtfertigung gefunden haben; es scheint aber, daß zu einem solchen Mißtrauen keine besondere Veranlassung gegeben war, und daß nur die Neuerungssucht oder grundsätzliche Abneigung gegen derartige privilegirte Truppenkörper die Anordnung dictirt hatte. Die Art der Ausführung war noch übler berechnet. Das ganze Corps wurde auf einem Marktplatze versammelt, um den Befehl, daß es aufgelöst und unter andere Regimenter vertheilt werden sollte, zu vernehmen. Bei Vorlesung desselben durchlief ein drohendes Murren die Glieder. Als darauf die Fahne eingezogen und hinweggetragen wurde, erhob sich ein allgemeines Geschrei: „Die Fahne gehört uns. Wir haben zu ihr geschworen. Wir wollen sie behalten oder verlangen unsern Abschied.“ Bald stand der Aufruhr in hellen Flammen. Die Garden zogen mit der zurückgenommenen Fahne nach dem Schlosse, stießen das Thor ein, verjagten die Soldaten der Wache und besetzten dieselbe. Zwar wurden nun pflichtgetreue Truppen herbeigeholt und die Aufrührer umzingelt; der Minister aber wagte es nicht, ernste Befehle zu ertheilen, sondern ließ mit den Rebellen unterhandeln. Sie verlangten, jedem Einzelnen müsse ein förmlicher Abschied eingehändigt werden, und setzten ihre Forderung durch. Struensee ließ in der größten Eile dergleichen Abschiede drucken und vom Könige unterschreiben; sie enthielten, außer der gänzlichen Entlassung, für jeden Mann die Zusage eines Geschenkes von drei Reichsthalern und Erlaß der erhaltenen Vorschüsse. Auch seine Uniform durfte Jeder behalten. Hierauf zogen die Garden als Sieger über ihren Monarchen und seinen Minister vom Schlosse ab, nachdem sie dasselbe vierundzwanzig Stunden besetzt gehalten. Als sie am folgenden Tage den Weg nach ihrer Heimath antraten, strömte das Volk zusammen, ihnen ein zärtliches Lebehoch zu sagen. Klagen, Schimpfworte, Flüche und Drohungen ertönten aus dem Munde des Pöbels und der Seeleute; der

Digitized by

Commandant, der mit einigen Officieren herbeieilte, den Haufen zu zerstreuen, wurde vom Pferde geworfen, seine Begleitung gehöhnt und gemißhandelt. Seitdem kam der Hof nie anders als mit einer Bedeckung von zwei Schwadronen Reiter zur Stadt. Damals stellte der englische Gesandte, Oberst Keith, für das Schicksal der Königin besorgt, dem Minister die Gefahr seiner Lage in der Mitte eines erbitterten Volkes vor, und erbot sich, ihm eine bedeutende Geldsumme vorzuschießen, wenn er Kopenhagen verlassen wollte. Struensee wies diesen Rath zurück, nachdem er sich mit der Königin besprochen hatte. Um Zuversicht zu zeigen, ließ er am 9. Januar 1772 den Hof nach der Hauptstadt zurückkehren.

Hier war, vermuthlich erst wenige Tage vorher, ein Netz zu seinem Verderben gesponnen worden. Die Stiefmutter des Königs, Juliane Marie, voll feindseliger Gesinnungen gegen die junge Königin und sowohl über die Vernachlässigung, welche sie selbst erfuhr, als über die Zurücksetzung ihres Sohnes Friedrich gekränkt, hatte einige an sich unbedeutende Menschen, den Cabinets-Secretair Guldberg, den General von Ranzau, den Kriegs-Commissär Beringskiold, den Obersten Köller und den General-Major von Eickstädt, an sich gezogen und mit ihnen einen Plan entworfen, den allgewaltigen und dennoch zaghaften Minister durch einen unerwarteten Schlag zu Boden zu werfen. Köller war Inhaber des Falsterschen Infanterie-Regiments, welches die Schloßwache besetzte, Eickstädt Oberst der Seeländischen Dragoner, die anstatt einer berittenen Garde gebraucht wurden. Ranzau, mit Struensee befreundet, trat der Verschwörung gegen ihn bei, weil seine Warnungen keinen Eingang fanden und er nicht glaubte, daß es auf dem eingeschlagenen Wege noch lange fortgehen könne. Doch wäre das ganze Unternehmen beinahe an dem Wankelmuth dieses Weltmenschen gescheitert. Am Abende der Ausführung fuhr er, von Reue oder von Furcht ergriffen, zu dem Justizrath Struensee, dem Bruder des Ministers, den dieser von einer Professur an der Liegnitzer Ritter-Akademie abgerufen und im Finanzfache angestellt hatte. Da er ihn nicht zu Hause traf, beauftragte er die Dienerschaft: er lasse ihren Herrn dringend bitten, sogleich zu ihm zu kommen, weil er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Struensee kam unmittelbar nach Ranzau's Weggange zurück, äußerte aber bei der Meldung: „der Mann hat immer große Eile mit Kleinigkeiten; es wird morgen noch Zeit sein," und fuhr auf den für diesen Abend angeordneten Hofball. Ranzau, der ihn noch erwartete, ließ sich gegen die übrigen Verschwornen mit einem Anfalle von Gicht ent-

schuldigen, wurde aber von dem Obersten Köller mit einem Commando Grenadiere bedroht, und stellte nach Mitternacht auf dem Schlosse sich ein.

Es war die Nacht zum 17. Januar 1772. Der Hofball dauerte bis zwei Uhr und die Königin tanzte zuletzt mit dem Prinzen Friedrich. Nachdem Alles still geworden war, wurde Eickstädt durch den Officier der Schloßwache, den er gewonnen hatte, benachrichtigt, daß es Zeit sei. Er ließ zuerst ein paar andere Lieutenants aus den Betten holen, und las ihnen einen von der verwitweten Königin und dem Prinzen Friedrich unterzeichneten Befehl vor, durch welchen er und Köller angewiesen wurden, die Grafen Struensee und Brandt nebst mehreren anderen Personen, welche das Vertrauen des Königs gemißbraucht hätten, zu verhaften. Ein Gleiches that Köller in der Capitänswache. So widersinnig es war, von Personen, die keine Befugniß Befehle zu ertheilen besaßen, Befehle anzunehmen, so versagten doch weder die Officiere noch die Mannschaften Gehorsam und Beistand. Nun traten die Verschworenen den Weg zum Könige an. Der Kammerdiener, der in einem Vorgemach schlief, wurde geweckt und genöthigt, da der Eingang zum Schlafzimmer verriegelt war, sie durch eine andere Thür in dasselbe zu führen. Unbegreiflicher Weise hatten Struensee und Brandt die Person des Königs und mit derselben ihr ganzes Schicksal einem alten Kammerdiener anvertraut. Als die Königin und ihr Gefolge sich dem Bette des Monarchen näherten, erwachte er und äußerte sein Erstaunen. Da eröffnete ihm Ranzau, sie wären gekommen, um ihn und das Land von einem großen Unglücke zu retten. Seine Stiefmutter umarmte ihn und versicherte dasselbe; ebenso der Prinz Friedrich. Zugleich wurden ihm zwei Papiere zur Unterzeichnung vorgelegt. Ueberrascht und ohne Besinnung unterzeichnete Christian die Ernennung Eickstädt's zum Commandanten und die Vollmacht für ihn und Köller, jedwede zu Errettung des Königs und des Landes dienlame Maaßregel zu treffen. Hierauf ging er mit der Stiefmutter und ihrem Sohne in die Gemächer des Letztern, und ward dahin gebracht, ein französisches Handbriefchen an seine Gemalin zu schreiben, des Inhalts: „Weil sie seinen guten Rathschlägen nicht habe folgen wollen, so liege die Schuld nicht an ihm, daß er sich verpflichtet finde, sie nach Kronenburg führen zu lassen." Außerdem unterzeichnete er funfzehn, von dem Prinzen Friedrich aufgesetzte Verhaftsbefehle für Struensee, Brandt und deren Anhänger. Bis um sieben Uhr waren dieselben vollzogen. Struensee ergab sich ohne Widerstand; Brandt setzte sich, nachdem seine Thür erbrochen worden war, zur

Digitized by

Wehre und unterlag nur der Gewalt. Die Königin Karoline Mathilde wurde durch einen gewaltigen Lärm an ihrem Schlafzimmer geweckt. Als endlich geöffnet ward, und Ranzau ihr das Handbriefchen des Königs überreichte, wollte ſie zu ihrem Gemal und eilte eine Seitentreppe hinab. Dieſe aber war beſetzt und die unglückliche Fürſtin wurde mit Gewalt in ihr Zimmer zurückgebracht. Ranzau bat ſie, ihm zu folgen; ſie antwortet mit Vorwürfen; er befiehlt, er droht und läßt endlich ſeine Officiere Hand anlegen. Nach einem beiſpielloſen Kampfe wird die Königin überwältigt, ohnmächtig in einen Wagen gehoben, und unter Bedeckung von dreißig Dragonern nach dem Schloſſe Kronenburg abgeführt.

Bei Anbruch des Tages verbreitete ſich die Kunde des Vorgefallenen durch die Stadt. Das Volk ſtrömte nach dem Schloßplatze und ſtieß ein wildes Freudengeſchrei aus. Gegen zehn Uhr erſchien der König mit ſeiner Stiefmutter und dem Prinzen Friedrich auf dem Balkon, ſchwenkte ſein Schnupftuch und ſtimmte in den Jubelruf ein. Dann ſtieg er, feſtlich gekleidet, in einen ſechsſpännigen Gallawagen und fuhr durch die Straßen. Er ſah ſtarr und lachend auf den Pöbel, der den Wagen ziehen wollte, während ſein Stiefbruder nach allen Seiten ſich neigte. Mittags um zwei Uhr war Cour bei Hofe, um die Glückwünſche derer zu empfangen, die noch Tags vorher auf einen gnädigen Blick von Mathilden und Struenſee gelauſcht hatten. Der König erſchien nur einen Augenblick, die Stiefmutter und ihr Sohn ſprachen von der Reinheit ihrer Abſichten, von der Rechtlichkeit ihrer Denkungsart und von ihrem Eifer für das Wohl des Staates. Abends zeigte ſich der Hof im Schauſpiel und wurde mit Händeklatſchen empfangen. Die Stadt war, wie nach einem Siege, erleuchtet. Der Pöbel bezeigte ſeine Freude dadurch, daß er ein mit Unterſtützung Struenſee's zu geſelligen Vergnügungen eingerichtetes Privathaus plünderte. Da dies ungeſtraft blieb, wurde gleicher Unfug an mehreren anderen Häuſern verübt, die in dem Rufe ſtanden, Wohnſitze unerlaubter Vergnügungen zu ſein.

Aber das Jauchzen beſchränkte ſich nicht auf den Pöbel. Schon am nächſten Sonntage ergoſſen ſich die Prediger in Dankreden gegen den Himmel für die Rettung des königlichen Hauſes, des däniſchen Reiches und Volkes; und als acht Tage ſpäter ſogar ein allgemeines Dankfeſt angeordnet ward, hörte man von den Kanzeln die göttliche Gnade rühmen, durch die der König aus einer grauſenden Gefahr befreit, und die Anſchläge der Gottloſen gegen den Herrn und ſeinen Geſalbten vernichtet worden wären. Struenſee wurde zu einer Art Kö-

Digitized by Google

nigsmörder geſtempelt, und die Königin als Ehebrecherin und Verbündete des Feindes der öffentlichen Ruhe und Glückſeligkeit bezeichnet. In den Gebeten geſchah ihrer keine Erwähnung mehr, obwohl, nach den Grundſätzen der Religion, welche die Prediger verkündigen ſollten, gerade eine ſtrafbare Königin der Fürbitte am meiſten bedurft hätte. Die Schriftſteller ſtimmten in denſelben Ton ein. Die von Struenſee frei gegebene Preſſe verſtattete den Flugſchriften ungehemmten Lauf, und bald wurde die Freude der Iſraeliten über ihre Befreiung aus Haman's Klauen, bald der große nordiſche Dieb, bald Apollyon oder der große Drache, bald der ehemalige Barbier, deſſen Bosheit mit Strang, Schwert, Schwefel und Theer beſtraft werden müſſe, dem Pöbel in ſeiner Sprache zum Beſten gegeben. In den öffentlichen Blättern wechſelten Lobſprüche auf die Sieger mit Hohnreden gegen die Beſiegten. Selbſt Schriftſteller von Anſehen, wie Suhm und Langebeck, ſtimmten in dieſes niedrige Geſchrei ein. Der Erſtere ließ einen Brief an den König drucken, in welchem er Chriſtian den Siebenten ermahnte, Gott zu fürchten, ſein Volk zu lieben, ſelbſt zu regieren und ſeinem Bruder zu vertrauen. Er pries darin die gefährliche aber ruhmvolle Nacht, welche die Feſſeln Dänemark's zerbrochen und die Dänen wieder zu einem Volke erhoben habe. „Herrliche Nacht, rief er aus, künftige Homere und Virgile werden dich beſingen. So lange däniſche und norwegiſche Helden da ſind, wird der Ruhm Julianen's und Friedrich's dauern, obgleich nicht vergrößert werden; denn dieſes iſt unmöglich. Die Welt wird eher vergehen, ehe ihr Ruhm und ihre Ehre vergehen wird.“ Derjenige, der dieſes Schreiben ins Deutſche überſetzte, fügte die Anmerkung bei: „Geſchichtskundige Theologen mögen entſcheiden, ob jene Namen verklärte oder noch auf Erden wallende Schutzheilige bezeichnen ſollen.“ Auch Langebeck beſchuldigte den geſtürzten Miniſter, daß er den König zur Niederlegung der Krone habe beſtimmen wollen, und klagte ihn und ſeine Anhänger an, gegen Gott und die Bibel, ſowie gegen den Namen und das Reich Chriſti Spott und Trotz geübt, ja gegen jedes der göttlichen Gebote eine frevelnde Hand erhoben zu haben; er weiſſagte zugleich, der Ruhm Julianen's werde, ſo lange die Welt ſtehe, den Ruhm der Semiramis übertreffen.

Inzwiſchen hatten die Helden des 17. Januars Aemter, Titel und Belohnungen unter einander getheilt, und ſich ſelbſt zu einem geheimen Staatsrath unter dem Vorſitze des Prinzen Friedrich zur Ausübung der höchſten Gewalt beſtellt. Allen Behörden ward angezeigt, Befehle mit der Unterſchrift des Königs nur dann zu beachten, wenn dieſelben

Digitized by Google

von den Mitgliedern dieſes Rathes gezeichnet wären. Der Prinz ſelbſt war ein unbedeutender junger Menſch, die Seele der neuen Regierung ſein ehemaliger Hofmeiſter Guldberg, ein Eiferer für die kirchliche Rechtgläubigkeit, und vornehmlich als ſolcher gegen den Freidenker Struenſee aufgebracht.

Dieſer war gleich am erſten Tage ſeiner Verhaftung in Ketten gelegt und an die Wand ſeines Kerkers angeſchloſſen worden. Er zeigte ſich kleinmüthig. Den Gedanken zu verhungern, den er Anfangs faßte, gab er bald auf, um Romane und Reiſebeſchreibungen zu leſen. Dagegen war Brandt, der in ſeinem Kerker ebenfalls Ketten trug, heiter und unverzagt, ſang Arien und ſpielte auf der Flöte. Struenſee's Bruder vertrieb ſich die Zeit durch Schachſpiel mit den Officieren der Wache. Nach fünf Wochen wurde der geſtürzte Miniſter vor die zur Unterſuchung ſeiner Vergehungen niedergeſetzte Commiſſion geführt. Die Hauptpunkte der Anklage waren: 1. Ein Anſchlag auf die Perſon des Königs. 2. Die Abſicht, den König zur Niederlegung der Krone zu zwingen. 3. Ehebrecheriſcher Umgang mit der Königin. 4. Die Art, wie er den Kronprinzen erzogen. 5. Die Gewalt, die er ſich angemaßt. 6. Die Art, wie er dieſelbe gebraucht habe. Das Widerſinnige und Lächerliche der meiſten dieſer Anklagen fiel von ſelbſt in die Augen. Der Miniſter eines unumſchränkten Monarchen ſollte die Abſicht gehabt haben, dieſen Monarchen, deſſen Gunſt ſeine einzige Stütze war, zu entthronen; er ſollte im Namen dieſes Monarchen beſtraft werden, weil ihm derſelbe ſeinen Poſten verliehen hatte. Die Erziehung des Kronprinzen war nach den damals von Rouſſeau empfohlenen Grundſätzen der Natureinfalt und Abhärtung eingerichtet worden. Man hatte dem ſchwächlichen, vorher ſehr verzärtelten Knaben nichts als kalte Nahrungsmittel und ganz leichte Kleider gegeben, ihn mit einigen anderen Knaben ſeines Alters barfuß im Freien herumlaufen laſſen, und in ſeiner und ſeiner Geſpielen Behandlung keinen Unterſchied gemacht. Dieſer gewagte Verſuch war höchſt glücklich ausgefallen. Vorher hatte der junge Fürſt Anlage zu doppelten Gliedern und war ſchwächlich, traurig, träge, furchtſam, ungeſchickt und eigenſinnig; jetzt war er ſtark und geſund, geſchwind, geſchickt und vorſichtig geworden, er hatte ſich ſeiner Furchtſamkeit entledigt, zeigte Aufmerkſamkeit und machte geiſtreiche Bemerkungen. Was die Staatsverwaltung Struenſee's betraf, ſo waren alle Maßregeln derſelben von der Autorität des unumſchränkten Königs ausgegangen, und die Commiſſarien wußten daher nichts Anderes gegen den Miniſter aufzubringen, als daß ſie behaupteten,

er habe eine Geldsumme von 132,000 Reichsthalern, die in Rechnungen als Betrag einiger vom Könige aus seiner Privatcasse gemachten Geschenke, eines an die Königin von 10,000 Rthlrn., eines an Struensee von 60,000 Rthlrn., eines gleichen an Brandt, und eines von 2000 Rthlrn. an den Obersten von Falkenskiold, sich vorfand, durch eine betrügliche Veränderung der Zahlen zu dieser Höhe gebracht, da sie ursprünglich nur 22,000 Rthlr. betragen habe. Es war kaum zu glauben, daß der Minister, dem das ganze Vermögen des Staates zur Verfügung stand, sich einen gemeinen Betrug zur Erwerbung einer nicht allzu beträchtlichen Geldsumme erlaubt haben sollte.

Der dritte Punkt der Anklage, Struensee's Verhältniß zur Königin, war der einzige, durch den er, wenn Beweise für denselben beigebracht wurden, strafbar gemacht werden konnte. Der Unglückliche, durch die Leiden eines fünfwöchentlichen Aufenthalts im Kerker gebeugt, durch Drohungen grausamer Qualen geschreckt und vielleicht durch die Hoffnung verleitet, daß das einzige Rettungsmittel für ihn sei, die Königin Mathilde in sein Schicksal zu verwickeln, legte in dem zweiten Verhör, das am 21. Februar mit ihm vorgenommen wurde, ein Geständniß ab, welches die Ehre und das Leben dieser Fürstin ihren schadenfrohen Feinden Preis gab, ihn selbst aber einem schmachvollen Tode überlieferte und seinen Namen auf alle Fälle mit Schande bedeckte, gleichwohl ob es als ein unwahres oder ein wahres galt.

Im Besitz dieser Aussage begaben sich die Commissarien am 9. März nach Kronenburg zur Königin. Nachdem sie sich umsonst bemüht hatten, ihren Verstand durch Fragen zu verwirren, unternahm einer derselben, der Freiherr von Schack-Rathlow, einen Sturm auf ihr Herz. Er erklärte ihr, Struensee habe sein und ihr Vergehen gestanden, und wenn sie ihn Lügen strafe, werde er das Verbrechen, die Majestät durch eine so schändliche Lüge verläumdet zu haben, nur durch die qualvollste Todesstrafe abbüßen können. Karoline Mathilde erblaßte, und fragte, ob ihr Bekenntniß den Unglücklichen retten könne. Die Mienen der Commissarien schienen diese Frage zu bejahen, die Festigkeit der Königin war erschüttert, und als ihr die inzwischen aufgenommene oder schon mitgebrachte Verhandlung mit dem Geständnisse ihrer Schuld vorgelegt ward, ergriff sie die Feder, um ihren Namen darunter zu schreiben. Schon standen die Buchstaben Karol — auf dem Papiere, als ihr Blick auf das lauernde, tückisch-lächelnde Gesicht des Commissars traf. Da warf sie bebend die Feder weg und fiel halb ohnmächtig in ihren Sessel. Schack aber hob die Feder auf, setzte sie in die Hand der Be-

Digitized by Google

wußtloſen, und führte dieſelbe, bis der Name Karoline Mathilde unterzeichnet war*).

Hierauf wurde am 6. April 1772 die Ehe des Königs von einer hierzu ernannten Commiſſion getrennt, jedoch der Grund der Trennung in dem Urtheile verſchwiegen. Ein weiteres Verfahren gegen die Königin ſoll durch eine kräftige Erklärung des engliſchen Geſandten Keith, daß in dieſem Falle eine brittiſche Flotte zum Schutze der brittiſchen Königstochter vor Kopenhagen erſcheinen werde, verhindert worden ſein. Dafür erfolgte am 25. April ein Urtheil gegen die Grafen Struenſee und Brandt, des Inhalts, daß Beide ihrer Ehren, Würden und Güter entſetzt, ihre Wappen zerbrochen, die rechte Hand, dann der Kopf ihnen abgehauen und ihre Körper geviertheilt und aufs Rad gelegt werden ſollten. Als Gründe waren bei Struenſee, außer einer großen Miſſethat welche ein Verbrechen gegen die Majeſtät des Königs enthalte und eine harte Todesſtrafe verdiene, die Kunſtgriffe und Mittel angeführt, wodurch er den König verleitet, dem Königsgeſetze entgegen, ſich der höchſten Gewalt zu entäußern, und der Mißbrauch, den er mit der ihm anvertrauten Macht zum Schaden des Staats und der Nation getrieben habe. Auch die angebliche Fälſchung des königlichen Gnadengeſchenkes fehlte nicht, ungeachtet kein anderer Beweis für dieſelbe beigebracht worden war, als die dem geiſteskranken Könige in den Mund gelegte Erklärung, daß er ſich nicht zu erinnern wiſſe, über die in den Rechnungen ſtehende Summe von 132,000 Reichsthalern verfügt zu haben. Gegen Brandt war angeführt, daß er mit Struenſee gemeinſchaftliche Sache gemacht, deſſen Abſicht, Trennung in die königliche Familie zu bringen, unterſtützt, unter andern als Schauſpieldirecter dem Prinzen Friedrich eine beſondere Loge angewieſen, die 60,000 Reichsthaler angenommen, vornehmlich aber bei der oben erwähnten Balgerei mit dem Könige ſich auf Struenſee's Rath an der geheiligten Perſon vergriffen und hierdurch

*) Dieſe Erzählung, die der Verfaſſer der im Jahre 1788 erſchienenen „Authentiſchen Aufklärungen über die Geſchichte der Grafen Struenſee und Brandt" (angeblich aus dem franzöſiſchen Manuſcript eines hohen Ungenannten überſetzt) mittheilt, war ſchon vorher als allgemeine Sage bekannt. Der Verfaſſer des in der Hofbuchdruckerei zu Kopenhagen gedruckten Werkes von Höſt, Graf Struenſee und deſſen Miniſterium (1824), will dieſelbe wegen allzu großer Schändlichkeit der That nicht für Wahrheit halten, bemerkt aber ſelbſt, daß ihr von den Betheiligten nie widerſprochen worden iſt. Vgl. auch Jenſen-Tuſch, die Verſchwörung gegen die Königin Karoline Mathilde von Dänemark und die Grafen Struenſee und Brandt, 1864.

Digitized by Google

die größte Majestätsverletzung begangen habe. Alles, was sowohl die Verurtheilten selbst als ihre Advocaten Uldal und Bang zu ihrer Vertheidigung angeführt hatten, war bei Abfassung dieses Urtheils unberücksichtigt geblieben. Der König bestätigte dasselbe noch an demselben Tage, nachdem er auf dem Schlosse Charlottenlund Mittagstafel gehalten, und begab sich dann in die italienische Oper. Am folgenden Tage war bei Hofe großer Maskenball; am 27sten, dem Vorabende des zur Vollstreckung angesetzten Tages, großes Concert.

Die Verurtheilten empfingen die Todesbotschaft mit Gelassenheit. In zwei würdigen Geistlichen sandte die Kirche den beiden Unglücklichen beredte Tröster. Struensee ward von dem damaligen Prediger (nachmaligem Bischofe) Münter, Brandt von dem Propste Hee zum Tode vorbereitet. Struensee hatte sich vor seinem Falle zu den Grundsätzen des Unglaubens bekannt. Es wurde aber dem Geistlichen nicht schwer, ihn jetzt zu den Grundlehren des Christenthums zu bekehren, und zur Ergebung in sein hartes Verhängniß zu stimmen*). Während Struensee das Urtheil, welches sein Vertheidiger ihm brachte, las, bemerkte Münter nicht die geringste Veränderung in seinem Gesichte. Er zeigte sich nachher nur bekümmert, als er hörte, daß ein gleichlautendes Urtheil auch gegen den Grafen Brandt ergangen sei. Auf die Ermahnungen des Beichtvaters, sein Schicksal mit Unterwerfung zu tragen, entgegnete er: „Ich bin ruhig. Ich habe mich sogar auf Aergeres gefaßt gemacht, und überlegt, wenn ich vielleicht gerädert werden sollte, ob ich auch die Schmerzen einer solchen Hinrichtung würde ertragen können. Habe ich diesen Tod verdient, so würde meine Schande nicht ausgelöscht werden, wenn auch die beschimpfenden Umstände desselben nicht damit verbunden wären. Und hätte ich ihn nicht verdient, was ich weder behaupten kann noch will, so würden mir verständige Leute Gerechtigkeit widerfahren lassen, und dann gewönne ich wieder an meiner Ehre. Was ist mir nun überhaupt irdische Ehre und Schande werth? Ob mein Fleisch in der Erde oder in der Luft verweset, ob es von Würmern oder von Vögeln verzehrt wird, das ist in Beziehung auf mich selbst völlig einerlei. Gott wird die Theile meines Körpers, die bei der Auferstehung desselben zu

*) Münter ließ die Unterredungen drucken, die er mit Struensee bis zu dessen letztem Augenblicke gehabt hatte, unter dem Titel: Bekehrungsgeschichte des vormaligen Königl. dänischen geheimen Cabinetsministers Johann Friedrich Struensee, nebst dessen eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zur Aenderung seiner Gesinnungen über die Religion gekommen ist (Leipzig 1772). Ein Gleiches that der Propst Jörgen Hee in Beziehung auf den Grafen Brandt.

Digitized by

meinem künftigen, verklärten Leibe nöthig sein werden, schon aufzubewahren wissen. Ich bin ja das nicht, was auf das Rad gelegt wird. Ich weiß, Gott Lob! sehr gut, wie wenig dieser Staub mein Ich ausmacht." Münter versichert, er habe der ihm zur Last gelegten Vergehungen ohne allen Zwang sich schuldig bekannt, auch hinsichtlich seiner Staatsverwaltung gern eingestanden, daß sie vor dem höchsten Richter wegen der unsittlichen Beweggründe des Leichtsinnes, der Eilfertigkeit, des Stolzes und Hochmuthes, die ihn dabei geleitet, verwerflich erscheinen werde. Ihren politischen Werth zu beurtheilen, überlasse er der Nachwelt*). Nur das dürfe er sagen und müsse er sagen, weil er sonst die Unwahrheit sagen würde, daß er keine schlechten Absichten gehegt, und nicht daran gedacht habe, den König und das Land unglücklich zu machen. Es sei wahr, daß er sich in kurzer Zeit beträchtliche Summen zugewendet habe; aber die Rechnung darüber sei nicht verfälscht worden. „So unangenehm der Weg ist, setzte er hinzu, auf welchem Gott mich aus der Welt führt, so habe ich doch große Ursache ihm dankbar dafür zu sein, daß er ihn gewählt, mir den Tod eine Zeitlang zum Voraus gezeigt, und mich zugleich ganz aus den Lüsten und Zerstreuungen des Lebens herausgerissen hat. Ich würde auf keine andere Art zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Besserung meines Herzens haben gebracht werden können." Als die Thür des Gefängnisses sich öffnete und der Officier eintrat, ihn zur Richtstätte zu holen, wurde der Beichtvater sehr weich; der Verurtheilte aber, als wenn ihn die Sache nichts anginge, redete ihm zu und bat ihn, sich durch die Betrachtung der Glückseligkeit aufzurichten, der er entgegen gehe, und durch das Bewußtsein, daß Gott ihn gebraucht habe, ihm dieselbe zu verschaffen.

Das Urtheil wurde (am 28. April 1772) in seiner ganzen Strenge vollzogen. Im Angesicht einer unzählbaren Menge Zuschauer wurde derjenige, den die Hauptstadt noch vor wenigen Monaten als allgewaltigen Premier-Minister in der Fülle der Macht und des Glanzes gesehen hatte, mit seinem Freunde auf dem Blutgerüste, nach Abhauung der Hand, enthauptet, die Körper zerstückt, die blutigen Ueberreste am Galgen auf Pfähle und Räder gesteckt, um mehrere Jahre hindurch Denkmäler der schauervollen Begebenheit darzubieten. Die zahlreichen Schaaren, welche sich mit gespannter Neugier hinaus begeben hatten,

*) Auch Höst kann nicht umhin zu erklären: Alles wohl erwogen, dürfen wir Struensee für einen um Dänemark hoch und vielfach verdienten Minister erkennen.

Digitized by Google

wanderten, von den ſcheußlichen Auftritten erſchüttert, in dumpfer Stille nach der Hauptſtadt zurück.

Die übrigen Gefangenen wurden theils mit Aemterverluſt, theils mit Verweiſung beſtraft. Struenſee's Bruder, der ſich unter den Letzteren befand, ging nach Berlin, wo ihn Friedrich II. huldreich empfing, ihn aber fürs Erſte auf ſeinen Poſten als Profeſſor der Mathematik in Liegnitz zurückwies. Er behielt aber den Mann, der einmal ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, im Auge. Nach fünf Jahren ernannte er ihn zum Director des neu errichteten Banco-Comptoirs in Elbing; ſpäter, als er ihm auf dieſem Poſten Genüge geleiſtet, zum Geheimen Ober-Finanzrath und Director der Seehandlung in Berlin. Unter Friedrich Wilhelm II. wurde er Miniſter und mit dem Departement der Acciſe, Zölle, der Fabriken und des geſammten Handels beauftragt. Schon vorher hatte ihm die inzwiſchen veränderte Regierung in Dänemark den däniſchen Adel mit dem Namen Karlsbach ertheilt. Er machte jedoch keinen Gebrauch von dieſer Gnadenbezeigung und führte bis an ſeinen Tod (1804) den durch ſo wundervolles Spiel des Schickſals ausgezeichneten, mit ihm erloſchenen Namen Struenſee.

Die Königin Karoline Mathilde verließ, nach einer zwiſchen dem däniſchen und dem engliſchen Hofe getroffenen Uebereinkunft, am 30. Mai Dänemark und bezog das Schloß Celle im Hannoverſchen. Hier lebte ſie, von ihren Umgebungen wie von den Bewohnern der Stadt als ein Engel in Menſchengeſtalt angebetet. Tröſtung über ihr Schickſal fand ſie im Gedanken an das Ewige. Sie beſuchte fleißig den öffentlichen Gottesdienſt und ſprach gern von der Religion. Sowohl mit eigener Hand als durch Andere, beſonders durch die Prediger, ſpendete ſie, ihrer mäßigen Einkünfte ungeachtet, bedeutende Gaben an die Nothdürftigen. Holdſelig gegen Alle, von dem Wunſche beſeelt, einem Jeden Freude zu machen, gab ſie beſonders Kindern oft Gelegenheit, zu Hauſe frohlockend zu erzählen, daß ſie mit der Königin geſprochen hätten. Immer war ſie des Abends unzufrieden, wenn ſie fürchtete, ſich am verfloſſenen Tage weniger freundlich als ſonſt gegen Andere betragen zu haben. Nie mochte ſie liebloſe Aeußerungen anhören. Sie beſaß gründliche Bildung. Mit Fertigkeit redete ſie, außer ihrer Mutterſprache, Franzöſiſch, Däniſch und Deutſch. Als ſie im Sommer 1774 ein Landhaus bewohnte, hatte ſie ein paar Stunden jeden Abend beſtimmt, ihrem Hofe einige gute Deutſche Schriften entweder ſelbſt vorleſen oder vorleſen zu laſſen. Mehr als einmal ſah man ſie durch den Tod Abel's zu Thränen gerührt. Einer ihrer Lieblingsdichter war Gellert. Sie wußte

mehrere ſeiner Gedichte auswendig; beſonders gefiel ihr ſein Lied von der Feindesliebe, welches mit den Worten anfängt: „Nie will ich dem zu ſchaden ſuchen, der mir zu ſchaden ſucht.“ Nichts vermochte jedoch die unverkennbaren Zeichen eines nagenden Grames aus dem Geſichte dieſer unglücklichen Fürſtin zu vertilgen. Sie ſtarb am 10. Mai 1775 an einem bösartigen Frieſel, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt. Die Nachricht ihres Todes kam in Kopenhagen an einem Tage an, als ein Ball bei Hofe gegeben werden ſollte. Der Ball wurde gehalten, nachher aber die für gekrönte Häupter gewöhnliche Hoftrauer angelegt.

Noch in demſelben Jahre, in welchem Struenſee und Brandt hingerichtet worden waren, vereinigten ſich die Verſchworenen vom 17. Januar unter einander. Graf Ranzau wurde mit einem Jahrgehalt von 8000 Rthlrn. ſeiner Aemter entlaſſen und entfernte ſich aus Dänemark. Köller mußte dem überlegenen Einfluſſe Eickſtädt's und Guldberg's weichen und auf den untergeordneten Poſten eines Interims-Gouverneurs von Rendsburg abgehen. Beringskiold verlor als Anhänger Ranzau's den Kammerherrnſchlüſſel und wurde nach der Inſel Möen verbannt. Er ſtarb, nach mancherlei Schickſalen, nachdem er viele Jahre als Gefangener in Munkholm geſeſſen, in Stavanger, einige achtzig Jahre alt. Eickſtädt und Guldberg behaupteten ſich länger. Beide wurden, in anſtändiger Form, mit Titeln und Ehrengehalten, im April 1784 in den Ruheſtand verſetzt, als der Kronprinz Friedrich, der Sohn Mathilden's, die Zügel der Regierung ergriff. Alle dieſe Männer erreichten ein hohes Alter, ſo daß ſie nur deſto länger den Vorwürfen ihres Gewiſſens ausgeſetzt waren, und Alle wurden von der Verachtung jedes rechtlichen Dänen bis zum Grabe begleitet. Die Nation fühlte den Schimpf, den dieſe Elenden durch eine barbariſche, der finſterſten Jahrhunderte würdige Handlung blutgieriger Leidenſchaftlichkeit der Nationalgeſchichte aufgedrückt hatten.

---

8. Schweden unter Adolf Friedrich.

(1751—1771.)

Als der zum Nachfolger Friedrich's I. erwählte Herzog Adolf Friedrich von Holſtein-Gottorp den ſchwediſchen Thron beſtieg, war das Königthum ein bloßer Schatten geworden, der Adel aber, der die Ge-

Digitized by Google

walt in Händen hatte, in zwei große Parteien, die eine für Frankreich, die andere für Rußland, getheilt. Das Erste, was dem neuen Könige abverlangt ward, war eine Versicherung über Unverletzbarkeit der bestehenden Verfassung und das feierliche Versprechen, daß er die Reichsstände ihres ihm geleisteten Eides für entbunden halten wolle, wenn er jemals wider diese königliche Versicherung oder wider ein von den Reichsständen gemachtes oder noch zu machendes Gesetz handeln sollte. Und bald genug kamen allerhand trotzige Gesetze zum Vorschein. Wer dreimal dem Könige ohne Erfolg zu einem Staatsamte vorgeschlagen worden, sollte in die nächsterledigte Stelle derselben Beschaffenheit ohne königliche Ernennung eintreten; in allen Sachen ohne Ausnahme sollte, statt des vorher erforderlich gewesenen Handsiegels des Königs, dessen Name durch einen Stempel beigesetzt werden, wenn die Unterschrift auf zweimaliges Ansuchen des Senats nicht erfolge. Selbst in Sachen, die nur die persönlichen Verhältnisse des Königs betrafen, mischten sich die Stände und der Reichstag. Der König mußte den Geschichtschreiber Dalin, den er seinem Sohne, dem nachmaligen Gustav III., zum Lehrer gegeben hatte, entlassen, weil er dem Reichsrathe mißfiel. Man befahl eine Untersuchung der Kronjuwelen, als man erfuhr, daß die Königin einige Juwelen, die ihr bei ihrer Verheirathung vom Könige geschenkt worden waren, nach Hamburg geschickt hatte. Man erhob förmliche Klage bei dem Reichsrathe, als, auf den Befehl der Königin, daß nur königliche Kutschen in dem innern Schloßhofe auffahren sollten, die Garde den Frauen zweier Reichsräthe die Einfahrt verweigert hatte. Der König mußte sogar die Behauptung hören, daß die königliche Burg und Garde unter des Reichsraths Oberbefehl stehe, und daß die Beispiele, worauf der König sich berief, aus den Zeiten einer angemaßten Herrschaft entnommen wären.

Die Schwäche Adolf Friedrich's gab diesen Feinden des Throns immer größern Spielraum. Als die unterdrückte Partei der Mützen einen Versuch zur Erweiterung der königlichen Macht, und wohl auch ihrer eignen, unternahm, scheiterte derselbe mit durch die Unentschlossenheit des Königs. Trotz der Aufforderungen seiner kühneren Gemalin, der preußischen Prinzessin Ulrike, Schwester Friedrich's II., machte er keinen Gebrauch von dieser Gelegenheit; er ließ vielmehr die Hüte ihre Macht durch die Hinrichtung der Haupturheber jener Verschwörung, des Barons Horn und des Grafen Brahe, befestigen. Aber dafür sah er sich auch wider seinen Willen zur Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege

Digitized by Google

gegen Preußen hingezogen. Frankreich's Einfluß, obgleich es mit seinen Hülfsgeldern in einem Rückstande von elf Millionen Livres blieb, die Furcht vor Rußland und die Aussicht auf Eroberung Pommern's erregten diese Kriegslust, die dem Lande, das schon an Uebermaß des Papiergeldes und an Mangel des Credits litt, eine Schuldenlast von zwanzig Millionen Thalern zu Wege brachte, und dabei nichts als Schande erwarb; denn die Führung scheiterte theils an dem Einfluß des Hofes, theils an der Furcht der Generale, durch selbstthätiges Handeln in ein gleiches Schicksal wie Budenbrok und Löwenhaupt zu gerathen.

Der Friede mit Preußen, der nach dem Wunsche Peters III. im Jahre 1762 geschlossen wurde, trieb den Krieg in das Innere und zu den Parteien zurück. England, Frankreich und Rußland waren die Hebel, wodurch die Hüte, die Mützen und die Hofpartei, die, zwischen beiden stehend, die königliche Gewalt herzustellen hoffte, in Bewegung gesetzt wurden. Als auf der Reichsversammlung 1765 die Mützen, von England und Rußland unterstützt, den Sieg davon trugen, schloß die Hofpartei sich wieder an die Hüte und an Frankreich an. Beide versprachen die königlichen Rechte zu erweitern, die inzwischen durch neue Anordnungen von Seiten der Mützen noch mehr beschränkt worden waren. Doch wirkte die Preßfreiheit, welche diese einführten, dem Throne günstiger, als sie glaubten; denn sie zog das geheime Spiel eigennütziger Parteien an das Licht und vor das Urtheil des Volks. Das Benehmen des vielversprechenden Kronprinzen Gustav, der schon durch den Umstand, daß er seit Karl XII. der erste in Schweden geborene und erzogene Prinz war, die Neigung des Volkes für sich hatte, trug dazu bei, die öffentliche Stimmung dem Hofe zuzuwenden. Der Prinz reiste in den Bergwerkskreisen umher, hörte die Klagen und Beschwerden über die herrschende Nahrungslosigkeit, die sich in einer Menge von Bankerutten zu erkennen gab, mit Bereitwilligkeit an, und versprach Hülfe. Nun forderte der König, von den Hüten und von dem französischen Gesandten unterstützt, und von seinem unternehmenden Sohne geleitet, im Jahre 1768, eine Versammlung der Reichsstände, um durch diese eine Veränderung der Verfassung durchzusetzen. Als der Reichsrath sich weigerte, zwang der König ihn dadurch, daß er die Regierung niederlegte, zur Nachgiebigkeit; denn da nun alle Behörden, auch der Magistrat von Stockholm, erklärten, durch Niederlegung der königlichen Würde außer Thätigkeit gesetzt zu sein, und überdies einige Officiere die

Digitized by Google

Treue ihrer Truppen unter ſolchen Umſtänden ins Bedenken ſtellten, konnte der Reichsrath nicht länger umhin, die Reichsſtände nach Norköping, 19. April 1769, zu berufen.

Das Erſte, was dieſe zur Unterſuchung zogen, war das Verhalten des Reichsraths, der im Ganzen, während der Regierung Adolf Friedrich's, dem engliſch-ruſſiſchen Intereſſe ergeben geweſen war. Die ruſſiſchen Geſandten Panin und Oſtermann hatten durch das Geld, welches ſie mit vollen Händen ausſpendeten, Schweden überwiegend beherrſcht. Sie hatten dem Adel mit der Hoffnung geſchmeichelt, Schweden zu einer Republik unter Rußland's und England's Schutze zu bilden, während ſie darauf ausgingen, es zu einer ruſſiſchen Provinz zu machen. Es konnte daher dem geheimen Ausſchuß des neuen Reichstages nicht ſchwer fallen, vierundzwanzig Klagepunkte aufzufinden, die er allen Reichsräthen, zweien ausgenommen, zur Laſt legte. Vornehmlich wurde eine von ihnen an die Behörden erlaſſene Erklärung hervorgehoben, des Inhalts: „das Reich könne allenfalls ohne den König regiert werden; der Reichsrath müſſe dann ſich theilen, und die eine Hälfte dem Reichstage beiwohnen, die andere aber zu Stockholm bleiben.“ Das Urtheil fiel dahin aus, daß ſie ihre Stellen verloren, und die Koſten bezahlen mußten, welche die Berufung des Reichstages nach Norköping verurſacht hatte. Dieſer Anfang ſchien für die königliche Gewalt viel verſprechend; allein der Fortgang des Reichstages führte zu einem andern Ergebniß. Die beabſichtigten Veränderungen in der Verfaſſung fielen durch, und am Ende ward jede Neuerung für unzweckmäßig erklärt. Indeß war das Uebergewicht der dem Hofe feindlichen Partei nicht ſo anſehnlich wie ſonſt; die ganze Zahl ihrer Stimmen war 457 gegen 431 geweſen. Da nun überdieß während dieſes Reichstages eine ſtärkere Trennung zwiſchen dem Adel und den übrigen drei Ständen zur Reife kam, trat die Möglichkeit einer Veränderung näher, zumal da Adolf Friedrich am 12. Februar 1771 ſtarb, und ſein ihm nachfolgender Sohn Guſtav III. Kühnheit und Kraft beſaß, um die Herſtellung der königlichen Selbſtſtändigkeit zu verſuchen und zu vollführen.

9. Gustav's III. Anfang und Verfassungsänderung*).

Die herrschende Partei hatte versucht, den jungen heranwachsenden Fürsten und seinen möglichen Ehrgeiz in Schranken zu halten. Sein Lehrer, Graf Scheffer, legte es darauf an, ihm eine heilige Ehrfurcht vor der schwedischen Verfassung und Abscheu vor aller Eigenmacht einzuflößen. Das Glück eines beschränkten Königs ward ihm mit den anmuthigsten Farben geschildert. Daher hatte auch der Reichstag die Reise nach Frankreich, auf welcher sich Gustav eben befand, als sein Vater starb, mit großer Besorgniß betrachtet, weil der Kronerbe eine unumschränkte Regierung kennen lernen und den Wunsch empfinden würde, Anwendungen auf Schweden zu machen. Es bedurfte aber für Gustav nicht erst einer Reise, um Scheffer's Lehren zu verschmähen und neue Ansichten zu gewinnen. Er fühlte von selbst Neigung und Kraft, die engen Schranken der Dienstbarkeit zu verlassen und den reichen Wirkungskreis königlicher Machtvollkommenheit zu betreten. Die Reise war sogar darum unternommen, um bei Frankreich Unterstützung für dieses Unternehmen auszuwirken. Denn Frankreich wünschte um eigenen Vortheils willen, daß die unumschränkte Königsmacht in Schweden hergestellt werde. Dieser Plan war auf dem letzten Reichstage mißlungen; jetzt glaubte es ihn durch die Kühnheit und den Ehrgeiz des jungen Fürsten ausführen zu können. Choiseul ließ ihm daher von den rückständigen Hülfsgeldern, welche Schweden seit 1756 mehrmals vergeblich gefordert hatte, einen Theil baar zahlen, und verhieß weitere Zahlung, wenn Gustav das Geld zu dieser Absicht anwenden würde. Zugleich sandte er ihm in der Person des Ritters (nachmaligen Ministers) Vergennes, der als französischer Botschafter nach Stockholm kam (Juni 1771), einen Beobachter und Rathgeber.

Voll guter Hoffnungen reiste Gustav nach Schweden zurück, und suchte, damit er seinem Unternehmen die Gunst des Volkes gewinnen möchte, dieselbe erst seiner Person zu verschaffen. Indem er eine nie gesehene Leutseligkeit gegen alle Unterthanen bewies, kam es ihm sehr zu Statten, daß er die schwedische Sprache, welche die letzten beiden Könige nicht verstanden hatten, sprach, wie er sich denn überhaupt mit Leichtigkeit und Gewandtheit ausdrückte. Diese Gabe der Beredtsamkeit wurde ihm

*) Vgl. Geijer, des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere. Aus dem Schwedischen. Drei Theile, 1843—46.

Digitized by Google

besonders auf den Reichstagen nützlich. Er eröffnete den ersten mit einer Rede, worin er erklärte: er setze seinen Ehrgeiz in den Wunsch, erster Bürger eines freien Staates zu sein; um aber dieser Freiheit theilhaftig zu werden, empfahl er Eintracht und Einigkeit. Diesmal aber war ihm die Uneinigkeit, die auf dem Reichstage herrschte, für seine Zwecke willkommen. Mit besonnenem Geiste schwebte er über der Zwietracht der Mützen und der Hüte, über der Eifersucht der beiden unteren Stände gegen den Adel, und gab allen widerstrebenden Bewegungen einen Mittelpunkt, den sie nicht suchten, aber doch finden mußten, nämlich die königliche Macht. Dabei verstand er die Kunst, seine Gegner sicher zu machen. So schloß er eine seiner Reden auf dem Reichstage mit den Worten: „Wären meine Absichten weniger lauter, so würde ich, nach dem Beispiele meiner königlichen Vorfahren, die Uneinigkeit des Vaterlandes wider die Freiheit desselben benutzen." Die Versicherungsacte, welche die Stände, nach einer achtmonatlichen Zänkerei, ihm vorlegten, unterschrieb er, ohne sie zu lesen, mit der Bemerkung: man werde bei der Abfassung gewiß das Beste des Staats bezweckt haben, und einen solchen Schwur habe er schon längst in seinem Herzen abgelegt. Nachdem dergestalt dafür gesorgt war, ihm alle Machtübung zu entziehen, ward eine sehr kostbare Krönung veranstaltet; doch erhielt Gustav's Wunsch, in der Ebene von Upsala bei den Morasteinen, an der Wahl- und Krönungsstätte der alten Nationalkönige Schweden's die Krone zu empfangen, keine Gewährung; denn die herrschende Aristokratie trug Bedenken, den König allzuviel Volksgunst gewinnen zu sehen.

Den Ständen schien der König nun fertig; nicht also aber dachte Gustav. Während er, unbekümmert um den noch fortdauernden Reichstag und dessen Berathungen, auf seinem Landsitze Eckholmsund den schönen Künsten huldigte und diese Gleichgültigkeit selbst den Tadel der Reichsstände sich zuzog, waren auf mehreren Punkten des Königreichs von ihm ausgeschickte Leute bemüht, Mißvergnügen unter dem Volke zu erregen, es gegen die bestehende Verfassung einzunehmen und zu einem Aufstande zu reizen. Sie benutzten dazu einen zufällig entstandenen Kornmangel, den sie den Ständen und der unordentlichen Verwaltung Schuld gaben. Doch die größte Hülfe leistete ihm der Parteienkampf der Hüte und Mützen auf dem Reichstage selbst. Da die Letzteren diesmal die Oberhand behielten, bewirkten sie die Absetzung des bisherigen, aus Hüten gebildeten Reichsrathes, trotz aller Einreden des russischen und des englischen Gesandten, die schon deshalb Mäßigung riethen, weil sie ahnten, daß am Ende beide Parteien zu Grunde gehen könnten.

Digitized by Google

Auch aus allen anderen Stellen, die Ehre und Geld brachten, wurden die Hüte verdrängt, und so zu einer, den Absichten des Königs nützlichen Verzweiflung getrieben. Nicht minder wirkte die Erklärung des französischen Gesandten, daß hinfort alle Geldzahlungen von Seiten Frankreich's aufhören sollten, auf die Mitglieder dieser Partei, die bisher zum Theil von solchen Geldzahlungen gelebt hatten. Manche verließen nun ganz den Reichstag, auf dem sie sich nicht mehr zu behaupten vermochten, oder aus Unmuth über den Sieg ihrer Gegner, ohne sich darum der Partei des Hofes anschließen zu wollen. Dieser schien so ohnmächtig, daß der Stolz der aristokratischen Parteihäupter nicht daran dachte, sich durch Verbindung mit ihm einen Weg zur Rache zu bahnen. Dennoch hatte Gustav im Stillen sich Anhänger gewonnen.

Unter ihnen befand sich der Oberst Sprengtporten, der mehr als hundertundfunfzig Officiere auf seine Seite gezogen hatte; durch sie versicherte sich der König der bewaffneten Macht in der Hauptstadt. In den übrigen Theilen des Reichs waren andere thätig; besonders die Brüder des Königs, Karl und Friedrich, die, unter verschiedenen Vorwänden, in Schonen und Ostgothland sich aufhielten. Hellichius, ein warmer Freund Gustav's und ein kühner Mann, stand als Hauptmann in der Festung Christianstadt. Dieser sollte das Unternehmen beginnen, und an einem bestimmten Tage mittelst eines Aufrufs, worin die bisherige Verwirrung und deren Urheber, die Stände, angeklagt würden, den Aufstand gegen sie erheben. Ein Officier, zum Schein entfliehend, sollte sich dann zum Prinzen Karl begeben, und ihn durch eine förmliche Aufforderung veranlassen, angeblich zur Stillung des Aufstandes Truppen zusammen zu ziehen. Einzelne Vorkehrungen der herrschenden Partei verriethen, daß sie etwas von dem beabsichtigten Vorhaben ahne; aber der König machte sie durch seine Sorglosigkeit sicher, und nahm ihr auch durch die rasche Ausführung seines Plans die Zeit zu einem kräftigen Gegenwirken*).

Abends am 11. August 1772 eröffnete der Hauptmann Hellichius sein Spiel; der Prinz Karl folgte und versammelte seiner Rolle gemäß Truppen, angeblich um den Aufstand zu dämpfen. Als diese Vorgänge in Stockholm bekannt wurden, schöpfte die herrschende Partei sogleich dringenden Verdacht; der König wußte sich aber so gut zu verstellen, daß sie ihm nichts anhaben konnte. Bei einem Abendessen lenkte der

*) Sehr ausführliche und authentische Nachrichten über die Verschwörung giebt Geijer a. a. O. Th. I. S. 145 ff.

Digitized by Google

Graf Ribbing das Gespräch absichtlich auf diese Ereignisse, und faßte mitten in der Erzählung davon den König scharf in's Auge, indem er sagte: was das Sonderbarste ist, der wachhabende Officier am Thore zu Christianstadt hat erklärt, es geschehe Alles auf Ew. Majestät Befehl. „Sie irren sich, erwiederte Gustav, ohne aus der Fassung zu kommen, ich habe den Bericht an den Reichsrath selbst gelesen, und darin steht, es sei die Schildwache gewesen und nicht der Officier." Gustav glaubte dieser Verstellung um so mehr zu bedürfen, als seine Macht dergestalt beschränkt war, daß er nicht einmal einem Garderegiment nach seinem Willen Befehle ertheilen konnte. Er hatte sich unterdeß um die Gunst der bewaffneten Bürgerschaft beworben, und zog mit ihr auf den Streifwachen, die der Reichsrath angeordnet hatte, durch die Straßen; andere Vertraute ließen sich mit der Garde und Artillerie in Unterhandlungen ein. Als aber der Reichsrath Truppen nach der Hauptstadt beorderte, und dem Prinzen Karl befahl, die von ihm versammelten Schaaren einem andern Befehlshaber zu übergeben, erkannte der König, daß er nun keinen Augenblick mehr zaudern dürfe.

Der 19. August sollte für ihn über Freiheit oder Knechtschaft, über Leben oder Tod, über Ehre oder Schande entscheiden. Das Gewicht der Unternehmung sowie den Kampf seiner Hoffnungen und Besorgnisse wußte der König noch am Abend vorher unter Spiel und Fröhlichkeit zu verbergen; scheinbar heiter wohnte er der Oper bei. Aber am Morgen, als er aus dem Schlosse trat, waren seine Augen feucht, und in seinem mit Schwermuth überzogenen Gesichte malte sich innere Bewegung. Gleich nach seinem Eintritt in den Reichsrath kam es zu einem heftigen Auftritte. Man verlangte, der König solle einen Brief vorlesen, den er in der Nacht von seinem Bruder erhalten hatte. Da Gustav dies als eine ungebührliche Forderung zurückwies, sprachen einige Reichsräthe von der Nothwendigkeit, sich seiner Person zu versichern. Er aber kam der Ausführung zuvor, indem er, in wirklichem oder verstelltem Zorne die Hand an den Degen legend, die unschlüssige Versammlung verließ. Er eilte nach dem Zeughause, wo die Garde aufgestellt war, ließ dieselbe einige Schwenkungen machen, sprach freundlich zu den Soldaten, und begab sich dann, umgeben von mehreren ihm anhangenden Officieren, nach dem Schlosse, wo sich unterdeß sowohl die aufziehende als abziehende Wache versammelt hatte. Er berief die sämmtlichen Officiere in die Wachtstube, und redete zu ihnen mit Begeisterung von seinem Vorhaben, das Vaterland aus den von fremdem Golde geschmiedeten Ketten zu reißen, und dem Königreiche die uralte gesetzmäßige

Digitized by Google

Freiheit wiederzugeben, die es zu den Zeiten des großen Gustav Adolf genossen habe. Als nun auf seine Frage, ob sie ihn unterstützen wollten, die Meisten mit Ja antworteten, band er ein weißes Tuch um seinen Arm, und forderte Jeden, der mit ihm sein wolle, auf, ein Gleiches zu thun, damit sich alle seine Anhänger an diesem Zeichen erkennen möchten. Jetzt trat er unter die draußen versammelten Soldaten. Der an sie gerichteten Rede und Aufforderung folgte ein allgemeines Ja; in dem Volke, das auf die absichtlich verbreitete falsche Nachricht, der König sei gefangen, herbeigeströmt war, hallte das freudige Jauchzen nach; dasselbe mehrte sich, als Gustav, der jeden zufälligen Umstand zu benutzen wußte, sprach: „Seht, meine Freunde! es wehet von Norden. Ein gutes Zeichen! denn derselbe Wind blies, als Gustav Wasa mit seinen Thalmännern aufbrach, das Land von der Zwingherrschaft zu befreien.“ Die Reichsräthe saßen in ihrem Sitzungssaale, durch Grenadiere am Auseinandergehen verhindert, und horchten der fernen geräuschvollen Bewegung, indem sie zum ersten Male genöthigt wurden, einer königlichen Anordnung Folge zu leisten.

Der Gouveneur, General Rudbeck, überrascht, daß die Besatzung ihm den Gehorsam verweigerte, lief wüthend mit gezücktem Degen durch die Straßen, rufend: „Zu den Waffen! es ist um die Freiheit geschehen!“ Aber Gustav, gleichfalls den bloßen Degen in der Hand, durch die Straßen reitend, und versichernd, eben um das Vaterland zu retten, sei er aufgestanden, hatte bei der Menge schon bessern Glauben gefunden. Das Volk umgab ihn mit Freudenthränen; Viele knieten und küßten seine Stiefeln, indem sie ihm Treue und Gehorsam schworen. Auch die auf dem Rathhause schnell versammelte Stadtobrigkeit leistete den verlangten Eid. Eben dies that die Admiralität auf dem Schiffsholm, einer wichtigen, nur durch eine Zugbrücke mit der Stadt verbundenen Insel. So ging die große Staatsveränderung ohne alles Blutvergießen ab. Den beiden Bataillonen Upland und Südermanland, die der Reichsrath nach Stockholm beordert hatte, und die nur noch einige Stunden von der Stadt entfernt waren, schickte man den Befehl umzukehren, ihrem Anführer aber, dem Oberstlieutenant Ceederström, einem eifrigen Anhänger der Mützen, gebot man, nach der Hauptstadt zu kommen. Beiden Anordnungen wurde Gehorsam geleistet, weil wegen erfolgter Verschließung der Thore draußen von den Vorgängen noch nichts bekannt geworden war. Mehrerer anderer Personen hatte man sich auf ähnliche Weise versichert; selbst die fremden Gesandten, unter denen der englische und der russische zum Nachtheil des Königs

Digitized by Google

hätten wirksam sein können, waren auf das Schloß eingeladen, und so auf eine höfliche Weise in eine Art Gewahrsam gebracht worden.

Am folgenden Tage schworen dem Könige alle Kriegs- und Staatsbeamten Gehorsam. Die Bürgerschaft wurde auf einem großen Platze versammelt, und ihr vom Könige versichert, daß er es für seinen größten Ruhm halte, der erste Bürger unter einem wahrhaft freien Volke zu sein. Da sie ohnehin der bisherigen Adels-Regierung nicht hold war und deren Sturz gern sah, leistete sie bereitwillig den geforderten Eid der Treue, den Gustav selbst ihr vorlas. Das Schwerste aber war, die Zustimmung der Stände zu erhalten. Sie wurden zu dem Ende für den folgenden Tag, den 21. August zusammenberufen. Jedem, der nicht erscheinen würde, ward gedroht, daß er als Verräther des Reichs angesehen und bestraft werden sollte. Ein Gerücht verkündigte, daß eine starke, aus Finnland beorderte Heeresabtheilung der Hauptstadt sich nähere; am Tage der Versammlung wurde das Ritterhaus von allen Seiten mit Bewaffneten und mit Geschütz umstellt. Nachdem der König dergestalt allem Widerspruche vorgebaut hatte, hielt er eine feurige Rede, worin er die bisherigen Unordnungen und Zwistigkeiten, die Feilheit der Machthaber und die dadurch über das Reich verbreitete Schande mit den lebhaftesten Farben schilderte, Jeden, der dies läugnen wolle oder könne, aufforderte hervorzutreten und zu reden, und — da Alles schwieg — damit endigte, daß er seinen Schwur, über ein freies Volk zu herrschen, nicht brechen werde, daß die neue Verfassung nur der Zügellosigkeit und der Willkür ein Ende machen, Freiheit und Gesetz aber erhalten und stärken solle.

Darauf wurde diese neue Verfassung vorgelesen. Kraft derselben erhielt der König freie Verfügung über die ganze Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, über das Staatsvermögen, und über alle Staats- und Kriegsämter; er erhielt das Recht, Frieden und Bündnisse zu schließen und einen Vertheidigungskrieg zu führen. Zu einem Angriffskriege sollte die Einwilligung der Stände nothwendig sein. Die Einberufung der Stände hing hinfort allein vom Könige ab; versammelt, sollten sie über nichts berathschlagen, als was dem Könige gefallen würde ihnen vorzulegen. Der Reichsrath blieb dem Könige verpflichtet; er konnte ihm nur rathen, wenn er von demselben befragt ward, und seine Meinung war nicht entscheidend.

Auf die Frage des Königs, ob sie diese Verfassung genehmigten, antworteten die Anwesenden durch einen lauten Jaruf, und legten dann den Eid ab, den er ihnen vorlas. Darauf zog Gustav ein Gesangbuch

Digitized by Google

aus der Tasche, und stimmte, indem er seine Krone ablegte, das Te Deum an, worin die ganze Versammlung andächtig einstimmte.

Unterdeß eilten die Brüder des Königs durch die verschiedenen Theile des Landes, und nahmen von den Einwohnern und dem Heere den Eid der Treue auf die neue, den Meisten ganz unbekannte Verfassung. Gustav selbst aber machte im folgenden Winter die alte, den schwedischen Königen herkömmliche Riksgata oder inländische Reichsreise, und zwar altväterlicher Weise zu Pferde, bis an die Grenzen von Norwegen. Ueberall, wo er hinkam, auch wo sich Soldaten befanden, nahm er nur eine Wache von Bürgern. Durch Güte versöhnte und besänftigte er die Parteien. Niemand ward bestraft, obwohl ihm bewiesener Eifer belohnt ward. Hauptmann Hellichius ward Oberst, und durch den Namen Gustavsschild ehrenvoll ausgezeichnet; Sprengtporten ward Chef des Garde-Regiments, dessen sämmtliche Officiere um zwei Grade Beförderung, die Unterofficiere aber Denkmünzen und Zulagen erhielten. Die weiße Binde, die der König und seine Anhänger am 19. August um den linken Arm getragen hatten, ward für immer zum schwedischen Heereszeichen erklärt. Dagegen wurden die Parteinamen Hüte und Mützen förmlich verboten. Die Erinnerung an die Zeit der Schmach und der Zwietracht sollte der Vergessenheit übergeben sein.

---

10. Gustav's Staatsverwaltung.

Die Revolution war in einer Art von Rausch vollführt und aufgenommen worden; die Mäßigung des Königs und die Zufriedenheit der Beherrschten wurden Anfangs vielstimmig gepriesen. Allein die Eintracht beider hörte in kurzer Zeit auf, sowohl in Folge des wiederkehrenden Bewußtseins der vormaligen Herrscher, als durch die Maßregeln des Königs. Den Willen desselben sprachen gewiß die Worte aus, womit er beim ersten Reichstage versicherte: daß er, weit entfernt die Freiheit anzutasten, bloß die Tyrannei abgeschafft habe, um das Volk durch Freigebung alles gesetzmäßigen Erwerbes, durch unparteiische Handhabung der Gerechtigkeit, durch sorgfältige Bemühung für die allgemeine Wohlfahrt, und durch Erhaltung des Friedens zu beglücken. Allein diese Aufgaben vollständig zu lösen, gelang ihm nicht, zum Theil durch Schuld seiner Denkweise und Sinnesart.

Digitized by Google

In den erſten Jahren wurden wirklich allerlei treffliche Einrichtungen gemacht. Guſtav ordnete das zerrüttete Geldweſen; er ſtiftete mancherlei Anſtalten für Hülfsbedürftige, durch Anlegung von Krankenhäuſern, Hoſpitälern und Waiſenhäuſern, und ſetzte vierundzwanzig Landſchaftsärzte an, um eine leichtere und beſſere Behandlung der Kranken möglich zu machen. Er ſchaffte die Folter ab, und ſorgte vor Allem mit rühmlichem Eifer für eine beſſere Verwaltung der Gerechtigkeit. Jeder Mißbrauch in derſelben ward ſcharf geahndet, das Hofgericht zu Jönköping mit einer großen Strenge unterſucht, und im Allgemeinen auch die Erlaubniß gegeben, gerichtliche Verhandlungen drucken zu laſſen. Vorzüglich bemühte er ſich um die Verbeſſerung Finnland's. Er reiſte ſelbſt dahin, um die Landesverfaſſung kennen zu lernen und deren vieljährigen Gebrechen abzuhelfen. Da ferner das Haupterzeugniß Schweden's Metalle ſind, das Land aber weitläufig iſt, ſo fühlte er auch die Nothwendigkeit, durch Anlegung von Canälen einen bequemern und leichtern Verkehr hervorzubringen.

Allein gerade bei dieſen Werken zeigte ſich ſchon die mehr unruhige als langſam wirkende Thätigkeit des Königs, der von jedem Saamen ſogleich Früchte genießen wollte. Ehe das Begonnene vollendet war, ging er ſchon wieder zu neuen Unternehmungen über; Vieles blieb daher liegen, Weniges ward zu Ende gebracht. In vielen anderen Beziehungen gab es ſich immer deutlicher kund, daß er mehr glänzende Aeußerlichkeit liebe, als innere Tüchtigkeit habe. Von dem Hange zu jener zeigte das prächtige Turnier zu Eckholmſund, zu welchem er alle turnierfähigen Ritter einladen ließ, in voller Rüſtung, mit Streitkolben, Wurfſpießen, Degen und Piſtolen zu erſcheinen. Er und ſechs andere Ritter wollten daſelbſt den Satz behaupten und mit den Waffen vertheidigen, daß die ſpäte Liebe dauernder als die frühe ſei. Auch der Gedanke zu einer allgemeinen ſchwediſchen Volkstracht hing mit dieſer Geſinnung zuſammen. Dieſe Tracht ſollte ein äußeres Zeichen innerer Eintracht ſein, und zugleich der Ueppigkeit und Verſchwendung entgegenwirken, ward aber in der Ausführung dadurch verdorben, daß ſie viel zu bühnenmäßig ausfiel, und den ernſten Schweden dem verwunderten Europa in der Geſtalt eines altſpaniſch gekleideten Schauſpielers zeigte. Für das Schauſpiel überhaupt trug Guſtav viel Liebe; er verwandte auf daſſelbe mehr Ernſt und Zeit, als die Würde ſeines Berufs, und mehr Geld, als die Staatseinkünfte erlaubten. Er ſelbſt ſchrieb viele Schauſpiele zur Bildung einer volksthümlichen Bühne, in denen ſich aber mehr äußere Zierlichkeit als ſchöpferiſche Kraft verrieth. Auch daß er mit

Digitized by Google

seinem Sohne, den er persönlich unterrichtete, von Zeit zu Zeit nach Upsala zog, und daselbst aus der Geschichte und Staatswissenschaft die Sätze aufgab, über die sein Sohn mit den Gelehrten streiten mußte, hatte zum Theil seinen Grund in diesem Hange zu prunkender Oeffentlichkeit. Daher gefiel ihm auch der Glanz des Versailler Hofes, der das französische Volk an den Thron zu fesseln schien; er strebte diesem Vorbilde nach, wiewohl dasselbe der biedern Einfachheit schwedischer Sitten widersprach, und der dazu erforderliche Aufwand die Kräfte des Staatshaushalts überstieg.

Dieses Wohlgefallen erstreckte sich auch auf das französische Schriftwesen und auf die französische Sprache; die deutsche war ihm, dem Fürsten aus deutschem Hause, nach seinem eignen Ausdruck verhaßt wie der Tabak. Gustav errichtete, nach dem Muster der Pariser und Berliner Akademien, eine Akademie in Stockholm, und machte in derselben für Sprache und Kunst der Schweden ganz die französischen Formen und Grundsätze geltend. Sonderbar genug ertheilte diese Akademie ihren ersten Preis dem Könige selber für eine Lobrede auf Torstenson; aber noch sonderbarer war es, wie ein König, der so gern in der Erinnerung an die Vorzeit seines Volkes lebte, der sich bei den Morasteinen hatte krönen lassen wollen, der seinem Sohne eine Amme aus der Bauernfamilie gab, die einst den Gustav Wasa aufgenommen hatte, dennoch so gänzlich die geistige Eigenthümlichkeit seines Volkes verkannte, daß er die höhere Bildung, die er ihm zu geben gedachte, von einer fremden Denk- und Gefühlsweise zu entlehnen, den Geist desselben in eine fremde Form zu fassen und nach der beschränkten, die französische Litteratur beherrschenden Weltansicht ausschließlich zu modeln beflissen war.

Es konnte nicht fehlen, daß durch alles dieses die Liebe des Volks, die ihn gehoben und gestützt hatte, vermindert ward. Hiezu trug bei, daß, als in den Jahren 1783 bis 1786 wiederholter Mißwachs große Noth über das Land gebracht hatte, der König das Reich verließ und mit großem Kostenaufwande auf Reisen durch Italien und Frankreich seinem Vergnügen nachging; denn die politischen Zwecke, die er in Frankreich persönlich betrieb, die Erlangung der Insel Barthelemy in Westindien und die Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses zwischen Schweden und Frankreich, waren von geringer Bedeutung. Sein Aufenthalt in Rom und seine Zusammenkünfte mit dem Papste Pius VI. gaben sogar zu dem Gerücht Anlaß, daß er, nach dem Beispiele Christinen's, die katholische Religion angenommen habe; aber nicht, um den Thron zu verlassen, sondern um dieselbe in Schweden einzuführen.

Digitized by Google

Beſonders hatte Guſtav den Bauernſtand dadurch gegen ſich aufgebracht, daß er den Branntwein verbot, wiewohl der Genuß dieſes Getränkes den Schweden durch Gewohnheit und Luftbeſchaffenheit zum ſtärkſten Bedürfniß geworden war. Nach den ſtaatswirthſchaftlichen Grundſätzen, denen Guſtav mit ſeinem ganzen Zeitalter huldigte, ward die Einfuhr des fremden Getreides, deſſen Schweden jährlich einige tauſend Tonnen bedurfte, als baarer Verluſt angeſehen, und um denſelben zu erſparen, der Nation eine Entſagung aufgelegt, die ihr äußerſt läſtig fiel und als Werk der drückendſten Willkür erſchien. Da bis jetzt die Einzelnen ſich ihren Bedarf ſelbſt bereitet hatten, ward dem unnatürlichen Verbot wenig Folge geleiſtet. Der König beſchloß daher nach einiger Zeit, den Branntwein wieder zu erlauben, aber den Verbrauch und die Verfertigung deſſelben zu leiten und als Finanzquelle zu benutzen. Er machte aus dem Brennen deſſelben ein Kronrecht, und ließ in den verſchiedenen Theilen des Königreichs königliche Branntweinbrennereien anlegen. Da in Schweden der Städte ſehr wenige ſind und der Landmann entfernt von denſelben lebt, ſo wurde dieſe Anordnung ebenſo beſchwerlich, als durch die beſtändige Aufſicht und Nachſuchung, die zur Verhinderung alles eigenen Brennens geübt werden mußte, verhaßt. In Dalekarlien brach darüber ein Aufruhr aus, der, obwohl durch die bewaffnete Macht unterdrückt, doch eine bedenkliche Gährung der Gemüther enthüllte und hinterließ. Es kamen Schmähſchriften der beleidigendſten Art heraus, und auf dem Reichstage, dem zweiten, den Guſtav ſeit der Umwälzung zuſammenberief (1786), zeigte ſich die allgemeine Stimmung ſo ungünſtig, daß alle Vorſchläge des Königs verworfen wurden. Als er unter andern ein alte Reichstagsordnung einführen wollte, vermöge deren, wenn die Stände über eine Sache verſchiedener Meinung wären, dieſelbe in Gegenwart des Königs unterſucht werden, und dieſem es dann frei ſtehen ſollte, die Meinung, die ihm die beſte dünke, anzunehmen, fand dieſer Vorſchlag, bei der Furcht vor des Königs Ehrgeiz und Herrſchſucht, einen ſolchen Widerſtand, daß er gezwungen wurde, die Stimmenmehrheit gelten und das wichtige Vorrecht fahren zu laſſen.

Dem Könige entging das ſteigende Mißvergnügen und der gefährliche Gebrauch nicht, den der beleidigte Adel davon machen konnte. Daher war er bedacht, die übrigen Stände wieder zu gewinnen. Er hob das Branntweinmonopol auf und ſuchte die Bauern wie die Geiſtlichkeit durch Ehrenzeichen an ſich zu ziehen, indem er den erſteren erlaubte, Denkmünzen im Knopfloche zu tragen, und an die höhere Geiſt-

lichkeit den Nordſternorden vertheilte. Die Bürger der Hauptſtadt wußte er durch ſeine Perſönlichkeit zu feſſeln. Den Adel, den er nicht gewinnen konnte, ſuchte er zu entkräften, und zog deshalb eine alte Eintheilung deſſelben in Herren, Ritter und Knappen hervor, um dem geringern, wegen ſeiner großen Zahl ſchwer zu gewinnenden Adel das Uebergewicht ſeiner Stimmen zu entziehen*); denn wenn zuvor der letzte Edelmann eine gleichviel geltende Stimme mit dem erſten Grafen des Reichs geführt hatte, ſo ſollte nunmehr im Ritterhauſe nach den drei Claſſen geſtimmt werden. Aber die Knappen wurden dadurch nur noch mehr gereizt, und die beiden oberen Claſſen dem Könige nicht geneigter gemacht.

---

11. Friedrich der Große und die innere Verwaltung des preußiſchen Staates ſeit dem Hubertsburger Frieden.

Noch dreiundzwanzig Jahre nach dem Hubertsburger Frieden waltete Friedrich's Geiſt heilbringend in ſeinem Staate, während in anderen Ländern die Nachahmung ſeiner bewunderten Regierungsweiſe, aus Mißverſtand, Uebertreibung oder Verkennung der gänzlich verſchiedenen Verhältniſſe, die erſehnten Ergebniſſe meiſt nur ſehr unvollkommen oder gar nicht herbeiführte. Als die verheerende Kriegsflamme endlich erloſchen war, erwarteten Friedrich's Unterthanen vertrauensvoll von ſeiner Einſicht die Heilung der tiefen Wunden, die der Krieg ihnen geſchlagen hatte. Ihn ſelbſt trieb eigener Vortheil zu dieſer ſchönen Pflicht. Doch dachte er auch darauf, ſeinen Kriegsſtand ſo furchtbar herzuſtellen, daß kein halb verſöhnter Feind es wagen dürfe, ſeine kaum erworbene Ruhe plötzlich wieder zu ſtören. Wie ein vorſichtiger Kämpfer ſchärfte er ſein Schwert, ehe er es aus der Hand legte.

Das preußiſche Heer beſtand am Ende des Krieges größtentheils aus Ueberläufern, Ausländern und ganz jungen Landeskindern. Viele der Letzteren wurden ihren jammernden Eltern und dem Ackerbau wiedergegeben. Dafür fanden ſich dienſtloſe Ausländer in Menge ein. Bei wenigen Infanterie-Regimentern waren noch hundert Mann zu finden,

---

*) Auf dem Reichstage von 1778 waren 31 Grafen, 72 Freiherren, 119 Ritter und 227 Knappen anweſend.

die vom Anfang des Krieges an gedient hatten. Das nunmehrige neue Geschlecht mußte ganz eigens wieder geübt werden und dies geschah mit einem Ernst, als gelte es einen abermaligen Krieg. Die Manns=zucht ward dabei bis zu großer Strenge geschärft. Um den Officieren bestimmte taktische Grundsätze beizubringen, arbeitete Friedrich selbst eine Unterweisung für sie aus, die auf seinen eigenen Erfahrungen be=ruhte und vor Fremden geheim gehalten werden mußte. Damit dies zahlreiche Corps der Befehlenden schon durch das Ansehn des höheren Geburtsstandes und durch die Gewohnheit des Herrschens bei den Ge=ringeren Geltung erlange, besetzte er dasselbe bloß mit Adeligen. Ueber=zeugt, durch solche Auszeichnung diese Classe zu einem Ehrgefühl und zu einer Anhänglichkeit an die Krone befeuert zu haben, daß er von ihr in äußerster Gefahr die sicherste Rettung erwarten dürfe, half er auch mit vorzüglicher Sorgfalt den heruntergekommenen adeligen Familien seines Landes auf, schenkte ihnen Summen zur Verbesserung ihrer Güter, oder lieh ihnen noch größere zu geringen Zinsen. Im Jahre 1770 ward zuerst in Schlesien, später in Pommern und in Preußen das noch jetzt bestehende landschaftliche Creditsystem errichtet, nach welchem jeder Rittergutsbesitzer auf sein Grundstück, unter der Gewähr=leistung der übrigen in der Provinz, bis zu einer bestimmten Höhe des Werthes Schulden aufnehmen kann, woraus dem Gläubiger große Sicherheit und dem Schuldner der Vortheil eines geringern Zinsfußes erwuchs. Die darüber von den Ständen ausgestellten Schuldverschrei=bungen führen den Namen Pfandbriefe. Für die Unterhaltung und Erziehung der jungen Edelleute sorgte der König durch die Vergrößerung des Cadettenhauses in Berlin, und in der Folge durch die Anlage kleinerer zu Stolpe in Pommern und zu Kulm in Westpreußen. Auch ward in Berlin noch eine besondere Militairakademie errichtet, zu deren Lehrern Franzosen, bei Friedrich's Vorliebe für dieses Volk, verschrieben wurden. Das durch den Krieg heruntergekommene Feldgeräth herzu=stellen, war man vorzüglich geschäftig. Die Pulvermühlen verfertigten jährlich 6000 Centner Pulver, die Eisenhütten Kugeln, Bomben und Granaten, in den Stückgießereien wurden achthundertachtundsechzig un=brauchbar gewordene Kanonen umgegossen. Die Artillerieregimenter wurden sehr vermehrt, und für die hinzugekommenen neue Kasernen er=baut. Eine neue Festung ward bei Silberberg in Schlesien angelegt; die alten wurden verbessert, alle Vorrathshäuser gefüllt. Und trotz den Millionen, die alle diese Anstalten verschlangen, sammelte der sparsame Monarch doch noch einen Schatz an baarem Gelde, der ihn in den Stand

ſetzen konnte, einen neuen Krieg für den Anfang ohne Verlegenheit auszuhalten. Der ganze Kriegsſtand belief ſich um das Jahr 1770 auf 161,000 Mann.

Nicht mindere Sorgfalt widmete der König der Wiederherſtellung der durch den Krieg zerrütteten Gewerbe und Geſchäfte des Friedens. Das Getreide, das man ſchon zum nächſten Feldzuge angekauft hatte, ward als Saatkorn unter die ganz verarmten Landleute vertheilt, und die für die Artillerie und das Gepäck beſtimmten Pferde dem Ackerbau wiedergegeben. In Schleſien wurden die Steuern auf ſechs Monate, in Pommern und der Neumark auf zwei Jahre erlaſſen. Eine baare Geldſumme von 2,339,000 Thalern half den Provinzen auf, und tilgte die Schulden, die ſie hatten machen müſſen, um die von den Feinden eingetriebenen Brandſchatzungen zu bezahlen. Die Landräthe und Magiſtrate mußten diejenigen Hausväter und Fabrikanten angeben, die der Unterſtützung am meiſten bedurften, und alle Ueberſchüſſe aus den königlichen Kaſſen wurden zu dieſem wohlthätigen Zweck angewieſen. Nach der genauen Berechnung des Staatsminiſters Herzberg betrug die Summe der baaren Schenkungen, die Friedrich von 1763 bis 1786 unter ſeine ſämmtlichen Provinzen vertheilt hat, 24,399,838 Thaler. Dieſe Summen wurden nicht aus dem Schatze, ſondern aus den Privaterſparniſſen des Königs genommen; ſo groß war die Ordnung ſeines Staatshaushaltes, daß er die eigentlichen Staatsgelder nicht einmal zu Wohlthaten angreifen wollte, während andere Monarchen ſie an Weiber und Günſtlinge zu verſchwenden kein Bedenken trugen. In Anſehung des Schatzes pflegte er zu ſagen: „Der Staat iſt reich, ich aber bin arm"; und in ſeinem Teſtamente ſchrieb er: „Mein Schatz gehört nicht mir, ſondern dem Staate." Ebendaſelbſt bemerkte er ausdrücklich: er nehme die Vermächtniſſe, die er mache, nicht aus dem Schatze, ſondern von ſeinen Erſparniſſen. Und wieviel mußte ein Mann nicht erſparen, der trotz ſeiner hohen Stellung ſo mäßig lebte, daß er von den 1,200,000 Thalern, die er ſich jährlich ausgeſetzt hatte, nie über 222,000 Thaler zu ſeinen Privatbedürfniſſen verwendete. Bei ſo weiſer Miſchung von Sparſamkeit und Freigebigkeit konnte der König auch Geld genug erübrigen, um bald nach der Beendigung des ſiebenjährigen Krieges den Bau des prächtigen neuen Palaſtes bei Sansſouci beginnen zu laſſen, der Millionen koſtete.

Er hatte dabei das Glück, größtentheils geſchickte Ausführer ſeiner Plane zu finden. Unter dieſe gehörte vorzüglich der geheime Finanzrath Brenkenhof, vormals Anhalt-Deſſauiſcher Kammerdirector. Friedrich

lernte ihn zuerst aus seinen Werken kennen, indem er 1758 auf seinem Zuge nach Thüringen in dem schönen Dessauer Ländchen Alles so ordentlich und wohl verwaltet fand, daß er sich nicht enthalten konnte, nach dem Urheber solcher Ordnung zu fragen. Und seitdem blieb ihm der Mann im Gedächtnisse, bis er ihn, nach hergestelltem Frieden, zu sich berufen konnte, da er ihn dann sofort zum Aufseher über sämmtliche Verbesserungen in Pommern und der Neumark bestellte.

Ueberzeugt, den siebenjährigen Krieg, in welchem der Staat so nahe am Rande des Abgrundes gewesen war, nur dadurch so glücklich zu Ende geführt zu haben, weil er im Laufe desselben immer mindestens ebenso gut mit Geld versehen war als seine Gegner, richtete der König eine seiner Hauptsorgen auf die möglichst schnelle Füllung des Schatzes für künftige Nothfälle. Ein französischer Generalfinanzpächter Helvetius, auch als Schriftsteller bekannt, ward über diese wichtige Angelegenheit zu Rathe gezogen, kam 1764 selbst nach Berlin, und versicherte dem König, daß, wenn dem Schleichhandel kräftiger gewehrt und das Steuerwesen besser eingerichtet würde, die indirecten Auflagen in den preußischen Staaten weit mehr einbringen würden, als bisher. Er sandte hierauf dem Könige fünf Franzosen, die nun an die Spitze der neuen Einrichtung traten. Der König bildete aus ihnen (1766) eine besondere General-Zoll- und Accise-Administration (gewöhnlich Regie genannt), zu deren Bedienung noch mehrere hundert andere im Einnehmen wohlgeübte Franzosen ins Land gezogen und als Accisebedienten in die Provinzen vertheilt wurden. Sowohl diese Ausländer, als auch die stark erhöhten Steuern machten den Unterthanen diese Einrichtung äußerst gehässig; der König aber, der dadurch seine jährlichen Einkünfte um mehr als eine Million Thaler erhöht sah, achtete nicht auf das Murren des Volks, weil er den vermehrten Ertrag nicht als Folge zweckwidriger Bedrückung, sondern nur als Folge einer den Unterthanen selbst ersprießlichen Einrichtung des Steuerwesens betrachtete. Er huldigte der staatswirthschaftlichen Ansicht seiner Zeit, nach welcher Waarenverbote und Handelssperren den inneren Wohlstand der Völker befördern sollten. In demselben Sinne wurde eine allgemeine Tabaksverwaltung zuerst mit Franzosen versucht, und nachher durch inländische Fabrikanten zu einem festen Bestand gebracht; Manufacturisten und Fabrikunternehmer wurden durch Geschenke, Vorschüsse und Abgabenerlasse ermuntert; freilich zugleich drückende Monopole ertheilt. Indeß hat diese Begünstigung Einzelner durch Einführung zuvor ganz fehlender Zweige des Kunstfleißes auch Nutzen gestiftet. Besonders lebhaft interessirte sich Friedrich

Digitized by Google

für die neue Porcellanfabrik in Berlin, die fünfhundert Personen ernährte und in manchen Betracht mit der Meißener wetteifern konnte. Erst 1706 war in Europa das Porcellan den Chinesen nacherfunden worden durch den sächsischen Apotheker Böttcher, der sich der Goldmacherei befliß, und durch besondere Zubereitung des Thons zuerst das braune, dann drei Jahre später (1709) das weiße Porcellan zu Stande brachte.

Zur Beförderung des Handels ward in Berlin eine Bank angelegt, wozu der König einen Fonds von acht Millionen hergab. Um die Erträge des Ackerbaues zu vermehren, wurden große Strecken Landes urbar gemacht, zum Theil durch Kolonisten. Im Oderbruch, in Pommern, an der Havel und in Ostfriesland verwandelten sich, durch den Fleiß der aufgemunterten Bewohner, ganze Streken Moorgrundes in das fruchtbarste Ackerland oder in Heerden ernährende Wiesen*). Im Magdeburgischen bauten sich zweitausend neue Familien an, deren Hände um so nöthiger waren, als zuvor die ergiebigen Ernten, wie im Kirchenstaat, von fremden Schnittern, Arbeitern aus Thüringen, eingebracht werden mußten. In den Städten, die im Kriege eingeäschert worden, erhielten die Bürger Geld zum Aufbau ihrer Häuser. So empfing Landshut 200,000 Thaler, Striegau 40,000, ebensoviel Halle und Halberstadt, andere weniger. In Oberschlesien wurden von 1763 bis 1779 zweihundertunddreizehn neue Dörfer angelegt.

Einer besondern Fürsorge bedurften auch die Forsten in den preußischen Staaten, da dieselben während des Krieges theils aus Noth, theils durch den Eigennutz der schlecht beobachteten Beamten unverantwortlich ausgehauen worden waren. Auch hier ward eine bessere Wirthschaft und strengere Ordnung eingeführt und das Wohl der Nachkommen mehr beachtet.

Friedrich selbst, der treue Landesvater, hatte bei seinen jährlichen Musterungsreisen durch die Provinzen keine angelegentlicheren Erkundigungen, als nach dem Fortgange seiner Verbesserungsanstalten. Er ließ sich die jährlichen Listen der Gebornen und Gestorbenen, der neuerbauten Häuser, der angesiedelten Einzöglinge u. s. w. vorlegen, besah selbst die neuen Anstalten, und sprach mit den Unternehmern. Nie hat wohl ein Fürst seine Staaten genauer gekannt als er. „Wenn Sie die Summe der zerstörten Häuser wissen wollen, schreibt er an Voltaire, so

*) Das Fürstenthum Ostfriesland war dem König 1744, nach dem Absterben des letzten Fürsten Karl Edzard, vermöge einer dem Brandenburgischen Hause 1694 ertheilten kaiserlichen Anwartschaft zugefallen.

Digitized by Google

kann ich Ihnen ſagen, daß ich in Schleſien überhaupt 8000, in Pommern und der Neumark aber 6500 habe aufbauen laſſen; das beträgt nach Newton und d'Alembert 14,500. Die meiſten ſind von den Ruſſen in Brand geſteckt worden. Wir unſererſeits haben nicht auf eine ſo abſcheuliche Art Krieg geführt."

Und in einem Briefe vom 4. September 1777 an ebendenſelben ſchreibt er: „Ich komme eben aus Schleſien zurück, wo ich ſehr zufrieden geweſen bin. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortſchritte und die Manufacturen gedeihen. Wir haben für 5,000,000 Thaler Leinewand und für 1,200,000 Thaler Tuch an Ausländer verkauft. Man hat in den Gebirgen eine Kobaltmine entdeckt, durch die ganz Schleſien mit dieſem Material verſehen wird; wir machen Vitriol, der ſo gut iſt, als der fremde; und ein Mann von ſehr vieler Induſtrie verfertigt Indigo, der dem indiſchen nichts nachgiebt. Man verwandelt auch mit Vortheil Eiſen in Stahl, und zwar auf eine viel einfachere Art, als Reaumur vorſchlägt. Unſere Bevölkerung daſelbſt hat ſich ſeit dem Jahre 1756, da der Krieg ausbrach, um 180,000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dies arme Land zu Grunde gerichtet hatten, ſind nun ſo gut als gar nicht da geweſen, und ich empfinde, offenherzig geſtanden, ein ſüßes Vergnügen darüber, daß ich eine ſo tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe."

Deſſenungeachtet darf man ſich das Wiederaufblühen des Staats nicht ſo leicht und ſchnell vorſtellen. Die Wunden waren zu zahlreich und zu tief geweſen, um raſch geheilt werden zu können, und das Land durchaus arm an eigenen Hülfsquellen. Die Herabſetzung des ſchlechten Geldes (1764) war noch ein härterer Schlag, als irgend einer während des Krieges. Selbſt in den Jahren 1773 und 1774 war noch viel Elend im Lande. Die Gewerbe gingen matt, der Kreislauf ſtockte, und ohne die vielen Anſiedler würde es um die Bevölkerung ſchlecht geſtanden haben. Ueberdies, und als ob es an den Kriegsübeln noch nicht genug geweſen wäre, verheerten böſe Feuersbrünſte in den Jahren 1765 bis 1769 nicht weniger als ſechs bedeutende Städte. Die Jahre 1771 und 1772 hatten gänzlichen Mißwachs, deſſen Folge eine Theurung war, die an Hungersnoth grenzte; in Böhmen und Sachſen galt der Scheffel Roggen fünf Thaler. In ſolcher Noth öffnete Friedrich ſeine für den Fall eines Krieges gefüllten Vorrathshäuſer, und ließ um mäßige Preiſe Korn verkaufen.

Die Thätigkeit des großen Mannes ward durch ſein zunehmendes Alter nicht gemindert, ja ſein Pflichtgefühl nur noch erhöht. Beides

Digitized by

malt ſich trefflich ab in einer Stelle ſeines Briefes an Voltaire vom 7. September 1776, deren Zeugniß um ſo gültiger iſt, da ſie in einer ſichtbaren Aufwallung von Unwillen geſchrieben wurde. Es war ihm nämlich zugetragen worden: der kaiſerliche Leibarzt in Wien habe geäußert, des Königs Podagra ſcheine in Waſſerſucht überzugehen, und er werde gewiß kein Jahr mehr leben; darauf habe Joſeph II. ſchnell ein Heer in Bereitſchaft ſetzen und in Böhmen einrücken laſſen, und erwarte ſehnſuchtsvoll die Todesnachricht, um ſogleich dem unvorbereiteten Nachfolger Schleſien wieder abzutrotzen. Unter dem Eindruck dieſer Zuträgerei ſchrieb er an Voltaire: „Vielleicht giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe, und die meine Geſundheit deshalb verläumden, weil ſie glauben, wenn ſie viel davon reden, ſo könnte ich den gefährlichen Sprung wohl ſo geſchwind machen, als ſie es wünſchen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzoſen. Ich ſtehe nun ſechsunddreißig Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, wie ſie, das Recht zu leben, und bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wann man meiner überdrüſſig iſt. Die Methode, mich nicht zu ſchonen, habe ich noch, wie ſonſt. Je mehr man ſich in Acht nimmt, deſto empfindlicher und ſchwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geiſt beugen ſich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, iſt nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß ſchreibe ich dieſe Methode Niemandem vor, und begnüge mich damit, ſie für mich zu befolgen.“

Auch das Schulweſen in ſeinen Staaten beſchäftigte den König viel, indeß nie zuſammenhängend. Er ſcheute den dazu nöthigen Aufwand. Doch hat er in einem Geſetze über das Volksſchulweſen (General-Land-Schulreglement vom 12ten Auguſt 1763) die drei weſentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichtes feſtgeſtellt: die Verpflichtung aller Eltern ohne Ausnahme, ihre Kinder in die Schule zu ſchicken und, wenn ſie es vermögen, Schulgeld zu bezahlen: die Beſtrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder zurückhalten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkaſſe, das Schulgeld der Zahlungsunfähigen zu decken. Noch heute iſt die Weisheit und die Kraft der Geſetzgeber und der Regierungen Frankreich's und England's ſo weit nicht gekommen. Der Unterſchied des Zweckes der Gelehrtenſchulen und der Volksſchulen mag aber dem König nie ganz klar geworden ſein; eigentlich, meinte er, müſſe jeder Bauer Logik lernen. Indeß beſtimmte ihn ſein richtiger Blick, Logik und Rhetorik, ſowie vor allen Dingen die

Digitized by Google

Alten als wesentliche Unterrichtsgegenstände der Gelehrtenschulen zu bezeichnen; noch zwei Jahre vor seinem Ende setzte er darüber seine Gedanken in einem Schreiben an den Minister Zedlitz auf, und zwar in deutscher Sprache, in der ihm der Ausdruck von jeher so schwer fiel. Schon früher hatte er diesem Minister mündlich einmal dasselbe geäußert, mit dem Zusatze, daß auch die christliche Religion gelehrt werden müsse.

Des Königs Geringschätzung der deutschen Sprache und Literatur ist eine auffallende Erscheinung, aber erklärbar, wenn man die deutsche Literatur, wie sie zu seiner Bildungszeit war, mit der damaligen französischen vergleicht. Einmal eingelebt in die letztere, fehlte es ihm später an Zeit und noch mehr an Neigung, sich mit den besseren Geisteserzeugnissen der Deutschen bekannt zu machen. Auch darf nicht übersehen werden, daß ein großer Theil dieser Erzeugnisse nur Nachbildung oder Nachhall französischer Muster war, und daß der eigenthümlichste deutsche Dichter dieses Zeitalters, Klopstock, mit dem Stoffe und der Form seiner Werke auf einem dem Könige ganz fremden Gebiete stand. Glücklicherweise hat jene Geringschätzung wenigstens nicht die deutsche Literatur erdrückt. Es ist dem ernsten, ruhig prüfenden Deutschen nicht angeartet, seine Beherrscher blind zu verehren. Friedrich, vielleicht der größte Regent, den Deutschland je hervorgebracht, hat nie eine Vergötterung erfahren, wie etwa Ludwig XV. nach seiner Genesung in Metz. Man ehrte und bewunderte, was groß an ihm war; allein in Dingen, deren gründliche, vorurtheilsfreie Prüfung man bei ihm nicht voraussetzen konnte, fanden seine Meinungen keine Anhänger. Gerade zu seiner Zeit bildeten die deutschen Schriftsteller — Klopstock und Lessing an der Spitze — ihre Muttersprache zu einer Vollkommenheit aus, von der er so wenig Ahnung hatte, daß er im hohen Alter einen wohlgemeinten Versuch über die deutsche Literatur schrieb, der nur von dem Zustande derselben im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kenntniß nimmt. Diese Schrift schickte er im Januar 1781 (also wenige Wochen vor Lessing's Tode) mit folgenden Worten an d'Alembert: „Sie werden über die Mühe spotten, die ich mir gegeben habe, einer Nation, die bisher nichts verstand als essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Indeß, man will doch gern nützlich sein, und oft keimt ein Wort, das man in einen fruchtbaren Boden säet, und bringt Früchte über Erwartung." Ein edles Selbstgefühl lehrte die großen Schriftsteller Deutschland's ihren Werth erkennen, unabhängig von dem Urtheil eines Königs, der ihn verkannte;

Digitized by

und ſo ſtrebten ſie mit ihm einem Ziele zu. Was er durch ſeine Siege und ſeine Regierung that, das thaten ſie durch ihre claſſiſchen Werke. Beide verherrlichten die deutſche Nation.

---

12. Das deutſche Reich unter Franz I. und Joſeph II.

Während Oeſterreich und Preußen, zwei aus deutſchen Elementen erwachſene Staaten, unter den Hauptmächten Europa's glänzende Stellen einnahmen und der Politik des Welttheils ihre Richtung gaben, war das Reich und der Name der Deutſchen ohne alles Anſehen unter den Staaten und Völkern. Kaiſer Franz I., der Gemahl Maria Thereſia's, war reich an bürgerlichen Tugenden, die er mit ſeiner heitern, treuherzigen Sinnesart und ſeinen ſchlichten, leutſeligen Manieren dem Hauſe Lothringen-Oeſterreich, im erfreulichen Gegenſatze gegen den ſteifen Formendienſt der letzten Habsburger, als Erbe hinterlaſſen hat; aber als Reichsoberhaupt war er ganz unbedeutend, und von dem Gefühl dieſer Unbedeutenheit ſo durchdrungen, daß er Gefallen daran fand, ſich ſelbſt am Hofe für einen bloßen Privatmann zu erklären. Eines Tages, als Maria Thereſia Audienz gab, trat Franz aus dem Kreiſe und ſetzte ſich in einen Winkel des Saales zu zwei Frauen. Als dieſelben aufſtehen wollten, ſagte er: „Achten Sie nicht auf mich. Ich will hier bleiben, bis der Hof ſich zurückzieht, und mich an dem Anblick der Menge ergötzen.“ Eine der Frauen antwortete: „der Hof wird ſo lange hier bleiben, als Ew. Majeſtät.“ — „Sie irren ſich, ſagte der Kaiſer lächelnd; die Kaiſerin und meine Kinder machen den Hof; ich bin bloß ein Privatmann“*). Abgeſehen von ſeiner friedlichen, durch keinen Ehrgeiz angeſpornten Gemüthsart lag der Grund ſeiner Bedeutungsloſigkeit zum Theil in Verhältniſſen, die auch ein ſtarker, mit ſelbſtändiger Macht ausgerüſteter Kaiſer nicht zu bewältigen vermocht hätte. Ohne die von dem Kirchenzwiſte ausgegangene Bewegung und ohne die Kriege mit Frankreich und mit den Türken, in welche das Reich zugleich mit Oeſterreich gezogen ward, würden ſchon von Karl V. ab die deutſchen Kaiſer nicht mehr als Franz I. zu thun gehabt haben. Nachdem der weſtphäliſche Friede jenem Zwiſte Bollwerke geſetzt hatte, erhielten die Kriege

*) Coxe, house of Austria.

wider Frankreich und die Türken, obwohl vom Kaiser mehr im Interesse der österreichischen Monarchie als im Interesse des Reichs unternommen, den Schein eines national-politischen Daseins. Aber seit die Person des österreichischen Monarchen von der des Kaisers getrennt war, und letzterer nur im Rathe seiner machteiferſüchtigen Gemahlin eine Stimme führte, seitdem kamen die Lebensäußerungen, zu denen das Reich genöthigt wurde, nur auf Rechnung des den Kaiser beherrschenden österreichischen Hofes und verloren allen nationalen Charakter. Als Oesterreich wegen Schlesien zum dritten Male in Krieg mit Preußen gerieth, wurde auch das Reich gegen Friedrich, den der größte Theil der Deutschen als Helden bewunderte, in den Kampf gezogen, und weil Oesterreich mit Frankreich verbündet war, rückte zum ersten Male seit den Kreuzzügen ein deutsches Reichsheer mit einem französischen ins Feld. Der schlechte Ausgang dieses Kriegszuges machte den gleichzeitig in Regensburg eingeleiteten Achtsprozeß gegen Friedrich zu einem Gegenstande des Gelächters, das nirgends lauter als in Deutschland erscholl. Die Mehrheit der Nation sah einen Triumph in den Niederlagen, die das Reichsheer erlitt, und in den Beschimpfungen, welche der Reichstag in Regensburg sich gefallen lassen mußte. Der kurbrandenburgische Comitialgesandte von Plotho ließ sogar den Reichstagsboten, der ihm die Vorladung wegen des beantragten Achtsprozesses insinuiren sollte, die Treppe hinunterwerfen.

Kaiser Franz I. war an solcher Mißgestaltung des Reichswesens ganz unschuldig. Für seine Person war ihm Frankreich, welches seine Vorfahren so lange bedrängt und ihm endlich sein Erbland Lothringen abgedrungen hatte, eben so verhaßt, wie seiner Gemalin Preußen. Als er den ersten Vortrag über das Bündniß mit Frankreich hörte, stand er entrüstet auf, und rief, mit der Hand auf den Tisch schlagend, aus: „Solch ein Bündniß ist unnatürlich, und soll nicht statt haben.“ Nach seinem Tode fand man in seinen Papieren die Bemerkung: „So wenig als möglich Verbindung mit Frankreich.“

Wie kraftlos aber auch das Reich unter Franz I. sich darstellte, und wie wenig die von Oesterreich durchgesetzte Theilnahme desselben am Kriege wider Preußen geholfen hatte: so war doch Maria Theresia eifrig bemüht, ihrem Hause mit der Kaiserkrone die alte Stellung zu den Reichsfürsten und den ersten Rang unter den europäischen Herrschern zu bewahren. Es war daher einer der Artikel des Hubertsburger Friedens, daß Friedrich zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum römischen Könige seine Kurstimme zusagte. Diese Erwählung erfolgte

Digitized by

ohne Widerspruch zu Frankfurt am 27. März 1764, und die Krönung wurde am 3. April mit allen Prunkformen, die einem Weltbeherrscher gebührten, vollzogen*). Im Jahre darauf am 18. August 1765, starb Kaiser Franz I. unerwartet an einem Schlagflusse, der ihn zu Inspruck bei einer Hofreise traf.

Der vierundzwanzigjährige Joseph wurde nun Kaiser. Da er, obwohl zum Mitregenten der österreichischen Monarchie ernannt, zu seiner Mutter in demselben untergeordneten Verhältnisse blieb, in welchem sein Vater gestanden hatte, so wandte sich sein Thätigkeitstrieb auf die Angelegenheiten des Reichs, dessen Krone ihm aufgesetzt worden war. An eigentliche Regierungsgeschäfte war freilich nicht zu denken. Ganz Deutschland war in mehr als dreihundert größere oder kleinere Gebiete abgetheilt, deren einige von erblichen, andere von erwählten Fürsten, noch andere von republikanischen Obrigkeiten mit allen Hoheitsrechten unabhängiger Staaten regiert wurden. Für die unmittelbare Regierung des Kaisers war kein Fleck des deutschen Bodens übrig geblieben; die höchst unbedeutenden Einkünfte, die er aus einigen Reichsstädten, Urbarien und Zöllen bezog — sie wurden auf 13,000 Gulden berechnet —, reichten nicht hin, einen mäßigen Hofstaat zu halten. Alle Aeußerungen der kaiserlichen Macht beschränkten sich auf Volljährigkeitserklärungen minderjähriger Fürsten, auf Bestätigungen der in den fürstlichen Häusern geschlossenen Recesse über Erbfolge und Erbtheilung oder Untheilbarkeit der Gebiete auf Legitimationen unehelicher Fürstenkinder, auf Standeserhöhungen und Buchhändler-Privilegien. Die beiden letzteren hatten jedoch in den Reichsstaaten nur dann Gültigkeit, wenn die Landesherren solche gestatteten. Jeder bedeutenderen, das Gesammtleben der Nation berührenden Wirksamkeit würde sich sogleich die Eifersucht, womit die einzelnen Reichsglieder ihre Landeshoheit bewachten, entgegengestellt haben. Es gab zwar noch einen immerwährenden Reichstag zu Regensburg, der die gesetzgebende Gewalt im Reich repräsentirte und ohne dessen Zustimmung der Kaiser nichts Erhebliches vornehmen sollte; diese gesetzgebende Gewalt hatte aber eben so wenig zu thun, als die vollziehende. Die Vertreter derselben waren, der Kostenersparniß wegen, nicht mehr als vierzig bis funfzig Comitialgesandte, die meisten von mehreren Fürsten oder Städten zugleich bevollmächtigt; ohne allen Prunk erhielten sie das Schattenbild der alten glänzenden Reichsver-

*) In höchst anschaulicher Weise sind die Feierlichkeiten in Goethe's Selbstbiographie beschrieben.

Digitized by Google

ſammlungen, auf welchen ſonſt die Kaiſer das ganze Reich um ſich geſehen hatten. Gewöhnlich waren ſie müßig oder mit unfruchtbaren Gegenſtänden beſchäftigt. Als im Jahre 1748 ein neuer kaiſerlicher Prinzipal-Commiſſarius bei den Einladungen zu den drei Staatsmahlzeiten, welche er gab, die von den geiſtlichen und weltlichen Fürſten geforderte Rangordnung nicht beobachtete, nahm ein Theil der Geſandten die Einladung nicht an, und es erſchienen über dieſe Sache nicht weniger als acht Staatsſchriften im Druck, zum Theil in der höchſten Erbitterung und in den beleidigendſten Tonarten abgefaßt. Ueber wichtige Gegenſtände wurde von den Höfen unmittelbar unter einander verhandelt.

Von größerer Bedeutung war die Reichsjuſtiz, die durch zwei von einander unabhängige Reichs-Collegia, den Reichshofrath in Wien und das Reichskammergericht in Wetzlar, verwaltet wurde, im Namen des Kaiſers Recht ſprach, und bei den zahlloſen Streitigkeiten, in die ſo viele große und kleine Staaten theils mit einander, theils mit ihren Landſtänden und Bürgern gerathen mußten, einen ungeheuren Geſchäftsbetrieb hatte, obgleich die Kurfürſten durch das Privilegium de non appellando von der Verpflichtung befreit waren, die Entſcheidungen ihrer Gerichtshöfe den Reichsgerichten zu unterwerfen, und bei den letztern nur wegen verweigerter Juſtiz von ihren Unterthanen belangt werden konnten. Dieſe Reichsgerichte waren Zufluchtsſtätten der ſchwachen Stände, die von mächtigen Nachbarn gedrückt, derjenigen Unterthanen, die von kleinen Gebietern oder deren parteiiſchen Juſtizbeamten gemißhandelt wurden. Leider aber hatte ſich gerade auf dieſer beſſern Seite der Reichsverfaſſung die größte Verderbniß gehäuft. Der ohnehin gedehnte Rechtsgang wurde durch den nationalen Hang zu weitſchweifiger Gründlichkeit noch verlängert, in den Sitzungen die Zeit durch das Ableſen endloſer Vota vergeudet, und durch die Kümmerlichkeit der oft ſchwankenden, von dem Ertrage der Sporteln abhängigen Beſoldung, welche die Räthe bezogen, der Beſtechung Thür und Thor geöffnet. Ein Verklagter, der das Unrecht ſeiner Sache ſelbſt erkannte, hatte gar nicht nöthig, Rechtsverdrehungen zu erkaufen; er durfte ſich nur neue Termine erwirken, und blieb im Beſitz, bis der Kläger vollends zu Grunde ging, und der Prozeß ſeine Endſchaft erreichte, ohne daß der Referent ſich bemühen durfte, die Acten zu leſen. Kurmainz hatte in einer ſolchen Sache etliche zwanzig Termine erlangt. Die Trägheit, die ſich ohne Aufſicht weiß, that das Uebrige. „Es iſt erſchrecklich zu hören und nachzuſagen, erzählt ein glaubwürdiger Zeuge, daß die Reichshofräthe ſelbſt

bekennen, wenn eine Sache erst inrotulirt sei, und nach langem Warten und vielen Kosten dem Spruche entgegen gesehen werden könne, werde an das Referat derselben gar nicht mehr gedacht. Einer hat mir selbst eingestanden, daß er allein über achtzig geschlossene Sachen auf seiner Rechnung habe." Solche Sachen aber gingen ruhig der Verwesung entgegen*). Bei dem Reichskammergerichte stand es eher schlimmer als besser.

Es war ein schöner Entschluß des jugendlichen Kaisers, sich mit Heilung dieser veralteten Schäden zu befassen. Dem Reichshofrath, der unmittelbar unter seiner Leitung stand, wurde durch einen scharfen Kabinetsbefehl die Annahme der Geschenke oder Regalien, welche unter allerlei Vorwänden angeboten, auch öfters angenommen, ja wohl gar gefordert worden, untersagt, und den Mitgliedern zur Pflicht gemacht, alljährlich zwei Verzeichnisse dessen einzureichen, was sie an erlaubten Tax- und Laudemialgebühren, und was sie an Geschenken oder sogenannten Erkenntlichkeiten an Geld, Eßwaaren und Kuchenregalen entweder selbst oder durch die Ihrigen empfangen hätten**).

Bei dem Kammergerichte konnte der Kaiser nicht eigenmächtig einschreiten. Er betrieb daher angelegentlich die Abhaltung einer Visitation dieses Gerichtes, die schon im Jahre 1654 durch einen Reichsabschied angeordnet worden war, und bewirkte, daß im Jahre 1766 — also 112 Jahr nach jener Anordnung — eine Deputation der Reichsstände zu diesem Geschäfte vom Reichstage ernannt wurde. Dieselbe sollte in fünf Klassen, jedesmal durch vierundzwanzig Abgeordnete, die Prozesse revidiren, die Gebrechen der ganzen Gerichtsverfassung untersuchen und einen Entwurf zur Verbesserung abfassen. Von selbst verstand sich, daß bei Ernennung der an die Reihe kommenden Reichsstände und der von ihnen zu sendenden Deputirten die abgemessenste Gleichheit der Religionsparteien statt finden mußte. Unter unsäglichen Schwierigkeiten wurde für diesen Zweck acht Jahre lang gearbeitet, und wirklich viel Gutes zu Stande gebracht. Das ganze Reich war voll Erwartung einer neuen Ordnung der gerichtlichen Dinge. Aber diese Erwartung schlug auf eine Weise fehl, welche den Geist des Reichswesens treffender bezeichnet, als die längsten Schilderungen thun könnten.

Als im November 1774 die zweite Klasse der Deputation einberufen wurde, fand sich anstatt eines katholischen Grafen aus Schwaben,

*) Möser's patriotisches Archiv, X. S. 357 und 376.

**) Ebendaselbst S. 83.

der als Repräsentant des für rein katholisch gezählten schwäbischen Grafen-Collegiums eintreten sollte, ein katholischer Graf aus Westphalen ein, und gab als Repräsentant des westphälischen Grafen-Collegiums durch eine Vollmacht sich kund, die eines der wenigen katholischen Mitglieder dieses für rein evangelisch gezählten Grafen-Collegiums ausgestellt hatte. Daß der Kurfürst von Mainz als Erzkanzler dies gelten ließ, erregte große Bewegung unter den Evangelischen, weil es den Anschein gewann, daß ein rein evangelisches Grafen-Collegium durch Annahme eines katholischen Abgeordneten zu einem gemischten gemacht werden solle. Doch wurde der Streit durch die Mehrheit einer Stimme für die Zulassung des katholischen Grafen entschieden. Aber im folgenden Jahre wurde in einem kurmainzischen Ausschreiben an den Direktor des fränkischen, für ganz evangelisch gezählten Grafen-Collegiums eine Stelle bemerkt, aus der sich die Folgerung ziehen ließ, daß auch ein katholischer Graf aus Franken als Vertreter jenes evangelischen Collegiums zur Deputation kommen könne. Nun erhoben die Protestanten Lärm, und erklärten die Zulassung sowohl des westphälischen als des fränkischen Deputirten katholischer Religion für unstatthaft. Der kaiserliche Hof schlug vor, aus Schonung für den Kurfürsten von Mainz im vorliegenden Falle einen evangelischen Deputirten aus der Wetterau und einen katholischen aus Schwaben zu nehmen; aber entweder war der Parteigeist auf einmal so aufgeregt, oder dem Interesse der mächtigen Reichsfürsten war ein Vorwand, die kaiserliche Autorität durch das Visitationsgeschäft nicht wachsen zu lassen, so willkommen, daß am 8. Mai 1776, als die vierte Klasse der Deputirten eintreten sollte, die Gesandten der evangelischen Reichsstände, nach dem Vorgange des kurbrandenburgischen, gegen die Versammlung protestirten, weil keine Religionsgleichheit statt finde, und sich entfernten. Die ganze Visitations-Deputation ging aus einander. Der Streit aber, ob die Collegien der westphälischen und der fränkischen Grafen für rein evangelische oder für gemischte Körperschaften zu achten seien, wurde auf den Reichstag gebracht, und die Geschäfte auf demselben geriethen durch die Erbitterung, in die er ausartete, in solche Stockung, daß fünf Jahre hindurch gar keine Berathungen gehalten wurden.

Die Freundschaft zwischen Friedrich und Joseph, wie sie seit den Zusammenkünften zu Neiße und Mährisch-Neustadt bestanden und durch den gemeinschaftlichen Antheil an der Theilung Polen's sich kund gegeben hatte, war kurz zuvor erkaltet; und in diesem Umstande lag ohne Zweifel der Grund, weshalb Kurbrandenburg mit solchem Eifer in jener

Religionssache auftrat. Friedrich wurde durch die ihm zugebrachte Nachricht, daß man in Wien die Gicht, woran er im Jahre 1775 litt, für Wassersucht halte, und daß der Leibarzt van Swieten von der Nähe seines Todes als von einer gewissen Sache gesprochen habe, so verstimmt, daß er auch einer weitern Mittheilung Glauben schenkte: der Kaiser habe Truppen nach Böhmen in Bewegung gesetzt, um beim Eintritt des erwarteten Todesfalls durch Sachsen in Brandenburg einzufallen und dem Thronfolger Schlesien abzudringen*) Seitdem faßte Friedrich ein unüberwindliches Mißtrauen gegen den Kaiser, und die Meinung wurde bei ihm feste Ueberzeugung, daß Joseph, mit seiner beschränkten Stellung als Reichsoberhaupt nicht zufrieden, damit umgehe, dem Kaiserthum seine vormalige Macht wieder zu verschaffen, sich in Deutschland so souverain zu machen, wie es die Könige von Frankreich in ihrem Lande geworden, und zur Einleitung Alles wieder zu nehmen, was seinen Vorfahren und den Häusern Oesterreich und Lothringen jemals gehört habe: im Osten Serbien und Bosnien, im Süden die an Venedig und Sardinien gekommenen Theile des Mailändischen, im Westen Baiern, Württemberg, Elsaß und Lothringen, im Norden Schlesien. Was bald darauf von Seiten des Kaisers geschah, um nach dem Aussterben der Kurlinie Baiern einen Theil dieses Landes zu erwerben, befestigte den König in dieser Ueberzeugung, und bewog ihn sogar, das Schwert wider denselben zu ziehen.

---

13. Der baierische Erbfolgestreit und Maria Theresia's Ende.

Der Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, starb plötzlich am 30. December 1777 an den Pocken. Da der Zweig des Wittelsbachischen Regentenstammes, aus dem er entsprossen war, mit ihm erlosch, so gebührte die Nachfolge dem nächsten Stammvetter, Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz. Allein der Kaiser Joseph wollte sich die Gelegenheit zum Erwerbe eines wohlgelegenen Landes nicht entgehen lassen, und beschloß, alte Ansprüche Oesterreich's auf einen Theil von Baiern geltend zu machen. Diese Ansprüche waren nicht schlechter als diejenigen, welche neununddreißig Jahre früher Baiern gegen Oesterrrich hatte geltend

*) Mémoires de 1775 jusqu'à 1778. Oeuvr. tom. V. p. 205.

machen wollen; auch wurde der schwache Karl Theodor, dem die Erbschaft Baiern's um so gleichgültiger war, weil er keine rechtmäßigen Kinder hatte, durch die Furcht vor Oesterreich's Macht und durch Vortheile, die seinen zahlreichen natürlichen Kindern zugesichert wurden, zu einem Vertrage bewogen, kraft dessen er Oesterreich's Recht an ganz Niederbaiern und einige andere Stücke der Erbschaft anerkannte (3. Januar 1778). Zu gleicher Zeit ließ Joseph diese Provinzen durch Truppen in Besitz nehmen. Ungern hatte Maria Theresia ihre Zustimmung gegeben.

Dieser Vorgang erschreckte alle Reichsfürsten als Aeußerung der Begierde des Kaisers, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, ohne auf Satzungen und Formen Rücksicht zu nehmen. Friedrich glaubte dazu um so weniger schweigen zu dürfen, als das Gelingen des Versuchs leicht weiteren Unternehmungen Bahn brechen konnte. Der Fürst, dessen Rechten Karl Theodor so viel vergeben hatte, war der nächste Lehnserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken. An diesen schickte Friedrich den Grafen von Görtz, und ließ ihn ermuntern, gegen den eingegangenen Vergleich Einspruch zu thun und bei Preußen Hülfe zu suchen. Dies geschah; und zugleich nahm der Kurfürst von Sachsen für seine Gemalin die Allodial-Erbschaft des verstorbenen Kurfürsten, das Haus Mecklenburg die Landgrafschaft Leuchtenberg in Anspruch. Friedrich trat nun in der Eigenschaft eines Sachwalters auf. Er fing mit Einsprüchen, Anfragen und Untersuchungen an, und zog dieselben geflissentlich in die Länge, um erst die Gesinnungen der großen Mächte zu erforschen, und zu erfahren, auf wessen Beistand er sich verlassen könne. England war damals mit dem Kriege in Nordamerika beschäftigt; Frankreich, obwohl Ludwig's XVI. Gemalin des Kaisers Schwester war, mißbilligte das Verfahren des letztern und versprach, auf jeden Fall neutral zu bleiben; eine thätigere Rolle zu spielen, wurde es durch seinen Antheil an den amerikanischen Händeln und durch den Bruch mit England gehindert. Rußland, Preußen's Bundesgenosse, versah sich jeden Augenblick eines neuen Krieges mit den Türken, und der Wiener Hof suchte diesen Krieg zum Ausbruch zu bringen. Hierin wirkte ihm zwar Friedrich durch Frankreich entgegen, dessen Gesandter zu Constantinopel dem Großvesir friedliche Gesinnungen einzuflößen wußte; Rußland durfte aber die Türken nicht aus den Augen verlieren.

Der König von Preußen sah sich also fast gänzlich auf seine eigenen Kräfte beschränkt. Joseph war unterdessen nicht müßig gewesen, sondern hatte im Frühjahr 1778 seine Truppen aus Ungarn, Italien

Digitized by Google

und Flandern nach Böhmen gezogen. Das bewog auch den König, die seinigen aufs schnellste in Bewegung zu setzen. Zwei preußische Heere, jedes von achtzigtausend Mann, versammelten sich, das eine bei Berlin um in Sachsen, das andere in Schlesien um in Böhmen einzubrechen. Friedrich selbst ging am 6. April von Berlin nach Breslau, und ließ das eine seiner Heere in der Grafschaft Glatz ein verschanztes Lager beziehen. Von da aus unterhielt er mit Joseph II. einen lebhaften Briefwechsel, den er zuletzt mit der Erklärung abbrach: er werde die längere Weigerung Oesterreich's, dem Kurfürsten von der Pfalz den in Besitz genommenen Theil von Baiern herauszugeben, für eine Kriegserklärung ansehen. Dies hatte der feurige, nach Kriegsruhm durstende Joseph nur erwartet. Er blieb bei der Weigerung, und die Heere setzten sich in Bewegung.

Nach einigen Märschen und Scharmützeln sandte Maria Theresia ihren Minister Thugut zum König nach Kloster Braunau (im August), um heimlich, ohne Wissen ihres Sohnes, mit Friedrich gütlich zu unterhandeln. Friedrich entwarf hierauf einen billigen Vergleichsvorschlag, den er auch sofort den französischen und russischen Ministern mittheilte, damit deren Höfe von seinem uneigennützigen Verfahren überzeugt würden, und sich nicht durch etwaige falsche Vorspiegelungen der Wiener Minister einnehmen ließen. Allein Joseph und der ihm ergebene Kaunitz waren mit Thugut's geheimen Unterhandlungen sehr unzufrieden, und der Erstere schrieb seiner Mutter: „Wenn sie Frieden machen wolle, so werde er nie wieder einen Fuß nach Wien setzen."

Die Kriegsunternehmungen kamen also wieder in Gang, doch ohne bedeutende Erfolge. Friedrich fand die Stellung des kaiserlichen Heeres in Böhmen so vortheilhaft, daß ein Angriff Tollkühnheit gewesen wäre, und schon im September zogen sich die Preußen wegen Mangels an Futterung nach Schlesien zurück. Aber im Winter begann der Krieg aufs neue in Oberschlesien, und die Reiterei der Oesterreicher zeigte sich mehrmals den Preußen überlegen. Am 18. Januar 1779 fiel Graf Wurmser in die Grafschaft Glatz ein, und am 28. Februar zerstörte ein österreichischer Heerhaufe unter dem Grafen Wallis die unbefestigte Stadt Neustadt in Oberschlesien, um einige darin liegende preußische Bataillone zu vertreiben.

Friedrich fühlte schon zu sehr den Druck der Jahre, um an einem Kriege Gefallen zu finden, von dem er gar keine Vortheile für sich absah, und dessen Last meist allein auf ihm lag, wenn auch der Kurfürst von Sachsen sein Heer zu dem preußischen Corps, welches unter dem Prinzen Heinrich Böhmen von Sachsen aus bedrohte, hatte stoßen lassen.

Digitized by Google

Rußland wollte ihm zwar ein Hülfsheer schicken; doch würde ihm dessen Unterhalt jährlich zwei Millionen gekostet haben. Die alte Kaiserin wünschte nicht weniger den Frieden. Da nun Frankreich und Rußland das Vermittelungsgeschäft eifrig betrieben, so mußten sich Joseph und Kaunitz zuletzt fügen. Der französische Gesandte zu Wien, Baron von Breteuil, entwarf einen auf Friedrich's Vorschlag gegründeten Plan zur Friedensstiftung, den Maria Theresia genehmigte. Nach einem im März 1779 geschlossenen Waffenstillstande wurde zu Teschen ein Congreß eröffnet, und am 13. Mai daselbst der Friede unterzeichnet. Die Hauptpunkte waren: Oesterreich erhält von Baiern den von den Flüssen Donau, Inn und Salza umfaßten Bezirk, giebt alles andere in Besitz genommene Land zurück, und entsagt den Ansprüchen darauf; der Kurfürst von Sachsen erhält für seine Ansprüche sechs Millionen Gulden, und der Herzog von Mecklenburg das Privilegium de non appellando; Rußland, Frankreich und das deutsche Reich übernehmen die Gewährleistung dieses Vertrags.

So war demnach die Ruhe wieder hergestellt. Friedrich, belohnt durch den Ruhm eines Erhalters der deutschen Freiheit, war großmüthig genug, keine Entschädigung für die Millionen zu verlangen, die ihm die Kriegsrüstung gekostet hatte.

Maria Theresia, die dem Streit und Krieg von Anbeginn entgegen gewesen war, die in ihren alten Tagen kein Blutvergießen mehr hatte erleben wollen, starb im Jahre darauf, am 29. November 1780. „Ich ziehe, hatte sie damals gesagt, einen winzigen Frieden einem glorreichen Kriege vor, der mich meiner Kinder, meiner besten Generale und Soldaten beraubt. Freilich sind das die Gedanken einer alten Frau und Mutter, aber auch einer christlichen Regentin und einer Freundin ihrer Freunde." Eine Freundin des großen Königs war sie nie gewesen; immer hatte sie in ihm nur den „bösen Mann" gesehen, der ihr die Jugend verbittert, und der „in Deutschland den Rang einzunehmen trachte, den das Haus Oesterreich behaupte". Erst sehr allmählig und spät vermochte sie, ihre Abneigung gegen ihn zu überwinden*).

Unter den Frauen, die je als Selbstherrscherinnen auf den Thronen großer Reiche gesessen, war ohne Zweifel Maria Theresia eine der würdigsten. Sie besaß ein edles, empfängliches und liebevolles Herz; sie

---

*) Wolf, Marie Christine (1863). Bd. I. S. 150 ff. S. 19 f. Die hier mitgetheilte österreichische Auffassung Friedrich's des Großen, aus der letzten Zeit des siebenjährigen Krieges, ist zwar sehr einseitig, aber sehr pikant.

Digitized by Google

war ſtets geneigt, ſich für ihre Freunde zu opfern, obwohl ſie die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es wenig aufrichtige Menſchen und ſelten wahre Freunde gebe. Als ihren vornehmſten Fehler betrachtete man ihre „zu große Lebhaftigkeit", vermöge deren ſie alles, was ihr im erſten Augenblick gefiel, mit Enthuſiasmus ergriff, und allem, was ihr mißfällig erſchien, ſofort in verletzender Weiſe begegnete. Von ihren Staaten lag ihr faſt vorzugsweiſe Ungarn am Herzen. „Ich habe, ſchrieb ſie 1765, die ungariſche Nation immer geliebt, weil ſie die Grundlage unſers gemeinſamen Glückes iſt"; und 1778: „ich bin gut ungariſch, mein Herz iſt voll von Erkenntlichkeit für dieſe Nation." Bei ihrer ungemeinen Rührigkeit nahm ſie in der Verwaltung ſelbſt von allen Details eine möglichſt eingehende Kenntniß; und in allen ihren Erlaſſen gab ſie einen ſeltenen Sinn für Gerechtigkeit kund. „Ich will, erklärte ſie, lieber ſchwach erſcheinen als ungerecht, wovor mich Gott bewahre" *).

Mit ihrem Sohne war ſie ſeit der Zeit ſeiner Mitregentſchaft, zumal in den Jahren 1770 und 71, in mannigfache Zerwürfniſſe gerathen. Denn Joſeph hätte doch gern nicht nur den Titel, ſondern auch die Macht eines Mitregenten gehabt; und er wünſchte, vermittelſt derſelben ſeinen eigenen Ideen Ausdruck zu geben, die von denen der Mutter weſentlich abwichen. Maria Thereſia erſchrak darüber; aber ſie hielt die Zügel der Gewalt fortan nur deſto feſter in ihren Händen, und Joſeph war ein zu gehorſamer Sohn, um ſich gegen ihren Willen geradezu aufzulehnen; er fügte ſich in Geduld. Nichts deſto weniger nahm ihr Lebensmuth ſeitdem mehr und mehr ab; umgeben von einer jungen Welt mit neuen Kräften und neuen Beſtrebungen, fühlte ſie ſich immer vereinſamter, immermehr von dem Alter gedrückt, und ſuchte immer häufiger ihren Troſt in frommen Uebungen. In ihren Briefen nannte ſie ſich mit Reſignation die „alte Frau", und erklärte wiederholt: „ich bin allein und nicht mehr en vigueur". Dem Tode ging ſie ruhig und gefaßt entgegen. Zu Joſeph äußerte ſie an ihrem letzten Lebenstage: „mir kommt das Sterben vor als wenn ich von einer Stube in die andere ginge"; und da es draußen regnete, ſagte ſie lächelnd: „welch' ein ſchlechtes Wetter für eine ſo große Reiſe!" Noch eine Stunde vor ihrem Verſcheiden, um acht Uhr Abends, erhob ſie ſich plötzlich von ihrem Lehnſtuhl und ſchritt, zur Verwunderung Aller, frei durch das Zimmer nach dem Ruhebett. Ihre letzten Worte waren: „Gott, nimm meine Seele

*) Ebendaſelbſt S. 20 ff. S. 54 ff.

Digitized by Google

auf!" Die kaum vierzehntägige Krankheit, der ſie erlag, trat Anfangs als Katarrh auf, nahm aber die Geſtalt des Brandes an. Sie war 63 Jahre alt geworden und hatte 40 Jahre regiert*).

---

14. Der deutſche Fürſtenbund**).

(1785.)

Auf die Trauerkunde aus Wien ſchrieb Friedrich an ſeine Miniſter: „Maria Thereſia iſt todt. Eine neue Ordnung der Dinge beginnt." Er vermuthete, Joſeph, von den Feſſeln der mütterlichen Herrſchaft befreit, werde nun ſogleich losbrechen. Aber Joſeph's Thätigkeitstrieb wandte ſich auf die innere Umformung ſeiner Erbländer. Auf das deutſche Reich, deſſen Oberhaupt er war, nahm er freilich wenig Rückſicht, wenn das Intereſſe ſeiner Monarchie mit den Rechten deſſelben zuſammenſtieß. Nach dem Beiſpiele früherer Kaiſer ſuchte er die geiſtlichen Fürſtenhüte auf das Haupt der Prinzen ſeines Hauſes zu bringen, und ſetzte es durch, daß im Jahre 1780 die Domkapitel zu Cöln und zu Münſter ſeinen Bruder, den Erzherzog Maximilian, zum kurfürſtlichen und zum biſchöflichen Coadjutor beider Hochſtifter erwählten. Und weil er die kirchliche Gewalt fremder Biſchöfe über ſeine Unterthanen ſeinen Abſichten nicht entſprechend hielt, nahm er 1783 dem Biſchofe von Paſſau ſeinen Sprengel in den öſterreichiſchen Staaten. Aehnliche Schritte wurden gegen den Erzbiſchof von Salzburg, ſowie gegen die Stifter Lüttich, Conſtanz, Chur und Regensburg verſucht oder durchgeführt. Dennoch blieb der Friede im Reiche ungeſtört. Nach der Anſicht aber, die Friedrich zum Grundſatze ſeiner Politik gemacht hatte, daß jeder Gewinn, den Oeſterreich davontrage, einen entſprechenden Verluſt für Preußen in ſich ſchließe, beunruhigte er ſich über die vortheilhafte Stellung des Kaiſers um ſo mehr, weil derſelbe nicht bloß mit Frankreich verbündet war, ſondern auch mit Rußland ſich immer mehr befreundete, während Katharina's Freundſchaft für Preußen mit dem

---

*) Ebendaſelbſt S. 75 ff. S. 163. S. 170 f.

**) Ad. Schmidt, Preußen's deutſche Politik (1850), 2 Aufl. S. 30 ff. Derſelbe, Geſch. der preuß. deutſchen Unionsbeſtrebungen (1851), S. 7—402.

Digitized by Google

sinkenden Credite Panin's lauer zu werden schien. Und bald näherte sich die Besorgniß Friedrich's ihrer Erfüllung.

Im Januar 1785 ward dem Kurfürsten von Pfalzbaiern von dem kaiserlichen Gesandten zu München der Antrag gemacht, das Herzogthum Baiern, die Oberpfalz, die Fürstenthümer Neuburg und Sulzbach, und die Landgrafschaft Leuchtenberg dem Hause Oesterreich zu überlassen, und dafür die österreichischen Niederlande (mit Ausschluß von Luxemburg und Namur), unter dem Titel eines Königreichs Burgund, und drei Millionen Gulden baares Geld anzunehmen. Durch diese lockenden Aussichten hoffte man den Kurfürsten von Baiern, der schon durch den Vergleich vom 3. Januar 1778 bewiesen hatte, wie leicht er zu handhaben sei, so zu blenden, daß er den Unterschied zwischen Baiern und den österreichischen Niederlanden nicht beachte. Die Staaten, welche von ihm verlangt wurden, hatten 784 Quadratmeilen und 1,300,000 Einwohner, und lieferten bei schlechter Bewirthschaftung etwa sechs Millionen Gulden Einkünfte; die ihm angebotenen enthielten nur 340 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner und brachten nur drei Millionen Gulden ein. Ueberdies wollte sich der Kaiser noch das Recht ausbedingen, in den reichen niederländischen Städten nach Belieben Geld negoziiren zu dürfen, und verlangte die Uebergabe aller in den Niederlanden befindlichen Truppen und Artillerievorräthe. Der rechtmäßige Erbe des Kurfürsten, der Herzog von Zweibrücken, sollte durch andere Mittel überrascht werden. Ein russischer Minister, Graf Romanzow, erschien bei ihm um dieselbe Zeit, trug ihm die Sache vor, und verlangte eine schnelle Entschließung. „Die Zeit, hieß es, dränge; des Kurfürsten sei man sicher; die Sache werde geschehen, auch wenn der Herzog nicht wolle; in acht Tagen müsse er sich entschieden haben; Rußland und Frankreich seien bereit, für den Vertrag Gewähr zu leisten."

So schien denn Joseph II. doch erreicht zu haben, was Friedrich durch die Waffen und durch den Teschener Frieden hintertrieben zu haben glaubte; und zwar durch Hülfe eben der Mächte, die jenen Frieden verbürgt hatten. Nur aus der Haltlosigkeit der damaligen Verwaltung Frankreich's und aus der Abneigung Potemkin's, der das russische Kabinet beherrschte, gegen Preußen, in Verbindung mit dessen Unkunde der deutschen Staatsverhältnisse, läßt es sich erklären, daß beide Höfe für die Begünstigung eines Planes hatten gewonnen werden können, dessen Ausführung die Macht des Hauses Oesterreich so bedeutend vermehrt haben würde. Friedrich, mit Recht schon darum entrüstet, daß man ihn in dieser Sache übergangen hatte, vereinigte seine dringenden Vorstel-

lungen mit denen des Herzogs von Zweibrücken, und brachte es auch dahin, daß Katharina II. erklärte: sie habe bei der Begünstigung des Tausches den freien Willen der Unterthanen vorausgesetzt. So mußte denn auch der Kaiser davon abstehen. Er that dies mit der Erklärung, er habe nie den Austausch erzwingen wollen. Preußischer Seits wurde in Schriften dargethan: Tauschverträge dieser Art seien auch dann unzulässig, wenn ein Reichsfürst selbst freiwillig die Hand zu solchen Veräußerungen biete.

Schon viel früher hatte Friedrich darüber nachgedacht, wie man künftigen Unternehmungen eines kühnen Reichsoberhaupts den sichersten Damm entgegensetzen könne. Dabei war ihm der Gedanke eines deutschen Fürstenbundes gekommen, nach Art des schmalkaldischen; er erörterte denselben schon während des Jahres 1783 mit seinen Cabinetsministern Finkenstein und Herzberg, sowie mit dem Herzog von Braunschweig; im März 1784 drang er darauf, die Verwirklichung des Gedankens kraftvoll anzugreifen, und am 24. October desselben Jahres theilte er seinen Ministern einen eigenhändigen Entwurf, als Grundlage der Verhandlungen, mit*). Darin hieß es:

„Da die Verbindung kein Trutzbündniß sein soll, so kann ihr Zweck nur sein, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu behaupten, und das ohne Unterschied der Religion. Alles muß auf den Rechten und Privilegien ruhen, die durch altes Herkommen und durch die goldene Bulle festgesetzt sind. Ich brauche hier nicht das alte Gleichniß von dem Pferdeschweif zu wiederholen, aus dem man Haar für Haar mit leichter Mühe ziehen kann, indeß das Ganze jeder Kraft widersteht. Unser Bündniß soll nur die Besitzungen eines Jeden sichern und verhindern, daß nicht ein herrschsüchtiger und unternehmender Kaiser einmal die ganze deutsche Verfassung umstürzt, indem er sie stückweise zerbricht. Wenn man nicht in Zeiten vorkehrt, so wird der Kaiser alle seine Vettern mit deutschen Bisthümern, Erzbisthümern und Abteien versorgen, dieselben dann secularisiren, und auf allen Reichstagen durch die Stimmen seiner Vettern das Uebergewicht behaupten. Das wäre für die geistlichen Fürsten. Aber auch die weltlichen haben ein Interesse, einem Bündnisse beizutreten, welches den Kaiser in allen Ansprüchen hemmt, die er auf ihre Staaten machen könnte, wie wir neulich in Baiern

*) Der Text bei Hertzberg, recueil Vol. II. p. 364; nach dem Original berichtigt und in authentischer Form bei Ad. Schmidt, Unionsbestrebungen, S. 105.

Digitized by Google

geſehen haben. Ein nicht minder wichtiger Gegenſtand iſt der Reichstag in Regensburg und das Kammergericht zu Wetzlar. Nimmt man nicht bei Zeiten gute Maßregeln, dieſe alten Einrichtungen in ihrer Kraft zu erhalten, ſo wird der Kaiſer ſie benutzen, um ſeinen Deſpotismus in ganz Deutſchland geltend zu machen. Das wären im Allgemeinen die Punkte, die alle Fürſten zu einem Bündniſſe vereinigen müßten. Denn Aller Intereſſen ſind dieſelben; wenn ſie dulden, daß einige von ihnen zertreten werden, ſo wird unfehlbar auch an ſie die Reihe kommen, und höchſtens werden ſie, wie Ulyſſes in der Höhle des Polyphem, das Vorrecht haben, zuletzt verſchlungen zu werden. Der Vortheil des Bündniſſes beſtände eben darin, daß, wenn der Kaiſer ſeine Macht mißbrauchen wollte, die vereinigte Stimme des ganzen Reichskörpers ihm Geſinnungen der Mäßigung einflößen könnte, oder daß, falls er zur Gewalt ſchritte, er eine Macht fände, die ihm Widerſtand zu leiſten vermöchte. So viel in der Kürze. Doch ließen ſich zu weiterer Erläuterung noch manche Details hinzufügen, und ich glaube, daß Herr von Herzberg ganz der Mann ſein wird, dieſe Ideen zu entwickeln und ihnen die letzte Begründung zu geben."

Der Miniſter war hierauf mit dem völlig ausgearbeiteten Plane nach Potsdam gekommen, und der König hatte noch Manches über dieſen Gegenſtand mit ihm geſprochen. Dennoch wurde die Sache wegen allerhand Bedenken durch die Miniſter verſchleppt, ungeachtet Friedrich ſie unabläſſig anſpornte. Bald ſchrieb er ihnen: „Wir ſind verloren, wenn wir mit gekreuzten Armen daſtehen und unſre Gegner handeln laſſen;" bald rief er ihnen zu: „Feuer, meine Herren, Feuer! und nicht mit Gleichmuth auf die erſten Grundlagen blicken, die Joſeph legt; wir müſſen nerviger ſein und eifriger arbeiten;" und ein andermal: „Bleiben wir müßig, ſo wird Niemand die Sache auf ſich nehmen; darum ſchmieden Sie das Eiſen ſobald als möglich; freilich iſt es nicht eine Angelegenheit von vierzehn Tagen, ſo viele Köpfe unter einen Hut zu bringen." Erſt als Joſeph's neuer Tauſchentwurf die Nothwendigkeit einer Verwahrung zu rechter Zeit noch dringender zeigte, ging das Werk rüſtig von Statten. Einer Reihe kleinerer Staaten war der König gewiß; aber vor allen lag ihm an Sachſen und Hannover, und beide Höfe zeigten ſich endlich geneigt, der Sache beizutreten. Am 23. Juli ward der deutſche Fürſtenbund von den Bevollmächtigten der drei Kurhäuſer zu Berlin unterzeichnet. Sie gelobten in dem Vertrage, gemeinſam über die Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung zu wachen, jedem Reichsſtande den Beſitz ſeiner Länder und Gerechtſame zu ſichern, ſich unerlaubten Maßregeln in dem Wege der

Ordnung zu widersetzen. In den geheimen Artikeln war die Verpflichtung enthalten, dem Austausche von Baiern nachdrücklichst entgegen zu wirken, und die im Falle eines deshalb ausbrechenden Krieges vertragsmäßig zu stellende Truppenzahl bestimmt. Man lud hierauf auch andere Reichsfürsten zum Beitritt ein, und in kurzer Zeit unterschrieben die Herzoge von Sachsen-Weimar, von Sachsen-Gotha und von Zweibrücken, der Kurfürst von Mainz, der Herzog von Braunschweig, der Markgraf von Baden, der Landgraf von Hessen-Cassel, die drei Fürsten von Anhalt (Cöthen, Bernburg und Dessau), der Bischof von Osnabrück, der Markgraf von Anspach und die Pfalzgrafen von Birckenfeld (Aug. 1785 bis März 1786); später auch der Herzog von Mecklenburg-Schwerin, der Coadjutor von Kur-Mainz und Mecklenburg-Strelitz (Jan. 1787 bis Juli 1789).

Der Wiener Hof ermangelte nicht, gegen dies Bündniß Widerspruch zu erheben und auf die Absichten des Stifters einen gehässigen Schein zu werfen. Allein Friedrich begnügte sich, durch eine einfache Geschichtserzählung das Publicum von der wahren Beschaffenheit dieser Sache zu unterrichten. Es hieß darin: „Man habe das deutsche Reich vor der Gefahr schützen wollen, daß die Sicherheit seiner Glieder jemals bloß von der Mäßigung des Hauses Oesterreich abhängig würde. Die deshalb geschlossene Verbindung sei den Reichsgesetzen gemäß, namentlich dem achten Artikel des Osnabrückschen und dem neunten Artikel des Münsterschen Friedens, welche den Reichsständen die Befugniß zu dergleichen Conföderationen zusprächen; sie habe keinen andern Zweck, als jedes Mitglied des Reichs bei dem freien und ruhigen Genusse seiner Besitzungen und Rechte zu erhalten, und sich jeder widerrechtlichen und willkürlichen Unternehmung zu widersetzen. Die Würde des kaiserlichen Hofes könne durch einen Bund, der die Erhaltung der deutschen Verfassung zum Zweck habe, unmöglich beleidigt werden, wenn die Absichten und Gesinnungen dieses Hofes so beschaffen seien, wie man es von der Großmuth und Rechtschaffenheit des Reichsoberhauptes erwarten könne, und auch zuversichtlich erwarte."

Die natürliche Folge des Anschlusses der angesehensten Reichsfürsten an die Opposition Preußen's gegen den Kaiser war, daß dem Letzteren das Reichswesen gänzlich verleidet wurde. Sein thätiger Geist hatte sich nie in dieser abhängigen Stellung gefallen. In vertrauten Kreisen spottete er wohl über seine kaiserliche Ohnmacht, über die weitschweifigen, von der Verfassung vorgeschriebenen Formen, welche der Reichstag als höchst wichtig behandelte und zu Gegenständen langwieriger Berathungen

Digitized by Google

machte; zuweilen aber äußerte er sich auch, sogar gegen Fremde, mit Unmuth und Bitterkeit über seine Stellung als Kaiser und über den Undank, womit seine besten Absichten vergolten würden. „Wenn ich, sagte er im Jahre 1779 zu dem französischen Gesandten Breteuil, einem Kapuzinerkloster Recht gebe, weil ich glaube, daß es Recht hat, so sagen die Protestanten, ich gehe damit um, ihre Religion zu unterdrücken; finde ich dagegen einmal die Klagen der Protestanten gegründet, so schreien alle Priester und Mönche, daß das Reichsoberhaupt die Religion verlasse." Durch den Teschener Frieden und die Vereitelung des baierischen Tauschprojectes wurde diese Stimmung nicht verbessert. Seine Theilnahme an den Reichsangelegenheiten hörte fast ganz auf, als die Reform im Innern der Monarchie seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Nimmermehr kann er jedoch die Meinung damaliger Zeitschriftsteller, die für ihn auftraten, getheilt haben, daß er als Kaiser widerrechtlich die Macht seiner Vorgänger entbehre; denn als Erzherzog von Oesterreich gehörte er ja selbst zu denjenigen Reichsfürsten, welche die Kaisermacht unter sich getheilt hatten, und die Reichskrone war nicht auf ihn vererbt, sondern in ihrem verblichenen Zustande wahlweise von ihm erlangt worden.

Während solche Spannungen zwischen Preußen und Oesterreich herrschten, war an die Stelle der früheren Feindschaft zwischen Preußen und Sachsen Freundschaft und Bündniß getreten. Kurfürst Friedrich August (geboren am 23. December 1750), der am 15. September 1768 die Regierung aus den Händen seines Oheims und Vormundes, des Prinzen Xaver, als kaum achtzehnjähriger Jüngling übernahm, war ein verständiger, von den verderblichen Leidenschaften und der thörichten Eitelkeit seiner Vorfahren freier Fürst; er schloß an die Politik des großen Königs sich an, da er sich überzeugt hatte, daß sie die Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung bezwecke. Ein Beweis persönlicher Freundschaft, den ihm Friedrich gab, mochte dazu beitragen, diese Anschließung zu befestigen. Im Jahre 1777, also ein Jahr vor dem baierischen Erbfolgekriege, wurde der Kurfürst durch einen von Friedrich an ihn geschickten Eilboten benachrichtigt, daß seine Mutter, die Kurfürstin Maria Antonia, aus Verdruß über den ihr versagten Einfluß auf die Regierung, damit umgehe, durch einen ihrer Vertrauten bei dem Reichstage zu Regensburg die Erklärung mit den erforderlichen Belegen abzugeben, daß Friedrich August nicht der Sohn des vorigen Kurfürsten Friedrich Christian sei, und daß demnach die Erbfolge dem jüngern Prinzen Karl gebühre, der wegen Gebrechlichkeit nur im Fahrsitze sich bewegen konnte. Der Kurfürst ließ sogleich jenen Vertrauten, einen Italiener Agdalo, Hauptmann von der Schweizergarde,

Digitized by Google

verhaften und nach bestandenem Verhör auf dem Königstein bringen, wo er bis zu seinem Tode (1800) in anständiger Gefangenschaft verblieb. Der Respect gegen die Mutter wurde aber dabei nicht aus den Augen gesetzt *).

---

15. Friedrich's Alter und Tod.

In seinem Privatleben behielt Friedrich bis ans Ende dieselbe Ordnung bei, die er bei seinem Regierungsantritte festgesetzt hatte. Dieselbe Pünktlichkeit in den Geschäften, dieselbe Beharrlichkeit in der treuen Ausübung seiner Pflichten, ja fast dieselbe Raschheit in allen seinen Bewegungen zeichnete den Greis aus, wie einst den kraftvollen Mann. Er führte das: im Stehen Sterben Vespasians gern im Munde; noch am Tage vor seinem Ende las er die ihm eingesandten Briefe durch. Wenn gleich der schwächere Körper im Alter mehr Schlaf als sonst verlangte, so entzog letzterer dem Könige doch keine Morgenstunde, und in den für Heerschauen und Reisen festgesetzten Stunden und Tagen ward unter keinerlei Umständen behufs größerer Bequemlichkeit das Geringste abgeändert. Die letzte Musterung zu Breslau (24. August 1785) hielt er, schon krank, im anhaltendsten Regen, und wurde bis auf die Haut durchnäßt. In seinem Aeußern und seinen Umgebungen blieb die alte Einfachheit. Nur wenige Diener waren um seine Person; sein Sanssouci ward nur des Nachts und auch da nur von sechs Mann bewacht; auf seinen Spazierritten folgte ihm gewöhnlich nur ein Reitknecht oder ein Page. Die Vernachlässigung seines Körpers ging zuletzt in Cynismus über. Seine Kleidung, die einfache Uniform eines Garderegiments, war meist abgetragen; die schlaffen Stiefeln, die er beim Aufstehen anzog und erst beim Niederlegen abstreifte, waren fast roth und hingen unordentlich herunter. Der spanische Taback, von dem er stets zwei gefüllte Dosen bei sich trug, entstellte selbst sein Angesicht. Nur an dem Auge, dessen durchbohrendes Feuer kein Maler darzustellen im Stande gewesen ist, erkannte man den König.

Die Musen, die ihn durch die gefahrvollsten Perioden des Krieges begleitet hatten, erheiterten auch seine Muße während des Friedens. „Noch immer, schreibt er an Voltaire, liebe ich die Dichtkunst. Zwar habe ich

*) Das Nähere in Böttiger's Geschichte von Sachsen. II. S. 400.

Digitized by Google

nur schwache Talente dazu, aber da ich bloß zum Zeitvertreibe Papier verderbe, so kann es dem Publicum einerlei sein, ob ich Whist spiele oder mit Reimen kämpfe." Abgesehen von den vielen poetischen Versuchen, die er unternahm, war auch die Zahl seiner prosaischen Aufsätze nicht gering. Er hat die ganze Geschichte seines öffentlichen Lebens bis zum Jahre 1779 beschrieben, und einen Auszug aus dem großen, vier Folianten starken Bayleschen Wörterbuche gemacht, welches er als einen Schatz von historischen Kenntnissen ungemein hoch hielt. Eine Menge kleinerer Abhandlungen findet sich in der Sammlung seiner hinterlassenen Werke. Noch 1780 schrieb er das Buch über die deutsche Literatur, und das Jahr darauf eine Abhandlung über die Regierungsformen und die Pflichten der Regenten, die voll wahrhaft königlicher Gedanken ist. So ungünstig er sich früher oft über das Christenthum geäußert hatte, weil er es mit dem Lehrgebäude des strengen Dogmatismus, der ihm in seiner Kindheit und Jugend aufgezwungen worden war, verwechselte: so vertheidigte er doch nun, in einer Kritik des grobmaterialistischen Systems der Natur von Holbach, die Moral des Evangeliums gegen die Verunglimpfungen, die ihr in diesem Werke zugefügt worden waren. Sein Briefwechsel mit Voltaire und d'Alembert, den er bis an den Tod beider Männer fortsetzte, nimmt in seinen Werken mehrere Bände ein.

Es kann auffallend scheinen, daß er die Verbindung mit zwei Männern so emsig zu erhalten strebte, von denen der Eine seinen dringenden Einladungen nicht Folge geleistet, und der Andere ihm offenbare Kränkungen erwiesen hatte. Allein man muß bedenken, das Voltaire durch die bewundernswürdige Gewandtheit seines Geistes den Eindruck seiner Gemüthsart verwischte, daß seine früher erwähnte Schmähschrift gegen Friedrich erst nach seinem Tode gedruckt wurde, und daß dem Könige der Umgang mit geistreichen Köpfen zu sehr Bedürfniß war, als daß er sich hätte entschließen können, die Verbindung mit denen aufzuheben, deren Briefe ihm eine anziehende Unterhaltung gewährten und das Bild der schöneren Jahre lebendig erhielten. Es war ihm ein rührender Gedanke, die Abendröthe der französischen Literatur erlebt zu haben, während, wie er meinte, über seinem Vaterlande noch die Nacht der Barbarei ruhe. In einem seiner Briefe äußert er darüber: „Es giebt zwar Gelehrte; aber sollten Sie es wohl glauben, daß ich genöthigt bin, zum Studium der griechischen Sprache aufzumuntern, das ohne meine Sorgfalt ganz verloren gehen würde?" Voltaire, der seiner Jugend vorgeleuchtet hatte, theilte sein Alter mit ihm. Schon dies Patriarchat machte ihn ehrwürdig. Auch hatte der schmiegsame Franzose nicht ermangelt, bei der ersten Wieder-

Digitized by Google

annäherung des Königs sein Unrecht zu bekennen, und eine Zurechtweisung geduldig hinzunehmen. Friedrich schrieb ihm: „Sie haben sehr unrecht gegen mich gehandelt. Ich ertrug, was sich nur ertragen ließ. Von dem Allen, was mir in Ihrem Benehmen noch außerdem gerechte Ursache zu Klagen gab, schweige ich, weil ich fühle, daß ich verzeihen kann." Und gleich darauf: „Da zu einer Zeit, als Kaiser und Könige mich zu berauben suchten, ein elender Mensch gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht und mir meine Verse gestohlen hat, so schicke ich Ihnen jetzt selbst eine Ausgabe mit großen Lettern." Endlich, auf die Entschuldigungen Voltaire's: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier. Ohne Zweifel haben die Menschen ihre Schwachheiten, und ohne Zweifel gehört Vollkommenheit nicht zu ihrem Erbtheil; auch ich empfinde das, und weiß, daß es unbillig ist, von Anderen zu fordern, was man selbst nicht erfüllen und erreichen kann. Damit hätten Sie anfangen sollen, so wäre alles Andere überflüssig gewesen, und ich hätte Sie trotz Ihrer Fehler geliebt, da Ihre Talente groß genug sind, um einige Schwachheiten zu bedecken"*)

Seitdem theilten sich Beide, wie ehemals, ihre Arbeiten mit; Voltaire und d'Alembert unterhielten den König mit Neuigkeiten vom Pariser Hofe und aus der französischen Literatur. Friedrich's Antworten enthalten launige Scherze; treffende Betrachtungen, oft moralischer Art, die er vorzüglich liebte; gutmüthige Ermunterungen, die Beschwerden des Alters mit Fassung und Lust zu ertragen; Berichte von seinen Arbeiten und seiner Lebensart, aber auch Schmeicheleien als Tribute für die Eitelkeit Voltaire's. „Ich kann Ihnen nicht sagen, schrieb er einmal, wie sehr Ihre Franzosen mich ergötzen. Diese nach lauter Neuem haschende Nation gewährt mir beständig neue Auftritte: bald ist es die Verjagung der Jesuiten, bald ihre Zurückberufung; jetzt die Beichtscheine, jetzt die Aufhebung des Parlaments; alle drei Monate neue Minister: kurz, sie allein geben dem ganzen Europa Stoff zur Unterhaltung. Wenn die Vorsehung bei der Schöpfung der Welt an mich gedacht hat, so hat sie unstreitig dies Volk zu meiner Nebenbelustigung hervorgebracht." Ein andermal an Voltaire (1777): „Ich habe in Berlin eine öffentliche Bibliothek bauen lassen; Voltaire's Werke hatten vorher eine zu unanständige Wohnung." Und an d'Alembert: „Schlachten haben viele Menschen ge-

*) H. W. XI. S. 258. X. S. 19. 20. 21.

Digitized by Google

wonnen, viele haben Provinzen erobert; aber wenige haben ein so vollkommenes Werk, wie die Vorrede zur Encyklopädie geschrieben"*). Da Voltaire seit dem Jahre 1767 auch mit Katharina II. in Briefwechsel stand, so kann man nicht zweifeln, daß manche Stelle in Friedrich's Briefen an ihn vornehmlich auf dessen Schwatzhaftigkeit berechnet war. Voltaire nannte diese Fürstin in seinen Briefen an Friedrich immer nur seine Kaiserin, ohne die feinen Hinweisungen des Königs auf die Unschicklichkeit einer solchen Redeweise verstehen zu wollen.

Zu seinen Tischgenossen nahm Friedrich die wenigen Freunde, die ihm aus der schönen Zeit seiner Jugend noch übrig geblieben waren, besonders den Marquis d'Argens, dem er noch nach seinem Tode, mit einem besondern Nachdruck gegen Voltaire das Zeugniß gab, daß er ein durchaus rechtschaffener Mann gewesen. Außerdem liebte er den lehrreichen Umgang des Obersten Guichard, auf Anlaß eines Streits über den Namen eines römischen Tribunen, vom Könige Quintus Icilius genannt, der seine Professur in Leyden mit dem Kriegsdienste vertauscht hatte, und einige gelehrte Werke über die Kriegskunst der Alten geschrieben hat. Auch die alten wackeren Kriegsgefährten Fouqué, Zieten u. A. behielt er in treuem Gedächtniß; er besuchte sie zuweilen, erfreute sie durch Geschenke und Erfrischungen, und zog sie öfters an seine Tafel. Bekannt ist sein schönes Wort zu Denen, die den an der königlichen Tafel eingeschlummerten Zieten wecken wollten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht." Hin und wieder sprach er auch wohl einen Berliner Gelehrten, z. B. Sulzer, Meierotto, Merian; und jeder Durchreisende von Bildung, der sich getraute, ihn zu unterhalten, war ihm willkommen. Vorzügliche Köpfe waren auch noch in seinem Alter im Stande, ihn den König vergessen zu machen. So schreibt er selbst an d'Alembert 1781 (H. W. XI, 268): „Ich habe dieser Tage einen Prinzen Salm bei seiner Durchreise durch Berlin gesehen, der ganz frisch von Paris kommt. Er hat mich durch und durch beschämt: ich fand mich in Vergleichung mit ihm so geschmacklos, so unbeholfen, so dumm, daß ich beinahe nicht das Herz hatte, ihm zu antworten. Er ist lauter Grazie; alle seine Bewegungen haben eine ausgesuchte Eleganz, seine geringsten Worte sind Räthsel; er zergliedert und erforscht Kleinigkeiten mit einer unsäglichen Gewandtheit und kennt die Karte von dem Reiche der Zärtlichkeit besser als alle Scuderis in der Welt." Einen nicht minder angenehmen Eindruck scheint der Fürst von

*) H. W. XI. S. 110. IX. S. 318. XII. S. 36.

Ligne auf ihn gemacht zu haben, der seine Unterhaltung mit dem Könige aufgezeichnet und bekannt gemacht hat*). Den Hof und seine Generale sah Friedrich in der Regel zur Zeit der verschiedenen Musterungen oder des Berliner Carnevals. Dem Kronprinzen, seinem Neffen, gestattete er keinen Antheil an den Regierungsgeschäften; seiner Gemalin Christine von Braunschweig blieb er nach wie vor entfremdet, und selbst mit seinen Brüdern Heinrich und Ferdinand pflog er keinen vertrauten Umgang, so sehr auch die letzteren seine französische Bildung und Geistesrichtung sich angeeignet hatten.

Lange wußte der starke, sich selbst genügende Geist des Helden eine seltene Heiterkeit in sich zu erhalten; doch verlor er zuletzt allmählig die Freude an der Welt und den Glauben an die Güte der menschlichen Natur, der in der Jugend dem Leben einen so hohen Reiz giebt, und den der Greis durch ein liebevolles Wiederaufleben mit einer blühenden Nachkommenschaft in sich erneuern kann. In einem Gespräch mit Sulzer (31. Dec. 1777), in welchem dieser von überwiegenden Anlagen des Menschen zum Guten sprach, rief der König aus: „Ich sehe wohl, mein lieber Sulzer, Er kennt nicht, so wie ich, dies verwünschte Geschlecht, zu dem wir gehören." Der Kinderlose und Einsame sah von Jahr zu Jahr die Gefährten aus der guten alten Zeit scheiden. Der treue d'Argens verließ ihn schon 1769 und starb zwei Jahre darauf; 1774 folgte Fouqué, weiland Großmeister des romantischen Bayardordens; 1778 starben Voltaire, der brave Mylord Marischal und der possenhafte Pöllnitz; 1783 d'Alembert, und 1786 im Januar sank auch der siebenundachtzigjährige Zieten ins Grab. Seit dem baierischen Kriege ruhte die einst so beliebte Flöte, der die zitternden Finger den Dienst versagten. An ihre Stelle trat ein Vorleser. Doch war es sichtbar, daß der König von seinem alten Frohsinn seitdem immer mehr verlor. Er fing um diese Zeit an, gegen d'Alembert über die Abnahme seines ehemals so außerordentlichen Gedächtnisses zu klagen.

Dergleichen Wahrnehmungen eintretender Schwächen machten ihn mißtrauischer gegen seine Diener und strenger in seiner Aufsicht über sie. Niemand sollte sich den Wahn beikommen lassen, er sei nicht mehr der Alte. Ungeachtet seiner Vorliebe für den Adel faßte er den Verdacht, derselbe übe Willkür und Mißbrauch seiner Vorrechte gegen den Bauernstand, und werde hierbei von den Gerichtshöfen begünstigt. Im Jahre

*) Ein Auszug daraus findet sich in Nicolai's Anekdoten, Thl. I. Es ist ein anziehendes Conversationsstück.

Digitized by Google

1773 ereignete es sich, daß ein Müller Namens Arnold, auf einem Dorfe unweit Züllichau, von einer Veränderung, die ein benachbarter Edelmann mit einem Teiche vornehmen ließ, Anlaß nahm, seinem Gutsherrn, dem Grafen von Schmettau, den Pachtzins zu verweigern. Nachdem dieser fünf Jahre mit Arnold's Saumseligkeit Geduld gehabt, ließ er nach dem Ausspruche seines Gerichts die Mühle wegnehmen und gerichtlich verkaufen (7. Sept. 1778). Sowohl das neumärkische Landesgericht als das Kammergericht zu Berlin, an die der Müller appellirte, bestätigten den Spruch des adeligen Gerichtes; der König aber, der den Müller und dessen Frau noch aus dem siebenjährigen Kriege persönlich kannte, ließ durch Militärpersonen eine Untersuchung veranstalten. Da der Bericht für den Verurtheilten günstig lautete, glaubte er hier mit dem bloßen gesunden Verstande einen Sieg über die Grundsätze und das Verfahren der Rechtsgelehrten errungen zu haben. Er beschied am 11. December 1779 den Großkanzler von Fürst nebst drei Kammergerichtsräthen vor sich, und bezeigte ihnen seinen Unwillen. Der Kanzler wurde entlassen, und gegen zwei der Kammergerichtsräthe, so wie gegen den Präsidenten und einige Räthe des neumärkischen Landesgerichtes einjähriger Festungsarrest verfügt. Da der Justizminister Zedlitz sich weigerte, diesen Befehl zu unterzeichnen, so ließ Friedrich denselben ohne des Ministers Unterschrift vollziehen.

Die Art, wie das Berliner Publicum, das von der Unschuld der Verurtheilten völlig überzeugt war, sich bei diesem Vorfalle benahm, gereicht demselben ebensosehr wie dem großen Könige zum Ruhme. Man ehrte die gerechte Absicht auch in der ungerechten That, und betrachtete die Männer, die eine unverdiente Behandluug erfuhren, wie die Unglücklichen, die durch eine Feuersbrunst oder eine Ueberschwemmung plötzlich um Habe und Gut kommen. Niemand in Berlin, vom Hofe und von der Stadt, vom Militär- und Civilstande, der einen Wagen hielt, versäumte es, dem abgesetzten Großkanzler einen Beileidsbesuch abzustatten. Für die abgesetzten Räthe wurden freiwillige Beiträge gesammelt, die so reichlich ausfielen, daß ihnen davon ihr Gehalt ausgezahlt werden konnte. Friedrich war sowohl von dieser Sammlung als von jenen Besuchen unterrichtet; und aus dem Umstande, daß er den Gefangenen das letzte halbe Jahr erließ, darf man vielleicht den Schluß ziehen, daß er sein allzu rasches Verfahren bereute. Erst sein Nachfolger aber stellte durch eine öffentliche Unschuldserklärung die Ehre der Gekränkten wieder her*).

*) S. Schlözer's Staatsanzeigen, Heft 36 und 41. Dohm's Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 267 und 534. Preuß, Friedr. d. Gr., Bd. III. S. 381 ff. nebst den Beilagen.

Digitized by Google

Von diesem Rechtshandel nahm der König Anlaß, zur Ausführung eines alten Lieblingsgedankens zu schreiten. Seit dem Anfange seiner Regierung war er der Meinung gewesen, daß die Gesetze und ihre Handhabung einer durchgreifenden Verbesserung bedürften. Besonders wünschte er die lange Dauer der Rechtshändel abgekürzt zu sehen. Aber eine in diesem Sinne schon nach dem zweiten schlesischen Kriege begonnene Reform, mit welcher der König den damaligen Großkanzler von Cocceji beauftragt hatte, gerieth nach einiger Zeit ins Stocken, und späterhin zeigten sich alle höheren Justizbeamten abgeneigt, auf den Plan des Königs einzugehen. Nach der Absetzung des Großkanzlers Fürst fand Friedrich in dem neuen Großkanzler Carmer einen Mann, der Lust und Eifer hatte, jenen Absichten zu entsprechen. Dieser wählte nicht nur ausgezeichnete Geschäftsmänner zu seinen Gehülfen bei dem großen ihm aufgetragenen Werke, sondern ließ auch die zu Stande gekommenen Entwürfe drucken, um sie der öffentlichen Untersuchung der Rechtsgelehrten vorzulegen. So ward ein Gesetzbuch begonnen, dessen Vollendung Friedrich zwar nicht mehr erlebte, dessen Fortschreiten er aber bis an seinen Tod mit der lebhaftesten Theilnahme begleitete.

Vierundsiebzig Jahre hielt die starke Seele den schwachen Körper aufrecht. Vielleicht hätte sie es noch länger vermocht, wenn der sonst so stoische König mehr Herr über seinen Gaumen gewesen wäre. Allein das unbezwingliche Gelüst nach leckeren, fetten, stark gewürzten und unverdaulichen Speisen, dem er selbst im krankhaften Zustande noch nachgab, zog ihm eine Verderbniß der Säfte zu, die mit Wassersucht endete. Nach einem unter großen Beschwerden in Potsdam zugebrachten Winter begab er sich am 17. April 1786 nach Sanssouci. Hier fuhr und ritt er noch einige Tage aus, doch in großer Kraftlosigkeit. Im Juni wuchs die Geschwulst so stark, daß er es nicht mehr im Bette aushalten konnte, sondern den größten Theil der Nächte auf seinem Stuhl in vorwärts gebückter Stellung zubringen mußte. Dennoch ließ er sich noch täglich die Cabinetssachen vorlegen, schrieb auch noch einige Briefe, und unterhielt sich mit verschiedenen Personen, unter andern mit dem hannoverschen Arzte Zimmermann, den ihm seine Schwester, die verwittwete Herzogin von Braunschweig, geschickt hatte. Derselbe entfernte sich jedoch bald, da er an der zunehmenden Brustbeklemmung und dem starken Röcheln des Kranken die nahe Auflösung erkannte. Merkwürdig ist, als das letzte Denkmal von Friedrich's Hand, der Brief, den er deshalb jener Fürstin am 10. August 1786, wenige Tage vor seinem Ende, schrieb: „Meine verehrungswürdige Schwester. Der hannoversche Arzt

hat ſich einen Dank bei Ihnen verdienen wollen; aber die Wahrheit iſt, daß er mir nicht hat helfen können. Die Alten müſſen den jungen Leuten Platz machen, damit jedes Menſchenalter ſeine Stelle finde; und wenn man recht überlegt, was das Leben iſt, ſo iſt es nichts, als daß man ſeine Mitbürger ſterben und geboren werden ſieht. Indeſſen befinde ich mich ſeit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unwandelbar ergeben, meine gute Schweſter. Mit der größten Hochachtung, meine verehrteſte Schweſter, Ihr

treuer Bruder und Diener,
Friedrich."

Dennoch glaubte er ſein Ende ſo nahe noch nicht, ungeachtet ſich am 16. Auguſt ſchon zeitweiſe Bewußtloſigkeit einſtellte. Zur Nacht wechſelten halbverſtändliche Phantaſien mit ſanfter Ruhe; doch nahm das Röcheln zu, und am 17. (Donnerſtags), früh um zwei Uhr zwanzig Minuten, ſenkte ſich das Haupt zum ewigen Schlummer. Nur der Leibarzt Selle und einige Bediente waren gegenwärtig. Man rief den Miniſter Herzberg, der unverzüglich den Thronfolger von der großen Begebenheit unterrichtete. In einer Stunde erſchien Friedrich Wilhelm II. ſelbſt und traf die nöthigſten Verfügungen. Friedrich hatte verlangt, im Garten von Sansſouci beerdigt zu werden; ſein Nachfolger fand es angemeſſener, ihn unter der Kanzel der Garniſonkirche zu Potsdam an der Seite ſeines Vaters beiſetzen zu laſſen.

Die Nachricht von Friedrich's Tode, obwohl von den Kundigen längſt erwartet, überraſchte das Volk, wie wenn etwas unzerſtörbar Geglaubtes durch eine furchtbare Naturbegebenheit untergegangen wäre. Die Theilnahme an dem Hinſcheiden deſſen, der den Geiſt des Jahrhunderts in ſeiner edelſten Form zur Anſchauung gebracht hatte, war in ganz Europa allgemein. „Wir wiſſen", ſagte damals ein berühmter Schriftſteller, „aus mehreren Provinzen, Republiken und Königreichen, daß, als die ſo oft fälſchlich ausgebreitete Nachricht nun gewiß wurde, von den Thronen bis in die Hütten, von den grauen Zeitgenoſſen ſeiner erſten Siege bis auf das unmündige Alter, wenige Menſchen von einigem Gefühl ohne ganz beſondere Rührung das Wort ſeines Todes nachgeſprochen"*).

*) Johannes von Müller, Darſtellung des Fürſtenbundes, Werke Th. IX. S. 299.

Digitized by Google

16. Joſeph's II. Sinnesart und Verwaltung.

Joſeph, der als Kind ſchon, auf dem Arme ſeiner Mutter, die Ungarn gegen Friedrich bewaffnet hatte, und mit der ſteigenden Größe jenes Helden herangewachſen war, trat mit ſeinem eigenen Staate in einen gefährlicheren Kampf, als er ſich Friedrich's durchgreifende Selbſtherrſchaft ohne genaue Kenntniß der Schranken, innerhalb deren ſich dieſelbe bewegte, zum Muſter nahm und den Gedanken faßte, die Geſammtkraft der Monarchie von den Banden des Herkommens, der Kirche und der Einzelrechte frei zu machen und zur Verfügung des Herrſchers zu ſtellen. Maria Thereſia hatte mancherlei Verbeſſerungen in der Verwaltung eingeführt: ſie hatte die Frohndienſte gemildert, Tortur und Hexenproceſſe, die Inquiſition und die Jeſuiten abgeſchafft, Normalſchulen und Erziehungsanſtalten angelegt, Ackerbau und Handel befördert; ſelten aber hatte ſie das Alte bei der Wurzel ausgeriſſen, ſondern meiſt nur einzelne Mißbräuche abgeſtellt und Vieles, was dem Zeitgeiſte mißfiel, geſchützt und erhalten. Der Sohn dagegen war von dieſem neuen Zeitgeiſte ganz durchdrungen. Mit ſcharfem Blick ſchaute er in das Wurzelgeflecht der alten ſtaatsthümlichen Formen und Verhältniſſe, der provinziellen und feudaliſtiſchen Anſchauungen, und indem er darin nur Hinderniſſe der Zweckmäßigkeit erkannte, indem er die Staatskräfte einheitlicher, friſcher und beweglicher geſtalten, die Maſſe mittelalterlichen Schuttes hinwegräumen wollte, zerſchmetterte er oft, trotz ſeiner wohlwollenden Geſinnung und ſeiner aufopfernden Menſchenliebe, mit Härte nicht nur das Glück, ſondern auch das Recht unzähliger Einzelner. Mit mütterlicher Liebe, die auch die verſchiedenartigſten Kinder an ſich zu feſſeln weiß, hatte Thereſia ihre durch Sitte und Sprache von einander abweichenden Völker zuſammengehalten, und den Gehorſam in Ungewißheit gelaſſen, ob er dem Throne oder einer Perſon geleiſtet werde; Joſeph, der zuerſt öffentlich ſich mit den übrigen Dienern des Staats in Eine Klaſſe, und als Herrſcher nur an ihre Spitze ſetzte, wo er ſich nicht durch kaiſerlichen Prunk, ſondern durch den Umfang ſeines Geſchäftskreiſes geltend machen wollte, ſtrebte als erſter *Verwalter* des Staats, Alles an die Einheit eines von ſeinem Verſtande einmal als richtig anerkannten Geſetzes oder Syſtemes zu feſſeln. Das Gute, ſagt er in einem berühmten Handſchreiben an die Behörden, iſt nur Eins, nämlich jenes, ſo das Allgemeine und die größte Zahl betrifft; Volk und Religion kann keinen Unterſchied machen.

Daher die Absicht, die besonderen Rechte seiner verschiedenen Völkerschaften aufzuheben, und ihre Eigenthümlichkeiten zu Gunsten der Einheit des Ganzen zu beseitigen. Daher die ökonomischen Zumuthungen, die er ohne Furcht vor der Anklage der Selbstsucht an Andere, selbst an seine nächsten Angehörigen stellte, da er mit gutem Beispiel vorangegangen und schon im Beginn seines Regierungseinflusses zweiundzwanzig Millionen Staatspapiere, die er von seinem Vater ererbt, ohne Bedenken verbrannt und so dem Staate das ganze Capital geschenkt hatte. „Wenn der Dienst des Staates es erfordert", schrieb er seiner Schwester Christine, „so müssen alle anderen Rücksichten schweigen." Daher ferner jene Sparsamkeit, die er in Allem, was ihn selbst anging, übte, und in Folge deren in den Umgebungen seiner Person die Pracht, womit Theresia geglänzt hatte verschwand. Daher aber auch die Uebereilung, womit er dem Guten, das er stiften wollte, die zum ruhigen Gedeihen nothwendige Zeit mißgönnte. Tag für Tag wie im Sturmwind erschienen neue Gesetze und Befehle, die, alle gewohnten Vorurtheile und Anschauungen über den Haufen stürzend, ebenso rücksichtslos ausgeführt als gegeben wurden *).

Er war von seiner Mutter lange in der Ferne von den Geheimnissen und von der Werkstätte ihrer Regierung gehalten worden; erst als er seinem Vater auf dem kaiserlichen Throne gefolgt war, hatte sie ihm das Großmeisterthum aller Ritterorden, sowie die Verwaltung des Kriegswesens überlassen; und er hatte, wie wir sahen und wie er in einem seiner Briefe selber sagt, nie aufgehört, ein gehorsamer Sohn zu sein. Aber während dieser Zeit lernte er auf Reisen in Frankreich, Holland und Italien den Zustand dieser Länder mit dem der seinigen auf eine lehrreiche Weise vergleichen. Er pflegte unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein zu reisen, ohne viele Begleitung, um allen Feierlichkeiten auszuweichen. „Er sei nicht gekommen, um zu tanzen, sondern um zu lernen," sagte er, eine Einladung zu einem Balle ausschlagend. Zu Paris, wo ein glänzender Hof und eine geliebte Schwester ihn in Anspruch nahmen, war er nur voll Begierde zu sehen und zu lernen, und nicht bloß die Akademie der Wissenschaften, die großen Sammlungen, die berühmten Gelehrten, wurden von ihm besucht, sondern auch die mit Kranken und Sterbenden angefüllten Zimmer des Hôtel-Dieu. Sein Geist war genährt mit den Grundsätzen der französischen Schriftsteller, besonders der Physiokraten, der Verfasser der Encyklopädie und

*) Vgl. Wolf, a. a. O. Bd. I. S. 76 f., 179 ff.

anderer, die überall in dem bestehenden gesellschaftlichen Zustande große Umwälzungen beabsichtigten, und deren Rückwirkungen schon in manchen Versuchen berühmter Fürsten und Staatsverwalter sichtbar geworden waren. Aber mit so vielem schöpferischen Willen ausgerüstet und mit dem umzuschaffenden Stoffe vertraut, erhielt er doch erst im vierzigsten Jahre durch den Tod seiner Mutter den Spielraum, den er für seine bildende Thätigkeit suchte. Hierdurch entstand wohl bei ihm, im Gefühl der Kürze der Zeit und der Größe seiner Aufgabe, jene Raschheit des Regierens, jene Neigung zu Entwürfen, jene Uebereilung in der Ausführung, die einen nicht geringen Antheil an dem unglücklichen Ausgange seiner Unternehmungen hatten. Ein Handbuch seiner Verordnungen, die von 1781 bis 1786 ergangen sind, füllt allein sechs Octavbände. Bei allen Anlässen wollte er fortan die Früchte sehen; er ging nicht sowohl auf ein Entwickeln, als auf ein plötzliches Schaffen aus. „Als ich den Augarten zurecht machen ließ" — soll er einmal gesagt haben — „suchte ich nicht junge Sprossen, die einst der Nachwelt dienen möchten; nein, ich wählte gleich Bäume, unter deren Schatten ich und mein Mitmensch Vortheil finden könnten." Joseph hatte diesen Garten zur Ergötzung des Publicums eröffnet, mit der Ueberschrift am Eingange: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort, von ihrem Schätzer!" Mit diesen Losungen ist zugleich auch sein Streben in der Staatskunst gekennzeichnet.

Dazu kam, daß Joseph, auf Grund der Erfahrungen seiner Mutter, die oftmals von ihren Umgebungen hintergangen worden war, ein allzu großes Mißtrauen gegen die Menschen hegte, und das Verlangen, Alles selbst zu sehen, viel zu weit und ins Kleinliche trieb. Er schuf sich selbst ein Cabinet, das er mit einigen Secretären besetzte, mit denen er vom Morgen bis in die Nacht arbeitete, da er auch Sachen von geringer Bedeutung von allen Behörden zur eignen Entscheidung einreichen ließ. Den ganzen Vormittag war der Gang vor der Thür seines Cabinets mit Leuten jedes Alters, Standes und Geschlechts besetzt; von Stunde zu Stunde ging der Kaiser hinaus, nahm Bittschriften an, und führte die, welche ihn sprechen wollten, selbst in sein Zimmer, um auf diese Weise so wenig als möglich fremde Vermittler zwischen sich und dem Volke zu haben. Conduitenlisten, die von Zeit zu Zeit eingereicht werden mußten, gaben ihm über die einzelnen Staatsdiener Kunde; diejenigen aber, die dennoch seinen Blicken sich entziehen und seinem Willen entgegenhandeln würden, sollten durch die Blitze einer strengen Gerechtigkeitspflege geschreckt und im Zügel gehalten werden. Der unter

der vorigen Regierung oftmals eingetretenen Strafloſigkeit ließ er daher ein Verfahren folgen, wonach kein Anſehen und kein Stand, kein Bitten und keine Furcht den Blick in Beurtheilung des Schuldigen trüben ſollte.

Da er alle Todesſtrafen abſchaffte, und dafür Gefängnißſtrafen, durch Anſchmiedungen und wiederholte Stockſchläge verſtärkt, oder öffentliche Arbeiten, zum Beiſpiel das Schiffziehen, das Straßenſäubern der Stadt Wien u. ſ. w., einführte: ſo ſah man, neben anderen Verbrechern des gemeinſten Standes, auch anſehnliche Beamte, Stabsofficiere, und einmal ſogar einen Grafen aus angeſehener Familie, mit geſchornem Haar und im groben Kittel, zu ſolchen Arbeiten verdammt, in den Straßen, am Schandpfahle oder bei dem Schiffziehen. Erweckte ſchon dieſe äußere Gleichheit der Strafen in den höheren und gebildeten Ständen ein Gefühl der Unbehaglichkeit und Entrüſtung: ſo wurde dasſelbe noch verſtärkt durch den Anſtrich der Willkür. Denn da Joſeph das Thereſianiſche Geſetzbuch aufhob, ehe noch ſein eigenes erſchienen war, ſo beſtimmte er ſelbſt die an die Stelle der Todesſtrafen zu ſetzenden Züchtigungen, und ſchärfte nicht ſelten eigenmächtig die von den Gerichtshöfen feſtgeſetzten Strafen. Noch mehr aber nahm ſein Handeln die Geſtalt der Willkür an, als er, durch einige ſchwere Verbrechen erſchreckt und in ſeiner Meinung von der Entbehrlichkeit der Todesſtrafe umgeſtimmt, dieſelbe plötzlich wieder einführte, und die Verbrecher nach einem andern Geſetze hinrichten ließ, als unter dem ſie gefrevelt hatten.

In mehrfachen Beziehungen kann man ihn mit Pombal vergleichen. Sowohl die Handlungsweiſe Beider, als auch die Aufgaben, die ſie ſich ſetzten, und die Hinderniſſe, die ſie fanden, ſind einander ſehr ähnlich; nur daß Joſeph eine Schwierigkeit mehr zu bekämpfen hatte, die Verſchiedenheit ſeiner Völker, beſonders der Ungarn und der Niederländer, die durch eine in der Zeit erworbene eigene Geſtaltung ihrer bürgerlichen Verhältniſſe keine einfache Gleichung für die Berechnungen des Herrſchers zuließen.

Das Erſte, womit Joſeph ſeine neue Laufbahn begann, waren Verordnungen wegen der Kirche. Einerſeits wollte er den Staat vor den Uebergriffen der römiſchen Hierarchie ſicher ſtellen; daher erneuerte er das Placetum regium (24. März 1781), wonach päpſtliche Bullen, Breven oder ſonſtige Anordnungen zu ihrer Gültigkeit der landesherrlichen Genehmigungen bedurften. Anderſeits erzielte er für alle ſeine Unterthanen religiöſe Freiheit und Duldung. Denn ſeitdem der durch Entdeckung Amerika's und durch die vervollkommnete Schifffahrt erzeugte

und genährte Handelsgeist die Staaten ergriff, war ein anderes Maß, menschliche Kräfte zu schätzen, eingeführt, und die Macht der religiösen Vorstellungen aus dem Leben verdrängt worden. Man stritt nicht mehr für einen alleinseligmachenden Glauben; man warf sich wetteifernd in den erweiterten Verkehr, man strebte nach materieller Wohlfahrt, nach Reichthum, als dessen Quellen Handel und Gewerbsamkeit betrachtet wurden. An die Stelle des heiligen Grabes waren als Ziele der Wallfahrt die Colonien getreten, und Contrebande wurde mehr verfolgt als ehemals Ketzerei. Duldung war also auch in den katholischen Staaten nothwendig, wenn sie nicht im Widerspruch mit dem Geiste der Zeit bleiben wollten.

Zu diesem Behufe erließ Joseph den 28. Juni 1781 ein Toleranzedict, durch welches, nach der erläuternden Verordnung vom 13. September, den Anhängern der lutherischen und reformirten Kirche, sowie den nichtunirten Griechen die freie Uebung ihres Gottesdienstes, die Erbauung von Bethäusern, doch ohne Thürme und Glocken, die Eidesformel nach dem Gebrauch ihrer Kirche, der Ankauf liegender Gründe, die Erlangung von Bürger- und Meisterrechten, und die Beförderung zu allen bürgerlichen und militärischen Stellen zugesichert ward*). Es konnte nicht fehlen, daß in einem Lande, das seit Jahrhunderten für die ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche gekämpft hatte, dies Gesetz Widerspruch fand, und daß nicht allein die Ausführung da gehemmt ward, wo des Kaisers Auge nicht immer hinreichte, sondern dieser selbst sich genöthigt sah, Aenderungen und Einschränkungen vorzunehmen, besonders als es Erscheinungen hervorbrachte, welche die katholische Kirche zu gefährden schienen. In Oesterreich, Böhmen und Mähren hatte sich der Protestantismus seit der Zeit, wo äußere Gewalt ihn unterdrückte, im Verborgenen erhalten, und in größerer Anzahl, als man geahnt, traten die Bekenner desselben aus dem Dunkel hervor. Es ward also im Jahre 1783 der Anfang des folgenden Jahres als Zeitpunkt festgesetzt, bis wohin Solche, die sich als Protestanten meldeten, nur noch anerkannt werden sollten. Jeder, der die herrschende Kirche verlassen wollte, wurde nun verpflichtet, sich vorher einem sechswöchentlichen Unterrichte in ihren Glaubenslehren zu unterwerfen. Die Protestanten mußten, obwohl sie schon für den Unterhalt der eigenen Prediger, Schullehrer und Kirchen zu sorgen hatten, auch den katholischen

*) Vgl. Meynert, Kaiser Josef II. Nach archivalischen Quellen. Wien 1862. S. 31 ff.

Digitized by Google

Pfarrern die herkömmlichen Gebühren bezahlen. Sehr hart aber war die Behandlung der sogenannten Deisten in Böhmen, auf der kaiserlichen Herrschaft Pardubitz, die als Abkömmlinge ehemaliger Protestanten ihrer Bibel und Erbauungsbücher beraubt, Gott bloß nach dem Lichte der Vernunft verehrten. Sie wurden gezwungen, sich zu einer der geduldeten Parteien zu bekennen, und diejenigen von ihnen, welche dies nicht wollten, wurden ihres Vermögens beraubt und in das Banat, an die Grenze des türkischen Reiches versetzt*).

Mit den Mönchsorden, die eben so sehr im Mißverhältniß zu dem Geiste der Zeit zu stehen schienen, wie sie einst aus demselben hervorgegangen waren, ward eine bedeutende Veränderung vorgenommen. Von zweitausendeinhundert theils Frauen-, theils Mannsklöstern, die an siebzigtausend Glieder enthielten, wurden siebenhundert aufgehoben; und dieses Loos traf besonders diejenigen Orden, die ein rein beschauliches Leben führten, und weder Schulen, noch Beichtstuhl hielten, noch Kranke pflegten. Nur die, welche eine nützliche Thätigkeit übten, wie die barmherzigen Brüder, die Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen und andere, blieben bestehen. An 46,000 Personen wurden aus der Gemächlichkeit ihres bisherigen Lebens herausgerissen in die Welt, der Viele durch lange Entfernung entfremdet worden waren, und in der sie mit einem geringen Jahrgelde sich neu einrichten sollten. Der Unmuth der Betroffenen und der Anhänger des Alten deutete diesen Schritt des Kaisers als Habsucht, wiewohl Joseph verordnete, daß alles Vermögen der eingezogenen Klöster in eine Religionskasse fließen und zu kirchlichen oder verwandten Zwecken verbraucht werden sollte. Er stiftete auch wirklich mit Hülfe dieser Gelder eine Menge neuer Pfarren und Schulen, er legte Pflanzschulen an für Pfarrer und Schullehrer, er gründete wohlthätige Anstalten, wie das Taubstummeninstitut, ein Kranken- und Gebärhaus u. s. w., oder verbesserte die bestehenden. Diejenigen Klöster und Ordensgeistlichen, welche bestehen blieben, stellte er unter eine genauere Aufsicht und machte sie von fremdem Einfluß unabhängiger. Da herkömmlich die geistlichen Orden ihre besonderen Oberen und Generale hatten, die meist zu Rom und also unter dem unmittelbaren Einflusse des Papstes lebten, so verbot er nun den Ordensgeistlichen seiner Staaten alle Verbindung mit denselben, die Annahme ihrer Befehle, den Besuch der Ordenscapitel in fremden Ländern, und jede Geldversendung ins Ausland**).

*) Meynert, a. a. O. S. 56 ff.
**) Ebendaselbst S. 64 ff.

Diese raschen und eigenmächtigen Anordnungen, ferner das Recht, welches der Kaiser geltend machte, alle geistlichen Pfründen in der Lombardei zu verleihen, die Abstellung vieler Kirchengebräuche, Wallfahrten und Aufzüge, die Einführung deutscher Kirchenlieder und die Uebersetzung der heiligen Schrift in die Landessprachen, der Befehl, daß die Dispensationen nicht mehr in Rom, sondern bei den Bischöfen des Landes eingeholt werden sollten: Alles dieses erregte die Aufmerksamkeit und den Unmuth des päpstlichen Stuhles. Auch die Bischöfe des Landes widersetzten sich; der Erzbischof von Wien, Cardinal Migazzi, und der Primas von Ungarn, Erzbischof von Gran, Graf Bathiany, wollten die Oberaufsicht über die geistlichen Orden nicht übernehmen, weil es ein Eingriff in die päpstlichen Rechte sei. Der Papst versuchte erst durch Vorstellungen aller Art, den Kaiser zur Rücknahme seiner Befehle oder zu einem der Ehre des päpstlichen Stuhles weniger nachtheiligen Vergleich zu bewegen. Als diese Vorstellungen vergeblich blieben, entschloß er sich zu einem in den neueren Jahrhunderten unerhörten Schritte, und reiste selbst, trotz seines Alters und seiner schwachen Gesundheit nach Wien, um zu versuchen, den Willen Joseph's die Kraft der päpstlichen Würde und Klugheit entgegenzustellen. Nachdem er durch ein eignes Breve die Bulle: ubi Papa ibi Roma (wo der Papst, da ist auch Rom) aufgehoben hatte, ging er am 27. Februar 1782 von Rom ab. Der Kaiser empfing das Oberhaupt der Kirche mit allen Ehrenbezeigungen; er fuhr ihm einige Meilen entgegen, stieg, als er ankam, aus, und führte ihn in seinem Wagen nach der Hauptstadt und dann in die Hofburg, wo die Zimmer, welche Maria Theresia bewohnt hatte, für ihn eingerichtet worden waren. Aber bei allem Schein von Verehrung und Hochachtung blieb Joseph, wie wir bereits am Schlusse des dritten Abschnitts sahen, unerschütterlich bei seinen Grundsätzen. Schon vorher hatte er allen Geistlichen, besonders den Bischöfen, streng verboten, sich wegen irgend einer kirchlichen Angelegenheit schriftlich oder mündlich an den anwesenden heiligen Vater zu wenden; jetzt ward der Papst so genau bewacht, daß er Niemand unbemerkt empfangen konnte, und mögliche Bewegungen des Volks, das von der Gegenwart des Papstes allerdings erschüttert ward, wurden durch Aufmerksamkeit und Aufsicht zurückgehalten. Es gab nur Einen Eingang zu den Zimmern des Papstes; alle übrigen Zugänge waren, wie Dohm ausdrücklich sagt, vermauert worden. Merkwürdig war auch das Betragen des Fürsten Kaunitz. Als Joseph dem Papst diesen berühmten Staatsmann an der Spitze aller seiner Diener vorstellte, ergriff derselbe die ihm dargereichte päpstliche

Digitized by Go

Hand und drückte sie treuherzig, statt sie zu küssen, wie der Papst erwartete und wie es alle anderen Großen des Reichs thaten.

Der Kaiser hatte nur ein einziges Mal selbst mit dem Papste über die streitigen Angelegenheiten eine Unterredung, die zu nichts führte. Nachher wich er jeder neuen Aufforderung des Papstes aus, indem er ihn vielmehr ersuchte, seine Gedanken und Wünsche schriftlich mitzutheilen, weil er sich erst mit seinen Rechtsgelehrten und Theologen berathen müsse; den Erfolg dieser Berathungen wolle er dann gleichfalls schriftlich ihm zukommen lassen. Auch dieser Weg der Unterhandlung führte zu keinem dem Papste erwünschten Zwecke, und Pius reiste am 22. April von Wien wieder ab, ohne in der Hauptsache etwas ausgerichtet zu haben. Nur jene oben angeführte Einschränkung des Toleranz-Edictes, die bald nach der Anwesenheit des Papstes erfolgte, erschien als Ergebniß derselben.

So beharrlich wie Joseph dergestalt, selbst dem Papste zum Trotz, die kirchliche Verfassung ordnete, so beharrlich arbeitete er auch an der Veränderung der bürgerlichen Gesellschaft. In dem Geiste, der ihn bei dem Toleranz-Edicte geleitet, nahm er sich der Juden an, und riß sie aus der Bedrückung, in die sie der Haß des christlichen Mittelalters gestürzt hatte; sie sollten fortan, nach dem Standpunkte der Gewerbsamkeit, anerkannte und berechtigte Mitglieder der Gesellschaft sein. Sie wurden daher von dem Schimpfe befreit, besondere Abzeichen zu tragen, sie durften ihre Kinder in öffentliche Schulen schicken, und sich zu öffentlichen Aemtern fähig machen; aber dafür mußten sie sich der deutschen Sprache und Schrift bei ihren Vorträgen bedienen, deutsche Namen annehmen und Soldaten werden. Sie durften Fabriken anlegen und Landgüter pachten, wurden aber verpflichtet, sich jüdischer Arbeiter zu bedienen, damit die ganze Masse für gewerbsame und landwirthschaftliche Thätigkeit destomehr gewonnen würde*).

Wie er hier ein unterdrücktes Volk retten wollte, so nahm er sich des gedrückten Standes der Landleute nicht weniger warm an. Er hob die Leibeigenschaft auf, und setzte an die Stelle derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit, unter Einräumung von Eigenthum und Milderung der Robot. Theils fordere dies, sagte er, die Menschenliebe und die Vernunft, denn es sei Unsinn zu glauben, daß die Obrigkeit das Land besessen bevor noch Unterthanen da waren; theils werde es zum bessern Anbau des Landes und zur Steigerung der Gewerbthätigkeit

*) Meynert, a. a. O. S. 123 ff.

Digitized by Google

beitragen; seine Absicht sei, den unterdrückten Landmann vom Druck des befreiten Adels zu befreien. In demselben Sinne und mit derselben Sorge für diesen Stand beschloß er auch das große Werk, Gleichheit der Abgaben Aller und Zurückführung derselben auf den Grund und Boden, ohne Unterschied des Besitzers, nach den Grundsätzen der Physiokraten, durchzuführen.

Das Unternehmen war schwierig; eine Menge von verwickelten Verhältnissen mußte hier entwirrt, und durch die größte und sorgfältigste Genauigkeit mannigfaltigen Klagen begegnet werden. Viele der obersten Räthe machten theils aus Eigennutz, weil sie zum reichen und begüterten Adel gehörten, theils aus Furcht vor den inneren Schwierigkeiten der Sache, dem Kaiser Gegenvorstellungen. Aber Joseph, gewohnt, alles das, was er einmal für recht erkannt hatte, ins Werk zu setzen, ließ vom Jahre 1784 bis 1789 diese Angelegenheit unausgesetzt bearbeiten. Durch die große Eile wurden die in der Sache liegenden Schwierigkeiten vermehrt; auch fehlte es oft an hinlänglich tüchtigen und wohlgesinnten Leuten, so daß am Ende die Messung des Bodens und die Bestimmung des Ertrags unrichtig ausfiel, und allenthalben Streit und Mißvergnügen, selbst bei Denen entstand, welchen geholfen werden sollte.

Endlich ward auch der Handel und der durch ihn zu erzeugende Nationalreichthum ein Gegenstand seiner Sorgfalt; und mit eben der Raschheit, wie in den übrigen Verwaltungszweigen, rief er auch hier seine Plane ins Leben. Wie er darauf ausgegangen war, den Staat in Absicht auf seine Rechte gleichsam zu schließen, und jeden Einfluß fremder Gewalt zu verhindern, so wollte er ihn, nach den Vorstellungen des Zeitalters über den Nationalreichthum, auch schließen in Absicht auf die Volkswirthschaft, und jeden Ausfluß einheimischer Schätze verwehren. Er verbot daher im Jahre 1784 streng und fest alle ausländischen Kunst- und Genußwaaren, besonders alle fremden Weine. Die Kaufleute mußten die noch bei ihnen vorräthigen ausländischen Waaren in ein großes Vorrathshaus zusammenlegen, sie nach und nach verkaufen, und durften keine neuen kommen lassen. Nur einzelne Personen, denen etwa dergleichen Waaren unentbehrlich geworden waren, erhielten gegen eine Abgabe von sechzig vom Hundert die Erlaubniß, dieselben für sich einzuführen. Dem Schleichhandel, den die nicht so leicht zu unterdrückende Begierde nach den fremden Waaren naturgemäß erzeugte, setzte er eine unerbittliche Strenge entgegen. Was von dergleichen verbotenen Waaren gefunden wurde, ließ er vernichten. So wurden einige Male eine große Menge eingeführter Taschenuhren öffentlich zerschlagen

Digitized by Google

und zertrümmert, und ein anderes Mal fremde Waaren anderer Art, über 15,000 Gulden an Werth, öffentlich verbrannt. Aber die gleiche Strenge übte Joſeph auch an ſich ſelbſt, um die Uebereinſtimmung ſeines Willens mit ſeinen Grundſätzen zu zeigen, und ſeine oft ausgeſprochene Anſicht zu bewähren, daß das Land nicht dem Fürſten, ſondern der Fürſt dem Lande gehöre, und daß ſeine Aufgabe keine andere ſei, als dem Staate zu dienen. Virtute et exemplo (durch Tugend und Beiſpiel) lautete der Wahlſpruch auf ſeinem Siegelringe. Er verſchenkte unter andern alle in ſeinem Hofkeller befindlichen ausländiſchen Weine in das Krankenhaus, und erlaubte keine andern Weine auf ſeinem Tiſche, als einheimiſche, aus Oeſterreich und Ungarn.

Aus demſelben Grunde der Abſchließung floß das den Vornehmen läſtige Geſetz, daß in Zukunft jeder Güterbeſitzer doppelte Steuern bezahlen ſollte, der nicht wenigſtens alljährlich ſechs Monate in den öſterreichiſchen Ländern verlebte. Eben deswegen erlaubte er auch den Nachdruck aller Deutſchen außerhalb ſeiner Staaten gedruckten Bücher und Zeitungen, ohne zu bedenken, daß er dergeſtalt eine unnatürliche und dem wiſſenſchaftlichen Verkehr nachtheilige Trennung zwiſchen Staaten, die durch eine Sprache verbunden waren, feſtſtellte, während er durch dieſelbe Sprache eine gewaltſame Vereinigung an anderen Orten hervorbringen wollte. Nicht wenig mochte zu dieſer Verfügung beitragen, daß Joſeph, bei ſeinem Sinne für die materielle Nützlichkeit, gegen Schriftſtellerei und Schriftſteller eine gewiſſe Gleichgültigkeit, ja Verachtung hegte, ſo daß er einſt ſogar, in einem Augenblick der Aufwallung, den Buchhandel mit dem Käſehandel in eine Klaſſe ſetzte. Doch ſprach er ſich in einer Reſolution vom 7. Mai 1784 grundſätzlich gegen den Nachdruck aus, und bezeichnete die Zeiten als „glückliche", wo derſelbe durch ein „allgemeines Einverſtändniß" verſchwinden werde; nur wolle er nicht, ſo lange man ihn überall übe, der „Einzige ſein, der um von den Literateurs beſungen zu werden, den geprellten Verbieter eines vortheilhaften Handels darſtelle."

Gegen eigentlich wiſſenſchaftliche Kenntniſſe war Joſeph nicht nur nicht gleichgültig, ſondern auch freiſinnig genug, um den Zwang der bisherigen Büchercenſur abzuſtellen. Vor allem erzielte er eine größere Gleichförmigkeit des Cenſurweſens und ordnete eine einzige Cenſur-Commiſſion zu Wien für die geſammten Erblande an. Er beſeitigte, am 17. Februar 1781, die Cenſur neuer Auflagen älterer Werke, trat vielfach einer allzugroßen Aengſtlichkeit entgegen, und ließ es ſich angelegen ſein, die Normen für die Cenſur ſelber aufzufinden. Unter anderen ſtellte er

Digitized by Google

den Grundsatz auf: Kritiken, wenn sie anders keine Schmähschriften seien, nicht zu verbieten, sie möchten nun den Landesherrn selbst oder den letzten Unterthan betreffen; was in der That, wie Hormayr sagt, bei der ihm angebornen reizbaren Empfindlichkeit doppelte Bewunderung verdient. Der Anonymität aber, die ihm als Feigheit galt, war er entschieden feind, so daß er am 26. October 1781 geradezu verbot, anonymen Schriften den Druck zu gestatten. Um der Schreibseligkeit, die eine Art literarischer Sündfluth erzeugte, zu steuern, legte er 1784 eine Strafabgabe von sechs Ducaten auf jede von der Censur zurückgewiesene Flugschrift: „wodurch, wie er sagte, hoffentlich die unnützen Brochüren-Schmierer eingehalten und die Leute bewogen werden, sich auf was Nützliches zu verwenden." Da er die Bücher vorzugsweise als Waare betrachtete, so gab er den Bücherdruck und den Buchhandel 1788 ganz frei; aber die Aufhebung der Censur, die er ebenfalls versuchte, war nur ein Experiment von kurzer Dauer*).

Joseph versuchte auch, dem Reichthume und den Gütern seiner Länder den Weg nach Außen zu eröffnen. Er benutzte seinen durch die Verbindung mit Rußland gewonnenen Einfluß bei der Pforte, um einen sehr vortheilhaften Handelsvertrag mit derselben abzuschließen (1783). Die österreichischen Unterthanen wurden im Handel den Russen, als den am meisten begünstigten Fremden im türkischen Reiche, gleich gestellt, und die türkische Regierung versprach Schutz und Sicherheit gegen die Räubereien der Barbaresken. Die Donau, damals erst für Oesterreich mit dem Schwarzen Meere und mit Triest in Verbindung gesetzt, schien die Pulsader der ganzen Monarchie werden zu können, besonders wenn Joseph seine Absicht erreichte, Ungarn aus seiner bisherigen Absonderung zu reißen und es mit den übrigen Erbstaaten in freien Verkehr zu setzen. Auch die Schelde wollte er für seine Niederlande nützlich machen. Dazu war erforderlich, daß die Sperrung dieses Flusses, welche die Republik Holland in ihrem Frieden mit Spanien 1648 durchgesetzt hatte, aufgehoben wurde. Holland's Ohnmacht schien keinen Widerstand leisten zu können, zumal der Kaiser dieselbe schon auf die Probe gestellt hatte. Das Recht, welches Holland seit dem Utrechter Frieden kraft des Barriere-Vertrags besaß, in den Festungen der österreichischen Niederlande Besatzungen zu halten, hatte Joseph, im Vertrauen auf seine Verbindung mit Frankreich, durch einen Machtspruch für ungültig erklärt und alle Festungen geschleift.

*) Meynert, a. a. O. S. 92 ff.

Digitized by Google

Mit eben der Nachgiebigkeit, wie ſie Holland hier gezeigt hatte, hoffte der Kaiſer, werde es auch dieſes Mal ſeinem Willen ſich fügen. Nachdem er daher zuvor eine Menge von willkürlichen Forderungen an die Republik erhoben hatte, erklärte er, daß er dieſelben alle gegen Aufhebung der Schelde-Sperrung fallen laſſen wolle. Da Holland, weil es nach einer falſchen, durch den herrſchenden Handelsneid bedingten Anſicht die ganze Blüthe ſeines Handels und Verkehrs von dieſer Sperre ableitete, ſich nicht bereitwillig fand, ein auf Verträgen beruhendes Recht aufzuopfern: ſo beſchloß Joſeph, ohne Einwilligung der Berechtigten ſich Bahn zu brechen.

Von Antwerpen aus ward (1784) ein leichtes Schiff abgefertigt, um in die See zu gehen ohne bei irgend einer holländiſchen Zollſtätte eine Angabe zu machen; und von Oſtende aus ſegelte ein anderes in die Schelde, um ebenſo nach Antwerpen hinaufzufahren. Joſeph war voll Zuverſicht. Kaunitz ſprach ihm zwar die Befürchtung aus, daß die Holländer ſich widerſetzen würden; er erwiederte indeß halb lachend: die Holländer werden nicht feuern. Allein dies Mal hatte Joſeph ſich doch geirrt. Gegen das erſtere Schiff ließen die Holländer feuern und nöthigten es zum Rückzuge, das andere brachten ſie nach Vliſſingen auf. Als Kaunitz den darüber eingelaufenen Bericht dem in Ungarn befindlichen Kaiſer nachſandte, ſetzte er bloß die Worte hinzu: „Sire! die Holländer *haben* gefeuert.“ Nun wollte zwar Joſeph zu den Waffen greifen; aber Frankreich erklärte ſich ſo nachdrücklich für Holland, daß der Kaiſer in einen Vertrag willigte, und ſeine Wünſche und Forderungen gegen eine Summe von zehn Millionen Gulden fahren ließ. „Sie ſollen ſehen — ſagte, als die Unterhandlung noch ſchwebte, Friedrich II. zum Marquis von Bouilly — Vergennes zwingt am Ende die durchlauchtigſte Republik, ſich bei meinem Vetter Joſeph mit einem Trinkgelde abzufinden.“ Da ſich die Holländer nur zu fünf Millionen verſtehen wollten, ſo gab Frankreich das Uebrige dazu; das Verſailler Cabinet, ſagt Flaſſan, zog einigen Geldaufwand den weit beträchtlicheren ſonſt zu erwartenden Kriegskoſten vor. Außerdem traten die Holländer noch einige Grenzſtriche ab, und erkannten die Hoheit des Kaiſers über die innere Schelde von Antwerpen bis Saftingen.

---

17. Katharina II. auf der Höhe ihrer Macht als Gesetzgeberin. (1762—1796.)

Nach der Erzählung von Augenzeugen erschien Katharina mild und liebenswürdig in vertrauten Kreisen. Gern hatte sie, darin der weiblichen Natur folgend, kleine Kinder um sich, vorzugsweise ihre Enkel, für deren ersten Unterricht sie selbst die „Bibliothek der Großfürsten" schrieb; aber aus ihrem Zimmer tretend, zeigte sie sich den Gesandten fremder Höfe oder den Dienern ihrer Macht stets als Herrin, und gab ihren Zügen den Ausdruck furchtgebietender Hoheit. Diese Schilderung kann zum Bilde dienen für ihr Wirken im Großen.

Haben wir sie als siegreiche Herrscherin gesehen, so müssen wir sie noch als bildende Schöpferin des Innern betrachten. Aber freilich erscheint hier oft nur Entwurf und Gedanke. Eilt sie dort mit raschem und zerstörendem Schritte zum Ziele, so gelangt hier, was sie gewollt, oft nicht zur Vollendung; verschafft sie auf jenem Gebiete ihrem Reiche einen großen Umfang der Macht und des Einflusses, so kann hier mancher Keim des Guten erst künftigen Geschlechtern nützlich werden.

Allerdings hatte sie hier auch mit eigenen Schwierigkeiten zu kämpfen. Rußland war ein Staat, um dessen nationalen Kern sich durch Eroberungen germanische Bildung, polnischer Trotz und tatarische Unstätigkeit angesetzt hatten. Daß gerade dieses Reich im Laufe des Jahrhunderts meist von Frauen beherrscht ward, bildet eine um so eigenthümlichere Erscheinung, als das Volk da, wo äußerer Einfluß die Sitten nicht umgemodelt hat, noch jetzt auf asiatische Weise das weibliche Geschlecht zurücksetzt. Das starke Religionsgefühl der Nation war, ungeachtet allgemeine Duldung anderer Religionsbekenntnisse neben dem herrschenden Griechischen Statt fand, leicht zu verletzen und bis zur Wuth zu entflammen. Als während einer großen Pest in Moskau, im Jahre 1771, der Erzbischof ein Marienbild aus der Kirche nehmen ließ, von welchem das Volk Hülfe erwartete, er aber größere Ansteckung wegen des starken Zusammenflusses von Menschen besorgte, wurde der große Haufe so wüthend, daß er den Erzbischof mitten in der Kirche auf eine grausame Weise erschlug.

Unter Verhältnissen dieser Art faßte Katharina den seltsamen Gedanken, den Russen ein Gesetzbuch nach den Grundsätzen der von Frankreich's Staatsphilosophen und Schöngeistern verkündigten Weisheit zu geben. Mitten unter der Größe und den Genüssen orientalischer Macht-

Digitized by Google

fülle wollte sie sich zugleich die Befriedigung verschaffen, von Denen, welche die Meinung des Jahrhunderts lenkten, als eine Freundin der Philosophie und Freiheit gepriesen zu werden. Zu dem Ende entwarf sie mit eigner Hand eine Instruction zu einem Gesetzbuche, deren französische Urschrift noch jetzt in der Akademie der Wissenschaften aufbewahrt wird. Die Gedanken und Ansichten der damals gefeierten Schriftsteller, besonders Montesquieu's, waren darin mit Liebe und Wärme dargestellt, und über die Pflichten der Fürsten und Regierungen gegen ihre Völker in einer Art geredet, gegen die das Regiment der Günstlinge freilich einen sehr grellen Abstich machte. Sie schloß mit der Versicherung, daß sie für ihr Volk lebe, und mit dem Wunsche, daß, nach Vollendung dieser Gesetzgebung, kein Volk glücklicher sein möge, als das russische.

Da sie zugleich ausgesprochen hatte, daß der Gesetzgeber sich nach dem Geiste des Volkes richten müsse, so berief sie im Jahre 1767 aus dem weiten Umfange ihres Reiches Abgeordnete aus allen Provinzen und Stämmen nach Moskau. Adel und Städte, Freibauern (Odnoworzi*)) und Reichsbauern, Kosaken und andere Völkerschaften, Getaufte und Ungetaufte, sandten Stellvertreter, die ein buntes Gemisch bildeten. Die Versammlung, sagt Karamsin, erschien wie ein Reichstag aller Völker. Die Mitglieder wurden aus dem Staatsschatze besoldet, und ihre Personen durch die erhöhte Strafe, die auf ihre Verletzung gesetzt ward, gleichsam geheiligt.

Die Sitzungen wurden mit großer Feierlichkeit eröffnet; Katharina, wiewohl ungesehen, hörte zu. Es zeigte sich aber bald die Unausführbarkeit des Gedankens, aus der räumlichen Vereinigung ganz verschiedenartiger und völlig unvorbereiteter, höchstens der Angelegenheiten ihres beschränkten Bezirkes kundiger Menschen ein für das Gesammtwohl des großen Reiches ersprießliches Ergebniß gewinnen zu wollen. Eine dergleichen Versammlung mußte sich, wenn sie nicht durch die Schwäche der Regierung und durch die Gewalt einer Faction allvermögend ward, in ein müßiges Spielwerk verlieren. Der Fortgang derselben ward daher bald unterbrochen. Der Ausbruch des ersten Türkenkrieges (1768), der, wie nachmals überhaupt die auswärtigen zahllosen Verwickelungen, die Aufmerksamkeit Katharina's vom Innern ablenkte, wurde als öffentlicher Grund angegeben. Ehe die Versammlung sich trennte, ertheilte sie der

*) Diese bildeten als kleine freie Landeigenthümer eine Mittelstufe zwischen dem Adel und den leibeignen Bauern.

Digitized by

Kaiserin die Beinamen der Großen, der Weisen und der Mutter des Vaterlandes. Katharina aber erklärte, nur den letztern Ehrennamen annehmen zu können, und beschloß, als solche nun eine von ihr allein ausgehende Gesetzgebung zu entwerfen. Sie that dies auf eine ganz angemessene Weise, indem sie dabei weit mehr den Erfahrungen ihres praktischen Verstandes, als den Theorien ihrer französischen Lehrmeister folgte, und zunächst auf Einrichtung einer ordentlichen innern Verwaltung bedacht war.

Der wichtigste Schritt in dieser Hinsicht war die gleich nach dem ersten Türkenkriege begonnene neue Einrichtung der Statthalterschaften. Die Größe des russischen Reichs machte die Verwaltung und die Aufsicht schwierig. Katharina hatte schon zu diesem Behufe der obersten Reichsbehörde für die inländischen Angelegenheiten, dem Senat, eine mehr gegliederte, die Uebersicht erleichternde Form gegeben; aber noch nöthiger war zu diesem Behufe die bessere Gliederung des Reiches.

Es gab Gouvernements von solcher Größe, daß sie manchem Königreiche an Umfang glichen. Die Gouverneure waren mit einer Menge von Geschäften überladen, indem die Gerichtsbarkeit, die Polizei, die Erhebung der Einkünfte und noch vieles Andere ihnen oblag. Sie besaßen dabei eine Macht, die für die Untergebenen drückend und für die Krone gefährlich werden konnte. Durch die neue Einrichtung sollte beiden Uebeln abgeholfen werden. Die Statthalterschaften wurden zuerst an Umfang verringert, so daß jede ungefähr nur 400,000 Bewohner enthielt, und wieder in mehrere Kreise getheilt wurde. Den Mittelpunkt der ganzen Statthalterschaft bildete die Gouvernementsstadt, den jedes Kreises die Kreisstadt. In diesen Städten hatten die verwaltenden Behörden ihren Sitz. Der Gouverneur sollte der Sachwalter der allgemeinen Wohlfahrt sein, der Vertheidiger der Unterdrückten und der Verhüter von Mißbräuchen aller Art. Dagegen wurden wichtige Zweige der Verwaltung seinem unmittelbaren Geschäftskreise entzogen. Die Vortheile des Reichs, die Einkünfte und Nutzungen, wurden den Schatzkammern oder Kameralhöfen anvertraut, welche an Ort und Stelle wirkend, bekannt mit den örtlichen Umständen und den eigenthümlichen Einkünften der Statthalterschaft und mit keinem andern Gegenstande beschäftigt, ohne Druck für die Vermehrung, Richtigkeit und Sicherheit der Einkünfte sorgen konnten. Die Gerechtigkeitspflege wurde dem unmittelbaren Geschäftskreise des Gouverneurs entzogen, und ihm nur die allgemeine Aufsicht gelassen. Zugleich wurden die bürgerlichen und die peinlichen Rechtshändel getrennt und besonderen Behörden zuge-

wiesen. Endlich wurde auch der Grundsatz befolgt, daß Jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden solle. Es hatte daher nicht nur der Adel zu seinen Gerichten die meisten Mitglieder zu wählen, sondern es ward auch, wo nur immer eine gehörige Anzahl von freien Landleuten oder Kron= und Oeconomiebauern sich fand, ein Unter=Gerichtshof für sie aus ihrer Mitte errichtet.

Auf diese Weise wollte Katharina die drei Stände des Staats zur Verwaltung des Rechts und der Gesetze vereinigen, und besonders den Adel, der vorzüglich in den entfernten Gegenden auf seinen Gütern in Abgeschiedenheit versank, in den Kreis der Gesellschaft und in die Thätigkeit des Staats hineinziehen.

Um auch die trotz dieser Einrichtungen möglichen Bedrückungen zu verhindern, verordnete Katharina noch in jeder Statthalterschaft ein Gewissensgericht und eine Behörde der allgemeinen Fürsorge; zwei Anstalten, welche sie in ihrer Verordnung selbst zwei Quellen nennt, aus welchen immerdar Ströme von Wohlthaten über ihre leidenden Unterthanen sich ergössen. Dem ersten Gerichte, welches alle Händel in Güte zu vergleichen suchte, und die Vergehungen der Wahnsinnigen, Minderjährigen und dergleichen unter sich hatte, ward auch die wichtige Sorge für alle Bedrückten und besonders für die Gefangenen aufgetragen, dem zweiten aber die Aufsicht über alle Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten anvertraut.

Die schwergedrückten Leibeignen endlich, die, als Eigenthum ihrer Herren, nicht wie die Kron= und geistlichen Bauern an diesen Schutzmitteln der Gerechtigkeit und Milde Theil nehmen konnten, sollten wenigstens bei dieser neuen Einrichtung der Statthalterschaften unter die besondere Aufsicht des Statthalters gestellt und vor allzu harter Willkür einer herrischen Gewalt geschützt werden. Das Gefühl des Druckes war in diesem Stande ein so tiefes und schwermüthiges, daß er sich dem Wahne hingab, als ob der Zar und die Edelleute nicht bloß in dieser, sondern auch in jener Welt, ausschließlich glücklich seien. Zu den großen Vorrechten des Adels, die Katharina durch einen kaiserlichen Freiheitsbrief neuerdings bestätigte, gehörte die Steuerfreiheit der Edelleute für ihre Person und ihr Grundeigenthum, das Recht Leibeigne zu besitzen und von ihnen sowohl Abgaben wie Dienste zu fordern, so wie frei mit dem erworbenen Vermögen zu schalten; ferner das Recht, nur von ihres Gleichen gerichtet zu werden; die Befreiung von der früheren Verpflichtung, dem Vaterlande während einer gewissen Reihe von Jah=

Digitized by Google

ren zu dienen, und die Freiheit von allen Leibesstrafen, selbst wenn sie als Gemeine oder als Unterofficiere im Dienste sind.

Eine weitere Folge der neuen Einrichtung war die Entstehung mehrerer Städte, in welchen, als den Sitzen der obern und niederen Behörden, der dreijährigen Versammlungen des Adels u. s. w., Verkehr, Reichthum, Thätigkeit sich steigerte, und dadurch auch eine Vermehrung des freien Bürgerstandes erzeugte. Katharina entschloß sich daher auch, eine neue Städte-Ordnung zu verkünden. Durch dieselbe sollte ein Mittelstand mit staatsbürgerlichem Leben und bestimmter Stellung in der Gesellschaft gegründet werden. Nur wenige Städte, wie St. Petersburg, Moskau, Astrachan und Twer, hatten durch Peter und Elisabeth eine Art freier Verfassung erhalten; in den anderen Städten standen die Einwohner, die Kaufleute nicht ausgenommen, in vieler Hinsicht auf gleichem Fuße wie die Bauern. Katharina vermehrte nun wie die Zahl so auch die Freiheiten der Städte. Vermöge der letzteren erhielten die Bürger einer jeden Stadt das Recht, alle ihre obrigkeitlichen Personen selbst zu wählen, und wurden in gewisse Rangordnungen getheilt. Die erste Reihe machten die sogenannten namhaften Bürger aus, zu denen Gelehrte, Großhändler und Diejenigen gehören sollten, welche zweimal eine obrigkeitliche Würde bekleidet haben; sie erlangten schon einigen Antheil an den Vorrechten des Adels, und ihre Enkel sollten das Recht haben, den Adel zu fordern. Dann folgten die Glieder der drei Gilden, die ein Capital von 12,000 oder 10,000 Rubel u. s. w. besitzen müssen, endlich die Handwerker. Die Verordnung erlaubte auch Kronbauern, sich unter gewissen Bedingungen in die Zahl der Bürger einschreiben zu lassen. Viele der wohlthätigen Anstalten, welche Katharina schuf oder neu belebte, zum Beispiel das große Findelhaus in Moskau, wurden ebenfalls ein Quell, durch den der Mittelstand immer neuen Zufluß erhält. Denn unter den zahlreichen Wohlthaten, welche den in den geistlichen und weltlichen Erziehungshäusern unterhaltenen Kindern zu Theil wurden, war die schönste die, daß sie die persönliche Freiheit davontrugen.

Auch die vielen neuen Ansiedler, die Katharina ins Reich rief, vermehrten auf dem Lande und in den Städten die Zahl der freien Leute. Sie selbst wünschte so sehr das Gefühl freier persönlicher Selbstständigkeit in den Gemüthern Aller zu befestigen, daß sie in einem besondern Ukase vom Jahre 1786 den Namen Sklav, womit sich die Russen vor ihren Regenten bezeichneten, förmlich abschaffte.

Katharina fühlte indeß, daß Anordnungen, die sich nicht unmittel-

Digitized by Google

bar aus dem Zustande des Volkes selbst entwickeln, sondern in einem andern Gesellschaftszustande ihren Ursprung hatten, erst in den Gemüthern eine geistige Grundlage gewinnen müssen, wenn sie That und Leben werden sollen. Sie war also bemüht, auch von dieser Seite einzugreifen und machte die Erziehung und Bildung ihres Volkes zu einem vorzüglichen Gegenstande ihrer Sorge.

Peter und ihre anderen Vorgänger hatten durch Anstalten aller Art zwar für die kriegerische Bildung gesorgt, ohne welche die äußere Einwirkung auf das übrige Europa nicht möglich war, und Katharina blieb auch hierin nicht zurück. Sie vervollkommnete, was vorhanden war, wie das Landcadettencorps, oder errichtete neue Anstalten, wie z. B. für die Geschützwissenschaften und eine andere für den Seedienst. Aber sie faßte die Aufgabe aus einem allgemeinern Gesichtspunkte, sie bedachte nicht Einzelne und Einzelnes, sondern das ganze Volk. Sie errichtete daher eine Erziehungs-Commission, welche Unterrichtsweisen angeben, Anstalten zur Bildung von Lehrern, und vorzüglich Normalschulen im ganzen Reiche anlegen sollte, so daß jedes Gouvernement Schulen nach den verschiedenen Bedürfnissen der Stände des Volks erhielt. Auch die vielen wohlthätigen Anstalten, wie die Findelhäuser, das Fräuleinstift, waren zugleich Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Die Bearbeitung der russischen Sprache vertraute sie, mehr dem Beispiele Frankreich's als dem Gange der Natur folgend, einer Akademie, die auch ein Wörterbuch herausgab. Wie einst Alfred für seine Angelsachsen, verfaßte sie selbst für ihre Russen Uebersetzungen der geistigen Erzeugnisse des Auslandes und des Alterthums. Sie ordnete außerdem eine eigene Uebersetzungs-Commission an, und setzte Denjenigen, die in diesem Fache arbeiten würden, Belohnungen aus. Wie sie, um die Impfung der Pocken bei ihrem Volke einzuführen, sich selbst zuerst dieselben einimpfen ließ, ging sie auch in jener Beziehung mit ihrem Beispiele voran. Man weiß, daß sie einst auf einer Reise nach ihren asiatischen Provinzen, mitten in einem Sturm auf der Wolga, wo Alle, die mit ihr waren, in Angst geriethen, in der Uebersetzung des Belisar von Marmontel, mit der sie sich eben beschäftigte, fortfuhr. Sie begünstigte und förderte auf alle Weise die Versuche eines eignen einheimischen Schriftthums, und war selbst in dieser Hinsicht thätig und wirksam. Sie schrieb in russischer Sprache für die russische Bühne Schauspiele, die, wenn sie auch nicht auf den Namen eigentlicher Kunstwerke Anspruch machen können, doch ihren feinen und verständigen Geist verrathen; sie verspottete in denselben oft mit Laune die gesellschaftlichen Untugenden ihrer

Umgebungen, oder sprach politische Wünsche und Gefühle aus. So verfaßte sie, nach der Versicherung Einiger, eine Oper, worin sie mit fürstlicher, nicht weiblicher Empfindlichkeit, die Unternehmungen des Königs von Schweden lächerlich machte. In einem andern Schauspiele, Oleg, das bei Gelegenheit der Feste wegen eines Friedens mit den Türken gegeben wurde, enthüllte sie in einem aus der alten russischen Geschichte entlehnten Stoffe den von ihr nie aufgegebenen Wunsch, das türkische Reich zu zerstören.

Wie sehr bei Katharina die weibliche Empfindlichkeit hinter der fürstlichen zurückstand: das gab sich in vielen charakteristischen Zügen kund. Als einst in einem der Paläste ihre Büste mit rother Farbe beschmutzt worden war, und die Umstehenden ihren Zorn gegen den auszumittelnden Thäter reizen wollten, sagte sie lachend: „es sei gewiß ein Page gewesen, der ihr starkes Schminken habe lächerlich machen wollen." Aber als beim Empfang einiger Siegesnachrichten über die Türken der englische Gesandte zu ihr trat, dessen Hof in der Türkei und in Schweden gegen Rußland wirkte, sagte sie: „da der König, Ihr Herr, mich aus Petersburg vertreiben will, so wird er hoffentlich erlauben, daß ich mich nach Constantinopel begebe."

Der Akademie der Wissenschaften, die sie schon vorfand, die aber noch nicht in dem Bedürfnisse des Volks lag, deren Mitglieder daher auch meistens Ausländer waren, gab Katharina wenigstens eine Beziehung auf ihr Reich. Sie schickte viele Mitglieder derselben in die Provinzen, um die Schätze der Natur oder die Spuren alter Zeiten, oder die Sitten und Bildungen der verschiedenen Völkerschaften zu erforschen. Die mannigfaltigen Sprachen der letzteren gaben ihr den Stoff zu einem von ihr selbst angefangenen vergleichenden Wörterbuche. Sie wünschte, daß, wenn die Wissenschaften den Russen auch noch keine neuen Bearbeitungen verdanken könnten, doch Rußland denselben neuen und unbekannten Stoff geben möchte. Dagegen gab sie durch Erneuerung und Umgestaltung der Akademie der Künste, die von Schuwalow während der Regierung Elisabeth's gestiftet war, und die jetzt so vergrößert wurde, daß 300 junge Leute durch Erziehung, Unterricht und Reisen eine zweckmäßige Bildung erhielten, dem Talente der Russen für bildende Kunst eine unmittelbar fördernde Richtung.

Von allen Einrichtungen aber, welche die herrschende Stimmung der Zeit forderte und die die Kaiserin traf, ging keine so naturgemäß aus der Beschaffenheit ihres Staates hervor, als ihre religiöse Duldung. In einem Reiche, dessen Herrschaft sich über so viele verschiedene Völker

Digitized by Google

erſtreckte, würde es für die Ruhe der Unterthanen höchſt ſchädlich geweſen ſein, wenn man die verſchiedenen Religionsübungen derſelben nicht hätte geſtatten wollen. Für ihre Perſon zeigte Katharina zwar einen großen Eifer für die griechiſche Kirche. Sie wohnte dem Gottesdienſte häufig mit dem Aeußeren von Andacht bei, und erbaute Kirchen oder beſchenkte dieſelben. Gleich beim Anfang ihrer Regierung ließ ſie zwei Schiffe, welche Peter III. erbaut und nach den Königen von England und Preußen benannt hatte, das eine auf den Namen St. Nicolaus, das andere St. Alexander umtaufen. Bei ihrem erſten Einzuge in Petersburg, wo ſich das verſammelte Volk beeiferte, ihr die Hand zu küſſen, küßte ſie den Vornehmſten der am Eingange des Palaſtes verſammelten Geiſtlichkeit, zum Zeugniß der Hochachtung, die Wangen. Als einſt Papſt Pius VI. einen Brief an ſie mit der von einem früheren Papſte gegen Peter I. gebrauchten Wendung ſchloß: „Er bitte Gott, daß er die Kaiſerin erleuchten und ſie zu der heiligen katholiſchen Kirche zurückführen möge", antwortete ſie ihm: „Sie bitte auch ihrer Seits, daß Gott ihn erleuchten und in den Schooß der rechtgläubigen griechiſchen Kirche zurückführen wolle."

Allein dieſe Rückſichten hinderten ſie nicht, den überall vertriebenen Jeſuiten, zu großem Verdruſſe Voltaire's, in ihren Staaten einen Zufluchtsort zu gewähren und ihren neu erworbenen katholiſchen Unterthanen Bürgſchaften des Vertrauens zu geben, oder für ihre Mohammedaniſchen Unterthanen den Koran in ihren Druckereien drucken zu laſſen. Selbſt innerhalb der griechiſchen Kirche hob ſie die Verfolgungen und Bedrückungen auf, welche die Roskolniken, als eine von der herrſchenden Kirche abweichende Secte, bisher hatten dulden müſſen. Dabei aber führte ſie auch, im Jahre 1764, eine wichtige Veränderung mit dem Beſitzthum der Kirche ihres Reichs durch. Den Geiſtlichen wurde nur weniges Land zu Holzung, Gärten und Viehweide gelaſſen; ihre übrigen weitläufigen Güter kamen unter die Verwaltung und Aufſicht eines kaiſerlichen Oeconomiecollegiums, welches den Geiſtlichen fortan ein beſtimmtes Gehalt zahlte und den Ueberſchuß der Einkünfte zu Jahrgeldern und wohlthätigen Anſtalten verwendete.

Eine Fürſtin, die ſo in dem Geiſte ihrer Zeit regierte, wie Katharina, ſorgte begreiflicher Weiſe auch für die Beförderung des inneren und äußeren Handels. Zwar wird auch dieſer abhangen von dem Zuſtande des Volks und der Geſellſchaft, von dem Maße von Freiheit, den Perſonen und Eigenthum genießen, von der Vertheilung des Reichthums, von der Größe der Bevölkerung und von der Verbreitung der

naturbildenden Thätigkeit; und in dieser Hinsicht hatte Rußland noch mit einer Menge eigenthümlicher Schwierigkeiten zu kämpfen. Allein Katharina that, was von ihr abhing. Die früheren Beherrscher des russischen Reichs hatten Alles, selbst die Waaren fremder Kaufleute, als ihr Eigenthum angesehen, und mit Allem einen ausschließlichen Handel getrieben. Peter der Große hatte dies zwar abgestellt; aber erst Katharina hob die noch übrigen Monopole auf, die sowohl die Krone als einzelne Große besaßen, und gab den Handel mit inländischen Erzeugnissen gegen Erlegung einer bestimmten Abgabe frei. Jedermann erhielt Erlaubniß, Zuckersiedereien, Kattunfabriken und andere dergleichen Anstalten anzulegen. Archangel, das zur Begünstigung der Stadt Petersburg zurückgesetzt war, erhielt gleiche Rechte. Im Jahre 1781 gab sie der Kaufmannschaft ein Seerecht und eine Schifffahrtsordnung; sie ließ ansehnliche Werfte für Kauffahrteischiffe bauen; und es war nicht ihre Schuld, wenn die russische Kaufmannschaft von dem Vortheile der Schifffahrt mit russischen Schiffen noch wenig Gebrauch machte. Der erste Friede mit den Türken und die Erwerbung der Krim eröffnete dem russischen Handel einen ganz neuen Schauplatz und Weg. Der Handel auf dem Schwarzen Meere kam bald in bedeutende Aufnahme. An der Stelle eines türkischen Forts, welches im Jahre 1789, im zweiten Türkenkriege, der Contre-Admiral Ribas eroberte, wurde 1793 von diesem Officier, auf Befehl der Kaiserin, die Stadt Odessa gegründet. Sechs Jahre später zählte diese Stadt, in welcher heut 70,000 Menschen leben, bereits 4147 Bewohner. Russische Schiffe segelten durch die Dardanellen nach Aleppo, Smyrna und den Häfen Italien's; die köstlichen Weine Griechenland's kamen nach Polen und Rußland. Besonders knüpfte man mit dem südlichen Frankreich einen für beide Völker vortheilhaften Handelsverkehr an, den nur der zweite Türkenkrieg störte, der Ausbruch der französischen Umwälzung aber völlig vernichtete. Denn Katharina, welche diese Bewegung höchlich mißbilligte, brach allen Verkehr mit dem neugeformten Frankreich ab.

Auch der Handel auf dem Kaspischen Meere und die Verbindung, die von hier aus mit Indien und Persien sich eröffnete, ein Verkehr, den schon Peter ins Auge gefaßt und zu dessen Behuf er auch an die wichtige Verbindung zwischen Don und Wolga gedacht hatte, entging ihrer Aufmerksamkeit nicht. Sie nahm jenen Entwurf Peter's wieder auf; der Astronom Lowitz war mit der Untersuchung und Ausmessung jener Gegend zwischen den beiden Flüssen beschäftigt, als ihn das unglückliche Schicksal traf, in die Hände der Pugatschewschen Horden zu fallen und

Digitized by Google

grausam getödtet zu werden. Auch der Professor Gmelin, der in den Gefängnissen von Derbend starb, hatte die nördlichen Gegenden Persien's in gleicher Absicht untersuchen sollen.

---

18. Potemkin der Taurier.

(1776 — 1791.)

Die deutsche Frau auf dem Throne der Zaren stützte sich auf die Kraft russischer Männer. Diese Günstlinge wurden in schneller Reihenfolge erhoben und entlassen als Geschöpfe der Neigung; selbst der gewaltige Orlow erhielt seinen Abschied, als ein Anderer Katharinen's Augen auf sich gezogen hatte. Einer jedoch verstand es, sie zu beherrschen, und dieser Eine war ein roher Barbar, dessen Haupttalent in der Gabe bestand, sich zur rechten Zeit furchtbar zu machen.

Dieser durch sein Glück merkwürdige Mensch hieß Gregor Potemkin, und war im Jahre 1736 in der Nähe von Smolensk auf einem kleinen Landgute geboren, das seinem Vater, einem verabschiedeten Officier, gehörte. Er ward Anfangs zum geistlichen Stande bestimmt, und erhielt in einer Erziehungsanstalt für junge Geistliche seine erste Bildung; daher gewisse Kenntnisse, die er besaß, ihm nachmals oft durch ihren Abstich gegen seine Stellung den Schein der Gelehrsamkeit gaben. Bald verließ er den geistlichen Stand und ging nach Petersburg, wo er unter die berittene Leibwache aufgenommen wurde. Als Sergeant oder Wachtmeister in derselben nahm er an der Begebenheit Theil, durch welche Katharina auf den Thron erhoben wurde. Als Peter III. in dem Landhause Robschak endete, wurde Potemkin, der mit einem jungen Baratinski dort die Wache hatte, von Orlow zu Hülfe gerufen. Diese Theilnahme verschaffte ihm den Rang eines Officiers, die Stelle eines Kammerjunkers, und die Versicherung eines jährlichen Gehalts von 2000 Rubeln. Allmählig erhielt er auch den Zugang zu den engeren Gesellschaftskreisen, wo Katharina bis in ihr spätestes Alter, mit Beseitigung aller Rücksichten, dem Scherz und der heitern Laune sich hingab.

In solcher Nähe der Kaiserin faßte er, im Vertrauen auf seine Wohlgestalt, den Wunsch, ihr Günstling zu werden, um seine beiden Hauptleidenschaften, Ehrgeiz und Geldsucht, zu befriedigen. Allein Or-

Digitized by Google

low, der seine Absichten merkte, schickte ihn zu dem Heere gegen die Türken. Er nahm an dem Kriege keinen besonderen Antheil, sondern brachte Wochen lang im Schlafrocke und auf dem Bette in der gedankenlosesten Ruhe zu, ohne eine Spur der verzehrenden und ergreifenden Thätigkeit zu zeigen, die ihn zu andern Zeiten in Bewegung setzte. Nur der Gedanke an Katharinen's Gunst beschäftigte ihn, weil er in derselben höhere Belohnungen als in dem Kriegsruhm, der ihm hier werden konnte, erblickte.

Die Möglichkeit dazu ward ihm eröffnet, als endlich Gregor Orlow durch sein freches, rohes Benehmen die Liebe der Kaiserin verlor (1772). Potemkin ließ sich nun mit der Nachricht des ersten wichtigen Sieges nach Petersburg senden. Doch gelang es ihm erst nach vier Jahren, seinen Nebenbuhler ganz zu verdrängen, und den Platz eines Lieblings in Besitz zu nehmen, den er aber, sobald er auf demselben seine Gewalt begründet hatte, freiwillig anderen, unbedeutenden Günstlingen überließ*).

Nach und nach wurden fast alle Ehrenstellen auf ihn gehäuft. Nicht bloß das Kriegswesen ward ihm übergeben, auch die ganze Staatsverwaltung in den inneren und äußeren Verhältnissen ward durch seine Entscheidung bestimmt. Der Kaiserin gleichsam nacheifernd, beschenkten ihn die auswärtigen Fürsten und Gewalthaber mit ihrer Huld und deren Zeichen. Joseph II. gab ihm die Würde eines deutschen Reichsfürsten, und Friedrich II. bot ihm seine Mitwirkung an, wenn er Herzog von Kurland zu werden Lust hätte. Was seine eigene Kaiserin ihm an Geld und Gütern schenkte, überstieg alles im übrigen Europa übliche Maß. Er erhielt, außer den großen Besoldungen seiner Aemter und außer den Einkünften seiner reichen Güter, ein jährliches Gehalt von 100,000 Rubel, an jedem seiner Geburts- und Namenstage eben so viel; dabei wurde seine Tafel noch aus dem kaiserlichen Hofstaat mit besonderen ansehnlichen Summen und aus den kaiserlichen Kellern mit Weinen und Getränken versehen. Er durfte auf seinen bloßen Namen Summen aus kaiserlichen Kassen nehmen, und trug kein Bedenken, Gelder, die für anderweitige Staatszwecke bestimmt waren, zu seinem Nutzen zu verwenden.

Seinen Reichthum trug er zur Schau, indem er in wunderlicher

---

*) Sawadowski, Sorizsch, Korsakow, Lanskoi. Die ersteren Drei erhielten sich nur kurze Zeit, weil Potemkin jeden sogleich entfernte, der Miene machte, selbstständig sein zu wollen.

Digitized by Google

Weiſe die ſeltſamſten Launen einer überſättigten Sinnlichkeit befriedigte, bezahlte aber die Leute nicht, die für ihn arbeiteten oder Lieferungen machten. In der Verachtung, womit er die ſklaviſche Menge behandelte, die um ihn ſich drängend in ſeinem Blick den Abglanz der kaiſerlichen Huld ſuchte, und in der Rückſichtsloſigkeit, die er ſelbſt der Kaiſerin zeigte, war der Gebieter Rußland's zu erkennen. Sechzehn Jahre lang leitete er die Angelegenheiten des Reiches, und betrieb beſonders die Entwürfe zur Vergrößerung deſſelben.

Unter denſelben nahm der Plan zum Umſturze des türkiſchen Reichs die Hauptſtelle ein. Die Siege im letzten Türkenkriege hatten den ruſſiſchen Stolz geſteigert, und den Gedanken der Ausführung näher gebracht. Voll deſſelben, arbeitete Potemkin an einer Verbindung zwiſchen Rußland und Oeſterreich, beſonders ſeit Joſeph's II. Thronbeſteigung (1780), wogegen der von Panin gehaltene Bund Rußland's mit Preußen, das im Stillen die Vergrößerung des Bundesgenoſſen fürchtete und ihr entgegenarbeitete, immer lockerer wurde. Potemkin haßte den großen König, und dieſer empfand doch wohl einiges Mißbehagen, wie ſehr er es auch vor ſich ſelber verläugnen mochte, den Staatsränken dieſes Kabinets allzu großen Spielraum geöffnet zu haben. Immer unverhohlener wurde der orientaliſche Plan zur Schau getragen. Katharinen's zweiter, im Jahre 1779 geborner Enkel, erhielt den Namen Conſtantin, um mit demſelben ſich an die Reihe der alten Kaiſer anzuſchließen; er wurde auch von einer griechiſchen Amme genährt, um dem künftig zu beherrſchenden Volke verwandt zu werden. Als Waffen- und Handelsplätze gegen die Türken entſtanden die Städte Katharinoslaw, Mariapol und Cherſon, und über ein Thor der letztern wurde die bedeutungsvolle Inſchrift geſetzt: Hier geht der Weg nach Byzanz.

In dieſer Abſicht betrieb Potemkin die völlige Unterwerfung der Krim. Der letztgeſchloſſene Friede hatte den Grund dazu gelegt. Indem Rußland die Unabhängigkeit des Landes feſtſetzen ließ, hatte es nur eine freiere Einmiſchung vorbereitet; dieſe konnte um ſo weniger fehlen, da das neue Verhältniß unter den Tataren unruhige Bewegungen erzeugte. Dewlet Gherai, der im Anfange des Krieges von den Türken als Chan angeſetzt worden war, ſtellte ſich an die Spitze der Mißvergnügten und ſuchte bei den Türken Unterſtützung. Die Pforte ließ, da die Ruſſen ihre Truppen noch nicht aus der Krim gezogen hatten, einige Heerhaufen nach Taman ziehen. Dieſe Streitigkeiten wurden aber durch einen neuen Vertrag, der als Erläuterung des Friedens von 1774 gelten ſollte, beigelegt (1779). Nochmals ward die Unabhängigkeit der Krim

Digitized by Google

aufs feierlichſte feſtgeſetzt; nur in geiſtlichen Dingen blieb dem Sultan als Chalifen einiger Einfluß. Rußland dagegen entſagte jeder Einmiſchung.

Allein gerade um dieſe Zeit verband ſich Rußland mit dem ihm ergebenen Chan Schahin Gherai immer enger; Potemkin machte 1782 eine Reiſe nach Cherſon, um durch Verſprechungen und Geldſummen ihn und einige andere Häupter der Tataren ganz zu gewinnen, und der Chan ſchickte 1782 eine Geſandtſchaft nach Petersburg, ſeine Unterthänigkeit zu erklären. Als ſich ſeine Brüder widerſetzten, und der ältere derſelben einen Aufſtand in Kuban erregte, rückten ſogleich Ruſſen in die Halbinſel ein. Alle Gegner des Chans wurden auf das härteſte behandelt, Tauſende verloren Leben und Eigenthum, oder wurden zur Leibeigenſchaft ins Ruſſiſche fortgeſchleppt.

Vergebens bezeigte die Pforte ihr Mißvergnügen. Der ganze Auftritt endigte damit, daß der Chan und mehrere Stammfürſten erklärten, ſie könnten nur unter der weiſen und ſanften Regierung der Kaiſerin Glück und Ruhe finden. Schahin Gherai trat hierauf ſeine oberherrlichen Rechte, die er als Wahlfürſt gar nicht verſchenken konnte, für ſich und ſeine Nachkommen an Rußland ab, erhielt, nebſt einigen Gliedern ſeines Hauſes, ein Jahrgeld, und verließ das Land, welches ruſſiſche Heere nun vollſtändig in Beſitz nahmen. Jeder Widerſpruch oder Widerſtand ward mit Gewalt niedergedrückt. Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürſten ließ 30,000 Männer, Weiber und Kinder niedermachen. Dies geſchah im Jahre 1783 *).

Katharina glaubte dieſe Gewaltſchritte durch die Erklärung zu rechtfertigen: die Tataren ſeien nicht fähig, das ihnen durch den letzten Frieden verſchaffte Glück der Unabhängigkeit zu genießen; die Kaiſerin finde deshalb zur Herſtellung der Ruhe in der Krim, zur Sicherheit ihres eigenen Reiches und zu einigem Erſatz der bereits für das Wohl der Tataren aufgewandten zwölf Millionen Rubel Koſten, ſich bewogen, die krimiſche Halbinſel, Kuban und die Inſel Taman unter ihre Herrſchaft zu nehmen. Die Türken, eingeſchüchtert, von England und Frankreich verlaſſen, von Oeſterreich ſogar im Fall eines Krieges mit Rußland bedroht, mußten nicht nur den Ruſſen einen vortheilhaften Handelsvertrag gewähren

*) Nach Diez hatte Rußland dem Schahin jährlich 80,000 Rubel und jedem ſeiner Brüder 8000 Rubel verſprochen. Dies Geld ward aber nur einige Jahre gezahlt. Er ging daher 1787 nach Choczim, die Pforte um Beiſtand anzurufen. Die Pforte ſchickte ihn aber nach Rhodus, und ließ ihn dort enthaupten.

Digitized by Google

(1783), sondern auch in einer besondern Uebereinkunft (1784) die Herrschaft Rußland's über die Krim, Kuban und Taman anerkennen. Ihr Stolz tröstete sich damit, daß die Länder nicht namentlich im Vertrage genannt, sondern nur die Festsetzungen in den Friedensschlüssen von 1774 und 1779 im Allgemeinen aufgehoben wurden. Der Fluß Kuban ward zur Grenze genommen.

Daß durch den Handelsvertrag und den Besitz der Krim, für die der alte Name Taurien erneuert wurde, den Russen gleichsam die Schlüssel des osmanischen Reichs in die Hände geliefert worden waren, sahen die Türken zu ihrem Schmerze, wie die Russen zu ihrer Freude. Die Letzteren strebten nun um so eifriger, sich mit denselben sobald als möglich die Pforte zu öffnen. Der sonst so gefürchtete Halbmond schien jetzt das Symbol des abnehmenden Glanzes zu sein.

Potemkin erhielt den Oberbefehl über das neu gewonnene Land, und den Auftrag, es nach dem Körper zu gestalten, dem es jetzt einverleibt wurde. Er setzte diesen Auftrag nach seiner gewöhnlichen gewaltsamen Weise, durch Vernichtung aller bisherigen Einrichtungen und durch Verpflanzung der Einwohner, zerstörend ins Werk. Katharina selbst machte im Jahre 1787, wo sie der Tod ihres Lieblings Lanskoi sehr schwermüthig gestimmt hatte, zur Erheiterung nach diesen Gegenden eine Reise, für die alle Pracht des Orients aufgeboten ward. Sie selbst führte eine zahlreiche Umgebung, in der sich auch die Gesandten mehrerer fremden Höfe befanden. Von allen Seiten strömten Fremde und Einheimische herbei, sie zu bewillkommnen; Feste, Schmeicheleien und Huldigungen aller Art machten den langen Weg von Petersburg bis Kiew, den unzählige Scheiterhaufen in den langen Nächten erhellten, zu einem Triumphzuge.

In Kiew, wo sie wegen des Eises auf dem Dnieper mehrere Monate blieb, schiffte sie sich auf einer Flotte von funfzig Fahrzeugen ein, und näherte sich den neuen Ländern und Schöpfungen, um welche Potemkin ein Blendwerk schneller Blüthe zu werfen gewußt hatte. Volksmassen wurden vierzig Meilen weit zusammengeholt, um an verschiedenen Orten den Schein einer reichen Bevölkerung darzubieten; wenn sie dieser vorübergehenden Schöpfung gedient hatten, ließ man sie vor Hunger umkommen. Dieselben Heerden Vieh wurden des Nachts von einem Orte zum andern getrieben, um der Kaiserin, mehr als einmal gesehen, den Wohlstand gemalter, in der Ferne schimmernder Dörfer zu verkünden. In Kremtschuck hatte Potemkin vier Wochen vor Ankunft der Kaiserin nahe am Palaste einen Garten angelegt. Herbeigeschaffte Waaren aus Moskau und War-

schau gaben Cherson das Ansehen einer schon blühenden Handelsstadt. In Sebastopol gewährte ihr die Aussicht auf den schönen Hafen nach einem prächtigen Feuerwerke, in glänzender Erleuchtung das Trugbild einer ganzen Kriegsflotte.

Die getäuschte Katharina, mit neuem Glauben an Potemkin's mächtigen Geist erfüllt, gab ihm den Beinamen „der Taurier", und befahl dem Senat, eine Ruhmschrift auf den Fürsten zu verfassen und sie im ganzen Reiche bekannt zu machen; Potemkin aber vernichtete auf diese Weise die Absichten seiner Feinde, die wiederholt versucht hatten, die Kaiserin zu überzeugen, daß durch die Schlechtigkeit seiner Verwaltung das Heer verfalle, der Handel ersterbe, das Staatseinkommen sich mindere, und diese südlichen Länder zur Wüste würden. Die beiden neuen Lieblinge der Kaiserin, Yermolow und Momonow, hatten solche Versuche gemacht, besonders der erstere; doch mußte er der Uebermacht Potemkin's weichen. Während der Gewalthaber durch jene Reise sein Ansehn befestigte, förderte er zugleich die Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten gegen die Türken. Da Kaiser Joseph II. zu Cherson mit der Kaiserin zusammenkam und sie auf ihrer Reise durch die Krim begleitete, gerieth alle Welt auf die Vermuthung, daß die Vernichtung des türkischen Reiches verabredet und beschlossen worden sei.

---

19. Rußland und Oesterreich gegen die Türken.

(1788—1791.)

Die Pforte war seit dem letzten Vertrage (1784) in beständigem Zwist mit den Russen, die theils neue Forderungen machten, z B. Glocken für den griechischen Gottesdienst in Constantinopel und die Anerkennung des georgischen Fürsten Heraclius von Carduel als eines russischen Vasallen, theils sich beschwerten, daß die Türken feindselig gesinnte Grenzstämme unterstützten. Sie theilte daher um so natürlicher die allgemeine Meinung über die Absichten der beiden Kaiserhöfe, und wurde darin bestärkt durch England, welches Rußland zur Aufhebung der bewaffneten Seeneutralität nöthigen wollte, und durch Preußen, dessen neuer König Friedrich Wilhelm II., seine Eifersucht auf Rußland offner und thätiger als sein großer Vorgänger aussprach. Die kriegerisch gesinnte Partei im Diwan, an deren Spitze der tapfere Kapudan Pascha Hassan stand, em-

Digitized by Google

pfand tief die ſeit 1774 von den Ruſſen vielfach erlittene Schmach und rechnete auf große Unterſtützung von England, Preußen und Schweden. Dieſelbe drang durch, und die Pforte, wiewohl unvorbereitet, erklärte plötzlich, auf Grund der ſeit den letzten Verträgen erlittenen Kränkungen, an Rußland den Krieg (16. Aug. 1787); der ruſſiſche Geſandte Bulgakow wurde in das Schloß der ſieben Thürme geſperrt (24. Aug.).

Katharina antwortete durch eine feierliche Erklärung, die in ihrer Gegenwart in der Hofkapelle verleſen ward; ſie rief darin, unter Verſicherung ihrer friedliebenden Geſinnungen und unter Verwünſchungen gegen den Meineid und die Treuloſigkeit der Pforte, die ganze chriſtliche Welt auf, ihre Gebete und ihre Macht zur Vertilgung des Erbfeindes der Chriſtenheit zu vereinigen. Vor Allem erſuchte ſie den Kaiſer Joſeph, dem geſchloſſenen Bündniſſe Genüge zu leiſten.

Dieſer ſtellte auch im folgenden Jahre (1788) 200,000 Mann, die ſich in einer langen Strecke vom Dnieſter bis ans Adriatiſche Meer in fünf abgeſonderten Haufen vertheilten; das Hauptheer, bei Futak, ward vom Kaiſer ſelbſt geführt. An dieſe aber ſchloſſen ſich zwei ruſſiſche Heere, geführt von Romanzow und Potemkin. Ein Geſchwader lag in den Häfen der Krim und vereitelte gleich im Anfang des Krieges die Abſichten der Türken auf Kinburn, durch deſſen Einnahme ſie ſich den Weg zur Krim bahnen wollten. Auch die Griechen wurden von Neuem aufgefordert, zu den Waffen zu greifen. Die tapferen Bewohner von Suli traten zuſammen, und in Trieſt rüſteten Griechen auf eigne Koſten ein kleines Geſchwader aus, welches ſich mit der aus der Oſtſee erwarteten ruſſiſchen Flotte vereinigen ſollte. Diesmal ſchienen die Türken ihrem Schickſale nicht entgehen zu können.

Allein viele Umſtände vereinigten ſich, die Berechnungen der Staatskunſt zu Schanden zu machen. Schweden brach im Laufe des Jahres 1788 gegen Rußland los und verhinderte das Abſenden der Oſtſeeflotte, während der ruſſiſche Geſchäftsträger die von der Kaiſerin erhaltenen Gelder, welche zur Unterſtützung der Griechen verwandt werden ſollten, unterſchlug. Die Flotte auf dem Schwarzen Meere, von dem Prinzen von Naſſau und dem Contre-Admiral Paul Jones geführt, mußte es nun allein mit der türkiſchen Seemacht und ihrem tapfern Kapudan Paſcha aufnehmen. Bald zeigte ſich, daß Rußland nicht ſo vorbereitet war, als man geglaubt hatte, und daß durch die beiſpielloſe Verſchwendung der Weiber- und Günſtlingsregierung, trotz alles äußern Schimmers, die Kräfte des Reiches ſehr geſchwächt waren. Es fehlte an Geld, und die beiden ruſſiſchen Heere, welche gegen die türkiſche Grenze rückten, befanden

sich in einem nichts weniger als glänzenden Zustande. Der Kriegsplan der Oesterreicher aber war, nach Lascys strategischen Grundsätzen, so fehlerhaft angelegt, und es herrschte über die gemeinsamen Bewegungen so wenig Uebereinstimmung, daß von der Unvorbereitung der Türken beim Beginn des Krieges der mögliche Vortheil nicht gezogen wurde. Belgrad wurde nicht genommen, und das österreichische Hauptheer von den Türken sogar tief ins Banat gedrängt, obgleich der Herzog von Koburg mit einem Nebenheere Choczim und die Moldau eroberte.

Potemkin lag sechs Monate lang vor Oczakow, einer Grenzfestung, die in den Händen der Türken den Besitz der Krim unsicher machte; einem geschickten Angriffe würde dieselbe nicht sechs Wochen widerstanden haben. Demnach kam der Winter heran und drohte den belagernden Russen noch größern Verlust, als sie schon durch die Hitze des Sommers, durch den Mangel und die dadurch erzeugten Krankheiten erlitten hatten. Es fehlte im Lager an allen chirurgischen Anstalten. Als man Potemkin darauf aufmerksam machte, sagte er ganz herzlos, er werde keine Verwundeten haben. In dieser Noth, zugleich von Religionshaß entflammt, drangen die Soldaten selbst auf einen Sturm. Derselbe wurde am 17. December 1788 angeordnet, und gelang trotz des verzweifelten Widerstandes der Türken. Fürchterlich war das Blutbad, und ungeheuer die Menge der Getödteten, auch auf Seiten der Sieger.

Katharina empfand über diesen gräßlichen Sieg eine außerordentliche Freude. Alle Officiere und Soldaten des Belagerungsheeres erhielten goldene und silberne Denkmünzen; Potemkin, außer einem kostbaren Degen, das gewünschte große Band des Georgordens, das ihm zu allen Ordensbändern Europa's noch fehlte, weil es nur Dem ertheilt werden konnte, der eine Hauptschlacht gewonnen oder eine Hauptfestung erobert hatte. Noch größere Belohnungen kamen ihm in Petersburg entgegen. Mehrere Nächte hindurch ließ die Kaiserin, weil seine Ankunft nicht bestimmt war, einen Weg von beinahe drei deutschen Meilen in der Nähe der Hauptstadt mit großen Kosten erleuchten. Potemkin, unerachtet er dies unterwegs erfuhr, ward dadurch nicht zur Beschleunigung seiner Reise bewogen. Als er endlich angekommen war, machte ihm die Kaiserin den ersten Besuch. Sein Aufenthalt dauerte bis zum ersten Ostertage. An diesem Feste pflegte sich der Hof um Mitternacht in der Kapelle des Winterpalastes zum Gottesdienst zu versammeln. Als nach dem Hauptmomente desselben die allgemeine Begrüßung mit den Worten „Christus ist erstanden" statt fand, umarmte ihn Katharina, dankte ihm mit lauter Stimme für die wichtigen Dienste, die er ihr und ihrem Reiche geleistet, und schenkte

Digitized by Google

ihm als Oster=Ei ein Ordenszeichen mit Diamanten von dem größten Werth besetzt. Zugleich erhielt er sechs Millionen Rubel, ohne die er nicht hatte abreisen wollen. Durch Verdrängung Romanzow's war er Befehlshaber beider Heere und alleiniger Leiter des Krieges geworden.

Der neue Feldzug gewährte den Verbündeten glänzende Vortheile. Potemkin's Unterfeldherr Suwarow, vereinigt mit dem Herzog von Koburg, schlug am ersten August 1789 bei Fokschany ein türkisches Heer von 35,000 Mann und eroberte das ganze Lager. Noch größer war ein zweiter Sieg derselben Feldherren bei Martinestje am Rimnik den 22. September, wo ein türkisches Heer von 92,000 Mann, vom Großvezir selbst angeführt, fast ganz vernichtet und drei Läger mit großer Beute erobert wurden. Bald darauf, am 8. October, eroberten die Oesterreicher unter Laudon das wichtige Belgrad; während Galacz, Akkierman und Bender, letzteres durch Verrath, in die Gewalt Potemkin's fielen.

Die Kaiserhöfe schienen der Verwirklichung ihrer Hoffnungen näher zu rücken. Potemkin selbst hatte die Absicht, die Moldau und Wallachei als unabhängige Fürstenthümer für sich zu nehmen. Schon lebte er zu Jassy wie ein Fürst in seiner Hauptstadt. Er unterhielt eine vollständige Kapelle, verschrieb Tänzer aus Paris, ließ durch Eilboten Spielkarten aus Warschau holen, oder die kostbaren Sterletsuppen aus Petersburg, oder Schmuckwaren aus Frankreich, für die allein der (nicht bezahlte) Zoll 12,000 Rubel betrug; Alles zum Vergnügen der Frauen, die in großer Zahl ihn umgaben, und um durch Prunk die vornehmen Moldauer für sich, ihr künftiges Haupt, zu gewinnen.

Unterdeß war Sultan Abdul Hamid (am 7. April 1789) gestorben, und sein Neffe und Nachfolger Sultan Selim III. zeigte einen kräftigen Sinn, den die Eifersucht England's und Preußen's gegen Rußland ermuthigte. Am bedeutungsvollsten war, daß Kaiser Joseph am 20. Februar 1790 starb, und daß sein Nachfolger sofort vom Kriegsschauplatze abtrat.

Katharina schloß nun zwar um diese Zeit Frieden mit Schweden, und vereinigte ihre Kraft wieder auf einem Punkte. Der ganze Kuban ward überwältigt, Kilia=Nova fiel, und Suwarow erstürmte, unter ähnlichen Gräueln, wie zu Oczakow verübt worden waren, am 22. December 1790 die Festung Ismail. Tausende von Erschlagenen bezeugten abermals die Hartnäckigkeit der Besiegten und die Wuth der Sieger. Dagegen rüstete England eine Flotte für die Ostsee, und Preußen bewegte seine Heere gegen die russische Grenze. Polen, von Preußen auf=

Digitized by Google

geregt, wollte den Türkenkrieg benutzen, ſich von Katharinen's Zwingherrſchaft loszumachen, und that raſche Schritte zu ſeiner Befreiung. Die Mittel Rußland's waren erſchöpft; es fehlte an Geld und Credit. Nur Potemkin widerſetzte ſich noch. Er eilte deswegen abermals nach Petersburg, um zugleich den Einfluß ſeiner Gegner, beſonders des neuen Lieblings Platon Subow, zu entkräften. Es wurden ihm Feſte aller Art mit dem größten Aufwande gegeben, Männer des erſten Ranges ſtanden hinter ſeinem Stuhle; er ſelbſt ſuchte durch die ungeheuerſte Verſchwendung ſeine Größe zu beurkunden, beſonders als er die Kaiſerin in dem Tauriſchen Palaſte, den ſie ihm für die Eroberung von Oczakow ſchenkte, nachdem ſie denſelben ihm ſchon einmal geſchenkt und dann wieder abgekauft hatte, feſtlich bewirthete. In dem Wintergarten dieſes Palaſtes hatte die Kunſt alle Zauber der ſüdlichen Zonen entfaltet; als Potemkin in einem Tempel deſſelben, worin Katharinen's marmorne Bildſäule ſtand, ſich vor der Kaiſerin niederwarf, und ihr für ihre Wohlthaten dankte, hob ſie ihn mit Zärtlichkeit auf, unter Thränen gegenſeitiger Rührung.

Dennoch erreichte Potemkin die eigentliche Abſicht ſeiner Reiſe nicht. Zwar waren die Ruſſen über die Donau gegangen, und hatten bei Macſin einen Sieg über die Türken erfochten; allein immer drohender ward die Stellung der vermittelnden Mächte, immer dringender ihr Verlangen, daß Katharina einen billigen Frieden gewähren möchte. Die Kaiſerin entſchloß ſich endlich dazu, theils bedenkend, daß ihre erſchöpften Heere ſich jenſeits der Donau nicht behaupten konnten, theils berechnend, daß ſie ſich zum zweiten Male an Polen entſchädigen könne, während ganz Europa ſich zum Kriege gegen das in der Umwälzung begriffene Frankreich rüſtete.

So ging ſie denn, obwohl alle Vermittelung England's und Preußen's verwerfend, am 11. Auguſt 1791 zu Galacz einen Vertrag ein, der ſpäterhin zu Jaſſy (9. Januar 1792) in einen beſtimmten Frieden verwandelt ward. Die Pforte erkaufte ihre Rettung mit einem geringen Opfer. Rußland forderte nur das Gebiet von Oczakow bis an den Dnieſter, der hinfort die Grenze zwiſchen beiden Reichen bilden ſollte, und verzichtete auf die Moldau und Wallachei, deren Fürſtenhüte Potemkin's Haupt nicht mehr zu ſchmücken brauchten.

Denn bereits war deſſen hochſtrebendes Herz durch den Tod beſchwichtigt worden. Schon ſeit einiger Zeit hatte eine Krankheit ſeine Lebenskraft untergraben, indem er ſelbſt deren Gewalt durch Verachtung aller Vorſichtsmaßregeln vermehrte; als er, durch ſeine innere Unruhe

Digitized by

von einem Orte zum andern getrieben, sich in die Gegend von Oczakow bringen ließ, wo er sich besser zu befinden hoffte, überfiel ihn (am 15. October 1791) auf der Landstraße der Drang des Uebels. Man hob ihn aus dem Wagen und breitete Teppiche über das Gras, auf welchen er in den Armen seiner Nichte, der Gräfin Branicka, verschied.

---

20. Joseph's II. Kämpfe und Ausgang.

(1785—1790.)

Joseph II. war weniger glücklich als Katharina; denn während er damit beschäftigt war, dieser Bundesgenossin das türkische Reich umstürzen zu helfen, gerieth er mit einem Theile seiner eigenen Unterthanen in einen Kampf, der den Bestand der Monarchie zu beeinträchtigen drohte. Die mannigfaltigen Veränderungen, die er theils vollführt hatte, theils weiter beabsichtigte, sollten Mittel der Centralisation werden, sollten aus seinen verschiedenen Ländern und Völkern durch eine, ganz einfache und gleichmäßige Verwaltung Ein großes Ganzes, ein einheitliches Reich gestalten. Aber diese Erschütterung des Alten, diese gewaltsame Verschmelzung der verschiedenen Theile zu einem Ganzen, fand lebhaften Widerstand in den Ländern, welche eine eigenthümliche Verfassung hatten, wie dies mit den Niederlanden und mit Ungarn der Fall war.

Joseph hatte das erstere Land, weil es durch eine weite Entfernung von seinen übrigen Staaten getrennt lag, gegen Baiern austauschen wollen, war aber, wie wir sahen, durch Friedrich II. daran gehindert worden. Das Bekanntwerden jener Absicht des Kaisers mochte schon einigen Einfluß haben auf die friedlichen Gesinnungen, womit die Niederländer die Anordnungen Joseph's aufnahmen, um so mehr, als diese in der That vielfach das Bestehende rücksichtslos verletzten.

Die belgischen Landschaften besaßen mancherlei Rechte und Freiheiten, besonders Brabant eine durch die sogenannte „fröhliche Ankunft" (Joyeuse entrée) verbriefte Verfassung, wie sie bei dem Einzuge Philipp's des Guten in die Stadt Brüssel anerkannt worden war. An der Spitze der belgischen Verwaltung stand ein Oberstatthalter oder General-Gouverneur, dessen Amt jedoch mehr auf den Schein der äußern Hoheit berechnet war, und damals von der Schwester des Kaisers, der

Digitized by Google

Erzherzogin Marie Christine, gemeinschaftlich mit ihrem Gemahle, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, bekleidet ward. Dem Oberstatthalter zur Seite stand ein Minister als Rathgeber, und im Falle der Abwesenheit als Vertreter, eigentlich aber als Derjenige, durch welchen der Kaiser die Provinzen regierte. Die Stände, aus Adel, Geistlichkeit und Bürgerschaften bestehend, übten theils selbst, theils durch Ausschüsse einen großen Einfluß in Beziehung auf die Abgaben, deren Bestimmung, Erhebung und Verwendung von ihnen angeordnet ward. Die meisten Landschaften hatten ihre eignen Obergerichte, unter denen besonders der großе Rath von Brabant bedeutendes Ansehen besaß. Der Eifer für die katholische Religion, welcher der Kitt gewesen war, durch den bei dem Abfalle Holland's diese Länder bei Spanien festgehalten wurden, gab auch der reichen und dem Papste sehr ergebenen Geistlichkeit einen großen Einfluß. Der öffentliche Unterricht war ganz in den Händen derselben, und die am alten Lehrsystem festhaltende, mit vielen Rechten ausgestattete Hochschule zu Löwen bildete gleichsam den geistigen Mittelpunkt.

In diese ganze Gestaltung des Landes griff nun Joseph mit seiner raschen, rücksichtslosen Weise ein*). Erklärend, daß die Niederlande nur eine der Provinzen der österreichischen Monarchie wären, theilte er, nach der für das Ganze beliebten Weise, das Land in neun Kreise, und ernannte in den Kreishauptmannschaften Intendanten, wodurch die bisherigen Beamten, die Castellane, Grand-ballis und andere, die Abhängigkeit derselben von den Ständen, und die alten Erinnerungen zerstört wurden. Ebenso veränderte er das Gerichtswesen, hob die bestehenden oberen Gerichtshöfe auf, auch den großen Rath von Brabant, sowie die geistlichen Gerichtsstellen, und vereinigte alle zu einem höchsten Gerichtshofe, der zu Brüssel seinen Sitz bekam.

In Beziehung auf die allgemeine Verwaltung hob er den alten Staatsrath, den geheimen Rath und den Finanzrath auf, und setzte ein einziges General-Gouvernement ein, worin der bevollmächtigte Minister des Kaisers den Vorsitz führte, und über die politischen und öconomischen Angelegenheiten des Landes entschieden ward. Einige Abgeordnete der Stände hatten darin Sitz zum Ersatz für die bisherigen fortwährenden Ausschüsse, welche gänzlich aufgehoben wurden.

*) Ségur sagt etwas hart, doch nicht ohne Wahrheit, von Joseph: philosophe dans ses opinions, despote dans sa conduite. Auch Adam Wolf, Marie Christine, Bd. I. S. 246 gesteht zu: „Allerdings lag in den Josephinischen Reformen ein gutes Stück Absolutismus versteckt."

Digitized by Google

In der Verfassung der Geistlichkeit traten auch hier die schon im Allgemeinen angeführten Veränderungen ein. Die öffentlichen Umgänge und Aufzüge wurden abgeschafft, die Gebühren für die den Landmann willkürlich beschatzenden Landgeistlichen durch eine neue Taxe bestimmt, Normalschulen für den Volksunterricht angeordnet, mehrere Standbilder oder Gemälde ihres Schmuckes beraubt, Klöster eingezogen, und die großen Abteien, sobald sie erledigt waren, zu Comthureien umgeschaffen, was zugleich auf die ständische Verfassung Brabant's bedeutend zurückwirkte. Vor Allem hob er die Vorrechte der Löwener Universität auf, und errichtete, wie in den übrigen Theilen des Reichs, auch hier ein General-Seminar, worin alle jungen Leute, die sich der Kirche widmeten, studiren sollten, dessen Leitung er aber den Bischöfen entzog und anderen Geistlichen übergab.

Diese Einrichtungen weckten allgemeines Mißvergnügen. Zudem hatte man schon an dem Verlaufe des Scheldestreites und des baierischen Tauschprojectes gelernt, Joseph zu widerstehen. Friedrich der Große schrieb damals: „Ich fange an zu vermuthen, daß dieser Fürst sehr inconsequent ist und sobald er ernstliche Hindernisse sieht, seine Projecte gleich fallen läßt." Und in der That, bei den besten Intentionen fehlte Joseph II. die Macht der Energie, der Wille zu zwingen. Wo er Widerstand erfuhr, zog er sich zurück; seine Seele schauderte vor unnützem Blutvergießen zurück. Marie Christine und ihr Gemahl hatten Anfangs eine Verschiebung der bedenklichen Reformen verlangt; aber der Kaiser hatte geantwortet: Es handle sich hier um das öffentliche Wohl; alles Temporisiren, jeder Aufschub sei ein Verlust und gewähre nur Mißbräuchen eine längere Dauer; wenn es sich um das gemeine Wohl handle, könne er sich nicht durch Repräsentanten zurückhalten lassen, die zu sehr bei diesen Mißbräuchen betheiligt und zu indolent seien, um gegen das alte Unwesen mit anzukämpfen *).

Die ersten Bewegungen wurden durch die Verordnungen über die Universität Löwen unter den Studirenden erzeugt, die durch den Erzbischof von Mecheln, Cardinal von Frankenberg, einen eifrigen Gegner des Seminars, und durch den päpstlichen Nuntius Zondadari aufgeregt wurden. Dieser Aufstand ward leicht unterdrückt, der päpstliche Nuntius aus dem Lande gewiesen, und der Erzbischof nach Wien berufen, wo Joseph, in dem Bewußtsein, nur das Gute und Rechte zu wollen, ihn von seinen wohlmeinenden Absichten zu überzeugen hoffte. Doch diese

*) Wolf, a. a. O. S. 220, 226 f.

Ruhe ward bald wieder unterbrochen, als im Jahre 1787 die neue Einrichtung der Verwaltung und des Gerichtsweſens beginnen ſollte, und Joſeph eben in der Krim mit der Kaiſerin von Rußland war. Nicht wenig trug auch zur Erhitzung der Gemüther bei, daß, dem 17. Artikel der joyeuse entrée zuwider, ein Brüſſeler Kaufmann de Hondt wegen eines angeſchuldigten Betrugs gefangen nach Wien geſchafft wurde. Die Stände Brabant's, von ihrem Rechte Gebrauch machend, verſagten die Hülfsgelder, bis ihre Beſchwerden abgeſtellt wären. Sie verboten den Steuereinnehmern, die Machtvollkommenheit der neuen Beamten anzuerkennen; ſie hoben das Löwener Hauptſeminar auf, entboten die übrigen Landſchaften zu einer allgemeinen Verbindung, und reichten bei den Oberſtatthaltern lebhafte Vorſtellungen ein. Das Volk in Brüſſel knüpfte an dieſen Widerſtand der Stände wilde Ausſchweifungen. Es ſchleppte Strohmänner, an welchen der Titel „Kreishauptmann" geſchrieben war, durch die Straßen, warf dem bevollmächtigten Miniſter, Grafen von Belgiojoſo, den man für einen großen Eiferer in der Ausführung der kaiſerlichen Plane hielt, die Fenſter ein, und zwang den Präſidenten des ſouverainen Gerichtshofes, ſeine Stelle aufzugeben. Dieſen wilden Auftritten folgten ähnliche in Antwerpen, Mecheln und anderwärts.

So bedenkliche Umſtände bewogen die Oberſtatthalter zu der Erklärung, daß die Freiheiten, Herkommniſſe und Gebräuche, wie ſie ſeit Jahrhunderten beſtanden hätten, unverändert aufrecht erhalten werden ſollten; ſie machten zugleich ſich anheiſchig, die Genehmigung des Kaiſers zu erlangen. Dieſe Erklärung erregte große Freude. Aber Joſeph war damals noch weit entfernt, dieſe Nachgiebigkeit ſeiner Vertreter zu billigen. Sobald er nach Wien zurückgekommen war, berief er die Oberſtatthalter und den Miniſter Belgiojoſo zu ſich, und forderte die Stände auf, durch Abgeordnete ihm ihre Beſchwerden vorzulegen. Dieſe Beſchwerden, ſchrieb er ihnen, könne er allein in Mißverſtändniſſen und falſchen Auslegungen ſeiner Abſichten ſuchen, indem er bei ſeinen Unternehmungen nichts als das Wohl der Niederländer im Auge gehabt, und daher eher des größten Eifers und der Dankbarkeit ſich verſehen habe, als einer ſolchen verwegenen Widerſetzlichkeit; doch verzeihe er ihnen dieſelbe als Vater und Menſch, indem er mit dem Unverſtande Mitleiden trage.

Wie entſchloſſen aber auch Joſeph ſein mochte, ſeine Abſichten durchzuſetzen, deren einziger Zweck, wie er zu den ſtändiſchen Abgeordneten ſagte, nur das Glück ſeiner Unterthanen war: ſo befand er ſich

doch in einer Lage, die ihm nicht erlaubte, seine ganze Kraft und Aufmerksamkeit auf die Heilung dieses, wie er meinte, krankhaften Theiles seiner Staaten zu richten. Schon hinlänglich beschäftigt mit der Umwandlung und Umbildung seines Reiches, wünschte er doch noch als Eroberer den Raum für seine Thätigkeit zu vergrößern; und nicht zufrieden mit dem Ruhme eines Gesetzgebers, betrat er mit mehr Ehrgeiz als Beruf die Laufbahn der Helden. Wir haben gesehen, wie er durch das Bündniß mit Katharinen in den Krieg gegen die Türken gezogen ward. Eben als die Niederländer sich auflehnten, begann derselbe.

Dies nöthigte den Kaiser zu einiger Nachgiebigkeit. Er war verstimmt. Hatte er doch in der letzten Zeit mancherlei Täuschungen erfahren! Auf einen dieser Anlässe hin sagte er damals, nicht ohne einen herben Anflug von Kleinmüthigkeit, zu seiner Schwester: „Ich sehe wohl, daß ich in allem, was ich unternehme, unglücklich bin"*). Seine Nachgiebigkeit bestand darin, daß er im September 1787 die Versicherung gab, die alte Landesverfassung solle bis auf wenige einer nähern Untersuchung vorbehaltenen Stücke, wiederhergestellt werden. Die Oberstatthalter kehrten zurück, aber begleitet von dem Grafen Trautmannsdorf, als bevollmächtigtem Minister, und dem General Alton, einem hartnäckigen und strengen Manne, der den Oberbefehl über die sämmtlichen in den Niederlanden befindlichen österreichischen Heerhaufen führen sollte. Unter dem Schutze dieser bewaffneten Macht sollte wenigstens die Veränderung der kirchlichen Verfassung, hinsichtlich deren Joseph nichts von seinen neuen Anordnungen zurückgenommen hatte, behauptet und vollendet werden. Aber auch hier fehlte es nicht an kühnem und starkem Widerstande der mächtigen Geistlichkeit. Bei der Eröffnung des General-Seminars im Januar 1788 fanden sich keine Zuhörer zu den Vorlesungen der neuen Lehrer ein, da der Cardinal Frankenberg nebst mehreren Bischöfen die Lehrbücher und Lehrart, die der Kaiser vorgeschrieben, für irrgläubig erklärt hatte. Die beabsichtigte Verlegung der Universität von Löwen nach Brüssel und die Schließung der bischöflichen Seminarien im März und August 1788 führten neue Ausschreitungen an verschiedenen Orten herbei. Das Verbot der Wallfahrten und Brüderschaften, in Verbindung mit jenen Neuerungen im Erziehungswesen, verbreitete, unter Leitung und Einwirkung der Geistlichkeit, allgemeines Mißvergnügen über das Land, um so leichter als die weltlichen Stände noch nicht hinlänglich beruhigt und befriedigt waren. Noch gegen Ende

*) Ebendaselbst S. 263.

Digitized by Google

des Jahres gediehen die Dinge so weit, daß der Bruch mit der Regierung unausbleiblich war. Die Stände von Hennegau und Brabant weigerten die Hülfsgelder zu bezahlen, und beschwerten sich über neue Verletzungen ihrer Verfassung; in Hennegau, weil der bisherige Landdrost, der Herzog von Ahremberg, durch einen Nicht-Eingebornen ersetzt worden war; in Brabant, weil der Kaiser die Zahl der Vertreter des dritten Standes, in welchem nur Antwerpen, Brüssel und Löwen Sitz hatten, vermehren und dadurch von Adel und Geistlichkeit ihn unabhängiger machen wollte. Der Kaiser in seinem Unwillen widerrief nun seine früheren Concessionen (Januar 1789) und wollte eigenmächtig die Steuern erhoben wissen. Da beide Landschaften in ihrer Widersetzlichkeit beharrten, so wurden zuerst die Stände von Hennegau mit bewaffneter Gewalt aus einander getrieben; dann hatten auch die Brabanter dasselbe Schicksal; ihre Joyeuse entrée ward für aufgehoben erklärt (18. Juni 1789). Der Sieg schien errungen, und Alton sagte: am Tage, wo bei Kollin so glorreich gefochten, ist auch der Kaiser Herr der Niederlande geworden.

Aber der Triumph war zu voreilig. Das Volk, von den Priestern aufgeregt, und durch die Uneinigkeit zwischen dem mildern Trautmannsdorf und dem strengen Alton ermuthigt, gerieth in heftige Gährung; selbst die fremden, damals auf Oesterreich eifersüchtigen Mächte hatten ihre Hände im Spiel. Auch das Beispiel des benachbarten Frankreich, wo gerade die Revolution im Ausbruch begriffen war, griff ein. Zu Hasselt im Lüttich'schen und zu Breda in Holland strömte eine zahlreiche Masse Mißvergnügter zusammen. Ein Brüsseler Anwalt, van der Noot, der in Berlin und London Unterhandlungen versucht hatte, und ein Canonicus van Eupen stellten sich an die Spitze; unterstützt von den reichen Geldzuflüssen aus den Städten, Abteien und anderen Quellen rüsteten sie einen Heerhaufen von 10,000 Ausgewanderten aus. Van der Mersch, der früher in österreichischen Diensten als Oberst gestanden hatte, übernahm den Oberbefehl. Ein im Namen der Geistlichkeit, des dritten Standes und eines großen Theils des Adels erlassenes Manifest erklärte den Kaiser seiner Herzogswürde für verlustig und die Niederlande für unabhängig. Ein Congreß, der sich zu Breda versammelte, übernahm die Regierung.

Vergebens suchte indessen Joseph den Sturm zu beschwichtigen, vergebens setzte er im August 1789 die Universität Löwen wieder in ihre Gerechtsame ein, vergebens widerrief der Minister im November die Verordnung vom 18. Juni; die Macht des Aufstandes entwickelte sich mehr

und mehr. Die kaiserlichen Soldaten, von der Freigebigkeit der Gegner gelockt, verließen haufenweise ihre Fahnen und gingen zu dem Heere der Patrioten über. Alton und Trautmannsdorf handelten ohne gegenseitige Uebereinstimmung, und vermehrten dadurch ihre Bedrängniß. Im November flüchteten sich Christine und Albert nach Koblenz. Und auch Alton sah sich endlich genöthigt, Brüssel zu verlassen (13. Dec. 1789), und zwar mit einer solchen Hast, daß drei Millionen an baarem Gelde zurückblieben. Wenige Tage später zog van der Noot in Brüssel ein. Da das kaiserliche Heer nach und nach das ganze Land bis auf Luxemburg räumte, so vereinigten sich nun die Stände aller übrigen Landschaften, erklärten sich als der vereinigte Staat von Belgien für unabhängig, und setzten zu Brüssel einen allgemeinen Congreß ein (Januar 1790).

Diese Vorfälle erschütterten den Kaiser Joseph tief, und um so mehr, da auch von anderen Seiten her sein Geist und sein Körper bestürmt ward. Die Anstrengungen im Türkenkriege, die Einwirkungen eines heißen Sommers, dürrer Wüsten und morastiger Ausdünstungen, an denen ein großer Theil aller seiner Heere erkrankte*), hatten seine Gesundheit in einem hohen Grade geschwächt. Zugleich mußte er sehen, daß, wie in den Niederlanden, so auch in Ungarn das Mißvergnügen und der Unwille über seine neuen Einrichtungen immer lauter und drohender sich gestaltete. Eine ganze Reihe von Beschwerden wurde von den Ungarn erhoben.

Gleich beim Anfange seiner Regierung hatte Joseph, gegen das gewöhnliche Herkommen, sich nicht mit der berühmten heiligen Krone krönen, ja dies Heiligthum der Nation von Preßburg nach Wien führen lassen, unter dem Vorwande, sich die großen Kosten und eine ihm lästige Feierlichkeit zu ersparen; in der That aber war seine Absicht, den herkömmlichen Krönungseid nicht eher zu schwören, als bis er seine Plane auch hier durchgesetzt haben werde. Er wollte vor allem die neuen kirchlichen Einrichtungen zu Stande bringen, und die Lage des mehr als irgendwo gedrückten Landmanns verbessern. Alle Lasten waren auf den Landmann gehäuft; er mußte sogar die Kosten der Processe bezahlen, welche die Edelleute unter einander führten. Der Landmann hieß daher auch in der Geschäftssprache misera contribuens plebs (das arme steuernde Volk).

*) Vom Anfang des Juni 1788 bis Mai 1789 gab es 112,000 Kranke, von denen 33,000 starben.

Digitized by Google

Zudem erklärte Joseph die deutsche Sprache zur allgemeinen, wo nicht Landes-, doch Geschäftssprache. Drei Jahre wurden zu ihrer Erlernung Denjenigen, welche öffentliche Aemter bekleideten, zugestanden; wer bis dahin nicht ihrer mächtig sein würde, der sollte sein Amt verlieren. Mehrere Landgerichte wurden aufgehoben oder umgeändert, und erhielten andere Namen und andere Beisitzer. Die Obergespanne in sämmtlichen Comitaten wurden außer Wirkung gesetzt; die Verwaltung ward königlichen Bevollmächtigten oder Commissarien, gleichfalls mit veränderter Einrichtung, anvertraut. In Siebenbürgen, das so wie Croatien, Slavonien und das Banat, neu eingetheilt ward, verschwand damit der bisherige Verfassungsunterschied der drei Völker, der Ungarn, Szekler und Deutschen.

Um die den Sitten und selbst dem Kriegsdienste so schädlichen Werbungen einzustellen, führte er die Conscription ein, und ließ zu diesem Behufe eine Volkszählung veranstalten, eine Maßregel, die bisher eigennützige Rücksichten so viel als möglich verhindert oder verfälscht hatten. Er hob die drückende Leibeigenschaft auf, und erklärte unverhohlen in einer Verordnung an den ungarischen Hofkanzler Grafen Palfy, daß es seine Absicht sei, den gedrückten Landmann von dem Uebergewicht der Adelschaft zu befreien. Er wollte auch hier die neue Steuerordnung einführen, und die den Edelleuten zuständigen Besitzungen, deren Freiheit von der Freiheit der Person wohl zu unterscheiden sei, mit denen aller anderen Einwohner und Bürger gleichstellen, zu welchem Behufe denn auch in Ungarn eine neue Vermessung der liegenden Gründe unternommen wurde.

Gegen diese Beeinträchtigungen der Adelsvorrechte wurden Klagen und Gegenvorstellungen aller Art erhoben. Der Türkenkrieg, dessen Schauplatz Ungarn war, mehrte die ersteren, und Anregungen von außen, so glaubte man, verstärkten den Unmuth. Obwohl die Gegenwart der Heere einen offenen Aufstand, wie er in den Niederlanden erfolgt war, nicht besorgen ließ, so stellte sich doch Preußen immer drohender an den Grenzen von Schlesien auf, und schien den Ungarn, wie den Türken, Ableitung verschaffen zu wollen.

So bedrängt, sah sich denn Joseph auch hier zum Widerruf aller seiner Verordnungen genöthigt, bis auf das Duldungsgesetz, die Pfarreinrichtung und die Aufhebung der Leibeigenschaft. Obschon, sagte er in seiner Erklärung an die ungarischen Stände, einige Zweige der Verwaltung von ihm in der Absicht geändert seien, die Wohlfahrt des Reichs zu befördern, so nehme er doch auf den Bericht, daß die Ungarn die vorige

Verwaltungsart vorziehen und in der Aufrechterhaltung derselben ihre Zufriedenheit suchen, keinen Anstand, ihrem Verlangen zu willfahren, indem das Glück der seiner Herrschaft anvertrauten Völker der einzige Gegenstand seiner Wünsche, und somit der Weg der angenehmste sei, auf welchem er, nach dem einstimmigen Sinne der Nation, am sichersten dahin gelange. Er schickte auch die ungarische Reichskrone nach Ofen zurück, wo sie als Vorbote der wiedererrungenen Freiheit mit dem größten Jubel empfangen ward. Triumphbogen erhoben sich, wo sie durchzog, und die Stadt Ofen ward auf das Festlichste erleuchtet.

Joseph ward durch die Nothwendigkeit, die Werke seiner Anstrengungen selbst zu zertrümmern, in der innersten Seele verwundet. „Ich wünsche, äußerte er einmal, man schriebe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Plane scheitern zu sehen." Zu dem Prinzen von Ligne, der aus den Niederlanden abstammte, sagte er: „Ihr Land hat mich umgebracht; die Räumung Brüssel's ist mein Tod." Die Beschwerden des Feldzuges von 1788, in deren Ertragung er es im ungesunden Klima der Donauländer den gemeinen Kriegern gleich that, vereinigten sich mit dem Grame, seine Gesundheit völlig zu Grunde zu richten. Am 5. December 1788 kam er bedeutend krank nach Wien zurück. Der heftige Bluthusten, an welchem er litt, bestimmte die Aerzte, seinen Zustand für sehr bedenklich zu erklären. Da er die religionsfeindlichen Grundsätze derjenigen, die ihn wegen seiner kirchlichen Neuerungen zu den Ihrigen zählten, nicht theilte, sondern dem Glauben seiner Väter aus Ueberzeugung anhing, wenn er gleich das Kirchenthum der Verbesserung bedürftig erachtet hatte: so ließ er sich am 16. December in der Burgcapelle, in Gegenwart des Cardinal-Erzbischofs, des päpstlichen Nuntius und einer zahlreichen Versammlung, das Abendmahl reichen. Als er dem Altar sich näherte, sprach er die denkwürdigen Worte: „Vor dem hier gegenwärtigen Gott, den ich bald als meinen Richter erwarte, betheure ich, daß ich Alles, was ich während meiner neunjährigen Regierung gethan, nur in der Absicht angeordnet habe, das Wohl meiner Unterthanen zu befördern. Sollte ich gefehlt haben, so wird Gott in Rücksicht meiner Absicht und der menschlichen Schwäche, von der kein Sterblicher befreit ist, mit mir Barmherzigkeit haben." Sein Befinden besserte sich hierauf, und im Sommer 1789 erfreute er sich einer scheinbaren Genesung. Aber im Winter kehrte das Uebel mit verdoppelter Stärke zurück, und mit dem Anfange des Jahres 1790 nahm es eine Wendung, die seinen Tod unvermeidlich machte. Mit großer Ruhe, trotz seiner

Digitized by Google

körperlichen Leiden, und mit unermüdeter Thätigkeit, trotz der bitteren Erfahrungen, ging er seinem Ende entgegen. Am 13. und 15. Februar 1790 ließ er die Sacramente der Kirche sich reichen. Am letztern Tage holte sich die von ihm als Tochter geliebte Erzherzogin Elisabeth, Schwester der Großfürstin Maria von Rußland und Gemalin seines Neffen, des Erzherzogs Franz, an seinem Sterbebette seinen Segen, und zwei Tage darauf starb sie an den Folgen zu früher Entbindung. Der Schmerz darüber beschleunigte seinen Tod. Im vollen Gefühl der Annäherung desselben, befahl er, den in der Hofcapelle ausgesetzten Leichnam der Erzherzogin an seinen Begräbnißort zu schaffen, damit, wie er sagte, für seine eigene Leiche Platz werden möge. Am 20. Februar starb er, im neunundvierzigsten Jahre seines Lebens, im zehnten der Regierung seiner Erblande. Noch am 19. Februar hatte er seinen Cabinetssecretairen bis zehn Uhr Nachts dictirt. Einige Tage vorher schrieb er auch einen Brief an „die fünf Frauen, welche die Güte hatten, mich in ihren Kreis aufzunehmen;" es waren die Fürstinnen von Lichtenstein, Klary, Kinsky u. s. w., deren Gesellschaft seine größte Freude gewesen war. Er dankte ihnen für „ihre ihm so viele Jahre erwiesene Nachsicht und Milde."

Herder rief dem todten Herrscher die schmerzlichen Worte nach: „Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, wurde er als ein Hilfsgott angebetet, und von ihm das Größte, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Sühnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemüht, mehr angestrebt, rastloser gewirkt als er? Und welch' ein Schicksal, vor dem Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müssen, und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart ergangen wäre." Dennoch hatte Joseph nicht vergeblich gelebt und gewirkt; er hatte weithin den Samen einer neuen Bildung ausgestreut, wenn auch sein „System", wie man es nannte, auf immer mit ihm begraben schien. Auch war die Trauer über seinen Tod allgemeiner und tiefer, als man meinte; sie ging ins Volk. Deshalb flüsterte man sich überall mißtrauisch zu: „er ist vergiftet." Deshalb erzählten sich hoffend die Bauern: „er ist nicht todt, man hat ihn eingesperrt, er wird wiederkommen"*).

*) Wolf, a. a. O. Bd. II. S. 43 f. Höchst interessant ist S. 233 die Selbstrechtfertigung Joseph's vom 28. December 1789 in Bezug auf die belgischen Wirren.

Da Joseph keine Kinder hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Leopold, bisheriger Großherzog von Toscana. Diesem Fürsten war eine schwierige Aufgabe bereitet. Er sollte die Unzufriedenheit in den Erblanden stillen, die Niederlande wiedergewinnen, ehrenvollen Frieden mit der Pforte schließen, Preußen versöhnen und die Kaiserkrone erlangen. Mit großer Klugheit löste er den verschlungenen Knoten. Mit Preußen und dessen Bundesgenossen, England und Holland, ward zu Reichenbach, in dessen Nähe das preußische Heer stand, eine Unterhandlung eröffnet. Das Ergebniß derselben war ein am 27. Juli 1790 geschlossener Vertrag, in welchem Leopold den Niederlanden ihre alte Verfassung und auch den Barriere-Vertrag wieder herzustellen, mit der Pforte aber einen Frieden auf den Grund des Besitzstandes vor dem Kriege zu schließen versprach. Nun erhielt er als Leopold II. ohne Schwierigkeit die Kaiserkrone, und am 5. August 1791 kam zu Sziştova mit den Türken ein Friede zu Stande, in welchem Oesterreich noch das Gebiet von Alt-Orsowa zu erlangen wußte. Nach dem Vertrage zu Reichenbach erließ Leopold an die Niederländer eine Erklärung, worin er sie zur Rückkehr unter den Gehorsam seines Hauses aufforderte, zugleich aber, unter der Gewährleistung von England, Preußen und Holland versprach, sie nach der alten herkömmlichen Verfassung zu regieren und ihnen eine allgemeine Verzeihung angedeihen zu lassen. Der niederländische Congreß war zwar entschlossen, seine Unabhängigkeit zu behaupten; allein er war verlassen von fremder Hülfe, und, was noch bedenklicher war, die eigne Kraft ward durch Uneinigkeit und Zwietracht zersplittert. Der Einfluß derjenigen Grundsätze, die bei der Umwälzung des nahgelegenen Frankreich wirkten, und die mit den Antrieben der niederländischen Auflehnung im geraden Widerspruch standen, hatte eine demokratische Partei erzeugt, welche mit den ursprünglichen Häuptern in Spannung und Streit gerieth, als es auf die Entwerfung einer Verfassung ankam. Das Heer und sein Anführer, van der Mersch, erklärten sich für dieselbe; allein der Congreß stellte ihm ein anderes Heer unter Anführung Schönfeldt's, eines ehemaligen preußischen Officiers, entgegen, dem es gelang, van der Mersch gefangen zu nehmen (April 1790).

Dieser Zwist hatte dem schwachen österreichischen Heere in Luxemburg Ruhe und Sicherheit gewährt, so daß sich die Verstärkungen, die Leopold aus den Erblanden sandte, ungehindert anschließen konnten. Der Feldmarschall Bender erhielt den Oberbefehl. Als nun dieses 30,000 Mann starke Heer gegen die Patrioten geführt ward, wagten

Digitized by Google

dieselben nur schwachen Widerstand. Van der Noot, van Eupen und andere Häupter entflohen, und am 2. December hielten die Oesterreicher ihren Einzug in Brüssel. Noch vor Ausgang des Jahres waren die sämmtlichen Niederlande unterworfen, und Leopold bestätigte ihnen alle diejenigen Freiheiten und Gesetze, die am Ende der Regierung Maria Theresia's bestanden hatten.

Ebenso rasch und schnell beruhigte Leopold die Ungarn durch Mäßigung und Festigkeit. Denn auch der letzteren bedurfte es, da die Ungarn, die Verlegenheit Leopold's benutzend, ihm neue Beschränkungen abnöthigen und ihm daher auch einen neuen Krönungseid vorschreiben wollten. Aber indem er ihnen die feierliche Versicherung gab, daß er die Verfassung des Reichs unverletzt erhalten wolle, erklärte er zugleich entschieden, daß er keine andere Versicherungsacte ausstellen und beschwören werde, als welche Karl II. (VI.) und Theresia gegeben und beschworen hätten. Darauf erfolgte denn auch die Krönung. Auf einem Reichstage wurden, in Uebereinstimmung mit Leopold, die gegenseitigen Beschwerden abgethan und die vorzüglich mißfälligen Anordnungen Joseph's abgeschafft. Die Freizügigkeit des Landmanns blieb bestehen, um das Volk zu trösten, wie die Stände sagten. Dagegen drangen sie sehr darauf, daß der von Joseph den Bauern ertheilte freie Ausschank ihrer selbst erzeugten Weine und die für eben dieselben in einer besondern Herrschafts-Kanzlei angeordneten Amtstage abgeschafft würden. Die neue Anordnung der Grundsteuer wurde nicht nur in Ungarn, sondern darauf auch in den übrigen Erblanden, in Oesterreich, Böhmen u. s. w. aufgehoben. Eine allgemeine Ruhe trat ein, und das Alte, das diesen starken Sturm bestanden hatte, schien dadurch eine Unantastbarkeit gewonnen zu haben, die von jedem ähnlichen Versuche zurückschrecken müsse.

---

21. Gustav III. im Kampfe mit Rußland.

(1788—1790.)

Für einen König von der Geistesrichtung Gustav's III. von Schweden hatte der Kriegsruhm gewaltigen Reiz. Um in Zukunft denselben zu ernten, verwandte Gustav große Thätigkeit auf Herstellung des schwedischen Kriegswesens. Das Landheer, das beim Antritt seiner Regierung unvollzählig und entblößt von Geschütz und anderen Nothwendig-

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
Los Angeles
This book is DUE on the last date stamped below.

Form L9—15m–10,'48(B1039)444

THIS LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

D20
B38w
1860
v.12,13

Becker -
Weltgeschichte

D20
B38w
1860
v.12-13

Digitized by Google

Digitized by Google